Und von dem Stern ergießt ein magisch Licht
Sich um des Kaisers frommes Angesicht.
Als wie verklärt erscheint sein heilig Haupt,
Mit Strahlen-Kronen scheint sein Haar umlaubt,
In seines sanften Auges mildem Blau
Erglänzt der höchsten Gnade reinster Thau!
Und um das Haar des Greises, silberrein,
Da bildet sich ein lichter Kreis und Schein,
Und von den Sphären tönt es hell und laut:
„Den stillen Gang" hat Gott, der Herr, geschaut,
Dafür sey auch dein ganzer Lebensgang
Umbaut von Engelsgruß und Sphärensang.
Drum sey der Gang von deinem ganzen Haus,
Ein Segengang mit ew'gem Blumenstrauß.
Drum sey dein letzter Gang auf Erden auch
Ein Engelsgruß, ein Seraphruf, ein Friedenshauch;
Drum sey dein Gang zu Gottes Thron,
Ein Siegeszug nach Palmenkron';
Drum jedem Gang erblühe Heil und Recht,
Den fürder geht dein Glanzgeschlecht.

## Das Grab des Armen.

Erzählung von Joseph Mohl.

Es ist eine Herberg uns Allen bestellt
Von dem größten Meister auf dieser Welt,
Es ist ein Kämmerchen eng und klein,
Doch ruht es sich drinnen so sanft und fein.

Mein Vater hatte von der untersten Stufe bis zum Oberstlieutenant die letzten Kriege mitgemacht, und wurde im Jahre 1810, seiner leidenden Gesundheit wegen, von seinem Monarchen mit dem in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßten Oberstpatente in den Ruhestand versetzt. Gewohnt an rastlose Thätigkeit, konnte die in seinen Verrichtungen plötzlich eingetretene Ruhe nur dazu dienen, den ohnehin gebeugten Mann zu entkräften. Aber schnell erkennend, woran es fehle, kaufte er sich in einer der schönsten Gegenden des Landes ein Häuschen, und die Einrichtung, die Umänderung so manchen Gegenstandes, endlich der neue Wirkungskreis als unumschränkter Herr seines Hauses, wirkte so vortheilhaft auf seine Gesundheit, und ebneten so manchen Zug des rauhen Soldaten, daß er sich bald ganz heimisch fühlte in dem angenehmen Leben des begüterten Landbewohners. Doch nur zu bald fühlte er ein Bedürfniß, welches auf Märschen und in Schlachten sein geringster Kummer gewesen seyn mag, eine einfache, kleine Sache, wo Hunderte leichtfertig zugreifen; ihm fehlte — das Weib.

Er hatte eine Carrière gemacht, begünstigt vom Glücke, Zufall und persönlicher Tapferkeit, welche wir mit dem regsten Eifer, mit Geburtsvorrechten und Kenntnissen ausgerüstet, in dieser Zeit nicht zu machen im Stande sind; er hatte im kräftigsten Mannesalter, mit 41 Jahren, den Dienst verlassen; so streng gegen sich, wie gegen seine Umgebung, hatte er bald wieder seine Kräfte gesammelt, und nur der von einer Flintenkugel gelähmte Arm hielt ihn vielleicht ab, dem Monarchen seine Dienste von Neuem anzubieten. Aber so manche seiner im Dienste angewohnten Eigenheiten und das hie und da hervorsprossende graue Haar, ließen ihn beinahe verzweifeln, ein Mädchen zu finden, die ihm Hausfrau und Pflegerin seyn würde. Doch die Zeit belehrte auch ihn eines Bessern, denn warme Zuneigung von der einen, Achtung und Freundschaft von der andern Seite, führten ihn nach Verlauf von drei Vierteljahren Philippine, des Verwalters einundzwanzigjährigen, lieben Töchterchen ins Haus. Und kaum drei Jahre waren vergangen, so knüpften ihn neue Bande in mir und meiner Schwester an das treue Weib und an die ländliche Wohnung. Ich übergehe einen Zeitraum von 8 Jahren und nähere mich meinem Zwecke.

Einfach und nett war unsre Behausung, nirgends sah man Ueberreste und Andenken an die frühere Laufbahn meines Vaters prunkend zur Schau getragen, wie man es so oft trifft, denn nichts konnte er weniger leiden, als das dramatisirende Erzählen von Heldenthaten, welches dem Unbekannten ein kaltes, gefühlloses Staunen abzwingt und Geist und Herz die läßt. Kamen dann manchmal so alte Haudegen zum Besuch, so wurden sie herzlich aufgenommen, ihre Schwächen geduldet, und nach wenig Tagen schwanden die seltenen Erscheinungen und der alte Ton ward im Hause fortgeübet.

Doch man glaube nicht, daß mein Vater alle Erinnerungen an seine schön und wacker durchlebte Jugend verbannt hatte; o nein! In einem Eckzimmer des ersten Stockwerkes war seine Waffenkammer, dort waren die beiden Wände mit Säbeln, Pistolen, Sattelzeug, den Bildnissen seiner Feldherren, oder gelungenen Darstellungen der mitgekämpften Schlachten behangen.

Dem Eingange gegenüber war die Wand mit einfachen, weißen Draperien geziert, in der Mitte hing die Silhouette eines Mannes, dessen scharf begränzte Züge einen kühnen Geist verriethen, um dieselbe waren in lateinischer Schrift die Worte: „Jan van der Morten" zu lesen. Unter derselben befand sich ein Degen, dessen Griff gebrochen, in Sahlerner Scheide sammt Wehrgehänge, rechts und links zwei Pistolen von prächtiger Arbeit, mit Silber ausgelegt. Hier weilte er gerne, doch nicht oft, und nur selten war mir der Eintritt vergönnt. Fragte ich ihn zuweilen, wer der schwarze Mann sey, so nahm er mich freundlich beim Krauskopf und sagte wehmüthig: „Er war mein Freund, werde einst wie er war; mehr zu wissen frommt dir für jetzt nicht." Und ich liebte den schwarzen Mann, der des Vaters Freund gewesen, und kümmerte mich nicht um seine Geschichte, die ich in meinem zehnten Jahre selbe erfuhr.

Einer der besten Freunde des Vaters, aus seinen letzten Feldzügen in Italien, war zu uns gekommen. Mittags herrschte ungebundene Fröhlichkeit an unserm Tische, und die alten Waffenbrüder tauschten so manche Neuigkeit ein, fragten bald um diesen, bald um jenen Kameraden, sprachen von überstandenen Gefahren, bis endlich General Baum aufsprang, meinen Vater umarmte, und mit Thränen im Auge sagte: „Bruder Holm, sieh mich an, gutes treues Herz; von so vielen heißen Tagen hast du erzählt; warum erwähnst du nicht Marengo's, wo du allein mit deinen Gewehrten mein Leben retteteſt? Hast du noch deinen Palasch, der für mich ein Schild der Pallas war?"

„Sollst ihn wohl sehen nach dem Essen," und nun wurde die Schlacht bei Marengo nochmal geschlagen und Toaste den Gefallenen ausgebracht.

Nach dem Essen, in dem Zeughause meines Vaters, als der bewußte Säbel besehen war, den auch ich neugierig beschaute, blieb Baum vor der Silhouette stehen, musterte sie und fragte: „Wer war denn van der Morten?" — „Komm hinüber zu Weib und Kindern und zu den Freunden, im trautlichen Kreise stopfen wir uns die Pfeife, und du Carl," sagte er zu mir gewendet, „nimm die Silhouette mit, daß des Freundes Beschauen mich stärke und mit die Taze der Jugend zurückreufe."

Ich gebe die Erzählung des Vaters nicht mit seinen Worten, denn über manches seiner früheren Verhältnisse ließ er sich in das kleinste Detail ein, eben so wenig, als ich, obwol die Hauptpersonen sämmtlich gestorben sind, deren Familiennamen angeben kann.

Es war im Monat November des Jahres 1794, als das Haus des reichen Handelsherrn, van der Morten in Amsterdam, wider alle Gewohnheit prächtig erleuchtet war. Von der See blies der Wind kalt herein und nur im Vorübergehen fragte Mancher, was wohl für ein Fest da oben gefeiert werde, und jedesmal scholl die Antwort zurück: „Das Abschiedsfest des Sohnes."

Aber oben im glänzenden Saale, dessen großartige Bauart, mit den herrlichen Frescogemälden und seinen Kariatyden sein ho-

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

hrs Alter beurkundete, wogten die geladenen Gäste im bunten Gewirre, und hatten nicht acht des Schmerzes, welcher im Gesichte des Vaters deutlich zu lesen war.

Jan, der Sohn, der in einigen Tagen das Vaterhaus als Offizier verlassen sollte, kümmerte sich wenig um die Gesellschaft, sondern hatte sich mit Carl Holm, einem Jugendfreunde, in eine Fensterbrüstung gezogen, wo ein eifriges Gespräch sie bald ihre Umgebung vergessen ließ. Unterdessen erndete Myrrhen nach der Morten von den Gästen so manches Lob über das reich vergoldete Silbergeschirr, gegossen in den gefälligsten Formen einer älteren Zeit; nicht minder erstaunt war man, zu solcher Zeit Ostindiens Flora ihr Aroma verbreiten zu sehen: was beide Hemisphären des Kostbaren boten, hier war es vereint. Trotz alle dem wandte der Alte oft besorgt den Kopf nach dem Fenster, wo sein Sohn mit dem Freunde vereint weilte.

„Sieben Jahre," lautete dort die Rede, „sind es nun, seit du uns verlassen; ich habe deiner oft gedacht, und manchmal deines Rathes bedurft. Als der Tod deines Vaters — du verzeihst, daß ich jenes Verhältniß erwähne, — den Fall deines Hauses herbeiführte, und du schnell den Studien entsagend nach Hause eiltest, um durch deine Gegenwart ermuthigend auf die Mutter zu wirken, als du die kleinen Reste des Vermögens für sie sicher unterbrachtest und dann in der Welt verschwandest, da zürnte ich dir oft, daß du des Freundes vergessen; denn zu mir wäre dein Weg gewesen, aber du kamst nicht. Nach fünf Jahren endlich erschien dein erster Brief, du warst Soldat geworden, hattest dich durch unerschütterlichen Muth zum Offizier emporgeschwungen, und mit deutschem Stolze standest du rein und hehr vor mir.

„Vergib," rief Holm, „wie schwer es mit ward, mir, dem Jünglinge mit 17 Jahren, welcher fest auf des Vaters Reichthümer dauen konnte, fremdem Willen unterthan zu sein, kannst nur du ermessen, aber du hast auch die Nothwendigkeit erkannt, und ich bin gerechtfertigt. Doch was bestimmte dich, welchem der Vater vertrauungsvoll das ausgedehnte Geschäft übergeben wollte, dem furchtbaren Mars zu huldigen?"

„Für's Erste, auch unsern Gränzen nahen Frankreichs wüthende Scharen: und ich wollte nicht einer der letzten sein, der für's Vaterland die Waffen ergriff; dann, höre und verzeih, du, deine Briefe und Alles was ich von dir hörte, bestimmten mich schon längere Zeit, bis del Monte —"

„Halt, wer ist dieser del Monte?" fragte Holm hastig, „schon heute hörte ich seiner erwähnen."

(Fortsetzung folgt.)

## Merkwürdige Geschichte eines Schlafwandlers.

Ein junger Mensch von 18 Jahren, Kader in einem österreichischen Regiment, wurde vor einigen Monaten von einem sehr geschickten Arzt, als unheilbarer Somnambulist erklärt und in das Militärkrankenhospital von Mailand geschickt, woselbst Folgendes über den Verlauf dieser sonderbaren Krankheit beobachtet wurde. Ueberwältigt von heftigem Schlaf und Drücken auf den Augen legt sich der Kadet zu Bette, schläft ein und steht dann bald wieder auf, um schlafend und mit völlig geschlossenen Augen seine Wanderungen zu beginnen. Er hält sich für einen König oder gar Kaiser, befehligt eine ausgedehnte Truppenmacht, fällt mit derselben den Feind an, belagert Festungen und erobert ganze Provinzen. Die Gefangenen werden ohne Gnade und ohne Verhör zum Tode verurtheilt; er gibt ihnen 3 Minuten Zeit, sich vorzubereiten, zählt selbst die Minuten und Sekunden, macht nach Verlauf der gegebenen Frist die Pantomime des Kopfabhauens und ruft dann: „es ist geschehen". Als Herr des Schlachtfeldes verliebt er sich in eine unbekannte Prinzessin, macht derselben eine ganz kurze Liebeserklärung und läßt ihr dann 3 Minuten Zeit, den Tod oder seine Hand zu wählen. Natürlich wird diese letztere vorgezogen; der Bräutigam umarmt und küßt die Prinzessin und führt sie dann selbst bei der Hand in den Pallast, d. h. unters Bett. Nachdem die Braut in Sicherheit ist, wendet sich der Beruhigte wieder gegen den Feind, den er im Garten aufs Neue versammelt glaubt, und gegen den er mit Stroh aus seinem Strohsacke tüchtig bombardirt. Bisweilen zeigt er einen Anflug kindlicher Liebe, bricht aber bald wieder in Rache gegen den verrätherischen Bruder aus. Bei all diesem Treiben hat der Kranke die Augen geschlossen, die Züge sehr animirt, kräftigen Schritt und elegante Haltung; er erkennt alle Gegenstände und wagt, was mancher Wachende nicht wagen dürfte. So klettert er auf das äußerste Gesimse des Fensters, springt von dort auf den Ofen, vom Ofen wieder auf die hohe Bettstelle, von wo aus er seine Soldaen haranguirt, wobei man nicht begreifen kann, daß er nicht mit dem Bettgestell zusammenstürzt. Ist der Anfall vorüber, so legt er sich wieder zu Bette, schläft ganz ruhig und wacht dann frisch und munter auf, ohne von dem Vorgefallenen das Geringste zu wissen. Zur Heilung wurden zuerst nur mit wenigem Erfolg homdopathische Mittel angewandt; die Anfälle zeigten sich etwas später und waren weniger heftig. Hierauf versuchte man den mineralischen Magnetismus, der einen viel heftigeren Anfall zur Folge hatte, was man jedoch der Reaktion zuschrieb. Der Versuch wurde wiederholt und zwar, bis der Kranke durch den ganzen Leib eine heftige Kälte verspürte und sich durch Erhitzung im Gesichte und vorzüglich an der Nase eine Kongestion des Blutes gegen den Kopf bemerklich machte. Der Puls war dabei gegegen und zählte 80 Schläge. Dieser Versuch hatte einen sehr unglücklichen Erfolg. Am nemlichen Tage, den 1. August, zeigte sich ein sehr heftiger Anfall, der zwei Stunden dauerte und interessante Erscheinungen darbot. Der Kranke kommandirt wie gewöhnlich seine Truppen, als zufällig von der Straße die Musik einer Drehorgel gehört wird. Sogleich fängt er an zu tanzen, springt nach dem Takt hin und her aufs Fenster und wieder auf den Boden. So wie die Musik schweigt, beschäftigt er sich wieder mit seiner Armee, legt sich dann nieder, schläft ein und erwacht bald frisch und munter. Den 4. August nach Mittag entschlief der Kranke und um 5½ stellte sich der Somnambulismus ein. Man hatte Musik bereit gehalten, die nun gleich einen Walzer zu spielen anfing; der Kadet steht sich nach den Damen um, fordert dieselben zum Tanzen auf und scheint mehrere Köbe zu erhalten, worüber er denn sehr unwillig wird. Zufällig erblickt er an dem Gitter, durch welches man ihn beobachtete, auch die alte und etwas häßliche Krankenwärterin und ruft nun im größten Zorn: was macht denn die alte Hexe hier, fort mit derselben! — Unter den vielen Anwesenden hatte dieß dieß Weib das Unglück, sein Mißfallen auf sich zu ziehen. Dieser Anfall dauerte dreiviertel Stunden. In der Nacht vom 7. auf den 8. Aug. v. J. zeigte sich ein sehr heftiger Anfall, der aber nicht genau beobachtet werden konnte, da der Kranke alle Laternen in seinem Zimmer zerschlug und sich Niemand zu ihm hineinwagte. Den 8., eine halbe Stunde vor Mittag, zeigte sich nach kurzem Schlaf wieder ein Anfall. Bei demselben zeigt er sich wüthend gegen die Personen hinter dem Gitter, unter denen mehrere Militärs von hohem Rang. Er will Leinwäsche, Stroh, Strohsack und was er habhaft werden kann, durch das Gitter werfen, und pflanzt zuletzt den Strohsack vor demselben auf. Unterdessen war auch der Feldmarschall Rufinger in Uniform angekommen. So wie ihn der Kader erblickt, ruft er ihm lachend, du hast einen schönen Rock und schönen Degen; er fühlt sich nach der linken Seite und sucht etwas — ich hatte auch einen Degen, jetzt da he ich keinen mehr, aber der Deinige sieht dem meinigen sehr ähn lich, Du bist von meinem Korps — komm nur näher. Hierauf nimmt er den Strohsack vom Gitter weg und will dasselbe öffnen, wird aber

Digitized by Google

bald wieder wüthend, da er den Schlüssel nicht findet und sucht die Thüre aufzusprengen. Die Musik war noch nicht angekommen; man ließ einen alten Soldaten rufen, der frühr Komödiant gewesen und noch ziemlich ordentlich sang. So wie er zu singen anfing, wurde der Kranke ruhig, tanzte und begleitete den Gesang mit seiner Stimme. Nach einer Weile näherte er sich dem Gitter und rief dem Soldaten zu: Du hast eine gute Stimme, ich habe sie nun gehört — laß es gut seyn und trage Sorge für dieselbe. Die Musikanten waren unterdessen angekommen und begannen einen Walzer, zu dem der Kadet, nach einer höflichen Verbeugung gegen die Mauer, (wahrscheinlich gegen die Damen) wacker tanzte. Das Tempo wurde geändert und ein Marsch gespielt, nach dem der Kranke mit ganz militärischer Haltung hin und her marschirt. Bei dem folgenden Lied, das in der Messe während der Elevation gespielt wird, wirft er sich andächtig auf die Knie, springt wüthend auf, sobald die Musik schweigt, und fängt wieder an zu tanzen, sobald sie einen Walzer spielt. Immerfort tanzend begibt er sich hinter den Ofen, zieht dort das Hemd aus und wieder an; die Schnüre an den Unterhosen verwickeln sich, er wird wüthend, todt und schreit und zerreißt sie endlich mit den Zähnen. Hierauf bindet er die Unterhosen wieder fest und nähert sich dann den Gittern. „Eine Räuberbande von 24 Mann hat mich angefallen, ruft er dort; Jedermann wird glauben, ich sey gestohen, aber nein, meine Kraft war der ihrigen überlegen, wären es auch 50 gewesen, ich hätte sie besiegt.“ Es waren gerade 24 Personen anwesend. — Der Kranke will nun seine Kraft zeigen, und fängt an, die hölzerne Thüre einzusprengen. Die Musik spielt einen Walzer und er tanzt wieder, bis er ganz ermattet zu Boden fällt und einschläft. Nach wenigen Minuten springt er wieder auf, geht hinter den Ofen, macht dort seine Unterhosen in Ordnung und nähert sich wieder dem Gitter. „Geht fort, flieht, flieht, ich habe eine Kanone unter dem Arm; mit diesen Worten scheudert er einen Ziegel so heftig gegen die Mauer, daß dieselbe bedeutend beschädigt ward. Bei dem Liede der Messe wird er wieder ganz ruhig, legt sich hinter den Ofen auf den Strohsack und schläft ein. Nach 10 Minuten ruft er dem Thorschließer, das Gitter wird geöffnet und die Militär-Sanitäts-Kommission tritt zu ihm ein. Auf die Frage, wie er sich befinde, antwortet er: recht gut; er habe trefflich geschlafen und sey durchaus nicht müde. — Dieser unglückliche Jüngling gewährt einen sehr traurigen Anblick. In natürlichem Zustande ist er bleich und schwach, sanft und gefällig, in der Unterhaltung äußerst angenehm. Jeder Anfall beginnt im Schlaf und endigt im Schlaf. Ruft man ihn bei seinem Namen, so antwortet er, fährt aber zu schlafen fort; auch auf ihn gerichtete Fragen antwortet er bisweilen. Während seiner Anfälle ist man durchaus nicht im Stande, ihn zu wecken. Wenn er von selbst erwacht, ist er bei völliger Besinnung, unbewußt mit dem Vergangenen, ruhig und heiter.

## Erfindungen.

Chapman und Comp. haben in London eine neue Zinklattendruckerei angelegt. Diese neue Art von Druckerei droht eine gefährliche Nebenbuhlerin der Lithographie zu werden. Die Drucke, welche von Ungeübten geprüft worden, haben ganz die Schärfe und Kraft der besten Lithographien, auch den großen Vortheil, daß der Künstler nicht eine große Mühe, wie bei der Steinzeichnung darauf zu verwenden braucht, und daß sie auf eine Platte gemacht werden, die kaum 1½ Zoll dick ist, während man bei den gewöhnlichen Lithographien Steine braucht, mit denen man ein Haus bauen könnte. Ein anderer Zweig des Patents, welches Chapman und Comp. genommen haben, besteht in der Anfertigung von sogenannten Uebertragungs-Papier (transfer paper), auf das man zeichnen, und vermittelst dessen man das Gezeichnete wieder auf die Platte übertragen und sodann sechs bis siebentausend Exemplare von dieser abziehen kann.

In Preßburg hat gegenwärtig — so erzählt die Wiener Theaterzeitung — ein Mechaniker das Modell einer Maschine gebaut, welche die Eigenschaft besitzt, daß sie den Druckfaß von selbst auseinander wirft, und die Lettern sortirt. Einen Bogen Ciceroschrift sortirt das Modell in dem kurzen Zeitraume von einer und einer halben Stunde, während der Setzer zu diesem Geschäft 7 bis 8 Stunden benöthigt. Die Konstruktion der Maschine ist eben so sinnreich als übertaschend. Der Erfinder hat zugleich eine Schnellsetzmaschine verfertigt, welche einen Bogen Ciceroschrift in einer Stunde setzt, wozu gewöhnlich 16 bis 18 Stunden gebraucht werden. Der Erfinder arbeitet bereits durch 6 Jahre an diesen Maschinen, und sucht jetzt einen Kompagnon, um seine Schnelldruckerei in's Leben treten zu lassen. (!!)

Dem Musik-Direktor Ernst Blumröder zu Nürnberg ist es nach vielfachen Versuchen gelungen, der Pauke eine Vorrichtung zu geben, durch welche mittelst eines einzigen Zuges mit Leichtigkeit und Sicherheit die reinste Stimmung bewerkstelligt werden kann. Aber die Schwierigkeit und das störende Umstimmen der Pauke während der Musik kennt, der nicht das Nützliche der Erfindung gewiß leicht ermessen können. Bei dieser Einrichtung wird an der Pauke selbst nichts Wesentliches verändert, und der ganz einfache Mechanismus befindet sich, ohne Entstellung, unter derselben. Der Ton der Pauke gewinnt außerordentlich durch die gleiche Spannung des Paukenfells, und die ganze Einrichtung ist nicht sehr kostspielig und läßt sich an jeder Pauke anbringen. Da die Scala am Rande des Fells angebracht und abgestimmt ist, so kann durch eine geringe Bewegung der erforderliche Ton augenblicklich und ohne Geräusch in seiner gehörigen Stimmung auf's Genauste hervorgebracht werden. Der überzeugendste Beweis von der Wirkung ergab sich kürzlich bei einer Probe mit vollständigem Orchester.

## Pot-Pourri.

### Stahl theurer als Gold.

Der Stahl kann dreihundertmal theurer gemacht werden als reines Gold, Gewicht gegen Gewicht; sechs Uhrfedern von feinem Stahl, die nur einen Gran wiegen, kosten gegen 3 Thlr.; ein Gran Gold dagegen kostet nur 18 Pfennige.

### Der älteste Bewohner der Erde

ist wohl ohne Zweifel ein Mann zu Hildgarzen in Schlesien, wenn wir dem Bericht darüber Glauben schenken dürfen. Hans Herz ist hundert zwei und vierzig Jahre alt und als Mensch sehr geachtet. Seit 27 Jahren kommt er nicht mehr aus dem Hause, doch pflegt er täglich zwei oder dreimal eine kleine Tour in seiner Stube auf und ab zu machen, und ist es schön Wetter, so steht er am Fenster und raucht sein Pfeifchen. Seit sechs Jahren hat er die Sprache verloren, doch seinen Enkeln und Urenkeln — seine Söhne sind längst schon alle begraben — weiß er sich durch Zeichen verständlich zu machen, dieselben lassen dem uralten Manne es an nichts fehlen. Hans Herz hat also in drei Jahrhunderten gelebt — ein Fall, der seit den Zeiten der Erzväter wohl noch nicht weiter vorgekommen ist!

### Amerikanisches.

Während man am 4. Dec. in New-York allgemein auf die Botschaft des Präsidenten bei Eröffnung des Kongresses spannte, gerietheu einige Ausrufer in ihrer Verzweiflung auf den Gedanken, die vorsätzliche Botschaft auszurufen und zu verkaufen; der Betrug scheint auch eine Zeit lang gelungen zu seyn.

In einer Zeitung zu New-Orleans befindet sich ein Tagesbefehl an eine der freiwilligen Kompagnien dieser Stadt, worin ihr aufgegeben wird, bei der Parade am nächsten Sonntag Nachmittag ohne Pantalons zu erscheinen.

Digitized by Google

**Nro. 2.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Nekrolog für 1839. — Das Grab des Armen. — Das wohlberathene Vaterland. — Eine Nacht des Ramazan in Konstantinopel. — Seltener Fang eines Zollwächters. — Pot-Pourri. — Anekdote.

## Nekrolog für 1839.

In diesem Jahre sind folgende souveraine Fürsten gestorben: Mahmud, türkischer Kaiser; Friedrich VI., König von Dänemark; Wilhelm, Herzog von Nassau; Ludwig, Landgraf von Hessen-Homburg, Nunjet-Singh von Lahore; — Prinzessinnen und Prinzen: Marie von Orlean, Herzogin von Würtemberg; Karoline Buonaparte, Wittwe Murats, Exkönigin von Neapel; Charlotte Buonaparte, Tochter des Exkönigs Joseph von Spanien; Marie von Hessen-Kassel, verwittwete Herzogin von Anhalt-Bernburg; Therese von Mecklenburg-Strelitz, verwittwete Fürstin Taxis; Katharine, Herzogin von Sagan; Wilhelm, Prinz von Sachsen-Weimar; Franz, Fürst von Borghese; — Kardinäle: Dandini, Fesch, Gregorio, Ifoard, Latil, Sala, Tiberi; — Minister und höhere Staatsbeamte: Marquis Ruffo in Neapel; Andrada in Brasilien; Graf Münster in Hannover; Graf Speranski und Graf Litta in Rußland; Graf Mafra in Portugal; Nicolovius in Berlin; Kabinetsrath Martin in Wien; Bürgermeister Greening in Bremen; — Gesandte: Graf Ludolff in London, Berow in Konstantinopel, Leonhardi in Frankfurt, Baron Freiberg in Dresden, Lewis-Harris in St. Petersburg, Nahim Effendi in Berlin, Fürst Lieven in Rom, Graf Mocenige in Florenz, Graf Brunetti in Oesterreich, Graf Porte Santo und Baron Villaflecca in Portugal; — Generale: Lord Bentinck und Lord Hewden in England, Graf Zichy in Oesterreich, Block in Preußen, Dibbets in Holland; Bernard, Lallemand, Barbot, Merlin, Sémélé ꝛc. in Frankreich; — Admirale: Ruysch in Holland, des Geneys in Sardinien, Reynew in Rußland, Pager in England, Truguet und Hamelin in Frankreich; — Pairs von England: Argyle, Bedford, Buckingham, Esser, Kingsten, Lauderdale ꝛc.; — Pairs von Frankreich: Bassano, Caraman, la Tremoille, Semenville, Tallegrand, Biscas; — Gelehrte: Gans, Habicht, Gustav Schilling, Schön, Stark, Voigt, Jacquin in Deutschland; Galt, Midwale und Allen Cuningham in England; Van Campen in Holland; Biondi, Pacli und Sisti in Italien; Jastrekoff in Rußland; Wallin und Fries in Schweden; Michaud, Salverte, Prévost, Prony, Artaud, Fontan ꝛc. in Frankreich; — Aerzte: Ameline, Bréschet, Duclos, Gaubert in Frankreich; Windischmann in Löwen ꝛc.; — Maler: Boguet, Franquelin, Kinsson, Anton Koch, Singleton, Van Bree, Van Os, Veigt; — Bildhauer: Boyer, Lanz, Pioche; — Kupferstecher: Godefroy, Pigeot; — Lithographen: Engelmann in Mühlhausen, Herder in Freiburg; — Architekten: Albertelli, Bruno Galbaccio, Poliet, Valladier; — Musiker: Paer, Planiade, Wolfram, Lafont, Laburner, Schunckr, Brod, Mesmer, Moofer, Gottfried Weber; — Bühnenkünstler: Nourrit, Tambelini, Mad. Galvi-Neuhaus in Lissabon; — Fabrikanten und Gewerbtreibende: Richard Lenoir, Dieg in Paar; — Verschiedene: Baron Appel-Roposony, der den Kartoffelbau in Ungarn verbreitete; Taubstummenlehrer Beilan; General Boreydine, der den Weinbau in Tauris einführte; Andreas Daniel'on, Haupt der Opposition im schwedischen Bauernstande; Graf Sellon, Philantrop in Genf. — Von berühmten Frauen ist u. A. Lady Esther Stanhope, Mad. Lareveillère Lepaux, Wittwe des Direktors in der französischen Revolution, Mad. Tommassini, Verfasserin von Erziehungsschriften ꝛc. verstorben.

## Das Grab des Armen.

(Fortsetzung.)

„Du wirst ihn kennen lernen," entgegnete Jan, „seit Monaten ist er im Hause, und wird heute Abend zurückerwartet; Spanier von altem Adel und ein tüchtiger Fechtbruder. Doch ich will enden; — bei Monte bestärkte meinen Vorsatz und beförderte die Hindernisse, die mein Vater mir in den Weg legte, und vor ungefähr drei Wochen erhielt ich das Lieutenantspatent in Fürst Eggenburgs Escadron in Mainz, und bin auf diese Art dein Kamerad in Leben und Tod. Gewiß wirst du mich noch oft unterstützen müssen, obwohl ich für den allgemeinen Dienst von drei Monte hinreichend seit Monaten belehrt bin."

Sie wurden unterbrochen, denn eine hohe Mannsgestalt, einen Mantel nachlässig um die linke Schulter geworfen, trat ein. Das Gesicht war gebräunt von der Sonnenhitze, funkelnde Augen überflogen rasch die Versammlung, und der buschige Bart gab dem ganzen Gesichte ein düsteres Ansehen. Er mochte nahe an die Dreißig seyn.

„Der Rittmeister Don Jose Montrera del Monte," sagte van Morten, ihn der Versammlung präsentirend, „der Begleiter meines Sohnes nach Mainz."

„Sie werden verzeihen, meine Werthesten," versetzte del Monte, leicht und mit der Gewandtheit des feinen Weltmannes grüßend, „ich komme von der Reise, aber durch des Freundes Gewogenheit ermuthigt, konnte ich mir die Freude nicht versagen, den lieben Reisegefährten gleich aufzusuchen."

Jan und Holm, welche sich der Gruppe genähert, standen bei ihm, und Ersterer bot ihm erfreut die Rechte.

„Dein Freund Holm wahrscheinlich," sagte er mit einem flechend freundlichen Blick, „nun, Sie gehen mir uns, warum sind Sie nicht vor einer Woche gekommen? — so können sie nur noch wenige Tage in Amsterdam zubringen. Wir wollen gute Freunde werden. Für jetzt adieu, ich eile, mich umzukleiden."

„Der ist bei Monte!" sagte Holm gedehnt, denn unangenehm hatte ihn seine Frage berührt, „aufrichtig gesagt, ich habe mir ihn anders vorgestellt."

„Was Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen betrifft, so ist es bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheit gibt unter den verschiedenen Stämmen, während das ganze Geschlecht nur eine Gattung ausmacht. Und so auch hier: wie einem so verschiedenen Aeußeren die beiden sehen im ersten Augenblick sich feindlich entgegentretenden Männer waren, so entgegengesetzt waren ihre Charakter, und schon bei ihrem ersten Zusammentreffen hatten sich Beide so ziemlich erkannt, und wußten, was sie von einander

Digitized by Google

zu erwarten hatten. Unserem Holm war es unerklärbar, wie sich der schlaue Spanier hier einzuschleichen und die Herzen zu berücken gewußt habe.

Bei dem nun folgenden Mahle ersah Holm, der unfern del Monte seinen Platz erhalten, daß er sich nicht geirrt, denn nur zu deutlich trat es hervor in Augenblicken, wo er sich unbeachtet glaubte, daß ein lästiger Zwang ihn drücke, daß er Gesinnungen heucheln müsse, die ihm unerwohnt waren.

Wenige Tage brachten sie dann noch in Amsterdam zu und waren bald auf dem Wege nach Mainz, wo wir sie wieder treffen.

Mainz war seit dem Juli 1793 von Preußen besetzt; aber das Direktorium, welches um jeden Preis abermals in Besitz dieses Platzes kommen wollte, ließ gegen das Ende des Jahres 1794 selben einschließen, und da die vorgerückte Jahreszeit eine Belagerung nicht zuließ, beschränkte sich jene Schaar für's Erste auf eine strenge Blockade. Von Mumbach an, an dem äußersten Ufer des Rheins, rund um die Stadt bis Zahlbach und Weißenau war eine starke Circumvallationslinie gezogen von den ausgedehntesten Feldverschanzungen. Bei Mumbach, wo das Gehölz selbe anzulegen nicht erlaubte, befanden sich einzelne Redouten, und zwischen denselben unzählige Wolfsgruben.

Doch so brengend diese Blockade auch war, so wurde sie von den Einwohnern von Mainz nicht so sehr gefühlt; nur banges Erwarten eines baldigen Entsatzes war die allgemeine Stimmung.

Unter diesen Umständen kamen die Freunde an dem Ort ihrer Bestimmung an. Schon die letzten Tage in Amsterdam, und besonders die Reise, hatten Holm überzeugt, welch nachtheiligen Einfluß del Monte auf van der Morten's moralischen Charakter habe, und durch welche Sophismen er dessen besonnenes Ich verdorben.

In so manchen Augenblicken des Alleinsepns hatte Holm mit der Macht der Ueberzeugung auf den Freund zu wirken gesucht, um ihm des Spaniers ganzen Charakter zu enthüllen; aber mit zu festen Banden hatte der neue Freund ihn umstrickt, und er mußte es einer späteren Zeit überlassen, selbe zu lösen.

Fürst Eggenburg empfing sie freundlich, ihm war aus früheren Jahren del Monte, welcher in demselben Regimente diente, und in der letzten Zeit, Familienverhältnisse halber, nach Spanien gegangen war, und auf dem Rückwege in Amsterdam van der Morten kennen gelernt hatte, persönlich bekannt, doch war er mit demselben nie in Berührung gekommen. Da es schon seit längerer Zeit bekannt war, daß der österreichische Feldmarschallieutenant Clerfayt zum baldigen Entsatze anrücken werde, so wurden von Seite der eingeschlossenen Besatzung nur zeitweise Ausfälle gemacht; aber sie beschränkten sich blos auf unbedeutende Scharmützel zwischen den sich betreffenden Vorposten.

Unterdessen war das in der Festung befindliche Offizierscorps lustig und guter Dinge, und da Langeweile ein für alle Stände gleich gefürchteter Gast ist, so wußte man selbe theils in Mainz, theils in dem nahe gelegenen Wiesbaden auf die beste Weise durch Fortunens grüne Tische, und Vater Bachus herrlichen Rheinwein zu vertreiben.

Auch van der Morten hatte unter del Monte's Begleitung, trotz Cartl Fureden, sehr bald Geschmack gefunden an des Baniers einnönigem gagne und perd, oder an den rollenden Würfeln, und Fortuna lächelte bald diesem bald jenem; ihm lächelte sie seit einigen Abenden nicht. Die alten Ritterzmänner auf den goldenen Holländern waren schon alle in del Monte's sichere Haft gekommen, und wanderten als geliehenes Gut zu dem alten Besitzer; weder erlittener Verlust noch die Uebereste früherer Grundsätze waren bei demselben Vermögend gewesen, diesem Herz und Geist tödtenden Vergnügen Einhalt zu thun; der Liebe war es vorbehalten, ihn auf die verlassene Bahn zurückzuführen. —

Ein herrlicher Wintermorgen hatte die Gegend in ihr blendendes Weiß gekleidet, als van der Morten von einem Dienstritte nach Mainz zurückkehrte, und eben innerhalb der Verschanzungen des Castells angelangt, lustig der Rheinfähre zutrabte, denn schon seit einigen Tagen hatte man die Schiffsbrücke, des zu befürchtenden Eisganges wegen, aus dem Wasser gezogen, als plötzlich der sonst sichere Braune auf dem glatten Pflaster ausglitt und seinen Reiter unsanft absetzte. Unverletzt erhob sich dieser schnell, doch das treue Thier hatte den Vorderfuß gebrochen, und die um dasselbe versammelte Menge rieth van der Morten, selbes in der nahe gelegenen Schmiede unterzubringen. Er eilte in selbe, und fand in dem Meister einen gefälligen Alten, der sogleich bekümmert an den Ort des Unfalls eilte, ihn einstweilen hier zu bleiben ersuchte und in die Wohnstube einführte. Im sah sich einem hübschen Mädchen gegenüber, welches sanft erröthend vor dem fremden Manne stand, und nach den oberflächlichen Begrüßungen die Umstände des erlebten Unfalles erfuhr.

Er fand in dem lieben Kinde so viel Unschuld und gemüthliches Betrauen, daß bei ihrem Gespräche ihm die Zeit schnell entschwand, bis der Vater, zurückgekehrt, die gute Besorgung seines Thieres ihm meldete. Länger konnte er für heute nicht bleiben und sich schnell empfehlend verhieß er baldigen Besuch.

Das Pferd, unheilbar, war schon lange erschossen, und noch immer setzte er seine Besuche in dem Hause fort, aber als warnte ihn eine innere Stimme, hatte er sein Geheimniß den Freunden noch nicht preis gegeben. Doch del Monte, der ihn nur zu bald am Spieltisch vermißte, hatte durch einiges Nachforschen erfahren, wo und auf welche Art er die Abende zubrachte. Durch liebvolle Vorwürfe über das lange Schweigen, zeigte er ihm nun, wie er seit Längerer Zeit schon um die ganze Sache wisse, und machte ihm hegreiflich, daß es wider alle Freundschaft sey, solch hübsches Burgermädchen für sich allein haben zu wollen. Aber hiedurch, daß der Spanier von van der Mortens wahren Absichten nicht die entfernteste Ahnung hatte, gab er zu viele Blößen, als daß er nicht von seldem in seiner ganzen, elenden Nacktheit hätte erkannt werden können. Doch hier war Vorsicht nöthig, um das Mädchen nicht dem Buben preis zu geben, und Holm, dem er die ganze Lage der Dinge erzählte, freute sich innig, daß der Freund ihm wieder gegeben war.

Der Sommer des Jahres 1795 nahte seinem Ende, die österreichische Armee war in die Festung eingerückt und hatte zum Theile auf dem rechten Rheinufer das Lager bezogen. Alles hoffte auf Aufhebung der Blockade.

General Wurmser, sollte die Zurückdrängung der Franzosen auf des Feindes Rücken bewirken. Den Winter hindurch hatte Fürst Eggenburg mit del Monte manchen Abend zugebracht, auch ihr Regiment war außer die Festung gezogen und cantonirte in dem Lager vor den Werken.

Es war ein schöner Abend, im Silberlichte des Mondes erglänzte die Gegend, die Wellen des Rheines murmelten leise zum Gesange des heimkehrenden Fischers. Wie die Ruinen starrten die Steinmassen des schlafenden Mainz im halben Mondlicht empor, und die hohen Festungswerke warfen dunkle Schatten in die breiten Gräben. Die Sterne sahen hinab in die spiegelnden Fluten, ein leises Lüftchen wehte blos, um die Schönheit des Abends zu erhöhen. Nur durch den Ruf der Patrouillen und die fernen Wachtfeuer der Franzosen ward die nächtliche Stille unterbrochen, und die Dunkelheit gestört.

Jetzt, als die Uhr des Domes die eilfte Stunde verkündete, und die Schläge dumpf durch die Lüfte zitterten, schritt ein Offizier rasch durch das Lager, gab den ihn anrufenden Wachen leise das Losungswort, und als er die äußersten Posten passirt hatte, eilte er nach dem Rheine, löste einen dort befestigten Kahn, und führte kräftig das Ruder. Bald landete er am jenseitigen Ufer und eilte gegen Cassel. Mit besorgtem Herzen stand er an der Thüre vor des Schmiedes niedlichem Häuschen. Was bisher sein Herz in freudigen und trüben Tagen berührt hatte, es ging an seinem Geiste vorüber, und der Blick in die Zukunft bot wohl nichts begünstigendes bar, aber dennoch konnte er sich einer ge-

Digitized by Google

wissen Scheu vor den kommenden Tagen nicht erwerten. Er sah hinauf zu den matt erleuchteten Fenstern, ergriff den messingenen Klopfer, Einlaß in sein Heiligthum zu begehren. Schnell eilte er die Treppe hinan und trat in das Gemach.

„Guten Morgen, van der Morten," sagte der Schmied, der allein in dem Gemache war, „noch einmal überlegt Euch Euren Antrag, denn schwere Tage könnten bevorstehen in unserer sturmbewegten Zeit, bald könnte Euch ein ernster Richter zu sich fordern, und was soll dann aus meinem armen Kinde werden?"

„Wohl hab' ich das überdacht, mein Vater," entgegnete van der Morten, „aber darum will ich Johanna's Glück festhalten, was auch der Ewige über mich verhängen mag. Schützt er mich in der Schlacht, und ist Maing frei, dann sage ich dem Kriegerstande Valet, und Ihr und Hannchen mögt dann mit mir nach Amsterdam zum Vater ziehen, dessen Einwilligung ich Euch hier übereiche."

„Nun, so sey es denn," sagte der Alte, und öffnete das Nebengemach, wo Hannchen seiner mit dem Prediger harrte, „seyd so glücklich, als meine heißesten Wünsche es von dem Ewigen erflehen können."

Unterdessen hatte van der Morten das bräutlich geschmückte Mädchen in seine Arme geschlossen und trat mit ihr vor den harrenden Prediger, der sie einweihte zum Bunde der Liebe und Treue. Aber auch der Lauscher fehlte nicht, der nur die Zurückkunft des Predigers erwartend, leise von dannen schlich und sich über die Rheinbrücke ziehend, bald in den Straßen von Maing verschwand.

(Der Schluß folgt.)

## Das wohlberathene Vaterland.

(Fragment einer humoristischen Vorlesung.)

„— Mit großem Mißvergnügen habe ich vernommen, daß es unter Euch, meine Zuhörer, Demagogen gibt, welche neben andern dunten Reden gegen die Obrigkeit auch sogar die Behauptung wagen, „daß das Gemeinwesen des Vaterlandes nicht zum Besten berathen sey!" Wie augenscheinlich grundlos aber ist diese Beschwerde! Schaut nur um Euch und zählt, wenn Ihr könnt, die Anzahl der Räthe, mit denen Euer Vaterland gesegnet ist, und Ihr werdet inne werden, daß im ganzen Alphabet, von A bis Z, vom Accise- bis zum Zoll-Rathe nur sehr wenige, nämlich nicht mehr als zwei Buchstaben unberathen, die meisten aber nicht nur ein-, sondern drei bis zehnfach berathen sind. Denn da gibt es:

a) Accise-, Amts-, Abtei-, Appellations-, Archiv-, Assistenz-, Admiralitäts- und Armen-Räthe;

b) Bau-, Bri-, Berg-, Ballei- und Bibliothekar-Räthe.

c) Cabinets-, Canzlei-, Cassations-, Commissions-, Consistorial-, Criminal-, Conferenz-, Commerzien-, Censur- und Collegien-Räthe;

d) Domainen-, Departements-, Deputations-, Direktorial-, Damm- und Deich-Räthe;

e) Etats-, Educations-, Examinations- und Ehegerichts-Räthe;

f) Finanz-, Forst- und Fleß-Räthe;

g) Geheime Räthe (deren Zahl allein Legio ist) Gouvernements-, Gubernial-, Gesundheits-, Gerichts- und Gestüts-Räthe;

h) Hof-, Hofgerichts-, Hofkammer- und Hofkanzlei Räthe;

i) Justiz-, Intendanture-, setzt auch Insidulations-Räthe;

k) Kammer-, Kammergerichts-, Kirchen-, Klöster- und Kriegs-Räthe. In Wien gab es unter der Kaiserin Maria Theresia auch Keuschheits-Räthe;

l) Land-, Legations- und Land-es-Gerichts-Räthe;

m) Medicinal-, Ministerial-, Münz- und Municipal-Räthe;

n) Novigations- und Narren-Räthe (Hofnarren);

o) Oekonomie-, Ordens-, Offiziats-, Ober-Landesgerichts-, Ober-Appellations-, Ober-Regierungs- und andere Ober-Räthe;

p) Pupillen-, Polizei- und Post-Räthe;

r) Rent-, Revisions-, Rechnungs-, Regierungs-, Reichs-Hofräthe und „Räthe" par excellence;

s) Staats-, Stadt-, Steuer-, Sanitäts-, Schul-, Schatz-, Stifts- und Seehandlungs-Räthe;

t) Tribunals-, Tabaks-Administrations- und Titular-Räthe (welche letztere auch die meisten der wirklichen sind);

u) Unwirkliche- und Universitäts-Räthe;

v) Verwaltungs- und Verpflegungs-Räthe;

w) Waisen-, Wirthschafts- und wirkliche Räthe;

x) und endlich Zoll-Räthe.

Den weit den mehrsten aller dieser Räthe gibt es nun aber wieder verschiedene Klassen, als: Ober- und Unter-Räthe, Geheime- und Nicht-Geheime-Räthe, und unter Ersteren wieder „wirkliche", und nicht wirkliche Geheime-Räthe!

Ihr sehet also, daß im ganzen Alphabet nur die Buchstaben Q und X, denn das Q ist kein deutscher Buchstabe, (daher gute Patrioten sogar Qsep mit dem J schreiben) unberathene Buchstaben in Eurem Vaterlande sind. Auch für diese aber ließen sich leicht neue Titel von Räthen bilden, die Ihr der Wirklichkeit nach längst schon, und zwar in absonderlich großer Anzahl, jedoch bisher nur unter andern Raths-Titeln, besitzt, als da sind Quersch- und überhaupt Qual-Räthe, und wie viele gequälte Ehemänner wissen nicht auch von einem Xantippen-Rath zu sagen! Für das B aber wüßte ich Euch noch einen Rath zu nennen, der aber der beste von allen ist, nämlich den Vor-Rath, der heutzutage aber in eben dem Grade seltener wird, als die ungeheure Anzahl der Un-Räthe immer mehr zunimmt.

Statt also über Mangel an Rath zu klagen, dürft Ihr vielmehr Euch mit patriotischem Stolze rühmen, daß Ihr, unter allen Nationen älterer und neuerer Zeiten die am besten berathene seyd. Freilich wendet Ihr dagegen ein, daß, ungeachtet Eures Ueberflusses von Räthen, doch guter Rath täglich theurer werde; ja, Ihr meynt sogar, daß Ihr Euch vor lauter Räthen gar nicht mehr zu rathen wüßtet; insonderheit vor den Accise-, Steuer- und Zoll-Räthen. Aber Ihr freveltaften Nimmersatte wißt die Wohlthaten nicht zu schätzen, die Euch durch dergleichen Räthe zu Theil werden. Denn gleichwie der Himmel Euch dann und wann Mehlthau, Raupen, Feldmäuse, Ratten und Maulwürfe sendet, um Euern Uebermuth zu dämpfen, Euch zum Beten, Arbeiten und Entbehren zu ermahnen und vor dem Laster der Unmäßigkeit und Völlerei zu bewahren, also sendet er Euch auch diese A bis Z-Räthe in Unzahl, welche Ihr reichlich speisen und tränken müsset, auf daß Ihr in steter Aufmerksamkeit und Kraftübung erhalten und in der goldenen Tugend der Mäßigung und Sparsamkeit wohlgeübt werdet bis in Ewigkeit. Amen!"

## Eine Nacht des Ramazan in Konstantinopel.

Die Kanonen der Festungen haben das Ende des Beiram angekündigt; die Gesetze der Natur üben wieder ihre Herrschaft aus; man arbeitet des Tages und ruht der Nacht. Dieses Jahr, war der Monat Ramazan allgemein sehr schön, und diejenigen, welche während der Nacht in den Straßen Konstantinopels spazieren gingen, konnten an dem Zuströmen der Muselmänner zu den Pforten der Moscheen sehen, daß der religiöse Glaube noch eben so lebhaft ist, als an den schönen Tagen des Islams. Die europäische Civilisation hatte blos ihre Tracht und den Champagnerwein eingeführt, und einige Ausnahmen abgerechnet, sind die Türken Türken wie vormals. Dieselbe Unterwerfung unter das Geschick, dasselbe Zutrauen in die ewige Dauer der muselmännischen Macht,

Digitized by Google

derselbe Eifer bei der Beobachtung der religiösen Ceremonien. Selbst die aufgeklärtesten Männer machen sich eine Pflicht aus dem Fasten, und enthalten sich der Weiber während des Tages, so lang der Monat Ramazan dauert. Den 27. Dec. v. J. hatte die Feierlichkeit des Cader Ghegisi statt, was Wort für Wort so viel heißt als Nacht der Tapferkeit. Diese Ceremonie wurde von Mahomet selbst eingesetzt; er befahl den Muselmännern an, in einer Nacht des Ramazan, auf eine besondere Weise für die Vergebung ihrer Sünden zu beten und er versprach ihnen, daß sie alle weggewischt würden; und da die Mittthätigkeit die Grundlage des Islams ist, so hat er jedem Muselmanne vorgeschrieben, den Armen, während dieser Nacht, Ka[illegible] den Werth von 100 Drachmen Mehl zu geben. Jeder Gläubige muß sich dieser Schuld gegen die Armen entledigen, und muß für jedes Mitglied seiner Familie, und sogar für jeden Dienstboten, und jeden Sklaven das Mitglieder der Familie angehören. Da Zwistigkeiten sich zwischen den verschiedenen Auslegern des Korans über die Wahl der für diese Ceremonie festgesetzte Nacht erhoben, so kam man überein, daß sie den 27. des Monats Ramazan statt haben soll. Der Sultan selbst ist gehalten, während der Nacht den öffentlichen Gebeten in der Moschee beizuwohnen. Dieses Jahr wurden sie mit großer Feierlichkeit in der Moschee der heiligen Sophia gehalten; der Zug war sehr glänzend. Zwei lange Reihen von Obrist-Lieutenanten eröffneten den Marsch zu Fuß, Fackeln gingen ihnen voran; hierauf kamen die Obriste, die Marechaux-de-Camp, die General-Lieutenante der verschiedenen Waffengattungen zu Pferd; dann zwei lange Reihen von Cadas oder Gensd'armen, sie trugen große Fackeln, die sie gegen die Mitte der Reihen hinreigten, was eine große Linie von Lichtern bildete; Stallknechte führten prächtige und reichgeschirrte Pferde, die Pascha's der großen Raths, wie Said, Reschid und Halil, folgten ihnen nach, und Dienstboten der Serails, Laternen von Seide von verschiedenen Farben und von außerordentlichem Umfang tragend, gingen dem Sultan voran, der, von ungefähr 60 Bataillonschefs umgeben, wie gewöhnlich keinen schwarzen Mantel trug, der durch eine ungeheure diamantene Spange befestigt war. Sobald die Spitze des Zugs sich zeigte, stimmte der Muzzim, der oben auf dem Minaret sich befand, das „Allah Ekbir" an, was die Einladung zum Gebet für den Muselmann ist. Der Sultan, nachdem er im Innern der Moschee angekommen, machte die üblichen Abwaschungen, indem er sich eines kostbaren Gefäßes bediente, das man aus dem Serail geholt hatte, und trat in den Tempel. Mehrere tausend Lichter von verschiedenen Farben und Dimensionen erleuchteten das Innere des ungeheuren Gebäudes auf eine zauberische Weise. Außer den üblichen Gebeten sagte man deren besonders für diese Gelegenheit her und sang Loblieder. Nach geendigtem Gebete kehrte der Zug mit dem nämlichen Ceremoniel in das Serail zurück. Man behauptet, daß es der Gebrauch sey, daß der Sultan nach der Rückkehr in das Serail eine junge Sklavin als Geschenk erhält.

## Seltener Fang eines Zollwächters.

In den letzten Tagen des Jahres 1839 begegnete einem Douanier auf der französisch-belgischen Gränze ein sonderbares Abenteuer: In der Nähe des Zollbureau's saß ein junges Landmädchen, das einen ziemlich umfangreichen und fest verschlossenen Korb neben sich stehen hatte, auf einem Marktstein am Wege, als einer der Douaniers das Mädchen gewahrte. Er ging zuvorkommend näher, worauf sich folgendes Gespräch entspann: „Was machen Sie hier, mein schönes Kind?" — „Ich warte auf meinen Bruder, mit dem ich in Gemeinschaft weiter gehen will." — „Was haben Sie in diesem Korb?" — „Ich weiß nicht; mein Bruder gab ihn mir mit der Weisung, ich solle ihn hier erwarten." — „Ich habe aber das Recht, nach dem Inhalt zu sehen." — „Das ist nicht möglich, denn ich habe den Schlüssel zu dem vorgehängten Schlosse nicht." — „Können wir den Korb nicht auf's Bureau tragen? man sieht alsdann nach, sobald Ihr Bruder kommt." — „Ich möchte nicht wagen, Ihnen zu folgen, denn mein Bruder schärfte mir ein, ich solle hier an dieser Stelle auf ihn warten, und er wäre böse, wenn er mich nicht fände." — „So trage ich den Korb selbst hinein; Sie haben doch nichts entgegen?" — „Ganz wie es Ihnen beliebt, mein Herr." Nun ergriff der artige Douanier den Korb, der ihm etwas schwer vorkam und trug ihn auf's Bureau; kaum hatte er denselben jedoch niedergesetzt und dem Zolleinnehmer Bericht über das Geschehene erstattet, als sich, o Wunder, ein Gewimmer hören ließ; man blickte rings umher, aber die Laute schienen von dem Korbe auszugehen; man riß denselben auf und sah ein etwa vierzehn Tage altes Kind in Windeln gehüllt. Als man nach dem Platze eilte, wo man das Landmädchen gesehen hatte, war dieses, wie nicht anders zu erwarten stand, verschwunden.

## Pot-Pourri.

### Erfindung.

Es wurde schon erwähnt, daß Hr. Spencer in London eine neue Methode erfunden hat, Medaillen und andere Kunstwerke der Art zu kopiren, nemlich durch die Wirkung der volta'schen Elektricität. Bei uns ist's in der Regel nur ein Schritt über einer nützlichen Erfindung und ihrer Anwendung. Die Spencer'sche Methode ist bereits in zwei Fabriken eingeführt, in einer für plattirte Waaren und Ornamente, wo die Blätterblumen- und Arabesken-Formen durch den angedeuteten Prozeß schnell und auf eine äußerst vollkommene Weise vervielfältigt werden; und in einer Knopf-Fabrik, wo man sich damit von denjenigen Mustern von Knöpfen, wovon man die Stempel nicht hat, mehrere Exemplare verschafft, da es in dieser Fabrikation nicht immer bequem und rathsam ist, von Musterknöpfen einen Abguß zu nehmen.

### Neu entdeckte Seifenfabrikation.

Einem Hamburger Bürger ist es gelungen, ein neues von dem bisherigen ganz abweichendes Verfahren bei der Fabrikation von Seife zu erfinden, welches wahrhaft überraschende Resultate gewährt. Nach dieser Methode behandelt, erhält jede Seife nicht nur eine erhöhte reinigende, besonders bleichende Kraft, sondern wird auch ungleich wohlfeiler hergestellt. Analog diesem Systeme knüpft sich ferner hieran ein anderes Verfahren: aus all und jedem Waschwasser nicht etwa nur die Kalitheile, sondern alle darin enthaltene Seife rein und ohne Gewichtsverlust fast kostenfrei wieder zu gewinnen, wodurch in großen Fabriken beim Türkischrothfärben und Entschälen der Seide u. s. w. bedeutende Ersparnisse zu erzielen wären.

### Geistreiche Antwort einer geistreichen Frau.

Moses Mendelsohns Tochter, der Frau Friedrichs v. Schlegel, wurde einst, als sie sich mit Handarbeiten beschäftigte, der Vorwurf gemacht, sie solle ihrem Geiste doch eine angemessenere Beschäftigung geben. „Ich habe," sagte sie, „immer gehört, daß es schon zu viele Bücher in der Welt gibt, aber noch nie, daß es zu viel Hemden gebe."

### Der genau befolgte Befehl.

In einem kleinen Fürstenthume erging an die Offiziere der Befehl: alle Backen- und Schnurrbärte sollten binnen 24 Stunden wegrasirt seyn; die Kinnbärte fielen, wie natürlich, schon von selber weg. Bei der nächsten Parade erschien ein Offizier mit langem Knebelbarte, aber sonderbarer Weise ohne Backen- und Schnurrbart. Vom Oberst befragt, ob er nicht den neuen Befehl, die Bärte betreffend, gelesen habe? erwiederte er ganz ernsthaft: Allerdings, er habe ihn auch befolgt, und warte nun schon seit drei Tagen darauf, daß der Knebelbart von selbst wegfallen solle.

Digitized by Google

№ 3.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Grab des Armen. — Der Bischof auf dem Balle. — Pariser Gerichtsscenen. — Antrag, die Königin Victoria zu heirathen. — Genealogisches. — Pot-Pourri. — Poetische Mahnung eines Schneiders an einen gewissen Herrn.

## Das Grab des Armen.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen wurde für den folgenden Tag der allgemeine Angriff auf die spanischen Linien angelagt, und von allen Seiten herrschte die größte Thätigkeit. Abends war ein großer Theil des Offizierscorps, in des Fürsten gerkumigem Zelte versammelt, unter diesen auch der Mönch und Holm. Wer den Spanier kannte, vermochte sehr leicht in seinen Zügen zu lesen, daß eine Freude eigener Art ihn belebte. Laute Fröhlichkeit hatte die Versammlung ergriffen, als van der Meeren, der an ihn ergangenen Einladung Folge leistend, eintrat. Höheres Roth stieg auf bei Monte's Wangen, und Pikk an seiner Seite räumend, rief er van der Meeren laut zu, sich zu ihm zu bemühen. Ungern folgte er der lauten Einladung und unter dem angesehenern Theil der Offiziere Platz nehmend, ward er bald in ein allgemeines Gespräch verwickelt. Aber bei Monte hatte es anders beschlossen, er fühlte von Neuem die grünen Römer und setzte auch van der Meeren einen hin.

„Nun so trink doch, der Wein erfreut des Menschen Herz," sprach er mit fast höhnischer Freundlichkeit.

„Aber mir sagt er nicht zu, erwiederte van der Meeren, „mäßig genossen erhöhte meine Freude; doch bei Trinkgelagen hatte ich mich wohl, des Guten zu viel zu thun."

„Du redest von der Sache, wie du sie verstehst," sagte bei Monte, „denn seht, wenn uns arme, gedrechliche Wesen das Schicksal so recht nach Herzenslust hetzt und jagt, und wir vom Grauen des Tages bis in die späte Nacht nur darauf sinnen, wie man seinen Tücken entgehen soll, wenn die Verzweiflung uns ergreift und mit Harpunenkrallen das Herz zerfleischt, wenn wir uns selbst dann peinigen und unser Auge Alles rund und düster erblickt, dann greifen wir nach dem Glase, stürzen es mit wildem Hohne hinab, und der Geist, der uns belebigt, steigt empor aus der Hefe des Teufelsinnes, Alles gestaltet sich anders, das Leben steigt im Preis, der Entmuthigte wird Mann, und fühlt sich fähig, der Welt und ihren Schwächen zu trotzen."

„Und wenn die Begeisterung verflogen?" unterbrach Holm den Redenden.

„Dann ergreift man den Becher von Neuem und zwingt den Geist, uns nochmals zu erscheinen. Glaubst du denn, ich trinke den Wein des Wohlgeschmackes wegen? o nein! Des innewohnenden Geistes wegen stürze ich ihn hinunter, des Geistes wegen, der unsichtbar in diesen Tropfen haust, und, wie diese durch meine Kehle rollen, in meinen Kopf steigt."

„Herrliche Grundsätze!" sagte Fürst Eagenburg lachend, „hörte ich doch nie eine solche Ansicht von dem Weine entwickeln."

Doch bei Monte, der ungern das Wort verlor, wendete sich, nach einem nichtssagenden Lächeln gegen den Fürsten, zu van der Meeren. „Ich habe gestern," begann er lustig die Rede, „mit Lieutenant Allsam gestritten, ob du von altem Adel bist oder nicht, denn bei Euch Krämervolke mit Euren „vans" weiß man es doch nicht genau, da kann man alten und jungen Adel nicht so scharf unterscheiden; da lobe ich mir unsere Einrichtung, ich kann den meinen bis in die fernen Zeiten der Mauren nachweisen."

„Wohl magst du deine Abstammung von den Saracenen herleiten, denn dein tückisches Wesen bezeugt sie hinreichend; doch so viel zu deiner Befriedigung. Lange ehe Spaniens stolze Fahnen in meinem Vaterlande wehten und fielen, stand mein Geschlecht, und in dem Befreiungskriege magst du die Namen „der van der Mortens" auf den Ehrenblättern der Geschichte verzeichnet finden, und wenn auch die hochmögenden Staaten keine Fürsten- und Grafentitel vertheilen, so wissen sie dennoch ihre Diener zu lohnen, die im Frieden sich einer nützlichen Thätigkeit hingeben und im Kriege ihre Unabhängigkeit zu behaupten wissen."

„Gut gegeben, junger Freund!" hohnlächelte bei Monte, „mit diesen Grundsätzen war Schmied's Hannchen für dich noch viel zu erhaben, und du hättest doch schon eher als gestern herablassen sollen, sie zu deinem ehrlichen Gemahl zu erheben; — ich war ein unberufener Zeuge bei der herzerhebenden Handlung."

Schnell erhob sich van der Meeren, aber Fürst Eagenburg trat auf ihn zu und fragte rasch: „Hat bei Monte Wahrheit gesprochen?"

„Ja, mein Fürst!" war die kurze Antwort.

„Nun, so werden Sie wahrscheinlich auch nicht anstehen, sich nach der morgigen Schlacht bei mir einzufinden, um die Gründe anzugeben, welche Sie bewogen, auf gut Glück solch dienstwidriges Benehmen zu zeigen. Für heute sind Sie entlassen. Gute Nacht meine Herren, morgen frühzeitig sehen wir uns wieder."

---

Die Offiziere verbreiteten sich von dem Commandanten erhaltene Nachricht von der bevorstehenden Schlacht im Lager, und aus dem ängstlichen Treiben daselbst konnte man dieses leicht wahrnehmen. Jeder Einzelne war mit seiner Waffe beschäftigt, um diese so herzustellen, daß sie ihm in dem wichtigsten Zeitpunkte zu nicht ihrem Dienst versage. Der Schlaf schien alle gefloh'n zu haben, denn sich leise im Gespräche unterhaltend, lagen die Beschäftigungslosen in einzelnen Haufen beisammen und brachten die Nacht schlaflos zu.

Bei Monte lag indessen unruhig auf seinem Lager, und überdachte die Scene des verflossenen Abends, als sich die Zeltwand theilte und van der Mortens zu ihm trat. „Heute gehört unser Arm dem Monarchen," sprach er, „aber sogleich nach beendeter Schlacht sehen wir uns in den Ruinen der Gustavsburg, wenn der Oberst uns nicht heimruft, um Rechenschaft zu geben von unsern Thaten. Schlaf wohl!"

Mit diesen Worten trat er eilig zurück, und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

---

Der Tag begann noch nicht zu grauen, als das Heer zum Angriffe bereit stand; die Zelte waren abgebrochen, leise marschirten die Angriffstruppen aus Mainz. Gedrestille rings umher, und mit hochklopfendem Herzen erwarteten Alle das Signal zum Beginne des Kampfes.

Digitized by Google

Unterdessen hatte die österreichische Flotille unter dem Schutze der Nacht zwei Bataillons im Rücken des Feindes bei Badenheim an's Land gesetzt, und mehrere Raketen kündeten der Mainzer Besatzung, daß die Expedition glücklich vollbracht sey. Bald darauf dröhnten drei Schüsse von dem Hauptstein durch die dumpfe Stille der Nacht, und auf der ganzen Linie ward es lebendig.

Noch ehe das Signal gegeben, sprengte van der Morten zu Holm, und diesem seine herrlichen Pistolen reichend, sagte er: „Wer weiß, ob ich den heutigen Tag überlebe; nicht Jedem wird es vergönnt seyn, die Seinen wiederzusehen. Darum nimm die Pistolen zum Andenken, und bleibe ich, dann nimm dich meines Weibes an, schicke sie zum Vater, und vergieb dem Freunde, der dich lange verkannt! Lebe wohl!“ Ihm die Rechte reichend, eilte er zu den Seinen, und lustige Fanfaren tönten ihm schon aller Orten entgegen.

Das Zeichen zum Angriffe wurde gegeben. Gleich muthig rückten die Heere gegen einander, und die Feinde schienen Alles auf die Behauptung ihrer Verschanzungen zu setzen. Doch zu schwach war ihr Widerstand, denn sie mußten dieselben, wiewol erst gegen 5 Uhr Abends, verlassen.

Holm, welcher muthig an van der Morten's Seite gefochten, hatte eine bedeutende Wunde erhalten, und mußte nach Mainz gebracht werden.

Unruhig streckte er sich auf seinem Schmerzenslager, da kam van der Morten das letzte Mal zu ihm. Mit wehmüthigen Blicken betrachtete er den kranken Freund, und eine heiße Thräne glitt über das Antlitz des Kriegers herab.

„Das Schicksal,“ unterbrach er endlich dieß Schweigen, „scheint uns beiden abhold zu seyn, dir und mir hat es herbe Schmerzen aufgespart. Vergebens habe ich den Tod im heißen Kampfe gesucht, er floh mich, um mich vielleicht in den Ruinen der Gustavsburg desto leichter zu finden. Das Gefäß meines Säbels ist durch den kräftigen Hieb eines Lanciers zerbrochen, nimm es hin und reiche mir dafür dein Seitengewehr; du weißt, mir steht heute noch ein schwerer Gang bevor. Wir sehen uns wahrscheinlich nie wieder; was auch über mich verhängt seyn mag, ich bin auf Alles gefaßt. Dem Vater magst du meine letzten Grüße bringen, ich habe gethandelt, wie ich gemußt. Lebe wohl und denke meiner!“

Weinend lag er in Holm's Armen und schied mit blutendem Herzen von dem treuen Freunde.

In den Ruinen der Gustavsburg erwartete ihn schon del Monte und ihm entgegentretend, sagte er: „Van der Morten, stelle dich dem Flüchten, was kann er dir sagen? du bist frei und verläßest den Dienst; für was diese unnütze Schlägerei, die für dich in keinem Fall lohnend seyn kann?“

Rasch unterbrach ihn van der Morten: „Herr Rittmeister, mein Entschluß ist gefaßt; darum greift zu den Waffen, der Tag neigt sich zu Ende.“

Del Monte, welcher in dem beginnenden Kampfe sich bloß auf Vertheidigung beschränken wollte, wurde durch van der Morten's hitzigen Angriff außer Fassung gebracht, und endlich endete der Kampf mit einer tiefen Halswunde del Monte's. Van der Morten eilte erschüttert fort.

Nach unerfolgter einer Stunde kamen Leute, welchen ein Offizier den Auftrag gegeben hatte, einen Verwundeten in der Gustavsburg zu holen. Nach mehreren Stunden war dieser verschieden.

Fürst Eggenburg, erbittert, ließ augenblicklich dem Entflohenen nachsetzen, welcher auch Hannchen mit sich genommen hatte.

„Uno,“ so endete mein Vater seine Erzählung, „nirgends fand man von dem Entschwundenen eine Spur, Deutschland und die Schweiz ließ sein Vater durchsuchen, man hörte nie mehr von ihm. Dieser Säbel und die Pistolen sind das Einzige, was ich noch von ihm habe. Auch der Fürst, welchem ich, da ich mich auf diesem, seinem Gute angekauft habe, die nähern Umstände erzählte, betrauert ihn, und viele Thränen habe ich dem entschwundenen Freunde nachgesendet. —

Viele Jahre sind seitdem verflossen, mein Vater ist auch hinübergegangen zu seinen Freunden und Waffengefährten, und ich bin, seinem letzten Wunsche gemäß, in den Kriegerstand getreten. Ein kurzer Urlaub führte mich zu einem meiner Freunde nach O***** in M***. Es war im Herbste, eine angenehme Witterung ließ mich alle Annehmlichkeiten genießen, welche das Landleben in dieser Jahreszeit zu spenden vermag. Eines Morgens ging ich, ein Gewehr auf dem Rücken vor dem Orte spazieren. Ich kam in die Nähe des Friedhofes, und der Wunsch, diesen zu besehen, führte mich in denselben. Der Todtengräber war eben mit der Ausbesserung eines frischen Grabes beschäftigt. Ich ging auf ihn zu, und bemerkte zwei nebeneinander stehende Grabhügel, welche nur ein gemeinschaftliches hölzernes Kreuz zierte. Ich daraus mehr Verwunderung über diese Sparsamkeit; da erzählte mir der Todtengräber, daß unter diesen Gräbern ein Ehepaar ruhe, welches im größten Elende gestorben sey, von dessen sonstigen Verhältnissen aber im ganzen Orte nichts als ihr Name bekannt wäre.

Als ich zu dem Kreuze näher trat, las ich mit Grauen noch die halbverlöschte Inschrift: „Hier ruhet van der Morten und seine Gattin Johanna, gestorben den 12. April 1815.“

## Der Bischof auf dem Balle.

Der Bischof la Motte war ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, daß selbst die Verläumdung sich nicht an ihn wagte, sondern seiner Tugend huldigen mußte. Mit engelgleicher Frömmigkeit und einer religiösen Strenge gegen sich, vereinigte er eine Heiterkeit und Beutseligkeit, welche ihn aller Welt theuer machten.

Eines Tages war seine Börse, in der That die aller Armen, gänzlich erschöpft. Da erfuhr er, daß an demselben Abend der Intendant von Amiens einen glänzenden Ball gäbe. Sogleich kam seine erfindungsreiche Frömmigkeit auf den Gedanken, diesen Umstand zu benutzen, und statt wie gewöhnlich, um zehn Uhr zu Bett zu gehen, ließ er seinen Wagen anspannen, und fuhr nach dem Hotel des Intendanten.

Bei dem Erscheinen des ehrwürdigen Prälaten in dem Ballsaale flüchteten sich die Tänzerinnen in die benachbarten Zimmer; der Intendant selbst näherte sich dem Bischof, und bat ihn ehrfurchtsvoll, mit in sein Kabinet zu kommen, um dort mit ihm das ohne Zweifel sehr wichtige Geschäft zu besprechen, welches ihn zu einer solchen Stunde, und besonders zu einem solchen Feste, herführte.

„Ich habe gar keine Geschäfte“, erwiederte der Greis lächelnd; „ich bin 80 Jahre alt, und war noch nie auf einem Balle; den Grund aber, der mich herführt, will ich Ihnen sogleich mittheilen; doch bitte ich Sie, zuvor die Damen zurückzurufen.“

Von allen Seiten kehrten auf diese Aufforderung die Damen zurück, obgleich etwas beschämt, und umgaben den Prälaten, dessen freundliches Lächeln ihnen Muth einflößte.

„Sie tanzen, meine Damen“, sagte er, „und das kleidet Sie ganz gut, aber während Sie sich hier unterhalten, haben meine Armen kein Brod; — Sie lachen, und jene weinen bittere Thränen; — ich glaube, es ist die Pflicht derer, welche sich ergötzen, die Thränen derer zu trocknen, welche weinen. Hier ist die Börse derselben, sehen Sie wie leer sie ist.“

„Wir wollen sie wieder füllen, gnädigster Herr, wir wollen sie wieder füllen!“ riefen Alle zusammen.

„Unter der Bedingung, daß Sie mit uns tanzen“, rief die Tochter des Intendanten, ein ausgelassenes kleines Mädchen von 12 Jahren.

„Sehr gern“, entgegnete der Prälat.

Die Börse machte schnell die Runde durch den Saal, ging von Hand zu Hand, und kehrte, so leicht sie auch Anfangs gewesen war, schwer in die Hände des Prälaten zurück, dessen Augen die reinste Zufriedenheit ausdrückten.,

Digitized by Google

Die Tochter des Intendanten erinnerte jetzt den Prälaten an sein Versprechen.

Sie haben ganz Recht, mein Kind", sagte dieser, „aber was ist heute für ein Tag?"

„Dienstag, gnädigster Herr."

„O, das thut mir sehr leid, denn der Dienstag ist gerade einer von den Tagen der Woche, an denen es mir verboten ist, zu tanzen. Ich überlasse Sie daher Ihrer Freude, und wünsche Ihnen Allen eine gute Nacht." (W. M.)

## Pariser Gerichtsscenen.

Ein Pariser Gerichtshof hat ein ganz absonderliches Publikum. Handwerker ohne Arbeit, Weiber von schlechtem Lebenswandel, Völker von Profession, Kuppler, invalide oder angehende Spitzbuben, Bagnekandidaten, Taugenichtse, Faullenzer und was sonst zu dieser edeln Sippschaft gehört, drängen sich auf der Treppe, welche in den Assisensaal führt. Kaum ist dieser geöffnet, so wogen sie hinein, recken die Hälse, drängen, drücken und rennen einander mit den Ellbogen in die Seite, stellen sich auf die Zehen, fahren hin und her und zeigen sich, aus der Ferne gesehen, wie eine schwarze bewegte Masse, aus welcher Gemeinheiten, halbverstickte Seufzer und Klagen, Gestöhn und wirr durcheinander brausendes Gemisch von Flüchen, Worten und Kauderwelsch erschallen.

Damit wäre denn der Hintergrund unseres Gemäldes entworfen, das Auditorium. Das Volk, (doch nein, dieses schöne Wort ist zu edel dazu) der Pöbel ist unten im Parterre. Die Damen besetzen die reservirten Bänke, das Orchester. Vom Kopf bis zu den Zehen geputzt, aufgedonnert, mit Federn und Blumen im Haar, stolziren sie herein und setzen sich, um zu sehen und gesehen zu werden.

Heute, den 4. Jan. erblicken wir Demoiselle Eulalie, ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren, auf der Bank des Zuchtpolizeigerichts, wo sie ihr in Thränen gebadetes Gesicht in ihrem Schnupftuch birgt. Welche große Sünde kann das arme Kind begangen haben? Was entlockt diesen schönen schwarzen Augen so viele viele Thränen, verzerrt diese rosigen Lippen, denen das Lächeln so gut anstünde? Jener Mann dort ist's, Hr. Couturier. Hr Couturier hatte für Dem. Eulalie die zähzrtlichste Aufmerksamkeit gezeigt; er versah sie mit Allem, was einem jungen Mädchen angenehm seyn kann, so weit es nämlich seine ziemlich beschränkten Hülfsmittel zuließen, und Eulalie, in Anerkennung dessen, was er für sie that, wünschte nichts weiter und begnügte sich mit einem einfachen Kleide und der Haube der Arbeiterinnen, unter welcher sie schöner war, als viele Andere unter Seide und Spitzen. — Eines Tages nun sah sich Couturier genöthigt, eine kleine Reise zu machen, und beging dabei die Unklugheit, aus einem kleinen Bande seiner Bibliothek eines der zwei Bankbillete von je 1000 Franken herauszunehmen. Eulalien war davon nichts entgangen und plötzlich entstand in ihr eine teuflische Versuchung. Couturier reiste ab und ließ Eulalien mit 2 Frcs. 50 Cent. für ihre Ausgaben während der vier Tage seiner Abwesenheit zurück. Er verschloß zuvor seine Wohnung sorgfältig und übergab dem Portier den Schlüssel. Den Tag nach seiner Abreise erschien Eulalie bei dem Portier und verlangte den Schlüssel: „Ich bringe Wäsche für Herrn Couturier", sagte sie, „und will sie in seine Kommode verschließen. Man kannte Eulalie zu gut, als daß man ihr hätte den Schlüssel in ein Zimmer verweigern sollen, in welches sie, wie man wußte, einiges Recht hatte: das junge Mädchen begab sich nach dem Zimmer, öffnete die Bibliothek, ergriff das nur zu genau beobachtete Buch, zog zitternd, das von Couturier zurückgelassene Bankbillet von 1000 Franken heraus, und eilte verängst wieder hinweg. Bei seiner Rückkunft durchsuchte Couturier sein Zimmer sorgfältig, und vergaß dabei die Bibliothek nicht. Aber, o Jammer das Billet von 1000 Franken war verschwunden. An seiner Stelle lag ein Zettelchen, das ein Gedicht von acht Strophen mit einem artigen Wortspiel enthielt, wodurch er seinem Dieb oder vielmehr seiner Diebin leicht auf die Spur kam; er brachte seine Klage an, und dieß ist der Grund, warum Eulalie heute auf der Bank der Angeklagten weint. Vergebens bemüht sich Couturier finstere Blicke auf das Mädchen zu werfen, und seiner Stimme, wenn er mit ihr spricht, einen rauhen Ton zu geben: Nun so lassen Sie hören, Mamsell, sagt er zu ihr, was haben sie mit meinem Gelde gemacht? Sie hatten keine 1000 Franken nöthig, nicht wahr? — Eulalie: Ich gestand Ihnen bereits, daß ich einen Mantel kaufte. — Couturier: „Sie sagten mir das... allein dieser Mantel kostet nur 80 Fr. Warum sagten Sie mir nicht Alles?... Ich bin hinter Ihre Schliche gekommen. Sie haben mich betrogen, Eulalie!... 250 Fr. zeugen Sie in die Kaserne der Munizipalgarde, um die Masse des Herrn Isidor zu vervollständigen.... Wer ist der Hr. Isidor? Wenn ein junges Mädchen in die Masse des Militärs zahlt, so weiß man, was das heißen will.... Für mich war das ein Donnerstreich, Eulalie!... Und die 50 Fr., die Sie in Leckereien durchgebracht, gingen gleichfalls mit Hrn. Isidor auf, nicht wahr?... Schweinskotteletten und Branntwein sind übrigens schöne Leckereien für ein junges Frauenzimmer!" Eulalie, der das Mittel des Läugnens nicht mehr zu Gebote stand, winnte darum noch heftiger. Zum Glück für sie fand man 620 Franken von dem Betrag des Billets wieder; außerdem wurden die 250 Franken von der Masse des Hrn. Isidor mit Beschlag belegt, was zusammen 870 Fr. macht, den Mantel ungerechnet, der beim Grefier hinterlegt ist und im nächsten Jahre wahrscheinlich wieder auf Eulaliens Schultern zurückkehren wird, denn für diesen Winter ist's zu spät, da sie drei Monate in einem Korrektionshause zubringen muß.

## Antrag, die Königin Victoria zu heirathen.

Die Kölner Zeitung theilt nachstehend das in Nro. 9. der Abend-Zeitung schon erwähnte Schreiben eines gewissen Isaac Tomkins an das Londoner Journal „Age" seiner Originalität halber wörtlich mit: „Mein Herr! Ich leß in Ihrem schätzbaren Blatte, daß die Königin, Gott segne sie, welche sich zu verheirathen wünscht, zu ihrem künftigen Gatten einen Prinzen Albert gewählt hat, der in irgend einer kleinen Stadt Deutschland's geboren ist. Man sagt, das Parlament werde ihm ein jährliches Einkommen von 100,000 Pfd. Sterl. bewilligen, als Belohnung für die Dienste, welche er der Königin leistet. Um eine solche Ausgabe der ohnehin durch Abgaben so schwer niedergedrückten Nation zu ersparen, bin ich als ächter Patriot erbötig, die Königin für 10,000 Pfd. jährlich, in Vierteljahrsraten zahlbar, zur Frau zu nehmen, und so meinem Lande das Mittel zur Ersparung von jährlich 90,000 Pfd. an die Hand zu geben. Ich bin Junggeselle, 22 J. alt, habe 5 Fuß 3 Zoll, schwarzes Haar, schönen Teint, Perlenzähne, schöne Augen, und einen Fuß, der Ihre Majestät bezaubern wird; ich habe eine gute Erziehung genossen, liebe die Musik, spiele sogar Flöte, Fortepiano, Guitarre und Violoncell; ich componire liebliche Romanzen, mache ganz passable Verse, und tanze und singe gar nicht übel.. (Unterz.) Isaac Tomkins. — Nachschrift. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich ein legitimes Kind bin."

## Genealogisches.

Von den 52 europäischen Souverainen sind 12 über 60 und 40 über 40 Jahre alt. — Noch nie regierten so viele Damen zu gleicher Zeit, drei Königinnen, eine Großherzogin. — Sechs Linien souveräner Häuser stehen nur auf zwei Augen: Anhalt-Bernburg, Griechenland, Holstein-Gottorp, Parma und die Linien Ebersdorf und Lobenstein des Hauses Reuß. — Neun Familien

Digitized by Google

und achtzehn Linien des übrigen hohen Adels desgleichen. — Hannover und der Welfenstamm überhaupt ist am wenigsten, das hessische Haus am meisten mit Prinzen begabt. — Bedeutende Successionsfragen könnten zunächst in Hannover, Dänemark und Braunschweig eintreten. — Die Zahl der ungleichen Vermählungen hat sich abermals vermehrt. — Fünf vordem souveraine Regenten leben, deren zwei, Kurfürst von Hessen und Ludwig Bonaparte freiwillig entsagten, drei aber (Joseph Bonaparte, Hieronymus Bonaparte und Herzog Karl von Braunschweig) verjagt wurden. — Außer diesen sind der Herzog von Bordeaux, Don Carlos, Don Miguel und Prinz Wasa als Prätendenten zu nennen.

## Pot-Pourri.

### Eine lebendige Uhr.

Folgende Thatsache wird durch eine Zeitung berichtet, der wir die Verantwortlichkeit hierüber überlassen. Jeder erinnert sich noch an das Wundermädchen, welches man vor ungefähr zehn Jahren sehen ließ und welches in seinen Augen das Gepräge eines unter dem Kaiserreich geschlagenen halben Franken trug. Man konnte wohl daran Napoleon Empereur unterscheiden neben einem Kopfe von Bonaparte, welcher den ganzen Augapfel des Kindes ausmachte. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich heute den Einwohnern von Valenciennes dar. Man besucht in einer am Handelsplatze gelegenen Hütte ein Kind, welches in jedem Augapfel ein kleines Zifferblatt trägt. Die Stunden sind genau angegeben, auf der einen Seite mit arabischen, auf der andern mit römischen Ziffern. Man schreibt diese Erscheinung einem außerordentlichen Eindruck zu, der auf die Einbildungskraft der Mutter während ihrer Schwangerschaft gemacht wurde. Sie wünschte einmal eine recht hübsche Uhr zu haben und blieb vor dem Laden eines Uhrmachers stehen, wo viele ausgestellt waren. Wenn auch die angegebene Ursache jener Erscheinung nicht die wirkliche ist, so ist es doch jedenfalls sehr auffallend.

### Walzer-Titel.

Strauß, Lanner, Fahrbach, Bendel, Labitzky ꝛc. ꝛc. haben einen Blick in ihre neuesten Kompositionen für das Jahr 1840 machen lassen. Huil da sieht es grausig aus. Die Notenköpfe sehen so bedrängt aus wie Tintenklexe, die Violin-Schlüssel schneiden Gesichter, als wollten sie Himmels-Schlüssel vorstellen, für alle Diejenigen, die in rasendem Galopp in's ewige Leben hinübertanzen wollen. Doch so arg wird es nicht werden. Wir wollen hoffen, daß unsere Jugend beschieden tanzen, nicht wahnsinnig toben, und nach Strauß und Lanner's schönen Weisen mäßig und anständig tanzen werde. Die Walzer-Titel sind auch schon da. Von Strauß erwartet man: „Noch ein Sträußchen und noch ein Sträußchen, oder: die Tanz-Escamotage"; dann „das Jahr 1840, oder: Immer heiter!"; „Gibellinen-Galop" und „Tonwellen." Von Lanner: einen Galop: „Sturmschritt"; „Daguerreotypen-Bilder"; „Kommst Du mir so, so komm ich Dir so!"; „Lotzt und Beriot"; „Prachtränze für das Jahr Vierzig"; einen Cotillon: „Alles aus Freundschaft", und „Schwebende Sterne", Walzer. Von den übrigen Tanz-Komponisten: „Automaten-Galop"; „Döblers Zaubergeige"; „Taub für Alles, nur nicht für Musik"; „der Papa Violon, die Mama Violoncelle, der Herr Sohn Violin, und das Fräulein Tochter Bratsche," musikalisches Familien-Quodlibet; „Green's Luft-Galop"; „Sreail-Klänge! Ber!" Galop: „die Reise durch's Leben", Walzer, und eine Zwischenmusik für Raststunden mit dem Motto: „Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb!" (W. Ztg. Z.)

### Wie die Alten sungen ꝛc.

In dem Göttinger Carcer, wo es gebräuchlich ist, daß jeder Gaß seinen Namen eingedrt, steht der Name eines Mecklenburgischen Edelmannes; als kürzlich, zwanzig Jahre später, seinen Sohn dieselbe Carcerzelle beherbergte, fügte dieser lakonisch dem Namen seines Vaters hinzu: „et filius."

### Guter Appetit.

Ein Schweizer des Herzogs von Brissac, der gefragt wurde, wie viel sein Magen vermöge, antwortete, er könne einen ganzen Hammel überwältigen. „Und wie viel Gänse?" — Sechs. — „Und Truthähne?" — Acht. — „Enten?" — „Zwölf. — Hühner?" — Fünfzehn. — „Tauben?" — Dreißig. — „Und Lerchen?" — Ach Lerchen esse ich immerfort ohne Aufhören. —

### Eine erfreuliche Erscheinung.

Man schreibt aus einer kleinen Stadt Folgendes: In unserm Zuchthause befinden sich nur vier Personen, nemlich der Inspektor, seine Frau und die beiden Töchter dieses Paares.

### Die Buchstaben des Gesetzes.

Neulich wurde in London ein Tabackshändler, der angeklagt war, unter seine Tabacksblätter andere Pflanzen zu mischen, nach dem Buchstaben des Gesetzes frei gesprochen, weil er bewies, daß unter seinem Tabacke — gar kein Taback sey.

### Liebesbrief einer Köchin.

Mein äußerst geliebter Herr! Halten Sie mich nicht für leichtsinnig, daß ich Sie nicht kenne, aber mein armes Gemüth konnte sich nicht länger Gewalt anthun. Ich gehe nie zu Jemanden, aber manchmal Sonntags sitze ich am Fenster, ich sehe aber nur oberflächlich hinaus. Meine mich fixirende Liebe zu Ihnen ist mehr, ich fühle es, als eine blinde Leidenschaft, der ich nie vorgreife. Wenn Sie mich sehen zu wollen, so gut sehen wollen, so will ich mit Ihnen auf den Sonntag beim Zapfenstreiche zufällig sprechen, ach wie freue ich mich auf den Zapfenstreich, Ich heiße Hanne, mein früherer Geliebter, der schlechte Mensch, nannte mich immer gutes Hannchen. Die alte Kopfkeilrau, die mit Käse handelt, bei der wohne ich in vergänglicher Liebe und ewiger Treue. Ihre Ze N. N.

## Poetische Mahnung eines Schneiders an einen gewissen Herrn.

Vergiß mein nicht, du Jüngling, den ich meyne,
Zu dem dieß Lieschen spricht;
Die Kleider, die du trägst, nennst du zwar deine,
Doch zahlst du heute nicht, nenn' ich sie meine,
Bevor der Tag anbricht;
Darum vergiß mein nicht.

Vergiß mein nicht, du, dem ich kreditiret,
Bloß auf sein schön Gesicht,
Den ich so prompt, so herrlich ausstaffiret,
Und der zum Lohne jetzt so schändlich führet
Den Schneider hinters Licht;
Vergiß, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! hiemit zum letzten Male
Der Schneider zu dir spricht;
Gedenke mein, beim Ball, im großen Saale,
Bei Rendezvous, Konzerten — kurz, bezahle!
Sonst mahnt dich das Gericht —
Vergiß, vergiß mein nicht!

Digitized by Google

**Nro. 4.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

**Inhalt:** Napoleon auf Elba. — Das Kaisergespenst in den Tuilerien. — Pot-Pourri. — Erwiederung an Dr. Carlmann Flor k. k. Professor der Moral-Theologie in Klagenfurt.

## Napoleon auf Elba.

Von Alex. Dumas.

Als Napoleon die Heerschaft der Welt verlor, hatte er anfangs nichts bewahren wollen, als sein Unglück. „Ich brauche nichts", hatte er gesagt, „als einen Thaler täglich und ein Pferd." — Die wiederholten Vorstellungen der ihm treugebliebenen Freunde brachten ihn von diesem Gedanken ab, und er warf nun das Auge auf die Insel Elba, obschon er eine größere Besitzung hätte erhalten können. Wenn er indeß so schlecht für seinen eigenen Vortheil sorgte, so gab er doch darum nicht die Ansprüche seiner Gefährten Preis. Diese waren die Generale Berteand und Drouot, jener Großmarschall des Palastes, dieser Adjutant des Kaisers; der General Cambronne, Major des ersten Regiments der Garde-Chasseurs; der Baron Jermanowski, Major der polnischen Lanciers, der Chevalier Malet; die Artillerie-Capitaine Loubrs, Lamourette, Huseau und Combe, und endlich die Capitaine der polnischen Lanciers, Balinski und Schultz.

Diese Offiziere beköstigten 400 Mann, die unter den Grenadieren und Chasseurs der alten Garde ausgewählt waren und welche die Erlaubniß erhalten hatten, ihrem Gebieter in seine Verbannung zu folgen. Napoleon hatte für sie ausbedungen, daß im Falle ihrer Rückkehr nach Frankreich ihnen das Bürgerrecht verbleibe.

Am 3. Mai 1814 um 6 Uhr Abends legte die Fregatte „the Undaunted" auf der Rhede von Porto-Ferajo vor Anker. General Dalesme, bisher Kommandant der Insel, begab sich augenblicklich an Bord, um Napoleon seine ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen. Graf Drouot, der zum Gouverneur der Insel ernannt war, stieg ans Land, um sich die Anerkennung seiner Würde zu verschaffen und um die Uebergabe der Festungswerke von Porto-Ferrajo zu bewerkstelligen. Baron Jermanowski, der neue Platz-Kommandant, begleitete ihn; eben so der Ritter Baillon, welcher als Hof-Fourier die Wohnung des Kaisers in Stand zu setzen hatte. Noch an demselben Abend kamen Deputationen der Behörden, der Geistlichkeit und der angesehensten Einwohner an Bord; der Kaiser ließ sie vor sich.

Am folgenden Tage frühmorgens sog eine Abtheilung der Truppen mit der neuen Fahne des Kaisers, nämlich der der Insel Elba, welche einen silberenen Grund mit rothen Streifen und in diesen drei goldene Bienen zeigt, in die Stadt und pflanzte sie auf der Sternschanze unter dem Donner der Artillerie auf. Die englische Fregatte salutirte eben sowohl wie die in dem Hafen liegenden Schiffe.

Um 2 Uhr stieg Napoleon mit seinem Gefolge ans Land. In dem Augenblick, als er den Fuß auf den Boden der Insel setzte, wurde er von 101 Kanonenschüssen aus den Forts der Insel begrüßt. Die englische Fregatte antwortete mit 24 Schüssen. Der Kaiser trug die Uniform der berittenen Garde-Jäger; er hatte vorher von seinem Hute die dreifarbige Kokarde abgenommen und statt ihrer die rothe und weiße der Insel angesteckt. Die Truppen der Garnison waren unter den Waffen und bildeten ein Spalier; hinter diesem war die Bevölkerung der Hauptstadt und der übrigen Städte und Dörfer zusammengedrängt. Von allen Punkten der Insel waren die Bewohner herbeigeströmt, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß der Mann, dessen Name und Thaten auf dem ganzen Erdkreis wiederhallt hatten, der Beherrscher eines armen Fischervolkes werden sollte. Napoleon war ruhig, freundlich und fast heiter. Nachdem er dem Maire auf seine Anrede geantwortet, begab er sich mit seinem Gefolge in die Kathedrale, wo ein Te Deum gesungen wurde. Von dort zog er nach dem Rathhause, in welchem er einstweilen seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Am Abend illuminirten die Einwohner freiwillig die Stadt und den Hafen.

Noch an demselben Tage veröffentlichte der General Dalesme folgende Proclamation, welche Napoleon entworfen hatte: „Bewohner der Insel Elba! Die menschlichen Wechselfälle haben den Kaiser Napoleon zu Euch geführt; seine eigene Wahl hat ihn zu Eurem Herrscher gemacht, bevor Eure neuer Monarch in Eure Mauern zog, richtete er folgende Worte an mich, welche ich mich beeile, zu Eurer Kenntniß zu bringen, weil sie das Unterpfand Eures künftigen Glückes sind. „„General"", sagte der Kaiser zu mir, „„ich habe meine Ansprüche an Frankreich zum Opfer gebracht und mir nur die Herrschaft und das Eigenthum der Insel Elba vorbehalten. Sämmtliche Mächte haben zu diesem Abkommen ihre Beistimmung gegeben. Sagen Sie den Einwohnern, wenn Sie diese Lage der Dinge zu ihrer Kenntniß bringen, daß ich die Insel in Betracht der Milde, der Sitten und des Klima's zu meinem Aufenthalt gewählt habe; gehen Sie ihnen die Versicherung, daß sie fortwährend der Gegenstand meiner lebendigsten Theilnahme seyn werden."'" Bewohner von Elba, diese Worte bedürfen keiner weiteren Erklärung; in ihnen ist Euer künftiges Loos ausgesprochen. Der Kaiser hat Euch richtig beurtheilt; diese Gerechtigkeit muß ich Euch widerfahren lassen. Bewohner der Insel Elba, ich werde Euch bald verlassen, und diese Trennung wird schmerzlich für mich seyn. Aber die Aussicht, daß Ihr glücklich seyn werdet, mildert meinen Kummer, Wo ich auch seyn werde, nie wird mich die Erinnerung an die Tugenden der Bewohner der Insel Elba verlassen."

Die 400 Grenadiere rückten am 26. Mai ein; am 28. brach der General Dalesme mit der alten Garnison auf. Die Insel gehöre jetzt ganz ihrem neuen Beherrscher. Napoleon konnte nicht lange unthätig bleiben. Nachdem er die ersten Tage den nöthigen Geschäften seiner Installation gewidmet stieg er am 18 zu Pferde und besichtigte die ganze Insel; er wollte sich selbst vom Zustande des Ackerbaues und von den Produkten der Insel überzeugen; er wünschte Nachrichten über den Handel, den Fischfang, die Marmor- und Metall-Ausbeute einzuziehen. Vorzüglich beschäftigten ihn die Marmorbrüche und die Minen, welche den voraussichtlichen Reichthum der Insel bilden. Nachdem er jedes Dorf der Insel besichtigt und überall den Bewohnern Beweise seiner Theilnahme gegeben, kehrte er nach Porto-Ferrajo zurück und nahm nun die Einrichtung seines Hofstaats so wie die Vertheilung der öffentlichen Einkünfte vor. Diese bestanden hauptsäch-

Digitized by Google

lich in dem Ertrage der Eisenbergwerke, die wohl auf eine Million jährlich gebracht werden konnte, in der Fischerei des Thunfisches, welche für 4 — 500,000 Fr. verpachtet war, in dem Ertrage der Salzgruben, welche ungefähr eben so viel einbrachten, und endlich in der Grundsteuer und einigen Zöllen. Napoleon sagte mehrmals, er sey noch nie so reich gewesen.

Er vertauschte bald das Rathhaus mit einem niedlichen Bürgerhause, welches er scherzweise seinen städtischen Palast nannte. Dasselbe lag auf einem Felsen, zwischen dem Fort Falcone und der Sternschanze in einer Bastei, welche die Mühlen-Bastei hieß. Das Haus bestand aus zwei Seitenflügeln und einem Quergebäude. Von den Fenstern desselben aus übersah man die Stadt und den Hafen. Der ländliche Palast Napoleon's war zu San-Martino gelegen. Vor seiner Ankunft war es eine Hütte, welche er neu aufbauen und geschmackvoll möblieren ließ. Uebrigens schlief der Kaiser nie daselbst, und sie war bloß das Ziel seiner Promenaden. Am Fuße eines hohen Berges gelegen, gewährte sie eine Aussicht auf die Stadt, welche sich amphitheatralisch vor ihr ausbreitete, und auf den Hafen; von hier aus konnte man am Horizont über der Nebelfläche des Meeres die Ufer Toskana's wahrnehmen.

Nach Verlauf von sechs Wochen traf die Mutter des Kaisers auf der Insel ein und einige Tage später die Prinzessin Pauline. Diese war schon in Fréjus mit dem Kaiser zusammengetroffen und hatte sich mit ihm einschiffen wollen; aber ihr befand sich in einem so leidenden Zustande, daß der Arzt es nicht zugab. Der englische Schiffs-Capitain hatte sich verpflichtet, die Prinzessin an einem bestimmten Tage abzuholen; da er diesen Termin versäumte, bewerkstelligte die Prinzessin die Ueberfahrt auf einem Neapolitanischen Schiffe. Ihr erster Besuch auf Elba dauerte nur zwei Tage, nach deren Verlauf sie nach Neapel abreiste; aber am 1. November kehrte sie auf der Brigg „l'Inconstant" wieder zurück und verließ den Kaiser nun nicht mehr.

Es ist leicht begreiflich, daß Napoleon, der plötzlich aus einer so angestrengten Thätigkeit in eine so gänzliche Ruhe versetzt wurde, sich nach einer regelmäßigen Beschäftigung umsehen mußte. Jede Stunde hatte ihre bestimmte Aufgabe. Er stand mit Tagesanbruch auf, zog sich in seine Bibliothek zurück und arbeitete an seinen militairischen Denkwürdigkeiten bis um 8 Uhr Morgens; dann verließ er das Haus und beschäftigte die Arbeiten, woder er sich in Gespräche mit den Arbeitern einließ, welche fast alle aus Soldaten seiner Garde bestanden. Gegen 11 Uhr nahm er ein sehr mäßiges Frühstück ein. Wenn es sehr heiß war, schlief er nach dem Frühstück wohl eine oder zwei Stunden; um 3 Uhr ritt oder fuhr er dann wieder aus, begleitet vom General Drouot und dem Großmarschall Bertrand. Auf dem Wege hörte er jeden an, der ihm mit einer Beschwerde oder Bitte nahte, und er ließ selten Jemand unbefriedigt von sich. Um 7 Uhr kehrte er wieder heim und speiste zu Mittag mit seiner Schwester, welche das erste Stockwerk seines städtischen Palastes bewohnte. Zu seiner Tafel wurden abwechselnd der Intendant der Insel, Herr Balbiani, der Kammerherr Bantini, der Maire von Porto-Farajo, der Oberst der Nationalgarde und mitunter auch die Maire's von Porto-Longone und Rio gezogen. Abends versammelte sich die Gesellschaft bei der Prinzessin Pauline.

Die Mutter des Kaisers bewohnte ein besonderes Haus, welches der Kammerherr Bantini ihr abgetreten hatte.

Unterdeß war die Insel Elba ein Anziehungspunkt für alle Neugierigen in Europa geworden, und der Zufluß der Fremden wuchs bald so beträchtlich, daß man genöthigt war, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um Unordnungen zu verhüten, welche das Zusammenströmen so vieler unbekannter Menschen, unter denen sich natürlich nicht wenige Abenteurer befanden, befürchten lassen mußte. Dies, was die Insel selbst hervorbrachte, war sehr bald unzureichend, und man mußte sich auf dem Festlande versehen. Der Handel Porto-Farajo's erhielt dadurch einen bedeutenden Aufschwung, und so wurde auch jetzt noch die Gegenwart Napoleon's eine Quelle des Glücks für das Land, das ihn besaß; sein Einfluß dehnte sich bis auf die untersten Volksklassen aus. Die Mehrzahl der Fremden bildeten die Engländer, welche sehr begierig schienen, den Kaiser zu sehen und zu hören. Napoleon nahm sie sehr wohlwollend auf. Lord Bentink, Lord Douglas und mehrere andere Mitglieder der höheren Aristokratie brachten nach England theure Erinnerungen an die Aufnahme, die sie gefunden hatten, zurück. Am willkommensten waren indeß dem Kaiser die Besuche einer großen Anzahl von Offizieren aller Nationen. Italiener, Franzosen, Polen, Deutsche boten ihm ihre Dienste an. Er bemerkte ihnen, daß er keine Stellen und Grade zu vergeben habe. — „Dann", antworteten sie, „wollen wir als Soldaten dienen." — Er verleidte sie seinen Grenadiren ein. Diese Ergebenheit schmeichelte ihm am meisten.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Kaiserge spenst in den Tuilerien.

(Aus den Memoiren des Grafen Marmont.)

Aus altadeligem Gebäude entsprossen, war in der ersten Zeit meines Lebens schon mein künftiges Loos geworfen, ich sollte auf der Bahn des Krieges zu Ehren und Ruhm gelangen, ward also mit der, zur selben Zeit vorbereiteten Expedition des Generals Bonaparte als Leutenant nach Aegypten gesandt, sah dort den Heros der Zeit auf die erste Stufe seines Ruhmes steigen, kehrte unterdessen, zum Oberlieutenant ernannt, mit demselben nach Frankreich zurück, wo ich ihn dann mit Karls des Großen Schwert umgürtet sah; bis zu dieser Größe wagte ich nicht hinaufzuschauen, ich fühlte nur einen unüberwindlichen Drang nach Thaten in mir und wollte, nachdem ich Major geworden war, eben Schritte thun, mich in's Kampfgewühl zu versetzen, als mir plötzlich andere Sinne kamen; ich hatte Gelegenheit gehabt, die siebenzehnjährige Tochter des alten Grafen du Four kennen zu lernen, und ehe zwei Tage vergingen, in Mariens Fesseln zu schmachten; fast eben so bald gelangte ich zur Ueberzeugung, daß auch ich diesem holden Mädchen nicht gleichgültig war; mein Glück war also vollständig; ich hatte nichts eiligers zu thun, als mich den Stufen des Throns des Kriegerfürsten zu nahen und ihm meine Verlobung anzuzeigen; allein der Himmel weiß, welche Umstände hier obgewaltet haben, ich ward den andern Tag, zum Obrsten ernannt, nach Spanien geschickt. Mit welchem Gefühl ich diesen Befehl empfing, kann ich nicht sagen; die Sinne schwanden mir und ich konnte nichts als einige Küsse auf die Lippen meiner geliebten Marie drücken und unter des Kaisers Kommando der hispanischen Gränze zumarschiren.

Welche Thaten die große Armee dort vollzog, weiß die Welt, und frei darf ich von mir sagen, ich war der Letzte nicht; auf dem Schlachtfeld erhielt ich das Kreuz der Ehrenlegion und ein Majorat, und Napoleon versprach mir dabei, meine Hochzeit auszurichten, sobald der Krieg zu Ende sey. Diese Worte träufelten etwas Trost in meine Brust, denn der Feldzug schien bald beendigt; aber auch diesmal zeigte mir das Geschick seinen Unwillen, denn erst 1813 verließm wir Spanien; allein wie anders, als ich es betreten! Drei Finger der linken Hand waren mir abgeschossen, und auch sonst waren die Strapazen auf der Halbinsel nicht geeignet, die Wangen der Krieger zu verjüngen; wie wird Marie dich empfangen? dachte ich bei mir selbst, als ich an der Spitze meines Regiments auf der Straße gegen Paris hinritt; wird sie den Krüppel noch lieben, wie sie den blühenden Mann geliebt? —

Doch Mariens große Seele bewies sich beim Wiedersehen ganz ihrer würdig, sie liebte mich, eine Ausnahme der Frauen, noch eben so feurig, wie damals, und zwar mit mehr Hoffnung als 1808; denn der alte Graf du Four war unterdessen gestorben, und Marie die 22jährige Erbin eines bedeutenden Vermögens.

Ich quälte unablässig den Monarchen um meine Heirath; „Gut denn," sagte der Held, „morgen unterzeichne ich den Kon-

Digitized by Google

trakt, das lasse ich mir nicht nehmen, übermorgen heirathen Sie; den andern Tag gehen Sie zur Armee nach Deutschland." Ich stand abermals wie vernichtet, wollte kapituliren, allein der Kaiser sagte: „Die Pflicht geht vor der Liebe, sey kann ich einen tapfern Soldaten nicht entbehren." — Ich konnte nichts thun, als mich fügen, bestellte also in aller Eile das Nöthige zur Vermählungsfeier, lief dann in die Tuilerien, um den Kontrakt unterschreiben zu lassen, allein — der Kaiser war abgereist und der Major-General nahm mich sogleich in der Postkalesche mit, um uns dem Stabe des Kaisers anzuschließen; wie mir da war, will ich übergehen; nichts ist im Stande, meinen Zustand zu schildern. — Was weiter geschehen, was wir auf den Feldern von Bautzen und weiter gethan, bis uns das Unglück von Leipzig daniederwarf, ist in der Geschichte Büchern niedergelegt, und ich decke einen Schleier über diese traurige Zeit.

Nur so viel sey erwähnt, daß mich später bei Montmirail ein Lanzenstoß in den Schenkel traf, der mich über ein Jahr im Bett und darin in allen Bädern von Frankreich herumquälte. — Gerade zu Ende der hundert Tage war es, als ich mich dem Kaiser vorstellen und meinen Arm wieder anbieten konnte. „Komm, Waffengefährte, sagte der Kaiser, „es gilt noch einen kurzen Kampf, mit einem Schlag die Hydra zu vernichten, die das schöne Frankreich bedroht. Dann ist Friede, dann magst Du in den Armen Deiner Marie und auf Deinen Lorbeeren ruhen. Dein Heirathskontrakt soll das erste Dokument seyn, das ich nach dem Friedenstraktate unterzeichne."

Wir gingen nun zusammen die Straße gegen Waterloo; es war der letzte Gang, eine tückische altenglische Kugel nahm mir das Bein, das mir der Uhlane zu Montmirail nur angestochen hatte. Abermals erfolgte Krankheit, abermals Badekuren und Wiedersehen der Geliebten, die, als Krone aller Frauen, noch mit derselben Treue an mir hing, wie ehedem, nun schien nichts mehr unsere Ehe verhindern zu können; da ging Napoleons Glücksstern unter, die Restauration wurde bewerkstelligt, und Ludwig XVIII. bestieg Frankreichs Thron. Diese Ereignisse schoben unsere Verbindung bis zum Frühjahr 1821 hinaus; da ward es ernst, der König gab seine Einwilligung und wollte an Napoleon's Stelle den Kontrakt unterzeichnen; Alles war fertig und die Hochzeit auf den 6. Mai festgesetzt.

Der Mittag und Abend des 5. Mai war trübe, und alle Bewohner von Paris wandelten niedergeschlagen und unbehaglich umher oder saßen ermattet in den Kühlern; noch mehr der König, ihm war ganz eigen zu muthe, nichts konnte ihn erfreuen, nichts unterhalten; da fiel ihm auf einmal ein, die Krone sehen zu wollen, die sich einst der Kaiser in Notre-Dame auf's Haupt gesetzt; er ließ sie daher aus der Schatzkammer holen, betrachtete sie eine Weile mit gesteigertem Interesse, stellte sie dann auf den Tisch, wo seine Papiere lagen, legte sich zu Bette und entschlief.

Auf einmal fühlte sich Ludwig wie elektrisch aufgeworfen; er war erwacht und hörte gerade noch die letzten Schläge der Glocke von St. Germain l'Auxerrois, die Mitternacht verkündeten; da gehen mit einem Male die Vorhänge des Bettes auf, und mit verschränkten Armen steht ein Mann vor ihm, der mit unverwandtem Auge ihn anstarrt; der Fürst war eiskalt und unbeweglich. — Diese Gestalt, umflossen vom bläulichen Lichte, blieb lange still und betrachtend vor dem König stehen, dann ging sie langsamen Schrittes an den Schreibtisch. Als sie nun dort stand und die Krone nahm, sie ernsthaft beschauend, lernte erst der König die Umrisse des Gastes unterscheiden; und da er bald den kleinen Hut, die grüne Uniform und die hohen Reitstiefel desselben erkannte, blies ihn die Angst noch kälter an, als vorher. Das Gespenst setzte nun langsam die Krone auf den Kopf und trat abermals mit verschränkten Armen vor den Spiegel. Hier schwanden dem König die Sinne, und als er wieder etwas zu sich kam, saß das Gespenst vor dem Schreibtisch, die Feder in der Hand, ein Papier weit geöffnet vor sich hinhaltend — hier sah der König auf einmal nichts mehr, und am Morgen lag er bestäubt und matt auf seinem Lager.

Der König wollte am andern Morgen Niemanden sprechen; da gelange ich in's Vorzimmer, um meinen Kontrakt abzuholen; auch mich wollte man abweisen, allein bloß hörte der König und ließ mich ein: „Gebt uns den Kontrakt her," sagte er zu mir, „wir wollen ihn unterzeichnen, er liegt zu oberst auf den Papieren dort." Ich breite mich, ihm denselben zu überreichen; er nimmt die Feder, will unterzeichnen, da fällt er in Ohnmacht; Kammerdiener bringen ihn zu Bette, ich ergreife den Kontrakt und stehe wie vom Blitz getroffen: der Kaiser hatte ihn unterschrieben.

Kurze Zeit darauf traf in Paris die Nachricht ein, daß Napoleon am Abend des 5. Mai 1821 auf St. Helena gestorben sey.

## Pot-Pourri.

### Methode der Madame Morris, Seiden-, Wollen- und Baumwollen-Waaren zu putzen.

Die Society for the Encouragement of Arts gab der Mad. Morris für diese ihre Erfindung, die in den Transactions vol. 23 beschrieben ist, 15 Guineen. Ihr Verfahren besteht darin: Man nimmt rohe Erdäpfel, so wie sie aus der Erde kommen, und reibt sie auf einem Reibeisen über einem Gefäße mit reinem Wasser, läßt die Mischung stehen, bis die feinen weißen Theilchen (das Stärkemehl) alle zu Boden gefallen sind, gießt die schleimige Erdäpfelflüssigkeit von dem Stärkemehl ab und bewahrt sie zum Gebrauche auf. Das zu putzende Zeug wird auf einem Tische auf reine Leinwand gelegt, und mit einem reinen, in die Erdäpfel-Flüssigkeit getauchten Schwamme gehörig abgerieben und geputzt, und das Reiben mit einem frisch eingetauchten, nassen Schwamme so lange wiederholt, bis aller Schmutz los geworden ist, worauf man das Zeug in reinem Wasser auswascht, um den los gewordenen Schmutz vollends zu entfernen, und sodann trocknet. Zwei Erdäpfel von mittlerer Größe reichen auf ein halbes Quart Wasser hin. Die weiße Stärke, die sich bei Bereitung dieses schleimigen Wassers zu Boden setzt, dient zur Stärke. Der grobe Brei, der auf dem Siebe liegen bleibt, dient trefflich zum Putzen der wollenen und halbwollenen gröberen Stoffe, der Ueberzüge an Möbeln ꝛc. und verdirbt eben so wenig die Farbe, als die oben erwähnte Erdäpfel-Flüssigkeit dieselbe an Seiden- und Baumwollenwaaren verdirbt. Letztere dient auch zum Putzen der Oelgemälde, eingelegter Wa.aren u. s. w. Auch angestrichene hölzerne Möbeln kann man, wenn sie schmutzig geworden sind und mit einem in diese Flüssigkeit ein und dann leicht in reinen feinen Sand getauchten Schwamm überfahren werden, auf diese Weise reinigen.

### Barometer in den Haaren eines Menschen.

In Tirol, in der Nähe von Botzen, lebt ein Bauer, Namens Andreas Ruckler, der einen förmlichen Barometer an seinen Haaren besitzt. Bleibt es schön, so legen sich seine Haare glatt um das Haupt; droht es zu regnen, so schwellen sie an, und sträuben sich empor; bei anhaltendem Regenwetter schmilzt ihm der ganze Scheitel. Bei einem heftigen Donnerwetter im Juli 1834, sind ihm alle Augenbrauen förmlich ausgefallen. Seine Nachbarn sehen täglich nach, was er für eine Frisur trägt; sagt man: „der Andreas hat einen struppigen Kopf", so geht kein Bauer allzuweit von seinem Hause.

### Bäume, die Wasser geben.

Auf der Insel Ferra findet man nur drei Quellen, und diese sprudeln in einer Gegend am Strande hervor, die beinahe unzugänglich ist. Zum Ersatz dafür hat die Natur dieser Insel Bäume gegeben, die sie mit Wasser versorgen. Diese Quellbäume sind von mittlerer Höhe und haben gerade, lange immer grüne

Digitized by Google

Blätter. Man hält sie für eine Gattung der laurus indica. An dem Wipfel derselben sieht man gewöhnlich einen Nebelstreif, der die Blätter in solchem Grad mit Wasser tränkt, daß sie fast ununterbrochen tröpfeln. Das Wasser ist klar und herrlich, es kommt Menschen und Vieh zu statten.

### Mademoiselle. Rachel's Weihnachtsgeschenk.

Auch das moderne Frankreich hat noch Nachblühen seiner klassischen Galanterie. Die Mlle. Rachel ist noch immer das Wunder der eleganten Welt in Paris; ihr Weihnachtsgeschenk ist durch die seltsame Weise, in welches es ihr zukam, durch den reellen, den Geldeswerth, und noch mehr durch den ideellen Werth, den Aufwand von Geist und Witz, das Gespräch des Tages. Die Rachel fand in einem Rheinkarpfen, den sie bei Ehevet hatte kaufen lassen — ein Steinband in antikem Geschmacke. Dasselbe ist in einer durchaus schönen und geschmackvollen Form in Gold gearbeitet und mit sechs kostbaren Steinen verziert, deren Anfangsbuchstaben (in französischer Sprache natürlich) ein Akrostichon vom Namen der Mlle. Rachel bilden und zugleich ein Akrostichon aus den sechs Hauptrollen der berühmten Schauspielerin. Das Ganze wird als eine geistreiche Nachahmung vom Brustschildchen des jüdischen Hohenpriesters bezeichnet. Die Namen der Steine und der entsprechenden Rollen sind darauf in folgender Reihenfolge geordnet:

| | |
|---|---|
| Roxane | — Rubis (Rubin). |
| Amenaïde | — Amethiste (Amethist). |
| Camille | — Caroline (Koralle). |
| Hermione | — Hematite (Blutstein). |
| Emille | — Emeraude (Smaragd). |
| Laodice | — Lapi-lazulli (Azur). |

### Eine Beschwerdeschrift gegen Ehelosigkeit.

Wie man vernimmt, beabsichtigt eine große Anzahl mehr als heirathsfähiger Jungfern in London, eine Bittschrift an das Parlament einzugeben, des Inhalts: „Mylords vom Oberhause und Gentlemen vom Hause der Gemeinen! Die gehorsamst Unterzeichneten erfahren mit Bedauern, daß die anklagenswerthe Manier, unverheirathet zu bleiben, unter den Jünglingen von Tag zu Tag mehr um sich greife. Infolge hievaus eine bedeutende Verringerung der Einkünfte unserer Geistlichen, und zu gleicher Zeit werden die gehorsamst Unterzeichneten, so wie noch viele Tausende aus ihrer Klasse des Glückes beraubt, Familienmutter zu seyn. Wir sind überzeugt, daß der Zustand eines alten Ledigen seinen Charakter nur verderben und den Geist erzeugen kann, so wie er durch die Langweile, die er nothwendiger Weise mit sich führet, einen frühzeitigen Tod veranlassen muß. Die Staatskasse gewinnt zwar durch die Abgaben, welche sie von der Hinterlassenschaft der Alt-Ledigen erhebt, aber dieser Vortheil ist doch nichts, wenn man bedenkt, daß durch die Ehelosigkeit die Bevölkerung und mit ihr die Steuer verringert wird. — Wir bitten nun, höhern Orts eine Bill vorzulegen, nach welcher jeder unverheirathete Mann über 25 Jahren, wenn er keine genügende Entschuldigung anführen kann, zur Bezahlung einer großen Strafsumme angehalten werde. Wäre er ein Jahr später noch immer nicht verheirathet, so werde er aus dem englischen Gebiet verbannt. Kommt er zurück und hat im dreißigsten Jahre noch keine Frau, so möge man ihm 30 Stockstreiche appliciren und auf diese Weise von Jahr zu Jahr steigernd fortfahren". — Folgen viele Tausende Unterschriften. (Man befürchtet, daß auch in Deutschland Unterschriften zu ähnlichen Beschwerdeschriften gesammelt werden.)

### Neueste Gesangsmethode.

Erstaunlich viel gekräht, gemäht, gefistelt, gegurgelt, getrillert, gewimmert, gebeult, ja geschrien und gebrüllt wird jetzt: warum wird der reine tiefsinnige Gesang, das fromme wie das heitere Lied so selten? — Antworte ein Jeder selbst sich sein Bestes darauf.

### Originelle Grabschrift.

Auf einem Kirchhofe in Köln liegt ein Schauspieler, Namens Kölbel aus Wien, begraben. Derselbe hat sich in seiner letzten Stunde selbst folgende originelle Grabschrift geschrieben: Ich ging zum Theater, Ihr ließt mich gehen; ich setzte mein Glück auf Euern Beifall, Ihr ließt mich stehen. Ich legte mich aus Gram in's Grab — laßt mich nun liegen!

## Erwiederung
### an Dr. Carlmann Flor, k. k. Professor der Moral-Theologie in Klagenfurt.

(Eingesandt.)

(Bergl. Sammler. Nro. 52. Jahrg. 1839.)

Wir auch weinten, als zum letztenmale,
Liefergriffen Du im Pilgerkleid,
Bei der Abendsonne blassem Strahle
Zu uns sprachest: Seht, ich bin bereit,
Von Augusta und von euch zu scheiden,
Die Ihr mich begleitet in Lust und Leiden.

Nicht in Trennungsschmerzen soll verbluten
Unser Herz, deß Stimme tröstend ruft:
„Carlmann denket stets der Treuen, Guten,
Denket liebend ihrer bis zur Gruft; —
An der Glane ferngelegnem Strande
Denkt der Seinen Er im Bayerlande."

Nein! nicht immer wird die Wunde brennen,
Immer Thränen nicht der Freunde Blick;
Dürfen wir Dich doch den Unsern nennen,
Dürfen uns erfreu'n an Deinem Glück;
Denken Dein im Sonn- und Sternenschimmer
Dein gedenken, Carlmann, immer immer!

Wenn der Worte süßer Laut verklungen,
Hört der Geist das reine Echo doch —
Und die seligen Erinnerungen
Konnte keine Nacht uns morden noch;
Darum glaube, daß Dir Deine Lieben,
Auch getrennt — ergeben stets geblieben.

Jene Blumen, die wir Dir gegeben,
Die gepflügt in einer schönen Zeit,
Sinnig Dir gestreut in das Leben:
Wohl sind's Bilder der Vergänglichkeit; —
Unsre Liebe doch wird nie verglühen,
Nie dein Bild aus unserer Brust entfliehen.

Lebe wohl im neuen Heimathlande!
Nahe bleibst Du uns, auch noch so fern;
Unsre Seelen sind vermählt, Verwandte,
Dieses heil'ge Bündniß ist ein Stern,
Uns ein Pharus auf des Lebens Bahnen,
Der uns stets an Deine Huld wird mahnen.

Lebe wohl! Wir sehen uns einst wieder
In den Lichtgefilden jener Welt;
Also lehrt der Glaube, der hernieder
Zu uns stieg aus goldnem Himmelszelt; —
Lebewohl, Du Freund, so treu, so bieder!
Meine nicht! Wir sehen bald uns wieder!

C.....

Digitized by Google

**Nr. 5.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

## Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Chiwa und seine Bewohner. — Napoleon auf Elba. — Der Küchenzettel des Great Western. — Witterungskunde. — Anekdote aus Raimunds Leben. — Setzer-Rache. — An den Frohsinn.

### Chiwa und seine Bewohner.

Chiwa's gegenwärtiger Chan, Alla-Kul, regirt seit 1826. Er hat zwei Söhne: Rahman-Kul-Thura, jetzt 25 und Hadschai-Kul-Thura, jetzt 20 Jahre. Alla-Kul wird jetzt gegen 45 Jahre zählen. Seine Dynastie ist aus dem Stamme der Usbecken. Chiwa steht im Umfange seiner Größe und Bevölkerung dem benachbarten Buchara weit nach. Letztere möchte etwas über 200,000 Individuen beiderlei Geschlechter betragen. Sie besteht aus einem Gemisch von Kakalpacken, Truchmenen, Usbecken und Sarten*). Vom Ersteren zählt man im ganzen Chanat über tausend Männer; die Truchmen, für die besten Krieger geltend, halten sich in den letzten Jahren zahlreich dort übergesiedelt; die Usbecken, der Urstamm der Bevölkerung, halten sich für die Ersten und gehen nur wenig mit den übrigen Bewohnern um.

Chiwa, die Hauptstadt des Landes, zählt an 20,000 Bewohner. Es ist auf einer Anhöhe erbaut, ringsum von einem Erdwall umgeben. Die Festung von Tonstein aufgeführt, bildet ein Rondel, deren Mauer unten 3 Faden, oben aber nur eine Arschien Dicke hat. Die Höhe beträgt 8 Arschien. In derselben sind in abgemessenen Zwischenräumen Schießscharten zur Vertheidigung bei feindlichen Ueberfällen angebracht, Kanonen aber nicht. Vier Thore führen aus der Stadt nach den verschiedensten Richtungen. Vor ihr liegen zwei kleine Seen. Gegen zwei Tagemärsche von der Stadt ist der Hauptfluß des Landes Amu-Darja; von diesem ist ein Kanal in die Stadt geleitet, nicht tief, nur von Mannshöhe. Von diesem aus gehen wieder 160 kleine Kanäle nach allen Seiten des Landes, das überhaupt von Kanälen durchschnitten ist, zur Anfeuchtung und Bewässerung des Bodens unumgänglich nothwendig; denn wenn die Felder und Gärten nicht von den gefangenen Russen und Persern (Schiten) täglich mit dem mühsamsten Eifer gelockert, gedrunet und besucht werden, gedeiht nichts auf ihnen.

Die Festung hat an 2000 Häuser, sie sind alle von Thon mit platten Dächern, ohne Fenster; ihre Stelle vertreten Löcher in der Mauer, durch welche das Tageslicht in's Innere der Wohnungen fällt. Eine Menge anderer Häuser befinden sich außerhalb der Festung, alle gehen aber rund um die letztere und dehnen sich nach allen Seiten weit über eine Werst aus. Die Gassen sind nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in allen übrigen Städten des Chanats krumm, dergestalt eng, daß mit Mühe nur ein Bauerwagen passiren kann und über allen Begriff unrein und schmutzig. Im Herbst zur Regenzeit sind die Straßen in den Städten und die Landwege vor Schmutz nicht zu passiren. Der Chan hat seine Wohnung in einem besonderen Hause in der Festung, dessen Aeußeres ganz seiner Umgebung entspricht. Vor seinem Hause befindet sich keine Wache, nur zwei bis drei Thürhüter wahren die äußeren Zugänge, diese aber auch nach Belieben, sie kommen und gehen von ihren Posten wie es ihnen gefällt und sind ohne Waffen. Der Chan trägt beständig einen krummen Säbel an der Seite. Seine Streitkräfte mögen einige 20,000 Mann betragen. Vor zwei Jahren noch stand ein Russe von niederer Herkunft, Wassilji Lawentjew, von den Chiwaern Bil-Bil genannt, bei Alla-Kul in besonderem Ansehen. Er allein hatte das Recht, mit einem großen Messer im Gürtel bewaffnet umherzugehen. Im Tischlerhandwerk pfuschend, brauftrate ihn der Chan, Räder an seine Kanonen zu machen. Als ihm dieß gelang, erhob er ihn zu seinem Hofkanonier, ihn dabei autorisirend, Lehrlinge im Geschützwesen auszubilden; obgleich dieser Mensch schwerlich in Rußland eine Kanone gesehen, geschweige abgeschossen hatte. Bald darauf rüstete sich der Chan zu einem Kriegszuge gegen Persien; er brach mit einem Heer von 20,000 Mann dahin auf. Dem Bil-Bil ward der Oberbefehl über die Artillerie anvertraut. Man stand vor dem Städtchen Mawra. Bil-Bil sollte den Angriff mit seinen vier auf einer Anhöhe gepflanzten Kanonen beginnen. Die Belagerten entwiderten ihm durch das Feuer einer in ihrer Erdmauer angebrachten Kanone. Kaum war sie abgeschossen, so ergriff die ganze Chiwasche Armee bis auf den letzten Mann die Flucht. Bil-Bil von seinem Geschütz zurückgehalten, wollte sich, die Pferde vorspannend, mit ihm retten, diese waren aber zur Futterung vom Geschirr gelöst. Unterdessen machten die Perser einen Ausfall, der jedoch dem gegnerischen Angriff entsprach. Sie wagten nicht Bil-Bil's Kanonen zu nehmen, dem es gelang, die Pferde vorzuspannen und zu entfliehen. Auf solche Weise führt der Chan Krieg! — Unlängst befahl er, Erz aus einem von Chiwa nicht fernen Berge zu graben. Einige russische Gefangenen sollten daraus Silber schmelzen. Sie versuchten es und berichteten darauf, nicht Silber, sondern nur Zinn könnte daraus gewonnen werden. In Chiwa wie in der Bucharei fabrizirt man ein schlechtes Pulver; das beste wird aus Rußland dahin gebracht. Von hier bezieht Chiwa und Buchara auch viel Silber- und Kupfermünze, die nach dortiger Weise umgeprägt wird. Eigene Silber-, Eisen- und Kupfer-Minen besitzen diese Landstriche nicht. Wenn beide im Kriege gegeneinander begriffen sind, gehen die Karavanen durch ihre Gebiete dennoch sicher und unverletzt. Im Winter von 1837 mußte einer der gefangenen Russen, bei der Artillerie angestellt, eine große Kanone aus Kupfer gießen, die dem Chan an 3000 Rubel kostete. Bei der ersten Kanonade platzte sie. Gleich anderen morgenländischen Völkern lassen die Chiwaer ihre im Kriege gebliebenen Todten nie im Stich, sondern suchen sie entweder für theures Lösegeld zu erkaufen, oder, allen Gefahren trotzend, sie vom Kampfplatz zu rauben und mit ihnen die Heimath zu gewinnen.

Der Chan soll an zehn Frauen besitzen. Die älteste von ihnen, die Tochter eines Kirgisen-Sultans, ist eine seiner nächsten Verwandten. Während jeder andere in Chiwa bei Vergehungen den schwersten Strafen unterworfen ist, erlaubt sich der Chan Alles zu thun, wozu ihn nur die Gelüste verleiten und wobei fleischliche Verbrechen zur Tagesordnung gehören. — Die Frauen führen, — wie überall im Morgenlande, — auch in Chiwa ein bedauernswerthes Leben. Sie stehen unter strenger Aufsicht der Männer, jede Untreue von ihrer Seite unterliegt der härtesten

*) Diese sind die Ueberwohner Mawaranahar, eines Landstrich's zwischen den Flüssen Amu und Sir. Sie kamen aus Persien herüber.

Digitized by Google

Strafe. Selbst ihre Subsistenz ist sehr beschränkt. Den Frauen des Chans wird das tägliche Brod nach Gewicht zugemessen. Für den ganzen Hofstaat sind täglich bestimmt drei Pud Weizenmehl (120 Pfund), zwei Pud Reis, ein Pud Fleisch, anderthalb Pud Sesam-Butter. Die Oekonomie geht so weit, daß viele der Frauen gezwungen sind, die Reste des kargen Pillaw zum Verkauf auf den Bazar zu senden, um für den daraus gelösten Kopeken etwas Seide oder andere Bagatellen einzukaufen. Jede besitzt ihr besonderes Kämmerchen. Die kleine Hofdame besorgt eine gefangene Perserin, die selbst kaum dabei gesättigt wird; bei der großen ist eine Russin angestellt, deren Amt nicht lukrativer ist. Zweimal täglich erscheinen bei ihr die Dienstboten vom ganzen Hofe des Chans, von seinen Frauen und Kindern, alle mit irdenen Geschirren versehen. Jedem verabreicht die Russin größere oder kleinere Portionen, nach der Charge und dem Range der Absender, und dabei erübrigt sie so viel, daß sie an jedem Abend ein mit Mundvorrath gefülltes Säckchen nach Hause bringt. Der Chan erhält natürlich vor allen die größte Portion, die er nie verzehrt; von den Resten sättigen sich später seine ersten Minister und Hofbeamten, die darauf schon in den Vorgemächern harren. Bei der Theilung pflegt es nicht selten zu argen Raufereien zu kommen. Vom ganzen Hofe ist der Chan der einzige, der Thee trinkt, jedoch nur den gemeinen Ziegel- oder Kalmücken-Thee, selten besseren. Nur zweimal in der Woche erlaubt er sich, dazu Zucker zu nehmen. Er bedient sich einer chinesischen Tasse. Auch an diesem Genusse läßt er zuweilen seine vertrautesten Günstlinge Theil nehmen, wobei jene Raufereien nicht vorfallen. Seine Frauen und Kinder erhalten nie Thee. — Der Kopfputz des Chiwaschen Frauenzimmers hat einige Aehnlichkeit mit den Kokoschniks der Bauerfrauen in einigen russischen Gouvernements. Die Reichen garniren ihn mit Perlen und Steinen. — Des Chans älteste Frau ist berechtigt, jedes Jahr eine Reise zum Besuch ihres Bruders auf einige Tage nach der Kirgisen-Horde zu machen. Sie tritt sie allemal zur Nachtzeit an, in einer einfachen Arba (Bauerwagen) mit einem Pferde bespannt, mit dem zu einer anderen Zeit Dünger geführt wird, diesmal ist er aber mit einem gepolsterten Sack auf dem Sitz bedeckt. Das Pferd leitet ein Gefangener am Zaume. Die Chanin begleiten eine oder zwei ihrer Mädchen. Alla-Kul ist von schwachem Gemüthe, überaus unterwürfig dieser Frau, die große Gewalt über ihn übt. Sie ist von eigensinnigem Charakter und streng gegen ihre Sklavinnen. Ihre Bedienten sind nur Gefangene, häufig züchtigt sie sie selbst mit der Peitsche. Sie ist über allen Begriff geizig.

Die Chiwaer ließen ihren Chan nicht sehr, weil er sie merklich zurücksetzt, ihnen mißtraut, seine nächste Umgebung wie seine Kriegerschaar mehr aus russischen und persischen Gefangenen bildet. Russen werden sich nun seine Person jetzt über hundert befinden, unter ihnen 54 Kanoniere. Kanonen verschiedenen Kalibers besitzt er nicht mehr als dreißig; fast alle sind aber untauglich, an keiner von ihnen befindet sich Lafetten.

(Der Schluß folgt.)

## Napoleon auf Elba.

(Fortsetzung.)

Der 15. August kam heran. Es war der Geburtstag des Kaisers; er wurde mit schwer zu beschreibenden Empfindungen gefeiert. Dieser Tag bot dem Kaiser, der bisher nur an die öffentlichen Feste gewöhnt gewesen war, ein ganz neues Schauspiel. Die Stadt veranstaltete dem Kaiser und seiner Garde einen Ball. Ein großes und elegantes Zelt wurde auf dem öffentlichen Platze aufgerichtet, und dasselbe blieb auf Napoleons Befehl den ganzen Tag geöffnet, damit das gesammte Volk Theil an dem Feste nehmen könne.

Die Arbeiten, welche der Kaiser überall ausführen ließ, gingen in's Große. Die italienischen Architekten entwarfen Pläne zu den Bauten, deren Ausführung beschlossen war; fast immer aber änderte der Kaiser sie nach seinen Ideen ab und war so der eigentliche Schöpfer und Baumeister. Mehrere angefangene Wege erhielten nach seiner Bestimmung eine andere Richtung; er suchte eine Quelle auf, deren Wasser ihm von besserer Beschaffenheit schien, als das, was in Porto-Farrajo getrunken wurde, und er leitete sie in die Stadt. Obgleich Napoleon mit seinem Adlerblicke der Entwicklung der europäischen Begebenheiten folgte, so schien er sich doch gänzlich in sein Schicksal gefügt zu haben. Niemand zweifelte, daß er sich mit der Zeit an seine neue Lebensweise gewöhnen werde, während die verbündeten Herrscher den Löwen wecken, der wahrscheinlich nicht geschlafen hatte.

Napoleon beherrschte schon seit mehreren Monaten sein kleines Reich und war darauf bedacht, dasselbe auf jede mögliche Weise zu heben und zu verschönern, als er heimlich benachrichtigt wurde, daß man an seiner Entfernung arbeite. Frankreich drang auf dem Wiener Kongreß auf diese Maßregel, welche es als nothwendig für seine Sicherheit bezeichnete. Diese Macht hob besonders hervor, daß der berühmte Gefangene, wenn er seiner Verbannung überdrüssig werden sollte, in vier Tagen nach Neapel gelangen und mit Hülfe seines dort regierenden Schwagers über Ober-Italien hereinbrechen könne. Zur Bemäntelung dieser Verletzung des Traktates von Fontainebleau wollte man sich auf die Korrespondenz des Generals Excelmans stützen. Diese, welche aufgefangen worden war, ließ eine Verschwörung argwohnen, deren Mittelpunkt die Insel Elba war und deren Verzweigungen in ganz Italien und Frankreich verbreitet waren. Dieser Argwohn wurde durch eine zu Mailand entdeckte Verschwörung, in welche mehrere höhere Offiziere der ehemaligen Italienischen Armee verwickelt waren, noch bestärkt.

Oesterreich sah einer so gefährlichen Nachbarschaft ebenfalls nicht gleichgültig zu, und die „Augsburger Allgemeine Zeitung", das Organ der Oesterreichischen Regierung, sprach sich offen dahin aus, daß die Vorgänge zu Mailand den Nutzen haben könnten, einen Mann aus Europa zu entfernen, in dessen Hände die einzelnen Fäden der durch sein Gold angezettelten Verschwörung zusammenliefen und dessen Anwesenheit in der Nähe der Küste Italiens die Herrscher dieses Landes in dem ruhigen Genuß ihrer Besitzungen störe. Indeß wagte der Kongreß doch nicht auf so schwache Beweise hin, einen Entschluß zu fassen, der in so offenbarem Widerspruche zu den Grundsätzen der Mäßigung gestanden haben würde, zu denen sich die verbündeten Herrscher bekannten.

Der Kongreß beschloß, um den Schein einer Verletzung der bestehenden Traktate zu vermeiden, mit Napoleon in Unterhandlungen zu treten und ihn zum freiwilligen Verlassen der Insel zu bewegen. Nur im Falle der Weigerung von seiner Seite beschloß man Gewalt anzuwenden. Sodann wollte man sich mit der Wahl einer anderen Residenz beschäftigen; Malta wurde in Vorschlag gebracht, aber England war anderer Ansicht und schlug St. Helena vor.

Napoleon glaubte Anfangs, diese Gerüchte würden von seinen Feinden verbreitet, um ihn zu einem übereilten Schritte zu veranlassen, damit man desto bequemer die gegen ihn übernommenen Verpflichtungen verletzen könne. Demzufolge sendete er augenblicklich einen verschwiegenen und geschickten Agenten nach Wien ab, welcher ihm berichten sollte, welches Zutrauen er den ihm zugekommenen Nachrichten zu schenken habe. Dieser Emissair war an Eugène Beauharnais empfohlen, welcher das höchste Vertrauen des Kaisers Alexander genoß. Auf diesem Wege gelang es ihm bald, die gewünschten Nachrichten einzuziehen, welche er dem Kaiser zukommen ließ. Außerdem leitete er eine lebhafte und vollkommen sichere Korrespondenz ein, welche Napoleon von Allem, was vorging, in Kenntniß setzte. Nicht minder stand Napoleon mit Paris in Verbindung, und jede ihm von dort zukommende Nachricht berichtete von dem Umschwunge, der in den Gemüthern zum Nachtheile der Bourbonen vor sich ging. Unter diesen Um-

Digitized by Google

ständen stieg in Napoleons Geist der erste Entwurf zu dem riesenhaften Plane auf, den er bald darauf ausführte. Nun sendete er auch Agenten mit geheimen Instruktionen nach Frankreich, welche sich vom Stande der Dinge genauer unterrichten und Verbindungen mit denjenigen seiner Freunde anknüpfen sollten, die ihm treu geblieben waren.

Die Agenten bestätigten die Richtigkeit der von Napoleon eingezogenen Nachrichten, denen dieser Anfangs nicht hatte trauen wollen. Zugleich gaben sie ihm die Versicherung, daß unter dem Volke und in der Armee eine dumpfe Gährung herrsche, und daß alle Unzufriedenen, deren Zahl unermeßlich sey, ihre Augen auf ihn richteten und seine Rückkehr herbeisehnten. Sie schilderten eine Explosion als unvermeidlich und erklärten es für unmöglich, daß die Bourbonen noch lange gegen den allgemeinen Haß ankämpfen könnten. Napoleon konnte also kaum noch schwanken; auf der einen Seite winkte ihm die Gefahr, auf der anderen die Hoffnung; auf der einen erwartete ihn ein ewiges Gefängniß, auf der anderen die Herrschaft der Welt. Er faßte seinen Entschluß mit gewohnter Schnelle; in noch nicht acht Tagen war Alles in seinem Geiste fertig und geordnet. Es kam nur noch darauf an, die Vorbereitungen zur Ausführung zu treffen, ohne den Argwohn des englischen Kommissarius zu erregen, welcher von Zeit zu Zeit die Insel besuchte und unter dessen indirekte Aufsicht alle Schritte des Kaisers gestellt worden waren. Dieser Kommissarius war der Oberst Campbell. Zu seiner Verfügung stand eine englische Fregatte, mit welcher er abwechselnd von Porto-Farrajo nach Genua, von Genua nach Livorno und von Livorno nach Porto-Farrajo segelte. Sein Aufenthalt an letzterem Orte dauerte gewöhnlich zwanzig Tage. Eben so mußte man sich vor den geheimen Agenten hüten, welche sich möglicherweise auf der Insel befinden konnten, und sich dem instinktartigen Scharfblicke der Bewohner der Insel entziehen. Zu diesem Zwecke setzte Napoleon eifrigst die begonnenen Arbeiten fort und projektirte mehrere neue Straßen, welche die Insel in allen Richtungen durchschneiden sollten. Dann beschäftigte er sich auch eifrig mit dem Ausbau seines kleinen Hauses zu San-Martino; in Italien bestellte er Statuen und Vasen und ließ von dort Pomeranzenbäume und seinen Gewächs kommen. In Porto-Farrajo ließ er das alte Gemäuer niederreißen, welches seinen Palast umgab. Eine alte Kirche schenkte er den Einwohnern, um sie in ein Theater umzuwandeln, auf welchem die vorzüglichsten Schauspieler Italiens auftreten sollten. Alle Straßen wurden ausgebessert.

Unterdeß ließ er die Brigg „l'Inconstant", deren Eigenthum er sich vorbehalten, und die Schebecke „l'Etoile", welche er gekauft hatte, häufige Fahrten nach Genua, Livorno, Neapel, nach den Küsten der Barbarei und selbst nach denen Frankreichs machen, um die englischen und französischen Kreuzer an ihren Anblick zu gewöhnen. Nun dachte er auch ernstlich an die Vorbereitungen für seine Abreise. Nachts ließ er eine große Menge Waffen und Munition an Bord des Inconstant bringen; seine Garde erhielt neue Kleider, neue Wäsche und neues Schuhwerk. Die Polen, welche er nach Porto Longone und nach der kleinen Insel Pianosa detaschirt hatte, wurden zurückberufen. Ferner beschleunigte er die Organisation des Chasseur-Bataillons, welches er aus Korsen und Italienern gebildet hatte. In den ersten Tagen des Februar war endlich Alles bereit, und er wartete auf die erste günstige Gelegenheit und auf Nachrichten aus Frankreich. Diese trafen endlich ein; ein Oberst der alten Garde überbrachte sie und reiste sogleich nach Neapel weiter.

Unglücklicherweise lagen der Oberst Campbell und seine Fregatte in diesem Augenblicke im Hafen. Man mußte also warten, ohne die geringste Ungeduld blicken zu lassen. Endlich, am 24. Februar, bat er um die Erlaubniß, sich dem Kaiser empfehlen zu dürfen. Napoleon geleitete ihn bis zur Thür, und die Dienerschaft, hörte die Worte: „Leben Sie wohl, Herr Oberst; ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise. Auf Wiedersehen." Kaum hatte sich der Oberst entfernt, als Napoleon den Großmarschall zu sich beorderte. Einen Theil des Tages und der Nacht brachte er eingeschlossen mit diesem zu; um drei Uhr Morgens legte er sich schlafen und stand mit Tagesanbruch auf. Der erste Blick auf den Hafen zeigte ihm die englische Fregatte, welche die Anker lichtete. Sein Blick schien mit magischer Gewalt an der Fahrzeug gefesselt, und er wendete ihn nicht wieder ab. Er sah, wie dasselbe eines seiner Segel nach dem andern entfaltete, die Anker lichtete, sich in Bewegung setzte und allmählig den Hafen verließ. Sodann stieg er mit einem Fernglase auf die Terrasse und verfolgte forewährend den Lauf des entschwindenden Schiffes; gegen 12 Uhr erschien die Fregatte nur noch als ein weißer Punkt; um 1 Uhr war sie völlig entschwunden. Nun ertheilte Napoleon seine Befehle. Eine seiner Hauptbestimmungen war, daß er alle im Hafen befindliche Schiffe mit einem dreitägigen Cambargo belegte. Alle Schiffe ohne Ausnahme wurden dieser Beschlagnahme unterworfen, die augenblicklich zu Ausführung gebracht wurde. Da die Brigg „l'Inconstant" und die Schebecke „l'Etoile" nicht zum Transport zureichten, so wurde mit den Eigenthümern von drei oder vier Kauffahrteischiffen unterhandelt, welche für die besten Segler galten. Noch am Abende wurden die Kontrakte abgeschlossen und die Schiffe zur Verfügung des Kaisers gestellt.

(Der Schluß folgt.)

## Der Küchenzettel des Great Western.

Damit unsere geehrten Leser sehen, daß man auf der Reise von Amerika nach Europa keine Gefahr laufe, Hungers zu sterben, auch wenn diese Reise nicht mit der Schnelligkeit zurückgelegt werden sollte, wie dieß gewöhnlich geschieht, theilen wir hier den Küchenzettel des Dampfbootes der „Great Western" mit, wie wir ihn aus New-York erhalten haben.

Dieses prächtige Dampfboot (heißt es in der Ankündigung) segelt am 16. November 1839 von hier (New-York) nach Pristol ab, und Crasord, der Steward (Oekonom) hat folgenden täglichen Küchenzettel für die Dauer der Reise aufgesetzt. Diejenigen, welche indeß noch etwas hinzuzufügt zu haben wünschen, mögen es aus ihren eigenen Mitteln thun, denn mehr kann wohl am Bord nicht verlangt werden. Man lese und urtheile:

Frühstück. 3 Schüsseln mit Beefsteaks, 6 dergl. mit Hammel-Cotelett's, 6 dergl. mit Schweine-Cotelett's, 6 dergl. mit braunem Schmorfleisch, 6 dergl mit Fricasse, 8 dergl. mit Fisch, 6 dergl. mit frischem Lachs, 6 dergl. mit Hummes (einer Fischart). Dazu Weizenbrod, warme runde Munddrode (hot rolls), 6 gebratene Hühner.

Mittagessen. 6 Terrinen mit Schildkröten-Suppe, 8dergl. mit Steaks von Schildkröten, 8 dergl. mit gedämpften Schildkrötenfleisch, 8 mit Schildkrötenpasteten, 8 dergl. mit Fricandeaux, 6 mit Hammel-Cotelett's mit Capern-Sauce, 4 mit Roastbeef, 4 mit Hammelbraten, 4 gebratene Truthähne, 4 Schüsseln mit Hühnerbraten, 4 mit gebratenen Spanferkeln, 4 Paar Enten mit Oliven, 4 Schüsseln mit gebratenen Hühnern, 2 mit Fleischtorten, 4 Paar gekochte Hühner, 2 Schüsseln mit gekochtem Hammelfleisch, 2 mit gekochtem Rindfleisch, 2 Stück Schinken, 4 Ochsenzungen, 4 Schüsseln Macaroni. — Gemüse. 8 Schüsseln mit Mohrrüben, 8 dergl. mit Wasserrüben, 8 mit Pastinaken, 6 mit Bohnen, 8 Schüsseln mit geriebenen und gerösteten Kartoffeln, 20 mit gewöhnlichen Kartoffeln, 8 mit kaltem Slough, 8 mit rothen Rüben. — Pasteten, Torten und dergleichen, 6 Plumpuddings, 6 Himbeer-Puddings, 6 Reis-Puddings, 6 Schüsseln gebackene Macaroni, 6 Aepfel-Torten, 6 Preißelbeer-Torten, 6 Gemüse-Torten, 6 Stachelbeer-Torten, 6 Damson (Zwetschgen-) Torten, 6 Schüsseln Früchte in Branntwein, 6 Schüsseln mit Bienen, 6 Schüsseln mit eingemachten Eierpflaumen, 6 Eis-Torten. — Verschiedene Früchte, Nüsse u. s. w.

Schwerlich dürfte man zu Lande eine besser ausgestattete

Digitized by Google

Speisekarte finden, als man hier eine auf dem Meere sich dargeboten sieht!

## Witterungskunde.

(Aus einem bewährten Bauernkram.)

Seit zwanzig Jahren habe ich dasjenige unausgesetzt beobachtet, was mir von einem erfahrnen Förster, auf den es witterungskundige Uralynen vererbt hatten, mitgetheilt worden ist, und niemals trügte es. — „Wenn nämlich im Herbst, d. i. in den Monaten Oktober, November, December der erste Schnee fällt, angenommen, daß es im September in unsern Gegenden selten der Fall ist, so merke man sich den Tag, an welchem es geschehen, und zähle von selbigem an die Tage im Kalender bis zum neuen Mond. So viel Tage nun von jenem ersten Schnee an gerechnet herauskommen, eben so viele Schnee werden den Winter hindurch, das Frühjahr mit eingeschlossen, fallen." — Nothwendig aber scheint es mir, was ein eigentlicher Schnee ist, zu erklären. Für einen Schnee kann nur das gelten, was der Jäger in der Waidmannssprache ein Neues nennt, das ist, der Schnee, der am Nachmittag oder Abend fällt, muß die ganze umliegende Gegend vollkommen weiß bedecken, er muß die Nacht hindurch und auch noch den Vormittag darauf wenigstens liegen bleiben, damit der Jäger Kreisen, d. i. spüren kann, wie viel Wild aus dem Walde heraus, oder vom Felde hinein gegangen ist, welches er nicht könnte, wenn die Fährte sich nicht im vollen Schnee abgedrückt hätte. Ist nun dieser Schnee weggethauet, so ist der darauf folgende Schnee ein neuer zu nennen, und kann als solcher gezählt werden. Jeder andere Schnee, der die Kreisung nicht einen oder wenigstens einen halben Tag erlaubt, ist als kein Schnee, sondern als ein Flitscher zu betrachten, wie uns der Winter 1837—38, vorzüglich aber der Monat April, solche in Menge gebracht hat. — Fällt den ersten Tag vor dem neuen Mond der erste Schnee, so fällt auch den ganzen Winter hindurch nur einer; dieß war vor einigen Jahren in dem kalten Winter der Fall, und ist pünktlich eingetroffen, d. i. es schneite zwar oft, aber der alte Schnee war nie ganz weggethauet, bis im Frühjahr ein allgemeines Thauwetter eintrat; da kam keiner wieder. — Probatum est!!!

W—h.

## Anekdote aus Raimunds Leben.

Als Raimund die Proben zu seinem „Verschwender" in Wien begann, war wohl Niemand mehr beklagt, als der Regisseur.

Einunddreißig Proben wurden gehalten, in jeder Probe hatte der ängstliche Raimund Verbesserungen anzubringen. Endlich erschien der Tag der Aufführung. Raimund war während der ganzen General-Probe, die endlich um drei Uhr beendigt war, in einem Fieber. Der Regisseur entfernte sich, nur um einen Löffel Suppe zu genießen — da stürzte Raimund athemlos ins Zimmer: „Freund, eines muß geändert werden!" „Unmöglich, Freund, es ist halb 4 Uhr, unsere Leute sind alle erschöpft."

„Die Mützen der Jäger sind von schwarzem Leder, das paßt nicht, sie müssen von gelber Naturfarbe seyn!"

„Aber Freund, bedenke, 18 Kappen verwerfen, und dann bis 7 Uhr 18 neue Kappen! Dein Stück wird auch mit den schwarzen Kappen Furore machen. Das geht einmal nicht, Freund!"

„Frik, goldener Frik!" und dabei standen Raimund die hellen Thränen im Auge — „mach' mich nicht unglücklich! Kappen von Naturleder müssen es seyn, sonst ist Alles aus!"

Was blieb dem Regisseur übrig? Er gab Raimund sein Wort, gleich selbst zum Mützenmacher zu gehen und die Kappen zu besorgen. Wer war glücklicher als Raimund! Er umarmte seinen Freund und ging. Der thätige Regisseur eilte, um Raimund's Wunsch zu erfüllen, und ging zu dem Mützenmacher. Da liegen die schwarzen Kappen fertig und die Arbeiter hatten bereits grüne Mützen in Arbeit. — „Kinder," sprach der Regisseur, „ihr müßt bis heute Abend noch statt der schwarzen Mützen gelbe Naturmützen für den Verschwender machen, Raimund besteht darauf."

„Um Vergebung, Raimund war so eben selbst da, und hat grüne anbefohlen; wir haben sie hier schon, wie Sie sehen, in Arbeit." Man kann sich leicht denken, was der Regisseur für ein Gesicht zu dieser Nachricht gemacht hat, allein er kannte seinen unglücklichen Freund, und hatte schon oft dergleichen erlebt.

## Setzer-Rache.

„Die Kunst, aller Welt stets artig zu begegnen," von Dr. Hämmel, hat einem Setzer zu einer lustigen Rache Anlaß gegeben. Der Autor korrigirte sein Werk selbst. Einige derbe Druckfehler machten ihn jedoch sehr ergrimmt, und er schimpfte den Setzer. Dieser schlich sich in die Druckerei, setzte für das K ein L am Anfange des Namens, und nun steht Dr. Lämmel auf allen Exemplaren des Buches, welches in Halberstadt bei Esche gedruckt ist.

## An den Frohsinn.

Abend ist's, der „Frohsinn" winkt,
Laßt uns zu ihm eilen!
Wo man schwatzt und fröhlich singt,
Laßt uns gerne weilen!
Ja, der Frohsinn meynt es gut,
Nährt und stärkt den Lebensmuth.

Jede Zeit erscheint geschmückt
Da in seinen Hallen,
Ob der Lenz die Rosen pflückt,
Ob sich mit Krystallen
Auch der kalte Winter ziert,
Frohsinn lebt doch ungeirrt.

Frohsinn füllet den Pokal
Mit gezohrnen Säften,
Wie der heitre Sonnenstrahl
Labung allen Kräften
Spendet, gibt sein reiner Saft
Unsern müden Sinnen Kraft.

Frohsinn singt in Harmonie
Seine schönsten Lieder.
Seine reine Melodie
Tönt im Herzen wieder,
Wie ein Echo, das vom Wald
Uebers Thal herüberschallt.

Frohsinn ruft der Jugend zu:
Komm in deinen Kränzen
Mann der Blüthe! Jungfrau du
Eile zu den Tänzen,
Nach der Flöten sanftem Sang,
Und der Hörner Schmetterklang.

Frohsinn! Frohsinn, lebe hoch!
Laß dich von uns preisen.
Bleib' in jeder Zukunft doch,
Da in unsern Kreisen!
Frohsinn, ja, du meynst es gut,
Nährst und stärkst den Lebensmuth!

Digitized by Google

**№ 6.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Joseph v. Utzschneider. — Napoleon auf Elba. — Chiwa und seine Bewohner. — Pot-Pourri.

## Joseph von Utzschneider,

Königl. Bayer. wirkl. Geheimer-Rath und Mitglied der Kammer der Abgeordneten.

Gestorben zu München am 31ten Januar 1840.

Wo durch das Ausscheiden eines so überaus thätigen Mannes, wie v. Utzschneider gewesen, im Allgemeinen wie im Besondern, eine so schmerzliche Lücke, ein so schwer zu ersetzender Verlust fühlbar wird, da gereicht es zum Troste, vom Grabe des Verblichenen hinweg den Blick auf sein vielbewegtes Leben zu wenden. Wir zweifeln nicht, daß der Bewegte bald einen sehr würdigen Biographen finden werde. Die folgende kurze Lebensskizze soll nur Bekanntes in einem Momente wiederholen, wo die allgemeinste Theilnahme den 77jährigen, doch bis zu den letzten Tagen der rüstigsten Kraft und Gesundheit sich erfreuenden, unermüdet thätigen Greis zu seiner letzten irdischen Ruhestätte begleitet, welcher ihn ein eben so unerwarteter, als beklagenswerther Unfall, nach menschlichem Bedünken noch immer zu frühe entgegengeführt. Joseph v. Utzschneider war im Jahre 1763 zu Rieden am Staffelsee, Landgerichts Weilheim, geboren, wo seine Vorältern über 300 Jahre auf einem und demselben Gute ansässig gewesen, welches er, da es in neuester Zeit dennoch endlich aus dem Besitze der Familie gekommen, wieder als Eigenthum durch Kauf an sich gebracht. Er begann zu München im Jahre 1773 die vorbereitenden gelehrten Studien, und promovirte 10 Jahre später zu Ingolstadt als Doctor der Philosophie und Licentiat der Rechte. Im Jahre 1778 und 79 erlitten jene Studien einige Unterbrechung durch den ehrenvollen Ruf der Herzogin Maria Anna von Bayern, welche sich seiner zu ihrer geheimen Privatcorrespondenz im bayerischen Erbfolgekrieg bediente. Er trat hierauf als Lehrer der Mathematik, Physik und der Kameralwissenschaften in die herzogl. Marianische Academie, welche an die Stelle des damals aufgehobenen Cadettencorps getreten war, und führte zu gleicher Zeit die Verwaltung der herzoglichen Landwirthschaft zu Schwaig-Anger. Ohne es zu wollen, in die Illuminatenfehde gezogen und deßhalb vielfach verfolgt, suchte er unter Friedrich II. in preußische Dienste zu kommen, was jedoch die Herzogin Maria Anna von Bayern hindrete, indem sie ihm 1784 die Stelle eines Hofkammerraths verschaffte. Er erwarb sich als solcher, in allen Zweigen der Finanzverwaltung arbeitend, allgemeines Vertrauen, wirkte thätigst zur Cultur des Donaumooses mit, und ordnete im Auftrage des Kurfürsten Karl Theodor die wichtigen Salinenverhältnisse, indem er 1793 die Salinenwaldgränze im Berchtolsgadischen und Salzburgischen Lande berichtigte, und 1795 mit dem Fürsten und Capitel zu Berchtolsgaden den Vertrag unterhandelte, durch den die Saline zu Berg, Pfann und Wald an Bayern überging. Nunmehr zum ersten Salinen-Administrator ernannt, führte er im Salzbergbau und im Sudwesen bedeutende Verbesserungen ein. 1799 wurde er von dem höchstseligen König Maximilian, damaligen Kurfürsten, zu einem der sieben Direktoren der neu errichteten General-Landesdirektion ernannt, bald aber als geheimer Referendär in das Finanzdepartement versetzt. Hier ward ihm die Aufgabe, dem Ministerium den Stand der Finanzen darzulegen. Da ausländische Anleihen unter der Bedingung angeboten wurden, daß man in Bayern ausländischen Bankpapieren freien Cars gestatte, erklärte sich v. Utzschneider gegen dies Anerbieten und machte Vorschläge zu einer bayerischen Nationalbank. Als er jedoch den 5. Oktober 1799 mit den Landständen des Herzogthums Neuburg verhandelte, sog er sich durch einige seiner staatswirthschaftlichen Grundsätze die Unzufriedenheit der Stände zu, und wurde bald darauf von jedem Staatsgeschäfte entfernt. Immer rastlos thätig, errichtete er jetzt eine Ledermanufactur in München, gründete mit Reichenbach und Liebherr das mechanische Institut, und kaufte die Klosterrealitäten zu Benediktbeuern, um dort für das Institut Crown- und Flintglas bereiten zu lassen. Ebendaselbst, wo auch die oben Gründe planmäßig nach seiner Anleitung cultivirt wurden, gründete er mit Jos. Fraunhofer, um dessen Erziehung und Ausbildung er sich die größten Verdienste erworben, das im fernsten Ausland berühmt gewordene optische Institut. Im J. 1807 trat er wieder in den Staatsdienst und wurde zum General-Salinenadministrator und geheimen Finanzreferendär ernannt. Er vollendete den Bau der neuen Saline zu Rosenheim mit der Soolenleitung von Reichenhall, und veranlaßte v. Reichenbach in der Aufstellung der bekannten Wassersäulenmaschinen seinen erfinderischen Geist in der höhern Mechanik praktisch anzuwenden. Im Jahre 1808 erhielt er durch die Gnade des höchstseligen Königs Maximilian den eben erst zur Belohnung höherer bürgerlicher Tugenden und nambafter Verdienste um das Vaterland gestifteten Civilverdienstorden der bayerischen Krone, und gehörte somit nebst Baader, Walther, Schelling, Wiedeking u. A. zu den Ersten, denen diese Auszeichnung wiederfuhr. Einen bedeutenden Verlust, der die Rente der bayer. Salinen 1809 bedrohte, beseitigte er glücklich durch einen mit dem General-Intendanten der französischen Armee abgeschlossenen Vertrag. Zu den vorzüglichsten Anstalten, die unter seiner Leitung ins Leben traten, gehört auch das Grundkataster, und seine Grundsätze in Hinsicht der Landesvermessung, Bonitirung, Liquidirung und Katastrirung erwiesen sich im Laufe der Zeit als äußerst nachhaltig. Als zur Ordnung der Finanzen nach dem Wienerfrieden von 1809 ein Comité niedergesetzt worden, entwickelte Utzschneider als Mitglied desselben große Thätigkeit, und übernahm 1811 überdieß noch die Vorstandschaft der Staatsschuldentilgungs-Anstalt. Als aber die Staatsschulden-Tilgungskasse die Mittel, die er für dieselbe in Anspruch nahm, um die durch die Kriegsrüstungen entstandenen Rückstände zu decken, nicht erlangen konnte, sog er sich freiwillig von den Geschäften zurück. Er errichtete jetzt eine Tuchmanufactur, stieß jedoch hiebei durch die Machinationen seiner Feinde und Neider, die seinen Credit zu untergraben suchten, auf große Hindernisse. Im J. 1818, da die Verfassung in's Leben trat, wurde er zum Bürgermeister der Hauptstadt und in ununterbrochener Folge zum Deputirten in allen bisherigen Ständeversammlungen gewählt, in welchen er jederzeit mit großem Eifer die staats-

Digitized by Google

wirthschaftlichen Interessen des Landes vertrat. 1827 wurde er zum Vorstand der in München neu errichteten polytechnischen Centralschule ernannt, und errichtete zwei Jahre später auf seinem Landgute zu Erching eine landwirthschaftliche Unterrichtsanstalt. Besonders eifrig widmete er sich in den letzten Jahren der Runkelrübenzucker-Fabrikation, zu welchem Zweck er auch auf seinem Landgute zu Giesing in der Nähe Münchens die nöthigen Einrichtungen traf. Vor etwa einem halben Jahre ließ er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Paul, Fabrikinhaber in Saargemünd, auf der größern Insel des Staffelsees, wo schon früher eine Kirche stand und seine Eltern begraben liegen unweit seines Besitzthums Rieden, von edler Pietät geleitet, eine Kapelle bauen, in welcher er einst begraben zu werden wünschte. Sein plötzlicher Tod verhinderte ihn jedoch, hierüber so wie über vieles Andere eine bestimmte, letztwillige Verfügung zu treffen. Er lebte zwar nach dem unglücklichen Sturze noch drei Tage, doch der Sprache und des Gesichtssinnes völlig beraubt, da auch das eine noch sehende Auge (das andere hatte er schon früher verloren) durch die starke Geschwulst sich geschlossen. Wie ehrenvoll und vielumfassend seine Wirksamkeit gewesen, davon zeugte am sprechendsten der Glanz seiner Leichenfeier, zu welcher sich die höchsten Würdenträger des Staates nicht minder als eine unermeßliche Menge von Personen aus den mittlern und untersten Ständen eingefunden, denen er durch seine industriellen und landwirthschaftlichen Unternehmungen Erwerb und Unterhalt verschaffte oder denen er irgendwie für sich selbst in der einfachsten Lebensweise Genüge findend, stets für andre zu uneigennütziger Hülfe bereit, Dienste oder Wohlthaten erwiesen. Sein Andenken bewahrt fortan die Geschichte, und sie wird es um so theurer und fester bewahren, je ferner uns die Zeiten rücken, in welche die Haupthätigkeit des Verblichenen fällt, und je dauerhafter die Wirkungen sind, die sein rastloses und erfolgreiches Bestreben zur Emporbringung der inländischen Industrie und Landwirthschaft hinterlassen. Wohl war sein Leben ein fortwährender Kampf zu nennen, da sein Geist den Mitlebenden in manchen Ideen, vorangeeilt war, und nicht selten unverstanden blieb, auch überhaupt mehr zum Schaffen, als zum Erhalten und Bewahren des Geschaffenen sich getrieben fühlte. Daß aber seine Absichten von jedem kleinlichen Eigennutze fern gewesen, dafür zeugen laut die vielfältigen Opfer, die er ihnen so oft mit großartiger Geistesverläugnung gebracht. Daß endlich seine Ansichten von einem edelsoh vielumfassenden als patriotischen Gesichtspunkte ausgingen, darüber herrscht nun — da mit seinem Tode jeder einseitige Tadel verstummt ist — nur Eine rühmende und anerkennende Stimme. — Friede seiner Asche! (Münch. pol. Z.)

---

Ein Abgeordneter weiht dem Verstorbenen folgende Verse:

Viel geprüft im wechselvollen Leben —
Auf dem Gipfel, oft und oft gedrückt —
Eines muß Unsterblichkeit Dir geben:
Daß Verdienst dem Dunkel Du entrückt! —

Manche selt'ne Gabe auch in hohen Jahren
Ziert den Greis, der Rath und Hülfe beut —
Treu dem Fürsten und dem Volke waren
Herz und Sinn dem Vaterland geweiht!

Sinkt nun mit der letzten Schaufel Erde
Was Du warst, wohl in Vergessenheit?
Bleicht das Bild von Deinem selt'nen Werthe?
Nimmermehr, — es strahlet unentweiht!

Licht und Wahrheit ist's, nach der wir ringen!
Aber jenseits nur strahlt wahres Licht!
Deiner Thaten Lohn wird Dir ein Engel bringen —
Diese arme Welt gab Dir ihn nicht! (R. K.)

---

## Napoleon auf Elba.

(Schluß.)

In der Nacht vom 25. zum 26. berief Napoleon die obersten Behörden und die angesehensten Einwohner zusammen, aus denen er eine Art Regentschafts-Rath bildete; sodann nannte er den Oberst der Nationalgarde, Lapi, zum Kommandanten der Insel, die Vertheidigung derselben vertraute er den Einwohnern an und empfahl ihnen sein Mutter und Schwester. Ohne das Ziel seiner Unternehmung anzugeben, suchte er doch diejenigen, an die er sich wendete, über den Ausgang derselben zu beruhigen und versprach ihnen Hülfe im Falle eines Angriffs. Zugleich schärfte er ihnen ein, die Insel nur auf einen von ihm ausgegangenen Befehl zu übergeben.

Am Morgen ordnete er noch einige auf sein Haus bezügliche Angelegenheiten, nahm Abschied von seiner Familie und befahl die Einschiffung. Um 12 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen; um 2 Uhr Rappell. Nun erst kündete Napoleon seinen alten Waffengefährten an, zu welcher Bestimmung er sie auserlesen hatte. Als er den Namen Frankreichs nannte und die baldige Rückkehr ins Vaterland in Aussicht stellte, tönte ein Schrei des Enthusiasmus, und es flossen Thränen; die Soldaten stürzten aus den Reihen, umarmten sich liefen wie Besessene umher und fielen vor Napoleon auf die Knie. Die Mutter des Kaisers und die Prinzessin Pauline schaute diesem Saufspiele weinend aus den Fenstern zu.

Um 7 Uhr war die Einschiffung beendet. Um 8 Uhr bestieg Napoleon ein Boot und langte in einigen Minuten am Bord des „Inconstant" an. Als er das Schiff betrat, ertönte ein Kanonenschuß, welcher das Signal zur Abfahrt gab. Nun sichtete das kleine Geschwader die Anker und verließ unter Begünstigung eines leichten Südost-Windes den Hafen und den Busen; es segelte in nordwestlicher Richtung und schiffte einige Zeit längs der italienischen Küste hin. Zu dem Augenblicke, wo man unter Segel ging, wurden Agenten nach Neapel und Mailand gesendet und ein höherer Offizier begab sich nach Korsika, um dort einen Aufstand vorzubereiten und dem Kaiser im Falle des Mißlingens einen Zufluchtsort zu sichern.

Am 27. mit Tagesanbruch litten alle auf das Verdeck, um zu sehen, wie weit man in der Nacht gekommen sey. Das Erstaunen war groß, als man bemerkte, daß man höchstens sechs Meilen zurückgelegt habe, weil der Wind nachgelassen hatte und gänzliche Windstille eingetreten war. Als die Sonne am Horizont heraufstieg bemerkte man an den korsischen Küsten die französischen Fregatten „la Zieur de Lys" und „la Melpomène", welche in diesen Gewässern kreuzten. Dieser Anblick verbreitete allgemeine Bestürzung. Auf der Brigg „l'Inconstant", welche den Kaiser trug, war dieselbe so groß, und die Gefahr schien so unausweichlich, daß man ernstlich die Frage erörterte, ob es nicht besser sey, nach Porto-Ferrajo zurückzukehren und einen günstigen Wind abzuwarten. Aber der Kaiser machte dieser Unentschlossenheit schnell ein Ende und befahl die Fahrt fortzusetzen; er verhieß einen günstigen Wind. In der That konnte es fast scheinen, daß der Wind seinen Befehlen gehorche, denn um 11 Uhr schwellte er wieder die Segel, und um 4 Uhr war man schon auf der Höhe von Piorno.

Bald aber verbreitete sich eine noch größere Bestürzung auf dem kleinen Geschwader, als man nördlich in einer Entfernung von 5 Meilen eine Fregatte wahrnahm; bald darauf erschien eine andere an der korsischen Küste, und endlich sah man noch ein Kriegsschiff hinter der Fregatte auftauchen. Es war hier nicht lange zu zaudern, und man mußte auf der Stelle einen Entschluß fassen. Die Nacht nahte heran, und man konnte hoffen, in der Dunkelheit den Fregatten zu entfliehen. Aber das Kriegsschiff kam immer näher, und man erkannte in demselben bald eine französischen Brigg. Der erste Gedanke war der, daß das Unternehmen verrathen sey, und daß man gegen eine überlegene Macht

Digitized by Google

werde ankämpfen müssen. Der Kaiser allein verfocht die Ansicht, daß der Zufall diese drei Fahrzeuge zusammengeführt habe; er war durchaus überzeugt, daß ein so geheimnißvoll angelegter Plan nicht habe zeitig genug entdeckt werden können, um ein ganzes Geschwader zu verfammeln. Trotz dieser Ueberzeugung befahl er, die Stückpforten zu öffnen und im Falle eines Angriffs sogleich zum Entern zu schreiten, weil er sicher war, daß seine kriegsgeübte Mannschaft die Oberhand behalten würde, und daß er dann unter dem Schutze der Nacht der Verfolgung der Fregatte würde entgehen können. Indeß befahl er, immer noch auf die Hoffnung vertrauend, daß der Zufall die drei Fahrzeuge zusammengeführt habe, den Soldaten und allen drunjenigen, deren Anblick hätte Verdacht erregen können, sich zu verbergen; durch Signale gelangte dieser Befehl auch an die andern Schiffe.

Um 6 Uhr Abends hatten sich die beiden Schiffe schon auf Sprechweite genähert; jetzt erkannte man die französische Brigg „Zephir". Man konnte übrigens leicht wahrnehmen, daß sie sich in ganz friedlicher Absicht näherte, und die Vermuthung des Kaisers erwies sich als begründet. Als die beiden Briggs sich erkannten, begrüßten sie sich nach der üblichen Weise und tauschten einige Worte aus. Die beiden Schiffs-Kapitäne befragten sich einander nach dem Orte ihrer Bestimmung. Der Capitain der französischen Brigg erklärte, daß er nach Livorno segle; der „Inconstant" antwortete, daß er nach Genua bestimmt sey und sehr gern Aufträge für diesen Ort übernehmen wolle. Der Kapitain des feindlichen Schiffes dankte und erkundigte sich nach den Befinden des Kaisers. Als Napoleon diese Frage vernahm, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich in eine für ihn so interessante Unterhaltung zu mischen. Er nahm das Sprachrohr aus den Händen des Capitains Chotart und antwortete: „Ganz vortrefflich!" Nachdem diese Höflichkeitsbezeigungen ausgetauscht waren, setzten die beiden Briggs ihren Weg fort und verloren sich bald aus dem Gesicht. Es wurden fortwährend alle Segel eingesetzt, und so umschiffte man schon am folgenden Tage das Cap Corso. Auch an diesem erblickte man wieder ein Kriegsschiff von 64 Kanonen; dasselbe erregte indeß keine Besorgniß, denn man erkannte alsbald, daß es keine böse Absichten habe.

Bevor Napoleon Elba verließ, hatte er zwei Proclamationen entworfen; als dieselben aber ins Reine geschrieben werden sollten, konnte sie Niemand entziffern, auch er nicht einmal. Er warf sie ins Meer und diktirte zwei andere; die eine war an die Armee, die andere an das französische Volk gerichtet. Aber nur irgend schreiben konnte, mußte Hand ans Werk legen; jedes Geräth diente als Pult, Trommeln, Bänke, Mützen. Noch war man mit dieser Arbeit beschäftigt, als schon die Küste von Antibes auftauchte; sie wurde mit einem Schrei des Jubels begrüßt.

Am 1. März um 3 Uhr legte die kleine Flotte vor Anker; um 5 Uhr stieg Napoleon ans Land, und in einem Olivenhölzchen wurde das Bivouac aufgeschlagen. Augenblicklich wurden 25 Grenadiere und ein Offizier der Garde nach Antibes gesendet, um wo möglich die Garnison für den Kaiser zu gewinnen. Fortgerissen von dem Enthusiasmus, stürmten sie in die Stadt mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Da in der Stadt die Landung Napoleons noch nicht bekannt geworden war, so hielt man sie für wahnsinnig. Der Kommandant ließ die Zugbrücke aufziehen, und die 25 Soldaten waren gefangen. Dieser Ausgang war ein großes Unglück. Einige Offiziere schlugen Napoleon vor, gerade auf Antibes loszugehen, um dem üblen Eindrucke, welchen der Widerstand dieses Platzes haben könnte, zuvorzukommen. Napoleon aber antwortete, nicht auf Antibes, sondern auf Paris müsse man losgehen. Demgemäß bot er das Bivouac auf und erreichte noch mitten in der Nacht Cannes. Um 6 Uhr Morgens zog er durch Grasse und machte Halt auf einem Hügel, welcher die Stadt beherrscht. Kaum hatte Napoleon sich hier festgesetzt, als auch schon die Bevölkerung der umliegenden Gegend herbeiströmte. Er empfing sie nicht anders wie in den Tuilerieen; er hörte ihre Beschwerden an, nahm ihre Bittschriften entgegen und versprach ihnen Abhülfe. Der Kaiser hatte gejaudt, bei Grasse eine Straße zu finden, deren Anlegung er im Jahre 1813 befohlen hatte; der Befehl war aber nicht zur Ausführung gekommen, und es mußte deßhalb seinen Wagen und 4 Kanonen, die er von Elba mitgebracht hatte, in der Stadt zurücklassen. Der Marsch wurde auf Bergpfaden, welche noch mit Schnee bedeckt waren, fortgesetzt, und am Abend schlug man das Nachtquartier im Dorfe Cerénon auf. Am 3 März traf man in Barème, am 4. in Digne, am 5. in Gap ein; in dieser letzteren Stadt hielt man so lange an, bis der Druck der Proclamationen beendet war, die nun zu Tausenden verstreut wurden.

Indeß war der Kaiser nicht ganz frei von Besorgnissen. Bis jetzt hatte er es nur mit der Bevölkerung zu thun gehabt, in deren Stimmung sich kein Zweifel setzen ließ. Aber noch hatte sich kein Soldat gezeigt, noch keine Truppenabtheilung sich zu der kleinen Armee geschlagen. Und doch war dieß gerade die Hauptsache. Endlich kam der so sehnlich herbeigewünschte Augenblick heran. Zwischen Lamure und Nizille stieß der General Cambronne, welcher die Avant-Garde bildete, auf ein von Grenoble abgesendetes Bataillon. Der diese Abtheilung befehligende Offizier weigerte sich, den General Cambronne anzuerkennen, und dieser ließ den Kaiser von diesem Vorgange benachrichtigen.

Napoleon setzte den Weg in einem schlechten Wagen fort, den man zu Gap gefunden hatte, als er diese Nachricht erhielt. Er ließ sogleich sein Pferd herbeiführen, bestieg es und ritt im Galopp vorwärts bis auf hundert Schritte an die Soldaten heran, ohne daß er durch einen Zuruf bewillkommnet worden wäre. Der Augenblick war da, wo das Spiel gewonnen oder verloren werden mußte. Die Beschaffenheit des Terrains gestattete kein Zurückweichen; links vom Wege erhob sich ein steiler Berg, rechts lag eine Wiese, welche höchstens dreißig Schritt breit war und die von einem Abgrunde begränzt wurde. Das Bataillon war zwischen dem Abgrunde und dem Berge aufgestellt. Napoleon machte auf einer kleinen Anhöhe Halt, warf dem General Bertrand den Zügel seines Pferdes zu und sagte: „Man hat mich geschossen; aber es thut nichts; immer vorwärts!" Hierauf stieg er vom Pferde und schritt gerade auf das Bataillon zu, welches unbeweglich blieb. Zwanzig Schritte vor der Linie hielt er an, in dem Augenblicke als der Adjutant des Generals Marchand seinen Degen zog und Feuer kommandirte. „Wie, meine Freunde", sagte der Kaiser, „Ihr erkennt mich nicht? „Ich bin Euer Kaiser. Wenn sich unter euch ein Soldat befindet, der seinen General tödtern will, so kann er es; hier bin ich." Kaum hatte er diese Worte vollendet, als der Schrei: „Es lebe der Kaiser!" ertönte. Der Offizier kommandirte noch einmal Feuer, aber seine Stimme wurde überschrieen. Die Soldaten stürzten aus den Reihen, umringten Napoleon, fielen ihm zu Füßen, küßten seine Hände, rissen die weiße Kokarde ab und setzten an ihre Stelle die dreifarbige. Dies war der erste Erfolg, auf den bald andere und größere folgten, bis Napoleon in reißendem Fluge nach Paris führten. A. Dumas. (M. s. d. L. d. A.)

## Chiwa und seine Bewohner

(Schluß.)

Jede von Rußland nach Chiwa abgehende Handels-Karavane muß an der Gränze, wo die Steppe aufhört, eine Steuer erlegen, die gewöhnlich einen Dukaten von jedem Kameel beträgt. Zu ihrer Einsammlung sind besondere Beamte vom Chan beauftragt (Jassaule genannt). Die Oberaufsicht über alle aus Chiwa gehenden Karavanen führen die Karavan-Baschis, welche der Chan selbst zu diesen Aemtern ernennt. Kehrt eine Karavane glücklich zurück, so beschenkt sie der Chan gewöhnlich mit einem Schlafrock und einem Pferde. Nächst ihnen befinden sich bei jeder Karavane Reise-Führer, die nur Kirgisen seyn können. Sie müssen aller Richtungen des Weges und seiner Beschaffenheit zu jeder Jahres-

Digitized by Google

zeit bei Tag und Nacht kundig seyn, müssen aufs Genaueste alle Punkte auf demselben kennen, wo gelandet, übergesetzt und angehalten werden kann.

Nächst Chiwa, der Hauptstadt, ist Urgendsch die größte und volkreichste Stadt im Chanat. Hasarer, Hanka, Hurland, Aral und Hadschi-Ili passiren auch noch für größere Städte. Nagat, Karaman, Koskotuk, Hannadad sind kleine unbedeutende Orte. Alle Städte in Chiwa, wie in der Buchaeei, sind mit Erdwällen und Gräben umgeben.

Es werden sich gegenwärtig in Chiwa an 2000 russische Gefangene befinden, nach anderen Nachrichten soll ihre Zahl noch größer seyn. Kaum hundert von ihnen haben bisher ihre Freiheit erhalten und nach Rußland zurückkehren können. In der Bucharei befinden sich keine aus Rußland geraubte Gefangene, wohl aber Tataren, die freiwillig dahin zu verschiedenen Zeitpunkten desertirten und deren Zahl man über tausend angiebt. Sie erfreuen sich dort einer unweit milderen Behandlung, als die Russen in Chiwa. Von ihren Kriegszügen nach Persien kehren die Chiwaschen Chane jedesmal mit einer bedeutenden Zahl Gefangenen zurück. Die Schiten sind zu den häretesten Arbeiten verurtheilt, die Summiten aber, gleichen Glaubens mit den Chiwaern, werden im Heer angestellt. Die Chiwaer selbst übernehmen nie eine schwere Arbeit auf ihren Feldern oder in ihren Gärten. Diesem Loose sind allein die geraubten Gefangenen, die im vollkommenen Sclaven-Verhältniß stehen, unterworfen. Besäßen die Chiwaer keine gefangenen Russen, Perser und Kalmücken, so müßten sie verhungern, weil sie durch Arbeiten zu subsistiren nicht vermögen. Die Kultur-Erhaltung ihrer Felder und Gärten verlangt die mühevollsten Arbeiten. So aber leben sie ganz auf Rechnung ihrer Sclaven, die ihnen Alles verschaffen müssen. Größtentheils werden sie ihnen von den Truchmenen und Kirgisen zugeführt. Bei der härtesten Arbeit müssen sie sich mit der kärglichsten und schlechtesten Nahrung behelfen. An monatlichem Proviant bestimmt der Chan jetzt jedem nur drei Pud Weizenmehl, sonst nichts. Die Privaten halten ihre Gefangenen noch erbärmlicher. Früher erfreuten sie sich einer besseren Subsistenz. Als aber unter dem Chan Muhammed Rachim, dem Vater des jetzigen, ein Mullah, (Geistlicher), aus Buchara in Chiwa erschien und dem Chan vorstellte, es sey sündlich, die Kjäfüren (Russen) so gut zu halten, man müsse sie durch Hunger foltern, trat für sie ein häreteres Verhängniß ein. Alle ihre sonstigen Bedürfnisse müssen sie selbst herbeischaffen, sie mögen sie hernehmen wo sie wollen. Das Stehlen ist ihnen erlaubt, werden sie aber dabei von den Eigenthümern ertappt, unterliegen sie den ärgsten Mißhandlungen. Die nach Chiwa kommenden Gefangenen werden gleich dem Vieh auf den Basar gebracht und hier öffentlich den Meistbietenden verkauft; nur der Chan allein bezahlt den Preis, den der Gefangene dem Verkäufer kostet. Der mittlere Preis für einen Gefangenen von noch rüstigem Alter und arbeitsfähigen Kräften ist zwischen 60 bis 70 Dukaten. Die Flucht nach Rußland gelingt den Gefangenen nur äußerst selten. Die von Chiwa abgehenden Karavanen werden von besonderen Aufpassern an der Gränze aufs strengste untersucht. Den Aufgefangenen schneidet man in der Regel Nasen und Ohren ab und unterwirft sie so verstümmelt wo möglich einem noch härteren Loose. Einigen dieser Gefangenen gelingt es zuweilen, in die Heimath zu schreiben, oder von dort Briefe zu empfangen, wobei Kirgisen die Vermittler abgeben und sich dabei mit der möglichsten Schlauheit benehmen. Sie nähen die Briefe in ihre Kleider, Mützen und Stiefel ein, werden aber doch dabei ertappt, und haben dann das Leben verwirkt. Im Herbst des Jahres 1837 ward in Chiwa ein Kirgise gehängt, weil man bei ihm Briefe aus Rußland an russische Gefangene fand. Nicht besser ergeht es den Briefstellern und Empfängern. Einer von den im August 1839 nach Ohrenburg zurückgekehrten Gefangenen erzählt in dieser Beziehung nachstehendes gräßliche Faktum: „Kurz vor unserem Abgange aus Chiwa hatten Chiwaer aus Orenburg berichtet, daß der Gefangene Jegor Tsch mit seinen Verwandten in Rußland korrespondire. Zu derselben Zeit fing man in Chiwa von angekommenen Kirgisen einen Brief unter meiner Adresse: an Georg Popoff, auf. Die Familien-Namen der Gefangenen in Chiwa nicht kennend, hielt man sich nur an den Namen Georg (Jegor), bestärkte sich im Verdacht gegen den unglücklichen Tsch, ergriff ihn auf Befehl des Chans in der Nacht, schleppte ihn ganz im Stillen aus der Stadt, und zwang ihn, selbst sein Grab zu graben, in welches man ihn, — wie Einige berichten, todt, wie aber Andere vorgeben, lebendig einscharrte. Dieß erfahrend, trat ich auf und that dar, der Brief sey an mich gerichtet gewesen; Tsch habe unschuldig den gräßlichen Tod erlitten. Es ist nichts dabei zu thun, so ist seine Seele schuldlos gen Himmel gegangen, erwiederte man mir."

Haupt-Erzeugnisse in Chiwa sind: Roggen, Dschiwari (eine Gattung Weizen), Hirse und in vorzüglich großer Menge Linsen, aus denen die Bewohner Butter erzeugen, die der von den Kühen gewonnenen vorzuziehen ist. Auch Reis und mehrere Früchte, unter Anderem treffliche Melonen und Arbusen, gedeihen reichhaltig. Das Brodkorn genügt nicht für die Bedürfnisse der Volksmenge. Baumwolle gedeiht viel und wird theils gesponnen, theils in Flocken verkauft. Das Klima ist mittelmäßig. (Pr. St. Z.)

## Pot-Pourri.

### Erfindung.

Da im Winter in so vielen Wohnstuben Dampf und feuchte Luft auf Alles, was sich darin befindet, nachtheilig wirken, so hat der Orgelbauer, Hr. Herrmann in Reichenbach, welcher sich zeither mit mehreren nützlichen Erfindungen beschäftigte, unter Anderem auch eine Maschine zu Stande gebracht, welche mittelst einer Windpumpe die unangenehme Luft aus den Wohnstuben leitet und zum Anfachen des Feuers im Ofen verwendet wird, was hauptsächlich noch den Nutzen gewährt, daß in kürzerer Zeit als sonst der Ofen sich stärker erhitzt; auch wenn das Brennmaterial nicht von der besten Beschaffenheit ist, so wird dennoch durch Anwendung dieser Maschine ein Theil weniger gebraucht. Hr. Herrmann hat zur Probe eine solche Vorrichtung in seiner Wohnstube angebracht und offerirt auf Bestellung, gedachte Maschinen zu fertigen, unter der Bedingung, den dießfälligen Kostenbetrag erst dann an sich zu nehmen, wenn die gelieferten Maschinen dem angegebenen Zwecke genügend entsprechen. Zu bemerken ist noch, daß diese Maschinen nicht bloß im Winter den Wohnstuben eine reine und wärmere Temperatur geben, sondern auch im Sommer die schwüle und electrische Luft aus dem Locale entfernen und eine kühlere und angenehmere hineinbringen."

### Dem ist Recht geschehen!

Ein ehemaliger Journalist in Paris, ein höchst jovialer Mensch war häufig am Tische eines bekannten Bankiers zu finden und wurde auch bald der Schuldner desselben, indem er sich von ihm eine Summe Geld gegen einen Wechsel geben ließ. Der Wechsel wurde zahlbar, aber der Schuldner zahlte nicht; der Banquir klagte nicht, sah aber mit Verdruß, daß sein spaßhafter Tischgast auch das Haus mied und nicht einmal so viel Dankbarkeit besaß, um ihm gegenüber sitzen zu können. Er bediente sich also des Wechselrechtes gegen den Schuldner. Vor einigen Tagen wurde denn derselbe auch wirklich verhaftet, und er glaubte, man würde ihn in das Gefängniß bringen; dieß geschah jedoch nicht, sondern man führte ihn zu dem Banquier eben als es Tischzeit war und der Gläubiger sagte ernst zu ihm: „nehmen Sie sich in Acht, Herr, so oft Sie meine Einladungen, ohne gültigen Grund, nicht folgen, werde ich Sie mit Gewalt holen lassen." — „Ich finde das ganz in der Ordnung," anwortete ruhig der Schuldner, „denn der Gläubiger muß den verhafteten Wechselschuldner alimentiren."

Digitized by Google

**Nro. 7.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

**Inhalt:** Die Dresdener Somnambule. — Eine Erklärung. — Der Brautschmuck. — Pot-Pourri. — Des alten Mütterchens Rath an junge Mädchen. — Antwort auf des alten Mütterchens Rath an junge Mädchen.

## Die Dresdener Somnambule.

(Auszug aus einer in Dresden von einem der sie behandelnden Doktoren erschienenen Broschüre.)

Die schon mehrmals in der „Augsburger Abendzeitung" erwähnte Somnambule, welche nicht nur im Publikum viel Aufsehen erregt, sondern auch die Aerzte in Allarm versetzt und manche Streitschrift hervorgerufen hat, ist die Tochter eines armen Taglöhners in Drauschwitz unweit Dresden, Namens Johanna Christiana Höhne, in einem Alter von 34 Jahren.

Nachdem dieselbe im 12ten und 24sten Jahre das Unglück gehabt hatte, in das Wasser zu fallen, stellten sich die schon nach dem ersten Falle in das Wasser sich zeigenden Krampfanfälle nicht nur immer häufiger und stärker ein, sondern es folgte ihnen auch ein mehrere Stunden und zuweilen Tage lang anhaltender Schlaf, in welchem sie zu gewissen Stunden sich nur durch das Bewegen ihrer Lippen den Anwesenden, wenn selbige ihr Ohr ganz in die Nähe ihres Mundes brachten, verständigen konnte. Daher wurde sie nach einigen solchen Anfällen, wo sie öfters theils auf dem Felde, theils im Stalle mitten unter den Rüben ꝛc. in einem Starrkrampfschlafe gefunden wurde, immer wieder dienstlos, bis endlich ihre letzte Herrschaft, der Gutsbesitzer Vetter in Strehlen, aus eigenem Antriebe das daselbst im magnetischen Schlafe liegende Mädchen, Namens Christiane Hempel, über die Krankheit der Höhne befragte und, daß gedachte Höhne ebenfalls eine Schwester, d. h. Somnambule wäre und nur durch magnetische Behandlung geheilt werden könnte, durch welche sie in einen richtigen magnetischen Schlaf käme, in welchem sie die zu ihrer Genesung noch erforderlichen Medicamente ꝛc. selbst anordnen und finden würde. Die Höhne wurde hierauf durch den Magnetiseur, Herrn Julius Neubert aus Leipzig, welcher auch die obenerwähnte Somnambule behandelt hatte, am 23. März 1836, als sie gerade in den heftigsten Krämpfen lag, mit obrigkeitlicher Bewilligung zum ersten Male magnetisirt und man fand durch fortgesetzte Behandlung, daß ihre Krampfanfälle gemildert wurden und sich auch die in ihren früheren Schlafen fehlende Sprache einfand. Von diesen ihren durch magnetische Behandlung herbeigeführten Hochschlafen sind folgende bekannt: einer vom 1. Januar bis 16. Mai 1838; einer vom 1. November 1838 bis 1. Januar 1839 und einer vom 1. Mai bis 16. Mai 1839. Außer diesen Hochschlafen verfiel sie täglich mehrere Stunden lang bald am Tage, bald in der Nacht in einen magnetischen Schlaf, in welchem sie auch gewöhnlich 1 — 2 Stunden sprechen konnte und wo sie die Stunde und Minute genau vorher sagte, wenn sich dieser Schlaf die nächstfolgenden Tage wieder einfinden würde. Monate vor ihrem jetzigen Schlafe sagte sie dessen Anfang und Ende voraus; sie bestimmte demnach, daß sie sich vom 5. Novbr. 1839 bis Ende März 1840 in einem immerwährenden Hochschlafe befinden werde, aus welchem sie jedoch auf einige Stunden zum ersten Male den 5. März 1840 erwachen würde. Den 5. Nov. befand sie sich den ganzen Tag über in der heftigsten Unruhe, bis sie sich endlich vor Mattigkeit und andringender Neigung zum Schlafe gegen 2 Uhr Nachmittags niederlegte und kurz nach 3 Uhr förmlich in den schlafenden Zustand verfiel, in welchem sie sich noch jetzt befindet.

Bevor dieser Hochschlaf eintrat, wünschte sie in Drauschwitz ihre Eltern noch einmal zu sehen, von ihnen Abschied zu nehmen und daselbst zu kommuniciren, daher sie einen Herrn F. und den Verfasser der genannten Broschüre bat, sie auf den Sonnabend als den 2. November 1839 dahin zu begleiten. Als sie am 1. November Abends zwischen 9 und 10 Uhr in ihrem gewöhnlichen magnetischen Halbschlafe von ihren Begleitern befragt wurde, ob die Hinreise gut gehen werde, sagte sie alle einzelne Umstände und Begebnisse der Hin- und Zurückreise voraus, die insgesammt in der Folge mit der bestimmtesten Genauigkeit eintrafen. In Dahlen angekangt, stiegen alle drei in die für sie von einer Patientin der Somnambule besorgte Kutsche und fuhren zu dieser hin, um einige Stunden bei derselben zuzubringen. Diese gewesene Patientin der Somnambule, Namens Naumann, Gutsbesitzerin zu Deutsch-Luppa, entkräftete nun noch mehr das von ihren Begleitern noch gehegte Mißtrauen gegen unsere Hellseherin; denn hier, bei Anschauung der deutlichsten Merkmale, nämlich der von der Gicht an allen Gelenken, selbst an Schlafen und Stirn hervorgetretenen und noch sichtbaren Gichtbeulen mußte selbst der ungläubigste Thomas Glauben fassen. Zehn Jahre hatte gedachte Naumann die Hülfe verschiedener Aerzte gebraucht und war nur so weit wieder hergestellt worden, daß sie das Bett als ganz verkrüppelte und gestwächte Person nicht mehr verlassen konnte. Da hörte sie von der Höhne, befragte sie in ihrem magnetischen Schlafe, und ward durch sie so weit hergestellt, daß sie in einem halben Jahre ihrer Wirthschaft vorstehen und den Ankommenden am Thorwege ein freundliches Willkommen zurufen konnte.

Gegen 5 Uhr langten sie zu Drauschwitz an, um 9 Uhr verfiel die Höhne in Starrkrampf, worauf sie zu Bette geschafft und durch Magnetisiren in Schlaf versetzt wurde, der, nachdem ihr die Sprache wieder gegeben war, gegen 7 Uhr Sonntags als den 3. Novbr. endigte. Um 6 Uhr früh sagte sie, da Herr F. an ihr Bette trat: „Ich bin seit Kurzem von Dresden zurück und habe gesehen, wie sich meine liebe Patientin Th... befindet; nun sie ist aufgestegt, doch das vergeht, es ist nur die Unruhe, mich nicht in der Nähe zu wissen darauf; sagte sie weder alle einzelnen Umstände der Rückreise voraus.

Man langte in Dresden wieder glücklich an und ihrer beiden Begleiter erster Gang war zu der erwähnten Patientin Th.; sie fanden sie leidlich aber aufgeregt. Auf des Einen Erzählung, daß die Somnambule diesen Morgen von Drauschwitz aus sie besucht habe, sagte sie, daß sie es wüßte, denn diesen Morgen zwischen 4 und 5 Uhr, wo sie noch fest geschlafen habe, sey eine kühlende Annäherung fühlbar geworden, die sich mit der Empfindung, als hauche Jemand einen Kuß auf ihre Lippen, verloren habe.

Ein anderer interessanter Fall fand mit einem der sie in Dresden besuchenden Doctoren Statt. Dieser schickte die Somnambule nämlich geistig, das heißt, als sie im magnetischen Schlafe lag, zu einer seiner Patientinnen auf die Wilsdruffer Gasse, mit

Digitized by Google

dem Bedeuten, zu sehen,' wie sie sich jetzt befinde, nach einem kurzen geistigen Hinschauen sagte sie, daß sie Pianoforte spiele, welches jedoch nach den Mienen des Doctors nicht glaubhaft schien, aber demselben, der sich gleich an Ort und Stelle begab, durch die Patientin selbst bestätigt wurde.

Am 15. Novbr. besuchte sie zum ersten Male auch der Herr Dr. N... aus Dippoldiswalde, welcher den Somnambulismus praktisch und theoretisch kennt und mit ihr und ihrem richtig somnambulischen Zustande ganz zufrieden war. Dereselbe gab ihr auf, eine Patientin zu Dippoldiswalde zu besuchen und ihm ihr Befinden und ihre Krankheit zu sagen, welches sie nach Verlauf von 5 Minuten zur größten Befriedigung dem gedachten Herrn Arzte benannte und beschrieb.

Clara F... litt seit Anfang Mai an einer Drüsenanschwellung, die von dieser Zeit an trotz der Behandlung mehrerer der geschicktesten Aerzte zunahm und in eine Abzehrung überzugehen drohte. Auf die Erklärung der Aerzte, daß dem Kinde nicht mehr zu helfen sey, suchte der trostlose Vater die Hülfe der Somnambule Höhne. Sie befand sich zu dieser Zeit bei ihren Eltern in Draschwitz, beschrieb in ihrem magnetischen Schlafe auch das Kleinste von der Krankheit des 10 Meilen entfernten nie gesehenen Kindes, verordnete Medicamente, die mit erstaunlicher Schnelle wirkten, die Abzehrung gänzlich hoben und die Kranke bis auf eine Drüsenanschwellung der rechten Seite herstellten, welche jedoch, wie sie gleich beim Anfange der Kur sagte, nur ganz langsam vergehen werde.

Herr E., auf der Seegasse in Dresden wohnhaft, litt seit längerer Zeit an Lähmung, welche trotz aller angewandten ärztlichen Heilmittel nicht wegzubringen war. In diesem traurigen Zustande nahm auch er seine Zuflucht zu der Somnambule und nachdem er seit 3 Wochen die von ihr angerathenen Mittel gebraucht, befindet er sich jetzt schon so weit hergestellt, daß er gehen und seine Profession betreiben kann. Seine gänzliche Heilung ist daher mit gutem Grunde zu hoffen.

Auf diese Weise wurden viele Patienten, welche die Anordnungen der Somnambule genau befolgten, und welche größtentheils Kranke waren, die Jahrelang vergebens nach Hülfe gesucht haben, wieder gesund oder befinden sich auf dem Wege der Besserung. Herr F..., bei welchem die Somnambule aus Dankbarkeit Quartier, Pflege und Nahrung gefunden hat, ließ sich durch Mitleid gegen die ihn sehr plagende leidende Menschheit bewegen, den Zutritt von Patienten unter der Bedingniß zu gestatten, entweder ihren Arzt oder eine einwilligende Bescheinigung desselben mitzubringen. Hohe und Niedere wurden vorgelassen, und zwar nach der Reihenfolge, wie sie sich meldeten. Auch gab sich gedachter Herr. F... noch die Mühe, alle von der Somnambule verordneten Medicamente in ein hiefür gehaltenes Buch einzutragen und den Kranken ohne eine andere Absicht, als um Irrungen zu vermeiden, die Recepte daraus, leserlich geschrieben, zu übertreiben.

Zum Beschluß sey noch ein höchst interessanter und auf Wahrheit begründeter Fall erwähnt, der auch im Dresdner Wochenblatt mitgetheilt worden ist. Bei Herrn v. B. wurde am 4. Dec. v. J. 800 Thaler aus einem Secretär entwendet und der Dieb bis zum 8. desselben Monats, da man auf Niemand Verdacht hatte, in keiner Hinsicht ermittelt. Hr. v. W., ein Freund des Bestohlenen, machte ihn auf die hellsehende Somnambule Höhne aufmerksam; Hr. v. B. fand dieß lächerlich, entschloß sich aber endlich auf Zureden, mit seinem Freunde am 6. ged. M. zu Hrn. G... zu gehen und denselben, da er Zutritt bei der Somnambule habe, zu bitten, selbige über den Diebstahl zu befragen. Hr. G... entschloß sich nach einigen Einwendungen, am gedachten Tage Nachmittags um 2 Uhr im Beisyn von Zeugen die Somnambule nach dem Namen des Diebes, nach vorausgegangener Bezeichnung des Hauses, in welchem der Diebstahl verübt werden, zu fragen. Sie äußerte hierauf: „Den Namen nenne sie nicht; der Bestohlene solle sich nur der Person erinnern, die bei ihm aus- und eingehe, der er immer viel, wenn auch nicht alles Zutrauen geschenkt habe; es sey eine Person mittler Statur, habe schwärzliches Haar, ein schwärzlich Gesicht, doch ohne Bart; weiter könne sie nichts sagen, die Person sey aber zu greifen, sie habe schon mehr gestohlen!" H., mit der Umgebung des Hrn. v. B. völlig unbekannt, theilte diese Bezeichnung Hrn. v. W. mit, welcher heraus sogleich den Diener des Hrn. v. B. als Dieb erkannte. Hr. v. B., hiervon benachrichtigt, suchte die Sache unter einer Menge von Angaben, welche der Unschuld des Dieners bewiesen, höchst zweifelhaft zu machen, was Hrn. G. bewog, in Begleitung des Hrn. v. W. nochmals die Somnambule am Abend des gedachten Tages darüber zu befragen. Auf die Bemerkung, daß sie nach ihrer Bezeichnung den Diener des Hrn. v. B. als Dieb erkannt hätte, verhielt sie sich ruhig lächelnd, antwortete aber auf die Frage, ob er es auch wirklich sey: „Den Namen werde sie nicht nennen, sie dürfte auch die Namen der Mörder und Diebe nicht nennen. Sie würde überhaupt niemals in solchen Sachen irgend etwas sagen, diesmal habe sie es gethan zur Beruhigung des Herrn, bei dem sie sich aufhalte, damit er aus dem Verdachte, daß etwa Betrug begünstigt werde, herauskomme. Das Geld liege nicht weit vom Hause des Bestohlenen, es sey zerrissen, auch angegriffen. Der Dieb habe es nicht genommen, um es zu verschwenden, sondern deßhalb, um späterhin einer Familie Unterstützung zu gewähren. Dadurch habe er sich verleiten lassen; übrigens sey er gut." Auf die wiederholten Fragen nach dem Namen des Diebes hat sie sich jederzeit kopfschüttelnd und lächelnd abgewendet, worauf ihre Freunde die ihre Eigenheiten genau kennen, jedesmal abnehmen, daß eine Sache getroffen ist. G..., von der Identität der Person, die er durch die erstgedachte Beschreibung der Somnambule als Dieb erkannt hatte; vollkommen überzeugt, nahm es mit Bewilligung des Hrn. v. B., welcher nun doch durch die Zuversicht G...'s Glauben zu fassen anfing, auf sich, den Diener als Dieb polizeilich anzuzeigen. Es wurden hierauf von Seiten der Polizei am 8. Dec. Nachmittags um 2 Uhr zwei Wachtmeister beordert, um bei einer etwaigen Hausdurchung zugegen zu seyn, und von Seiten des Hrn. v. B. die nöthigen Militärpersonen zu einer Arretirung. G... nahm indeß, während Gedachte im untern Stocke des Hauses sich versammelten, den Diener in Gegenwart seiner Herrschaft im obern Stocke vor, fragte ihn, ob er ihn kenne und sagte auf die verneinende Antwort ihm ohne Mund mit stark fixirendem Blicke, „daß er, G..., ihn nur in der Art kenne, als er der Dieb der gestohlenen 800 Thlr. sey, daß er genau wisse, wo er es vertheilt hingesteckt und daß er seiner hiervon schon einige Thaler verthan habe u." — Der Diener sagte hierauf da diese Aeußerungen von G... nach der Somnambule Angabe auf Wahrheit beruhten, und der Dieb wirklich glauben mochte, daß dieser ihm ganz fremde Mann eine Art von Wahrsager seyn müßte): „Ach, wenn ich doch nur mit meinem gnädigen Herrn allein sprechen könnte!" — Diesen Wunsch gewährte ihm G..., indem er hinausging und schon an der Thüre das Eingeständniß des Diebstahls vernahm. Vor den nun erst hinzugezogenen militärischen und polizeilichen Personen gestand er nochmals die Entwendung der gedachten 800 Thlr., nebst den Orten, wo er sie versteckt und auf welche Weise er das Geld entwendet habe, ein. Das Geld wurde in der Nähe des Hauses, in verschiedene Summen getheilt gefunden, und es fehlten 4 Thaler daran; daher es auch im Ganzen mit der somnambulen Aussage die Richtigkeit hatte, und es geradezu als böser Wille erscheinen würde, die Wahrheit mit Absicht zu unterdrücken, wenn man die Uebereinstimmung der Angabe der Höhne mit dieser Thatsache für einen bloßen Zufall ansehen wollte.

Digitized by Google

# Eine Erklärung.

(Eine Novellette.)

Wer die französische Gesellschaft unter dem Kaiserreich gekannt hat, erinnert sich der eigenthümlichen Physiognomie, welche die Umstände, unter denen sie sich organisirt hatte, ihr aufdrückten. Alte Volksströmungen, sicher eitrige Demekraten, in gelehrige Beamte einer absoluten Regierung umgewandelt; schnell reich gewordene Liefcranten neben Seidaten, die Generale geworden, und denen sie einen großen Theil ihres Wohlstandes zu danken hatten; einige Repräsentanten der alten Aristokratie, die, von der Revolution geächtet, unter einer Ordnung der Dinge, welche, wenn ihr auch das Verdienst der Legitimität mangelte, doch das Verdienst des Ruhmes besaß, wieder erschienen waren; der neue Adel, dem alten zur Seite, den er in der Eleganz seiner Sprache und der Vornehmheit seiner Sitten nachzuahmen sich bemühte; dies waren die verschieden Elemente der Gesellschaft zu seiner Zeit. Es war ein ziemlich seltsames Gemisch von Namen, Meinungen und Personen, die in ihren verschiedenen Phasen mehr oder minder bekannt waren; eine Vermengung, wie sie sich noch nach revolutionären Stürmen bilden mußte; man fühlte sich zu glücklich, endlich wieder civilisirte Menschen mit reinlicher Wäsche und reinlichen Händen anzutreffen, um zu sehr nach den Einzelheiten ihrer Biographie zu fragen, oder Anstoß daran zu nehmen. Mit der Mode war es, wie mit den Personen: es ließen sich seltsame Anomalien bemerken. Das ancien régime war noch zu nahe, als daß nicht viele Zeitgenossen seinen Moden, wie seinen Sitten treu geblieben wären; und Pomade des achtzehnten Jahrhunderts mischte sich in den Titus des neunzehnten; 1788 und 1811 berührten sich, und verschmolzen in einander. Im Ganzen war diese Gesellschaft regelmäßiger, als die unter dem Directorium, weniger ernsthaft und einförmig, als unsere heutige constitutionelle Gesellschaft. Man amüsirte sich, und das will etwas heißen in der Welt.

In der glänzendsten Zeit des Kaiserreichs, das, auch abgesehen von den Unsterblichkeitsverheißungen seiner Lobredner, damals auf einer ewig dauernden Grundlage zu stehen schien, wurde das Haus der Gräfin von M. unter die angesehensten in Paris gerechnet. Frau von M. war 45 — 50 Jahre alt, und ihr reifes Alter ließ den Glanz ihrer schönen Tage ahnen. Leute, denen ihr Gedächtniß untreu war, behaupteten, trotz ihres Namens und Titels habe sie niemals eine wirklich ausgezeichnete, und so zu sagen ostheddre Stellung in der früheren Gesellschaft eingenommen. Vielleicht hätte ein Hofier oder Chérin an ihrer Genealogie etwas auszusetzen gefunden, aber der Titel und Name der Gräfin waren gleichwohl eine mächtige Empfehlung zu einer Zeit, wo die Aristokratie wieder in Gunst kam. Auch stritt man sich um den Vorzug, bei dieser Dame eingeführt zu werden, welche mit vollkommenem Anstand und Ton die Honneurs des elegantesten Salons in der Chaussée-d'Antin machte. Man läuft in Paris überall hin, wo man Vergnügen findet, ohne so gar streng sich nach Allem zu erkundigen. Viele sind zufrieden damit, daß sie selbst anständige Leute sind, und rechnen ohne Bedenken Personen, für welche sie keineswegs in Allem einstehen möchten, unter ihre Bekannten, wo nicht unter ihre Freunde. Die berühmtesten Künstler, die hübschesten Damen in Paris sieht man Soireen der Frau v. M. einen doppelten Reiz. Das Institut sahe sich dadselbst neben die Finanzen; zurückgekehrte Emigrirte fanden sich hier manchmal ihren früheren Protectoren gegenüber. Die Gräfin hatte für alle ihre Gäste ein gleich anmuthiges Lächeln, wie gleich zuvorkommenden Empfang. Sie war sehr duldsam in Beziehung auf Ansichten. Nie hatte sie den Rigorismus so weit getrieben, daß sie auch den verwegensten Tadlern der Regierung ihr Haus verschlossen hätte. Ihr Salon schien ein neutrales Gebiet zu seyn, ein mit Vorrechten und Freiheiten versehenes Land; und diese Ungezwungenheit, die man hier genoß, war nicht eben das Verdienst desselben, welches am wenigsten anzog. — „Wissen Sie," sagte man zuweilen zur Gräfin, „daß Sie sehr unklug sind, zu erlauben, daß man bei Ihnen so laut redet?" Alsdann erwiderte Frau v. M. mit dem reizendsten Lächeln: „Glauben Sie denn, ich wolle nicht lieber mit dem Kaiser, als mit meinen Freunden zerfallen?"

Was war die wahre Lage, das Vermögen der Gräfin? Es ist sehr theuer in Paris auf etwas glänzende Weise Gesellschaft zu empfangen. Seit langer Zeit Wittwe, besaß die Gräfin, wie sie sagte, Güter in Belgien und in den Departements jenseits des Rheins. Auch ließ sie merken, sie habe in der Erbschaftsangelegenheit ihres Mannes noch bedeutende Forderungen zu machen. Uebrigens wäre es sehr unbescheiden und unklug von dem Publikum gewesen, wenn es sich in die Angelegenheiten einer Person gemischt hätte, bei welcher man so angenehme Abende zubrachte. Frau v. M. gehörte unter die drei- oder vierhundert Auserwählter, welche ganz Paris ausmachen; wo man sagt: ganz Paris war da; ganz Paris wird da seyn. Eine erste Vorstellung von einiger Bedeutung hätte man eher ohne den Souffleur und selbst ohne die Schauspieler, als ohne Frau v. M. gegeben. Man hatte sie immer in einer der ersten Logen gesehen, in der Vestalin, in Omasis, im Tode Adams und in den zwei Schwiegersöhnen. Frau v. M., ohne selbst auf den Namen einer Schriftstellerin Anspruch zu machen, hatte ihrem Salon einen gewissen, literarischen Anstrich zu geben verstanden, und mehr als ein Dichter hatte sich hier für seine Produkte um den Beifall der Gäste bemüht, ehe er sich um den des Publikums bewarb.

Seit zwei bis drei Monaten hatte sich ein neuer Gast bei der Gräfin einführen lassen. Der Baron von A. (er schmückte seinen italienisch lautenden Namen mit dem Titel Baron) war ein Mann von vornehmen Sitten, von ansehnlichem Alter und schöner Gestalt, den Finger mit einer herrlichen, antiken Camée geschmückt, das Knopfloch mit mehreren fremden Orden verziert. Er war viel gereist, hatte viel gesehen und plauderte bezaubernd, während er mit seinen Fingern in einer prächtigen goldenen Dose wühlte.

Mit herrlichem Anstand wußte er den Tabacksstaub, der auf seine feine Busenstreife gefallen war, abzuschütteln. Herr v. A. war einer der berühmtesten dineurs en ville seiner Zeit. Er hatte es in der von Colnet in einem sinnreichen Gedichte gefeierten Kunst so weit gebracht, stets in einigen guten Häusern ein Couvert zu haben, und die Fecht in geistreichen Worten zu bezahlen. Gleichwohl waren selbst die Personen, welche den Baron am häufigsten sahen, niemals in dessen Haus gekommen; kaum wußten sie, wo er wohnte; denn er vermied es so sehr als möglich, seine Adresse zu geben. Niemals fehlte es ihm an einem Vorwande; bald war er im Begriff, seine Wohnung zu ändern; bald hatten arbeitende Maler sein Zimmer in Beschlag genommen; und ihm nicht einmal Platz zu einem Fauteuil für seine Gäste gelassen.

Jeden Mittwoch, dem Gesellschaftstage der Frau v. M., hatte der Baron kein so wichtiges Geschäft, daß er nicht einer der Ersten im Salon der Gräfin ankam. Ein guter Spieler, der mit dem nämlichen Gleichmuth gewann und verlor, kannte man nur eine einzige Unvollkommenheit an ihm, für die er jedoch nicht kannte: es war dies eine Taubheit, welche die Gäste oft nöthigte, ihre Worte zu wiederholen, und ihre Brust ein wenig anzustrengen; aber der Baron entschuldigte sich, und scherzte so anmuthig über diese Gebrechen, daß man beinahe bedauert hätte, wenn er nicht taub gewesen wäre. Uebrigens hat die Taubheit, trotz ihrer Unbequemlichkeiten, auch ihr Verdienst in den Augen der Welt. Man liebt es zuweilen, zu sprechen, ohne verstanden zu werden, wie wenn man allein wäre; und ein Tauber gilt dann für keinen Gesellschafter.

Deunoch verbreiteten sich über Herrn v. A. beträchtliche Gerüchte. Das Geheimniß, in das er sich hüllte, rief Lösungsver-

Digitized by Google

suche hervor. Eines Morgens, als Frau v. M. in ihrem Boudoir mit zwei bis drei vertrauten Freunden plauderte, benützte einer derselben, ein Poet nach der damaligen Mode, einen Augenblick der Pause im Gespräch, und wendete sich mit feierlicher Miene an Frau v. M.

(Der Schluß folgt.)

## Der Brautschmuck.

Aehnliche Histörchen mögen zwar schon mehr als einmal unter dem Monde vorgekommen seyn, das nachfolgende jedoch ist ganz neu und erst in voriger Woche passirt. Zur Unterzeichnung des Ehecontractes war bei der Großmutter der Braut große Gesellschaft und die Großmutter gab eine sehr mäßige Aussteuer, d. h. im Verhältniß zum Bräutigam, welcher Sohn eines Banquiers und Millionärs ist. Der Brautschmuck aus der Hand des Bräutigams war der Hauptgegenstand der allgemeinen Bewunderung; für 100,000 Fr. Diamanten waren dazu verwendet. Nun geschah es durch eine wunderliche Laune des Schicksals, daß der künftige Gemahl sich einen Augenblick in ein Boudoir zurückzog und daß er hier Zeuge der Unterredung einiger frisch erst aus der Pension gekommenen Schönen wurde, welche den Brautschmuck bewunderten. Sie nahmen die Braut, ihre Herzensfreundin, in die Mitte, und nun hub die eine an: „Hast Du gehört, was Caroline meynt?" — „„Nein, laß hören."" — „Sie meynt, das sey wohl Alles recht schön, es würde aber noch viel, viel schöner seyn, wenn man es bekäme ohne die fatale Zugabe, den Bräutigam." — „„Ja,"" sagte eine andere, „„so sagte sie mir auch; aber wo ist denn der Bräutigam? Ich möchte ihn doch einmal ansehen."" — — „Meine Damen," fuhr der Besprochene auf, „sollte Sie Jemand daenach fragen, so sagen Sie doch gefälligst, es sey hier durch diese Thüre fortgegangen!" Gesagt, gethan, der Bräutigam ging und kam nicht wieder. Am anderen Morgen wurde ihm der Brautschmuck zurückgeschickt und selbst das Brautkleid ließ er von der Nähterin zurückfordern. Möchten alle Schönen sich dieß zur Warnung dienen lassen!

## Pot-Pourri.

Ein Herr Bouchet in Paris hat jetzt eine Papierfabrik gegründet, worin er nur Maisblätter verwenden will; er hat ein Patent auf fünfzehn Jahre genommen, einen Kontrakt auf 3 Millionen Pfund Maisblätter geschlossen, und hofft täglich 3000 Pfund Papier zu liefern. Das Journal de Debats hat einen Kontrakt mit ihm geschlossen, wonach er fünf Jahre lang demselben die benöthigte Menge zu liefern hat.

### Tyroler Aufrichtigkeit.

Auf dem Wirthshausschilde eines Tyroler Dörfchens liest man folgende, sehr aufreichig gemeinten Verse:

Lieber Gast komm geschwind herein,
Hast Du Geld, so hab' ich guten Wein;
Hast Du kein Geld — magst drüben einkehren,
Dort ist ein frischer Brunn mit zwei Röhren.

### Unschuld.

Der Verfasser einer Liebesgeschichte sagt bei Beschreibung seiner Heldin: „Unschuld wohnte in den Locken ihres schwarzen Haares." — Ist sehr gefährlich und könnte beim Auskämmen noth leiden!

## Des alten Mütterchens Rath an junge Mädchen.

Junge Mädchen! wollt ihr hören,
Was ein Mütterlein jetzt spricht?
Laßt von ihm Euch freundlich lehren
Und verschmäht die Lehre nicht.
Laßt Euch warnen vor Gefahren,
Die leicht Eurer Jugend droh'n,
Denen oft in Blüthenjahren
Folgt die bittre Reue schon.
Wißt, es gehn durch alle Thüren
Junge Freier aus und ein;
Mädchen traut nicht ihren Schwüren,
Wollt Ihr klug und weise seyn!
Laßt sie seufzen, laßt sie schmachten,
Nah' dem Liebesthode seyn,
Wenn sie nach dem Herzen trachten,
Bleibet hart wie Eisenstein.
Nicht des Krieges schlanke Kinder,
Nicht des Künstlers Schülerlein,
Secundaner auch nicht minder,
Noch Studenten können frei'n.
Frühe Liebe gleicht dem Eise,
Ueber dem die Lerche singt;
Bald zerschmelzt's, auf gleiche Weise
Liebe, die zu früh einringt.
Selten ist Der treu und bieder,
Der schon früh Euch auserkohr;
Selten kommt im Barte wieder,
Der im Flaum' Euch Liebe schwor.
Aber, wenn nach alter Sitte
Einst der Mann mit Brod Euch ruft,
Da verschmäht nicht Wort, nicht Bitte,
Nein, da schafft dem Herzen Luft.

## Antwort auf des alten Mütterchens Rath an junge Mädchen.

Als ich noch jung war, da kam zu mir
Ein stattlicher, junger Cavalier;
Nicht lange konnt' ich in Zweifel seyn,
Er kam und wollte um mich frei'n.
Er hatte noch nichts, als die hübsche Gestalt,
Drum sagt der Vater: mein Töchterlein halt!
Von Lieben und Küssen wird Niemand satt,
Ein armer Schlucker, wer weiter nichts hat.
Ich that wie der Vater, blieb kalt wie der Schnee,
Verstieß den Freier in trostloses Weh:
Und harrte und schaute zum Fenster hinaus,
Und dachte: Ach käm' doch ein Anderer in's Haus.
Der Vater starb — da war ich allein!
Gott — seufzt' ich — das könnte wohl anders seyn;
Wo bleiben die Freier? Die Kammer ist leer;
Nach dem Esten kam mir kein Zweiter mehr.
Nun sitz' ich und laure noch immer auf's Glück;
Geh, Vater! mir meinen Freier zurück!
Mein Leben verschleicht mir in quälender Pein,
Im Grabe wohl muß es noch schöner seyn.

* * *

Dieß Liedlein ist einfach und schmucklos zwar,
Doch was ich drinn sagte, das ist wahr.
Die Liebe versüßt uns Kummer und Noth:
Erst fragt nach der Liebe, dann fragt nach dem Brod.

Digitized by Google

Nro. 8.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Künstler-Maskenzug zu München. — Ein räthselhaftes Verbrechen. — Eine Erklärung. (Schluß.) — Prof. Wheatstone's electro-magnetischer Telegraph.

## Programm
des
## Maskenzuges der Künstler zu München,
am 17. Februar 1840.

Zur Vervollständigung unserer Mittheilungen in der „Augsburger Abendzeitung" liefern wir nachstehend noch das Programm zu diesem Festzuge:

Bei Anordnung dieser Maskerade war die Hauptabsicht, ein charakteristisches und mannichfaltiges Bild aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts vorzuführen. Die besondere Beziehung, welche derselben zu Grunde gelegt wurde, ist aus der Sage genommen; gemäß welcher Kaiser Maximilian I. während einer Anwesenheit in Nürnberg Albrecht Dürer'n durch Verleihung eines Wappens auszeichnet, und die genannte Stadt zu Ehren des Kaisers verschiedene Festlichkeiten veranstaltet haben soll. Das Ganze besteht aus folgenden drei Abtheilungen: 1) einem Aufzuge der Bürger, 2) dem Zuge des Kaisers und seines Gefolges, 3) einer Mummerei zur Belustigung des Kaisers, der an solchen Ergötzlichkeiten besonderes Gefallen fand.

Reihenfolge der Züge.

1) **Der Aufzug der Bürger.** Trompeter und Pauker, 2 Zugführer, 1 Zunftführer. Die Zunft der Meistersänger mit ihrer Sprechtafel (darunter Hanns Sachs, Schuhmacher und Meistersänger. Die Zunft der Doktoren und Bader: 2 Lehrbuben mit Werkzeugen, der Insignienträger, 2 Gesellen (Badergesell: Caspar Rosenblüt, genannt Schnepperer), 2 Meister (Bader: Hanns Folz, Trauerspieldichter). Die Zunft der Schäffler und Brauer: (Lehrbuben, Insignien, Gesellen und Meister). Die Zunft der Metzger und Bäcker: (Lehrbuben rc. wie oben). Die Zunft der Wachszieher und Lebkächner: (Lehrbuben rc. wie oben). Die Zunft der Schuster und Scheider: (Lehrbuben rc. wie oben). Die Zunft der Damast- und Tapetenwirker: (Lehrbuben rc. wie oben). Meister: Bernhard Müllner, Damastwirker. Die Zunft der Schreiner und Dreher: (Lehrbuben rc. wie oben). Schreinergesell: Sebald Beck. Meister: Hieronymus Gärtner, Dreher; Wolf Weißkopf, Schreiner. Die Zunft der Wagner und Hufschmide: (Lehrbuben rc. wie oben). Die Zunft der Schwertfeger und Waffenschmiede: (Lehrbuben rc. wie oben). Gesellen: Georg Hartlieb, Schwertfeger; Sübenbürger, Waffenschmid. Meister: Kuny Lechner, Schwertfeger; Wilhelm von Worms, Waffenschmied. Die Zunft der Armbrust- und Büchsenmacher: (Lehrbuben, Insignienträger, Gesellen und Meister.) (Meister: Hanns Danner, Armbrustmacher; Wolf Danner, Büchsenmacher.) Die Zunft der Uhrmacher und Schlosser. (Lehrbuben, Insignienträger, Gesellen und Meister.) (Gesellen: Andreas Henlein, Uhrmacher; Georg Heuß, Schlosser. Meister: Hanns Heele, Erfinder der Sackuhren; Hanns Bullmann, Schlosser.) Die Zunft der Buchdrucker und Formschneider: (Lehrbuben, Insignienträger, Gesellen und Meister.) (Gesellen: Johann Petreius, Buchdrucker; Hanns Schäufelein, Formschneider. Meister: Anton Koburger Buchdrucker; Hieronymus Rösch, Formschneider.) Die Zunft der Silber- und Goldschmide: (Lehrbuben, Insignienträger, Gesellen und Meister.) (Gesellen: Ludwig Bayr, Silberschmid; Melchior Bayr, Goldschmid. Meister: Hanns Krug, der Aeltere, Silberschmid; Hanns Glimm, Goldschmid.) Die Zunft der Kupfertreiber und Ornamentschneider: (Lehrbuben, Insignienträger, Gesellen und Meister.) (Gesellen: Sebastian Lindenast, Kupfertreiber; der böse Bälz, Ornamentschneider. Meister: Hanns Frey, Kupfertreiber, Dürer's Schwiegervater; Veit Stoß, Ornamentschneider.) Die Zunft der Gold- und Rothgießer. Der Meister Peter Bischer der Aeltere mit seinen Söhnen Peter Bischer dem Jüngern, Mitmeister, Hertmann und Hanns Bischer, Gesellen, Paulus Bischer, Insignienträger, und Jakob Bischer, Lehrbub.) Die Zunft der Maurer und Zimmermeister: (Lehrbuben, Insignienträger, Gesellen und Meister.) (Gesellen: Paulus Behaim, Maurer; Georg Weber, Zimmermann. Meister: Hanns Behaim der Aeltere, Maurer: Georg Stadelmann, Zimmermann. Die Zunft der Maler und Bildhauer: 2 Lehrbuben, der Insignienträger. Hanns Spring in Kiev, Maler und Hanns Behaim der Jüngere, Bildhauer. Ein Edelknabe mit dem Albrecht Dürern von dem Kaiser verliehenen Wappen. Der Meister Albrecht Dürrer, begleitet von Michael Wohlgemuth, seinem Lehrer und dem Bildhauer Adam Kraft. Die Träger des Stadtwappens von Nürnberg, begleitet von 2 Hellebardirern. Der Stadthauptmann. Die beiden Bürgermeister. Der Syndikus. Rathsherren. Rathsschreiber. Patrizier und Bürger mit ihren Frauen.

2) **Der Zug des Kaisers und seines Gefolges.** Trompeter und Pauker. 3 Zugführer. Hauptmann der Lanzknechte. Erster Lanzknecht-Zug. 4 Edelknaben mit den Wappenschildern von Burgund, Holland, Flandern und Oesterreich. 4 Ritter mit den Panieren von Steyer, Tyrol, Habsburg und dem des Kaisers. Ein Schwertträger. Zwei Herolde. Der kaiserliche Herold. Leibwachen des Kaisers. Pagen (Pokalträger). Mundschenk des Kaisers. Jäger, Falkeniere rc. Oberstjägermeister des Kaisers. Pagen. Der Kaiser Maximilian I., umgeben von Fackelträgern. Kunz von der Rosen, des Kaisers lustiger Rath. Sigmund von Dietrichstein, der Vertraute des Kaisers. Herzog Erich von Braunschweig. Mathias Lang von Wellenburg. Des Kaisers Kriegsobrister und Feldhauptleute: Ulrich von Schellenberg, Georg von Freundsberg, Andreas von Sonnenburg, Wilhelm von Roggendorf, Georg von Emmershofen, Hanns Jössing, Albrecht von Landenburg, Marx Sittich von Hohenems. Räthe des Kaisers und Gelehrte: Wilibald Pirckheimer, Mannline von Freyburg, Historiograph, Melchior Pfinzing, Dichter des Theuerdank, Matz Treitzsauerwein und Andere. Ritter, Edle und Frauen. Knappen. Zweiter Lanzknecht-Zug.

3) **Die Mummerei.** Mummerei-Meister: Peter von Altenhaus. Natürliche Narren: Gyßme, Peck, Guggerpli's und Andere. Musikchor. Venus und Amor auf einem Wagen, gezogen von Gefangenen. Bacchus-Zug: Zugführer, Winzer, Kanne Schenken rc. Bacchus auf einem Wagen, gezogen von Winzern und Bauern. Diana-Zug: Zugführer, Jäger, wilde

Digitized by Google

Männer ꝛc. Diana auf einem Wagen, gezogen von wilden Männern. — Auf einem Wagen gezogen von Bergknappen: Der Bergkönig mit Gnomen und Kobolden, welche Stufen graben und Münzen prägen. Ein Säckelmeister, begleitet von 2 Pagen (Gold und Silber bedeutend.) Der Narr Gülichisch.

Die Unternehmer und Leiter des Ganzen waren die Maler Jos. Petzl, D. Monten, Ph. Foltz, C. Braun, Bernhard, Trönblin, Seibertz und Wyttenbach.

## Ein räthselhaftes Verbrechen.

Die Pariser Salons und die Presse der französischen Hauptstadt beschäftigten seit vielen Tagen Gerüchte über ein tragisches Ereigniß, dessen vollständiger Enthüllung eine Reihe merkwürdiger Umstände entgegensteht, und das dadurch später vielleicht den causes celèbres, jenen merkwürdigen Criminalfällen beigezählt werden darf, die, abgesehen von der Bedeutsamkeit, welche solche Ereignisse durch die schauerliche Aufklärung, die sie über sociale Verhältnisse verbreiten, noch durch die Verkettung von widersprechenden Facten und durch die Schwierigkeit, welche die Ermittlung des Verbrechens darbot, hohes Interesse erregen. Wir geben nach dem ziemlich offiziellen französischen Gerichtsblatte der Gazette des Tribunaux die Erzählung dessen, was bis jetzt in jener merkwürdigen Sache zur Kenntniß der Untersuchungsrichter gelangt ist, und kommen wohl später auf die Wendung zurück, die sie bei dem raschen Verfahren, welches in Frankreich in Angelegenheiten der Rechtspflege üblich ist, wohl noch im Laufe dieses Jahres nehmen wird. — Tulle (im Dep. de la Corrèze, 3. Febr. 1840. Ein tiefes Geheimniß lastet noch auf dem fürchterlichen Drama von Glandier. Herr Laffarge ist, so geht das Gerücht, Opfer eines lange vorher bedachten und geschickt combinirten Mordanschlags geworden. Aber die junge Frau, die jetzt mit dem Gewichte eines furchtbaren Verdachtes beladen wird, ist vielleicht auch ihrerseits nur das Opfer, das sich eine furchtbare im Verborgenen waltende Rachsucht erkoren hat. Noch ist es nicht möglich, vorauszusehen, ob die Untersuchungen des Gerichts, dem die Angeklagte hätte entfliehen können, und das sie selbst angerufen hat, die Wahrheit, welche so viele unter sich im Widerspruch stehende Facten verschleiern, werden an den Tag bringen können. Sey es erlaubt, unbefangen bei den so verschiedenen Gefühlen, die das Ereigniß in der ganzen Gegend hervorgerufen hat, bei den Beschuldigungen und bei dem Geschrei nach Rache, das sich schon so früh erhebt, und bei der energischen Vertheidigung, zu der sich andererseits die Freundschaft und Anhänglichkeit berufen fühlt, anzuführen, was bis jetzt Ergebniß der Untersuchung geworden ist.

Ein Jahr vor ihrer spätern Verheirathung hatte Mademoiselle C... einem jungen Manne eine heftige Leidenschaft eingeflößt und dessen Liebe erwiedert; durch das Band der Ehe sollten die beiden jungen Leute einander ganz und für das Leben angehören, und schon hatten ihre Familien sich darüber verständigt, als die junge Dame erfuhr, der, den sie schon als ihren Bräutigam betrachten durfte, unterhalte eine strafbare Verbindung mit einem Mädchen, die ihm nicht mehr Herr seiner Handlungen zu bleiben gestatte, und seine ganze Zukunft bedrohe. Sie glaubte darauf einem Herzen entsagen zu müssen, das ihr nicht ganz angehören konnte, und erklärte dem jungen Manne in einer letzten Zusammenkunft, er dürfe sich keine Hoffnung auf den Besitz ihrer Hand machen. Später hat sie ihn nicht wieder gesehen.

Kurz darauf ward Herr Laffarge in der Familie C... eingeführt. Er faßte bald den Vorsatz, um die Hand der Tochter vom Hause anzuhalten, und beiderseitige Freunde führten die darüber angeknüpften Unterhandlungen so rasch zum Ziele, daß siebzehn Tage, nachdem er die C...'sche Familie zuerst besucht hatte, seine Hochzeit mit der Tochter gefeiert wurde.

Bald nach der Hochzeit verließen die Neuvermählten Paris. Die junge Frau, an das glänzende und vielbewegte Leben der Hauptstadt gewöhnt, mußte, lebhaft, geistreich und fein wie sie war, trübe Stunden einsamen Nachdenkens verbringen, wenn sie bedachte, wie jetzt ihr Loos an das eines Mannes gekettet sey, dessen ganzes Wesen und ganze Art das Gepräge der Kleinstädterei trug. Sie hoffte mindestens in ihrem künftigen Wohnorte Glandier einige Zerstreuung und einigermaßen Gesellschaft zu finden, die ihr den Uebergang von dem Leben, das sie in Paris geführt hatte, zu dem, was ihr jetzt auferlegt war, mildern und leichter machen konnte.

Am 15. August kamen die Neuvermählten in Glandier an. Laffarge's junge Frau fand dort ein altes, verfallenes Schloß, dessen düsterer und trauriger Anblick ihre trübe Stimmung nur noch vermehren mußte. Die Gesellschaft, die sie in Glandier traf, paßte auch wenig zu ihr. So verbrachte sie fast jeden Tag allein und in ihrem Zimmer eingeschlossen... In einer dieser einsamen und verzweiflungsvollen Stunden geschah es, daß sie der fieberhaften Aufregung, die ihr ganzes Wesen beherrschte, nachgebend, ihrem Manne einen Brief schrieb, der jetzt in der Anklage, als schwerer Beweis gegen sie aufgeführt werden wird.

In diesem Brief offenbarte sie ihrem Gatten die ganze Pein ihres Herzens; sie gestand ihm die Leidenschaft, von der sie erfüllt gewesen sey, bevor sie ihn noch gekannt, und erklärte, wie unwürdig auch der, den sie geliebt, gewesen seyn möge, so könne sie doch keinem Andern angehören, und wolle, um von Banden loszukommen, die sie nicht länger zu tragen vermöge, fliehen, und in der Einsamkeit ein jetzt verfehltes Daseyn verbergen, und schloß mit der Versicherung, wenn diesem ihrem Vorhaben Hindernisse in den Weg träten, so werde sie dem Leben zu entsagen wissen.

Dieser Brief, den ihr Mann wirklich empfing, und ihrer Schwiegermutter mittheilte, scheint auf Beide nur einen sehr geringen Eindruck gemacht zu haben, vielleicht gelang es ihnen, den überspannten Sinn der jungen Frau zu mäßigen, oder diese selbst war auf ruhigere Gedanken gekommen, und sah ein, daß sie sich den einmal übernommenen Pflichten mit Ruhe und Ergebung widmen müsse, und so viel ist gewiß, daß sich, kurze Zeit, nachdem sie ihrem Manne jenen Brief geschrieben, zwischen beiden Gatten ein zärtliches und trauliches Verhältniß entwickelte, und daß Madame Laffarge mit ihrer Schwiegermutter in dem freundlichsten Verhältnisse lebte. Briefe, die aus jener Zeit datiren, geben Zeugniß für die heftige Leidenschaft, die sie ihrem Manne einzuflößen gewußt hatte, und einer liebevollen Neigung, die sie selbst zu ihm hegen mußte.

Wie sich ihr Herz den Verhältnissen, in denen sie leben mußte, allmählich anschmiegte, so nahm sie an allem in ihrer Umgebung nach und nach lebhaft Theil. Sie gefiel sich darin, das alte Schloß, das sie bewohnte, aufzuputzen, und so gut es gehen wollte, zu restauriren. Sie war glücklich, oder schien es mindestens zu seyn, und ihr feines, verbindliches Wesen, ihr gutes Herz, ihr gebildeter Geist hatten ihr unter denen, welche ihres Mannes Haus besuchten, aufrichtige Freunde erworben.

Zu dieser Zeit gab Madame Laffarge, nur für die Interessen ihres Mannes besorgt, und ihrer eigenen nicht achtend, diesem eine unumschränkte Vollmacht, Kraft deren er über ihre Mitgift verfügen konnte. Kurz nach dieser Zeit fand ein Ereigniß statt, das die Anklage wiederum berührt. Laffarge, dessen geschäftliche Angelegenheiten so schlecht standen, daß er den Ausbruch einer Krisis befürchten mußte, reiste im September nach Paris, um dort ein Privilegium auf eine wichtige Entdeckung nachzusuchen, die er gemacht hatte, und um eine Summe anfzunehmen, welcher er dringend bedurfte, und die er gegen Bürgschaft seiner Frau leicht erhalten konnte. Während seines Aufenthaltes in Paris schrieb Laffarge seiner Frau mehrere Briefe, in denen sich die zärtlichsten Ergießungen einer leidenschaftlichen Liebe finden. Seine Frau beantwortete diese Briefe pünktlich.

In einem ihrer Briefe meldet sie ihm, sie wolle ihm Kuchen senden, die in Glandier gebacken seyen; sie selbst hat von diesen Kuchen behalten, und an einem bestimmten Tage und zu einer

Digitized by Google

bestimmten Stunde soll eine Art mystischen Mahles statt finden, bei dem Beide die Kuchen genießen, und dabei der Abwesenden gedenken wollen. Nur zwei Personen, heißt es in dem Briefe, sollen von den nach Paris geschickten Kuchen essen: Laffarge selbst und „die geliebte Schwester" seiner Frau, an der sie mit der zärtlichsten Liebe und Freundschaft hängt.

Laffarge aß am festgesetzten Tage und zur festgesetzten Stunde, am 16. December, einen von diesen Kuchen, und kurz nach dem Genusse desselben folgten Schmerzen und heftiges Erbrechen.

Hier kann man freilich den Anfang von Vergiftungsversuchen annehmen, aber es ist durch nichts ermittelt, daß Gift Ursache jenes Unwohlseyns gewesen seyn müsse, und enthielten die Kuchen Gift, wessen Hand hat sie zubereitet? Die Kuchen wurden Madame Laffarge in ihren Salon gebracht, dort packte sie dieselben in Gegenwart ihrer Schwiegermutter und ihrer Dienerschaft in ein Packet, das sie an ihren Mann adressirte. Und außerdem sollte ihre Schwester, an der sie mit innige Liebe hing, auch von diesen Kuchen essen.

Indessen brachte Laffarge, noch immer unwohl, mit Hülfe der Bürgschaft seiner Frau, eine Anleihe von 25,000 Franken auf. Er kam am 3. Januar nach Glandier zurück und brachte eine Summe von 15,000 Franken mit; wenige Tage nach seiner Ankunft sind diese fort, man hat noch keine Spur, wohin sie gekommen seyn mögen.

Laffarge's Gesundheit war indessen sehr angegriffen, doch konnte er sich noch fortwährend mit der Verwaltung seiner Minen beschäftigen. Bald zeigten sich indessen bei ihm von Neuem bedenkliche Symptome und es bestet ihn heftiges Erbrechen... An einem Tage, wo man ihm einen Trank brachte, wies er denselben zurück, weil er einen scharfen und eigenthümlichen Geruch aushauchte. Es kam ihm ein schrecklicher Gedanke in den Sinn, und es ward durch Untersuchungen klar, daß der Trank eine Dosis Arsenik enthalte, die hinreichend sey, zwanzig Personen zu vergiften. Aerzte werden herbeigeholt: vorher hatte keiner von ihnen im mindesten den Verdacht gehegt, der Kranke sey vergiftet worden.

Indessen eilt einer von Laffarge's Gläubigern, durch dessen Krankheit beunruhigt, nach Glandier, und fordert sichere Bürgschaft für eine Summe von 28,000 Franken, die dieser ihm schuldet. Ohne zu zögern, leistet Madame Laffarge durch ihres Namens Unterschrift diese Bürgschaft.

Am 15. Januar starb Laffarge.

Grade als eine Gerichtsperson eintrat, um über den Sterbefall und den Zustand der Leiche ein Protokoll aufzunehmen, fand sich durch einen noch nicht erklärten Zufall auf dem Sterbebette sein neuer Rock, den der Verstorbene schon seit langer Zeit nicht angehabt hatte, und in dessen Tasche noch ganz rein, und wie mit sehr vieler Sorgfalt aufbewahrt, der Brief, welchen Madame Laffarge im August geschrieben, und worin sie ihrem Manne ihre erste Leidenschaft und ihren Entschluß zu fliehen mittheilte.

Die Aerzte, welche die Leiche zu öffnen berufen werden, suchen vergebens nach Spuren von Gift, und erklären nach vielen vergeblichen Bemühungen, das Gift müsse dem Tode so geschickt eingegeben seyn, daß es unmöglich, die Spuren desselben in den verletzten Organen aufzufinden. Und auf der andern Seite ist wieder unleugbar nachgewiesen, daß in allen Tränken, die dem Kranken gereicht worden sind, viel Gift geworfen worden sey. Welche Hand streute das Gift aus, und wußte es dem Opfer mit so tückischer Kunst einzugeben, daß Spuren davon überall gefunden werden, nur nicht in der Leiche?

Inmitten aller, die, ihr freundlich oder feindlich gesinnt, heftig streiten und vertheidigen oder anklagen, hat die Frau des Todten allein Ruhe und Muth bewahrt. In ihrer traurigen Lage sind ihr Viele treu geblieben, deren Anhänglichkeit sie sich in dessern Tagen sicherte; und ein junges Mädchen, dem sie immer sehr zugethan war, hat es sich als eine Gunst erbeten, ihre Haft theilen, und bei ihr im Gefängnisse von Tulle bleiben zu dürfen.

## Eine Erklärung.

(Schluß.)

„Ach, meine theure Gräfin, ich muß Ihnen eine Entdeckung machen."

„Was ist es denn? ich bitte Sie. Bei diesem ernsthaften Gesichte könnte ich glauben —"

„Es handelt sich um den Ruf Ihres Hauses."

„Das ist in der That etwas sehr Wichtiges!" versetzte die Dame mit weniger leichtfertigem Tone.

„Sie suchen mit Recht Ihren Stolz darin nur die beste Gesellschaft zu empfangen."

„Ganz gewiß, und ich glaube alle Personen, die in mein Haus kommen —"

„Nun gut! — Verzeihen Sie mir jene Nachricht, die mir meine Freundschaft in den Mund legt. Es hat sich ein Mensch in Ihr Haus einführen lassen — ein Mensch, dem Sie ohne allen Zweifel Ihre Thüre verschlossen hätten, wenn seine Verhältnisse, sein Stand, Ihnen bekannt gewesen wären."

„Erklären Sie sich!"

„Der Baron v. A. trotz seiner Dekorationen..."

„Vollenden Sie."

„Er hat seine guten Gründe dafür, daß er sich mit diesem geheimnißvollen Schleier umgibt. Sein Beruf ist keiner von denen, deren man sich rühmen dürfte. Er steht, sagt man, sehr hoch in Gunst bei Fouché, der ihn zu wichtigen geheimen Aufträgen verwendet."

„Der Baron A. wäre ein Werkzeug —"

„Der Polizei, meine theure Gräfin!"

„Sie scherzen; ein Taube! einen Tauben zum Spione zu wählen! Sie thun dem Herzog v. Otranto unrecht."

„Der Baron, oder der, welcher sich dafür ausgibt, ist sowenig taub als ich und Sie. Er hat ein treffliches Gehör und bedient sich desselben sehr geschickt. Man muß gestehen, seine Taubheit ist täuschend nachgeahmt, und in der That, die Ihre ist nicht übel. Wahrhaftig, wie kann man in einem Tauben einen Spion erblicken?"

„Aber sind Sie denn auch Ihrer Sache gewiß?"

„Wenigstens din ich lebhaft davon überzeugt, wenn ich auch keine materiellen Beweise habe, und diese meine Ueberzeugung wird von mehr als einer Person getheilt. Ich benachrichtige Sie davon — bereits wollen viele Personen auf das Vergnügen Ihrer reizenden Mittwoche Verzicht leisten, um diesem Menschen nicht mehr zu begegnen. Bedenken Sie nur, ich bitte Sie! Sich der Polizei zur Seite zu setzen!"

„Sie fürchten, er möchte Ihnen die Verse stehlen, die Sie uns vortiefen wollen. Ich muß gestehen, es würde sich der Mühe lohnen."

„Meine Verse gehören, Gott sey Dank, dem Publikum. Sie sind nicht dazu bestimmt, ungedruckt zu bleiben, bewahre Gott! — Aber man spricht in Ihrem Salon zuweilen so ungezwungen und frei, daß ein Horchet, wie Herr v. A., sehr gefährlich werden kann. Dieser verdammte Fouché verschont doch kein Haus mit seinen Creaturen. Ganz Paris, ganz Frankreich umzieht er mit dem Netz seiner höllischen Polizei! Sie erstreckt sich von der höchsten bis zur niedersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter. Sie steckt ihre Werkzeuge in das Gewand des vornehmen Mannes wie in das des Knechts. Die Spionage in Livrée meldet Sie an und bedient Sie bei Tische. Fouché hätte in den Rath der Zehn der Republik Venedig getaugt.

Die Gräfin wußte während dieser heftigen Tirade eine leichte Bewegung, einen vorübergehenden Unmuth zu verbergen.

„Ein Glück Verabschamkeit," sagte sie, „daß in gute Verse übersetzt, wie Sie deren machen, in dem Munde Talma's oder Lafont's einen wunderbaren Eindruck hervorbringen müssen. Ich rathe Ihnen, Ihre nächste Tragödie damit zu bereichern."

Hierauf setzte sie etwas ernsthafter hinzu: „Mein Herr, ich danke Ih-

Digitized by Google

nen, daß Sie mir eine solche Entdeckung mitgetheilt haben. Ich kann einen Mann, den ich bei mir empfangen habe, nicht beleidigen, ohne ihm zuvor wenigstens die Gelegenheit geboten zu haben, den Verdacht zurückzuweisen, der auf ihm lastet. Ich werde Herrn v. A. bei Seite nehmen und eine kategorische Erklärung von ihm verlangen."

„Sehr wohl, meine theure Gräfin! Wenn die Rechtfertigung des Herrn v. A. befriedigend ist (und hierin trauen wir ganz auf ihren Scharfsinn und Ihre Diplomatie), so werden wir entzückt seyn, daß wir uns über ihn getäuschen. Selbst seine Taubheit wird nicht mehr unglaublich erscheinen. Man ist bei Ihnen so frei und ungenirt. Möge wenigstens Ihr Salon rein und unbefleckt bleiben!"

Diese Unterhaltung machte die Gräfin nachdenklich und stille. Es galt die Ehre und das Ansehen ihres Salons, wenn Herr v. A. nicht davon ausgeschlossen wurde, oder sich nicht auf eine Weise vertheidigte, die keinen Zweifel mehr übrig ließ. Es war nicht zu zaudern.

Drei Tage später war Mittwoch. Das Gedränge war groß im Hause der Gräfin. Die Aufmerksamkeit der gewöhnlichen Gäste war diesmal noch mehr gespannt. Es handelte sich darum, zu erfahren, auf welche Weise der Mann empfangen werden würde, den man als ein Werkzeug der Polizei bezeichnet hatte.

Herr v. A. kam frühzeitig an, ganz wie gewöhnlich, mit seinen Kreuzen, seiner Camee, seiner goldnen Tabatière und seinen feinen Busenstreifen. Er hatte wenig Weltkenntniß und Verstand gehabt, wenn er nicht die Kälte und Zurückhaltung bemerkt hätte, mit der man ihm begegnete. Das Gespräch war weniger lebhaft als gewöhnlich. Man begrüßte ihn mit einem gewissen Zwange; man antwortete ihm nur, um den Anforderungen der Höflichkeit Genüge zu thun. Gleichwohl schien Herr v. A., als Mann, der zu leben weiß, keine Veränderung zu bemerken, und verlor nichts von der unverwüstlichen Gefälligkeit seines Benehmens.

Die Concerte von Rode, die Romanzen von Garat und Dalvimare hatten die Zuhörer entzückt, obgleich sie durch die Geschichte mit dem Baron v. A. ein wenig zerstreut waren. Die Gräfin, im glänzenden Schmucke, war so anmuthig und artig wie gewöhnlich. Endlich benutzte sie den Augenblick, als der Baron, um frische Luft zu schöpfen, in das Budoir gegangen war. Sie folgte ihm, schloß die Thüre, und als sie sich allein mit Herrn v. A. sah, sprach sie, nach einer kurzen Pause, ohne ihre Stimme zu erheben:

„Herr Baron, ich hätte mit Ihnen zu reden."

Herr v. A. entschuldigte sich mit trefflichem Anstand wegen seiner unglücklichen Taubheit, die ihm das Glück raube, eine so sanfte Stimme zu verstehen.

„Mein Herr," versetzte die Gräfin lauter, „ich würde gegen Sie selbst ein schweres Unrecht begehen, wenn ich Ihnen eine Anklage verschweigen würde, welche Sie ohne Zweifel mit leichter Mühe zurückweisen werden."

„Eine Anklage? reden Sie Madame!" versetzte der Baron ohne das leiseste Zeichen von Verwirrung.

„Mein Herr," versetzte die Gräfin mit einiger Verlegenheit, „sicherlich — Ihre Stellung — gehört nur Ihnen — geht nur Sie allein an. Ich machte mir bisher ein Vergnügen daraus — eine Ehre, in Ihnen einen Mann von guter Gesellschaft zu empfangen — ohne Sie weiter zu befragen. Doch müssen sie selbst einsehen, mein Herr, daß meine Stellung als Frau des Hauses — mir gewisse Pflichten auflegt — mir vielleicht gewisse Rechte gibt —"

„Die nirgends besser niedergelegt seyn könnten, als in Ihren Händen, Madame —"

„Also, erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu bemerken, daß — nachtheilige Gerüchte — über Sie verbreitet wurden. Man behauptet — ich wiederhole, daß ich diese Gerüchte nur anführe, ohne darüber zu urtheilen, — man behauptet, Ihre Stellung sey — zweideutig; — mit einem Worte — Sie stehen mit einem gewissen Ministerium in geheimen Verhältnissen, die —"

Der Baron richtete einen durchdringenden, sardonischen Blick auf die Gräfin. Obgleich die Stimme der Frau v. M., als sie den letzten Satz aussprach, leiser geworden war, ließ er dieselbe doch nicht wiederholen.

„Mit einem Worte, Madame," sprach er mit sehr zuvorkommendem Tone, „man hat Ihnen erzählt, ich sey bei der Polizei?"

„Ja, mein Herr," versetzte die Gräfin, froh, daß das große Wort endlich ausgesprochen war. „Es würde mir leid thun, wenn ich solchen Gerüchten Glauben schenken müßte."

„Sie können darauf zählen, Madame, es ist so," sprach Herr v. A. mit derselben Kaltblütigkeit.

„In diesem Falle, mein Herr, ist nicht hier Ihr Platz! Mein Haus ist ein achtbares. Ich besitze und verdiene die öffentliche Achtung. Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie bei mir zu thun haben."

„Herr v. A. warf einen noch festern Blick auf die Gräfin, nahm langsam eine Prise aus seiner goldenen Tabatière und sprach: „Ich komme zu Ihnen im Namen und auf Befehl St. Excellenz des Ministers, um zu erfahren, ob Sie die tausend Thaler verdienen, die man Ihnen monatlich ausbezahlt. Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie Ihr Gewerbe bisher gewissenhaft getrieben haben."

Die Gräfin war bei diesen Worten wie erstarrt.

„Erholen Sie sich, Madame," fuhr der Agent Fouché's fort, „ich habe kein Interesse dabei, Sie um Ihr Amt zu bringen, aber Sie haben eben so wenig ein Interesse dabei, mir meine Stellung zu nehmen. Wenn wir uns im Polizeigebäude noch nie begegneten, so geschah es deßhalb, weil Sie Ihre Stunde haben und ich die meinige. Ich hätte eine Fabel suchen, einen Roman erfinden können, aber vielleicht hätten Sie sich nicht dadurch überzeugen lassen, während Sie jetzt, nicht wahr? gegen die Rechte, die auch ich auf die öffentliche Achtung habe, nichts mehr einzuwenden wissen?"

„Nein, mein Herr, nein, im Gegentheil!"

Die Gräfin kehrte in den Salon zurück, ruhig, mit klarer Stirne. Herr v. A. kam mit ihr.

„Nun wohlan!" sprachen der Port und einige andere Freunde, sobald sie die Gräfin bei Seite nehmen konnten, „nun die Erklärung!"

„Sie schlug ganz zum Vortheil des Baron's aus. Zarte Rücksichten, die Sie zu schätzen wissen werden, geboten mir Stillschweigen über die Einzelnheiten unserer Unterhaltung; aber es ist in jeder Beziehung ein durchaus ehrenwerther und ungerecht verleumdeter Mann."

„Er kann keinen bessern Bürgen finden als Sie, theure Gräfin."

Der Salon der Frau v. M. behauptete sein ganzes Ansehen und seinen Glanz fort. Hier war Politei und Contre-Politei.

## Prof. Wheatstone's electro-magnetischer Telegraph

war, seit den letzten beiden Monaten, bei allen Eisenbahnfahrten auf der Bahn zwischen Drapton, Hanwell und Paddington (in einer Entfernung von zwanzig englischen Meilen) beständig in Thätigkeit; die Great-Western-Eisenbahn-Compagnie hatte, zu Gunsten des Unternehmens, eine Geldunterstützung bewilligt. Sobald die ganze Eisenbahn-Linie vollendet ist, wird sich die Telegraphen-Linie von Paddington (bei London) bis nach Bristol erstrecken, und die Nachrichten können dann von der einen nach der andern Stadt in ungefähr 20 Minuten befördert werden. Die Drähte befinden sich in eisernen Röhren, nicht in Holz, wie es früher geschah; da mehrere Drähte vorhanden sind, so können verschiedene Anstalten und Behörden ihre eigenen haben, wenn sie einen Verhältnißmäßigen Beitrag zahlen. Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß die Sache gelingen wird.

Digitized by Google

**Nro. 9.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ballfreuden eines jungen Ehemannes. — Entgegnung auf den „Rath eines alten Mütterchens an junge Mädchen." — Die Schäfermädchen. — Grabgesang.

## Ballfreuden eines jungen Ehemannes.

### Ein Fastnachts-Schwank.

Meine Gattin saß, wie gewöhnlich, bei ihrem Nähetische am andern Fenster, während ich auf dem Sopha sitzend das Amt eines Vorlesers übernahm, was im Winter oft geschah, um die einsamen, langweiligen Tage unsers anachoretischen Landlebens nach Möglichkeit zu verkürzen. Amalie, glaubte ich, wäre sicher von dem entsetzlichen Schicksal, das über die arme, schuldlose Jenni, von der ich eben vorlas, die von einer Schlange verfolgt wurde, welche so plötzlich und gewaltsam zum Fenster hereinzudringen drohte, dergestalt gerührt, daß sie ihren wehmüthigen Gefühlen keine Worte zu geben vermöchte.

Ich ebete ihr sanftes Mitleid und las weiter: „Sie umschlang (die Schlange nemlich) mit unglaublicher Schnelle Jennis Leib. Das arme Kind war in Ohnmacht gefallen; der kledrigte, kalte Körper der Schlange legte sich um den Busen des jungen Mädchens und biß sie in die Brust. Durch den Schmerz wurde die Unglückliche wieder ins Leben gerufen; sie öffnete die Augen und sah nichts als den grauen Kopf der blutigen Schlange und ihre vor Wuth flammenden Augen. Mutter! liebe Mutter! rief sie mit erstickter, sterbender Stimme." —

Ich hörte Amalien, bei dieser gräßlichen Situation, unter Papieren kramen, und hielt inne — Amalie, Du hörst ja nicht? —

Ich höre schon von der Schlange im Paradiese.

Ja wohl! die arme Jenni, an der Schwelle eines Paradieses eines glücklichen Brautstandes, voll lächelnder Cupidonsköpfchen und süßer Träume, so enden zu müssen, unglückliche Braut! —

Ich las weiter weiter: „Wie wollen aufmachen, denn die allzugroße Angst könnte ihr am Ende schaden, sagte der gutmüthige Will, den Bitten seiner Frau und Theoderichs nachgebend; er wollte öffnen, aber der Leichnam seiner Tochter hinderte ihn Anfangs daran. — Sie faßen ihr Kind am Boden — todt — wie sie eintreten entschlüpfte die Schlange durch das Fenster — —"

Ich hielt von Grausen und Entsetzen inne, auch Amalie war stille. Ich legte das Buch aus der Hand und näherte mich mit leisem Tritte dem Fenster, den festen Vorsatz fassend, nie wieder ein Werk der modernen französischen Literatur zum Vorlesen zu wählen. Ich war überzeugt, meine Frau mit dem Schnupftuche vor den Augen zu treffen, den schrecklichen Tod der armen Braut zu bewinnen, und staunte daher nicht wenig, sie mit Betrachtung von — Modebildern beschäftigt zu finden, welche Damen im reizenden Balleskostüme vorstellten.

Amalie — was ist das? — fragte halbverwundert, halb erzürnt der beleidigte Vorleser.

O, über die Männer! — lächelte sie — welche jeden Stein und jede Pflanze beim Namen nennen, und genau an den Fingern herzuzählen verstehen, wenn die Weisen Griechenlands gestorben sind, oder eine Schlacht geschlagen wurde, aber nie recht wissen, wie sie in der Zeit sind! — Nun so erfahre denn, lieber August, daß der Carneval schon vor der Thüre ist. —

O, über die Weiber! die über ihre Putzsachen die Welt und alles Uebrige vergessen! — parodirte ich sie, noch immer empfindlich.

Und was weiter? — Ihr regieret Staaten im Kaffeehause, wir leiten die öffentliche Meinung am Theetische; Ihr macht philosophische Systeme von Heute auf Morgen, wir Moden, die eben so lange dauern; Ihr geht einer neuentdeckten Pflanze einen Namen, wir einem neuerfundenen Hute; Ihr wißt oft nicht, welche Partei Ihr in der Politik nehmen sollt, wir schwanken, ob wir für kurze oder lange Ermel uns entscheiden sollen: klingt das nicht so ziemlich auf Eines hinaus? —

Also hast Du schon Deinen Ballanzug gewählt? — fragte ich, um die vernünftelnde Gattin auf einen andern Gegenstand zu bringen.

Mir geht es wie Euren politischen Kannengießern, dieser Anzug ist mir zu servil, jener zu liberal, sagte sie schalkhaft, ich habe mich daher entschlossen, die Frage vor das Parlament zu zu bringen; auf den Abend sollen sich alle Prinzessinnen des Mendereichs versammeln, und bei einer Tasse Thee die Frage gelöst werden; dabei giebt es noch so Manches zu berathen, — wie ich coiffirt werden soll, ob Locken oder eine Frisur à la chinoise besser zu Gesichte stehen, — und was dessei wichtige Angelegenheiten mehr sind, gründlich zu debattiren; ich fürchte darum, lieber August, heute Abends das Vergnügen Deiner Gesellschaft entbehren zu müssen, da Dich unsere Abhandlungen so wenig interessiren dürften, als mich ein Referat über eine Rechtssache; daß Du vielleicht eine kleine Whistpartie vor, so wäre das sehr angenehm, setzte sie schmeichelnd hinzu, und hüpfte dahin, eine Strauß'sche Galeope trillernd.

Mit der eintretenden Dämmerung rückte das weibliche Parlament von allen Weltgegenden an. Die Verwalterstrau, die Rentmeisterin, die gestrenge Frau Amtmännin, die Decisorsgattin, die Postmeisterin, die pensionirte Kammerräthin, die auf dem Pachthofe wohnte u. s. w., kamen in Eile getrippelt und gefahren, und schon auf der Hausflur und auf der Treppe begannen die Vorarbeiten, und der gegenseitige Ideenaustausch. Ich entfloh durch die Hintethüre und ging langsam und mißmuthig nach dem Posthause, da ich dem Eigenthümer lange schon einen Besuch schuldig war, der mich sogleich zum Piquet engagirte. Ich rechnete den heutigen Abend zu den verlornen, denn mit Anbruch der Dämmerung kam ich gewöhnlich, die Tageslast der Geschäfte abschüttelnd, in Amaliens Gemach, wo wir am traulich knisternden Ofen die langen Winterabende abwechselnd mit Gesprächen, Musik und interessanter Lektüre vertrieben, wobei uns nicht selten die Mitternachtsstunde überraschte, ohne daß wir den Flug der Stunden bemerkt hatten; heute konnte ich nicht wie Titus eine glückliche Stunde in meinem Lebensbuche aufzeichnen, und der heutige blieb leer im Kreise meiner Freudenarme, wie im Palaste ducale in der Gemäldehalle der venetianischen Degen, das leere Feld des Verräthers Marino Falieri den Reisenden düstre anstarrt. —

Der gute Postmeister, der eben kein guter Spieler ist, wunderte sich gewaltig, daß er jede Partie gewann, und bemerkte eben so wenig als ich, daß ich die Quint vom As anzusagen vergaß,

Digitized by Google

und vierzehn Könige wegwarf um einen unbrauchbaren Talon aufzunehmen. Ich kam übelgelaunt nach Hause, und vernahm aus dem lauten Gespräche in dem Besuchzimmer, daß die ehrenwerthe Versammlung ihre Sitzung noch nicht vertagt hatte. — Ma très chère! folgen Sie meinem Rathe, nehmen Sie Satin Fontanges zum Kleide, mit Reihen von Brüsselerspitzen, das ist einfach und läßt noble, höre ich die alte Kammerräthin quicken. Nicht doch, Liebe, wenn Du Dir vornimmst zu tanzen, so ist's um die Spitzen jammerschade, die jungen Herren gehen nicht zu manierlich mit unserm Putze um, da sind' ich Rouleaux von Rosa-Atlas passender, näselte in hohem a die Rentmeisterin. — Wenn das Kleid aus Gaze d'Aligier gemacht wird, so müssen kleine Blumengarnituren —

Ich hielt die Ohren zu und rannte in's Speisezimmer. Der Tisch war gedeckt, die Pendule zeigte die gewöhnliche Eßstunde, aber heute mußte ich zugeben. Ich nahm ein Buch zur Hand, statt des Titels tanzte mir Gaze d'Aligier vor den Augen herum; ich nahm ein Zeitungsblatt, es trug eine Lobhymne auf den Carneval an der Stirne, eine Ballnovellette folgte, und die kleine Schrift bestand aus lauter Ballanzeigen, unwillig warf ich es weg, stellte mich an den Ofen, und sah in das knisternde Feuer, da war es mir, als ob die Flammen vom Lustzuge angefacht im wüthenden Galope hin und wieder wirbelten. Es schlug — es war eine volle Stunde über die Zeit, ich schlich an die Thüre des Conferenz-Zimmes um zu horchen, ob sich die debattirenden Frauen noch nicht zum Abzuge rüsteten. Sie waren in großer Aufregung, eine wichtige Medesage sollte entschieden werden. —

Fedorn, was sonst als Fedorn schicket sich zur Ball-Coiffure — etwa die Ammämmin die dictatorische Stimme, wie ihr Herr und Gemahl, wenn er einem straffällig gewordenen Bauer eine Philippika zudonnert.

Thun Sie nur das nicht, Frau Nachbarin, fiel ihr die Postmeisterin in die Rede, Sie würden wie ein Schlittenpferd aussehen. Blumen stehen so hübsch! —

Blumenkränze, ma chère, spöttelte die Räthin, man wird Sie noch zum Opferthiere machen! —

Fedorn! Fedorn! rief das Centrum der weiblichen Gneifen. — Blumen! Blumen! schrie die äußerste Linie der Gibellinen. — Ich ergriff die Flucht. —

Man brachte mir das Abendessen. Es war das erstemal seit ich vorbeirathet bin, daß ich des Abends allein aß. Mir quoll der Bissen im Munde; ich war gewohnt über Tisch die Ereignisse des Tages zu besprechen, und ein vertrauliches Wörtchen über dieß und das zu plaudern, doch heute stand mir gegenüber Bankos geheimnißvoller Stuhl. — Meine Phantasie gaugelte mir allerlei trübe Bilder vor, bald war es mir, als läge Amalie auf dem Krankenlager, und als hörte ich im Nebengemache ihre leisen und langen Athemzüge, ich sprang auf und lachte mich hinterher tächtig aus, als ich aus dem Zimmer der Debattirenden ihre Stimme vernahm, wie sie die Streitenden zu beschwichtigen suchte. Bald darauf nahm mich Morpheus in seine wonnebekränzten Arme, und ich entschlief, alle Leiden des heutigen Tages vergessend.

Ich mochte eine Stunde geschlafen haben, da wickte mich der Schlag der Pendule, es war die Geisterstunde — plötzlich erhob sich Außen ein furchtbares Getöse, ein Laufen auf der Treppe, und ein Gewirr von kreischenden Stimmen: Grey! — wo steckst Du? — meinen Mantel! — Marie! — den Capuchon und die Ueberschuhe — Waldburg! meinen Pelzkragen — Jakob! den Wagen. — Am Fuße der Treppe krähte noch eine wirktiche Stimme: Folgen Sie meinem Rathe, ma chère, und nehmen Sie Federn! — Die Blumen, Amalie, bei unserer Freundschaft beschwöre ich Dich, die Blumen! erscholl es noch unterm Hausthore. Mir entfuhr unwillkührlich eine leise Verwünschung, und ich zog die Decke über die Ohren, um nichts mehr zu hören. Des andern Tages erfuhr ich, daß die Gesellschaft sich noch sobald nicht getrennt haben würde, hätte nicht der Postmeister mit der vorüberfahrenden Eilpost seiner Gattin ihre Nachttoilette geschickt, und wäre nicht der Ammann, ein zweiter Bonaparte des achtzehnten Brumaires, in den Frauensenat gestürmt, und hätte seine Gattin gewaltsam nach Hause geführt.

Und was war das kurze Resultat des langen Theegespräches? — Der Coiffurestreit blieb unentschieden, und was den Anzug betrifft, hatte sich jede der Anwesenden für einen andern ausgesprochen, daher meine Frau so wenig wußte, was sie thun sollte, wie früher. Diese häuslichen Ballorgen verstimmten sie. Saß sie am Tische und war im Begriffe hinauszunehmen, legte sie die Gabel fort und seufzte mit Hamlet: Blumen oder keine Blumen, das ist die Frage! — und des Nachts seufzte sie mit Macbeth wieder: Der Carneval hat den Tod gemordet, darum soll Amalie fortan nicht mehr schlafen! —

Meine seligen Winterabende waren dahin. Heute war Madame zur Stadt gefahren, Ballstoff zu wählen, und kam spät und verdrießlich nach Hause, weil von den schönsten Mustern nichts mehr vorräthig war. Morgen hatte sie geheime Conferenz mit dem Tailleur, und für Uebermorgen war der Friseur in gleicher Eigenschaft bestellt worden; dann kam die Näthterin, von welcher die Hausfrau kein Auge verwenden durfte, damit sie nichts verderbe, kurz ich fand Muße genug, meine Junggesellenwirthschaft von vorne anzufangen. Beim Frühstücke wurden die Modeartikel und Ball-Annoncen in den neu gekommenen Journalen verschlungen, die Postmeisterin, die sie zuerst bekam, hatte bereits zu den interessantesten einen rothen Strich gemacht. Mittags debattirten wir, welcher Ball eigentlich besucht werden sollte; keiner war anständig. Endlich fiel die Wahl auf den Harmonieball, weil es verlautete, daß bereits die Billets vergriffen seyen und mit Agio bezahlt werden mußten und seit Adams Zeiten das Unerschwingliche für den Menschen immer das Wünschenswertheste gewesen ist. Seit der Balltag festgesetzt war, fühlte ich mich erleichtert, ich sah nun wenigstens das Ziel meiner Leiden vor Augen, und konnte im Kalender nachzählen, wenn die alte Ordnung in dem beengirten Hause wiederkehren würde. Aber noch gab es der bitteren Tropfen gar viele im Leidenscher, dem es mir nicht vergönnt war, mit einem Zuge zu leeren. Auch an meiner Toilette wurde gemustert; das Fest, welches wir besuchten, sollte das glänzendste der Saison werden, die bürgerliche Welt, hieß es, habe sich das Wort gegeben, an Eleganz und Prachtvollem alles Gesehene zu überbieten. —

Mein schwarzer Anzug, obgleich noch fast neu, war doch vem verflossenen Jahre und paßte nicht zum Schnitte der neuesten Mode. Ich war daher genöthigt, auf die trifftigen Vorstellungen meiner Gattin, eine Reise in Gunkels Antichambre zu machen, um mich nach dem neuesten Geschmacke ausstaffiren zu lassen. Ich mußte mir weiße Beinkleider, braunen Frack mit Goldknöpfen von Bisgenetuch, ein rosafarbenes Gillet und einen blauen Crispinmantel mit Sammtbesatz anschaffen, und eine Cravatte à la Constantin kaufen. Als ich das neue Costüme anprobirte, fiel mir Amalie um den Hals, und versicherte mich, ich sähe aus wie ein Golt; ich war viel bescheidener, denn als ich in den Spiegel sah, kam ich mir vor wie ein — Narr.

Unter tausend Vorkreirungen rückte der verhängnißvolle Balltag heran. Es schlug sechs Uhr Morgens als ich erwachte, die Nachtlampe brannte hell, da gewahrte ich voll Schrecken, daß meine Frau sich nicht im Zimmer befinde. Was muß da, während ich schlief, Unerhörtes geschehen seyn, Amalien zu vermögen vor acht Uhr das Bette zu verlassen! rief ich ganz besorgt, sprang aus dem Bette, klingelte eins, zwei, drei Mal die mit die Klingelschnur in den Händen blieb. Endlich erschien langsam das Kammermädchen und fragte verwundert, was ich befehle? — Als ich nach der Gattin forschte, berichtete sie, daß Monsieur Jean bereits um halb sechs Uhr mit der Perükenmache aus der Stadt gekommen sey, und Madame sich unter seinen Schöpferhänden befinde. —

Digitized by Google

Wer läugnet nun noch, daß die Frauen in gewissen Fällen eine Engelsgeduld besitzen! — als ich in das Toilettzimmer kam, rannte eben der geniale Haarkünstler zur Thüre hinaus; er hatte bis zum Abend noch neun und neunzig Köpfe zu coiffiren! — Amalie kam mir in der weißen Nachtrobe und dem von Blumen und Maraboufs starrenden Haupte höchst komisch vor, so daß ich statt über den schönen Haarputz in Entzücken zu gerathen, in lautes Gelächter ausbrach, was auch während des Tages öfters geschah, wenn ich sie, bald Dame, bald Hausfrau, ihre häuslichen Angelegenheiten besorgen sah.

Gleich nach dem Mittagessen, das mit der Schnelligkeit eines auf Vorposten stehenden Pikets, abgehalten wurde, kam die ganze weibliche Nachbarschaft zusammen, um beim Anziehen gegenwärtig zu seyn, wie bei der Geburt eines Dauphins alle Staatsämter geladen werden. Sämmtlicher Ballputz ging von Hand zu Hand, wurde mit der Lorgnette betrachtet und approbirt, und jedes drängte sich zum Ankleidespiegel, um zu sehen, wie dieß oder jenes Stück kleide, wobei jedesmal der Chor der Uebrigen in ein Charmant! Allerliest! u. s. f., ausdrach, und dem Kleiderkünstler sammt Marchande des modes wurden so viele mündliche Belobungsdecrete gespendet, als der Nationalconvent schriftlich erließ. Als die Kleiderrevue vorüber war, gings ans Putzen. Ich hatte mich längst schon in meinen modernen Staat geworfen, — der mir wie angegossen stand, und der mir fast das Athemholen verjagte, da ein starker Athemzug leicht eine gefährliche Explosion verursachen konnte — ich war in meinem Zimmer bereits eine gute deutsche Meile gegangen, und die Proben schnaubten, scharrten im Schnee, und schüttelten die bemähnten Köpfe wie ein alter Examinator, wenn er einem nachlässigen Schüler die dritte Classe notirt; da flogen endlich die Flügelthüren auf, und ich durfte in das geheiligte Boudoir treten, den Triumph der Toilette bewundern, und meine theure Gattin, die wie ein chinesisches Laternenfest in den Farben des Regenbogens strachte, anstaunen. — O, ihr unglücklichen Hagestolzen! ihr habt gar keinen Begriff von den seligen Empfindungen eines Ehemannes, wenn ihm die Gattin mit der Frucht des halbjährigen Einkommens, oder wohl gar mit ein Paar Zinshäusern geschmückt, freundlich entgegenschwebt! — um dann wie der Dachs von seinem Fette, von dem süßen Gedanken die Königin eines Balles gewesen zu seyn, Monate lang zu zehren. Eine kleine halbe Stunde brauchte es, bis Amalie in den Wagen kam, ohne etwas zu zerdrücken. Wie die Trojaner die Mauern durchbrachen um das verhängnißvolle Pferd in die Stadt zu schaffen, wäre es fast nöthig geworden, eine Doppelthüre in den Batard zu brechen, um den kostbaren Ballstaat unversehrt hineinzubringen. Endlich war das ungeheure Werk vollbracht, und ich drückte mich so viel ich konnte, in die Ecke des Wagens, um meiner Frau, die ohnehin Dreiviertheile desselben usurpirt hatte, nicht zu nahe zu kommen, und unter den Segenswünschen der versammelten Frauen und gaffenden Dienstboten fuhren wir dahin. Amalie saß so steif da, wie eine spanische Hofdame aus den Zeiten des zweiten Philipps, und getraute sich kaum zu rühren, um nicht die Falben und Blondenbesätze zu zerdrücken, und so oft der Wagen auf dem holprichten Wege einen heftigen Stoß bekam, schrie sie laut auf, um ihre Krausen und Maraboufs mehr beforgt, als um ihr Leben.

So kamen wir endlich in die Nähe des Ballortes, als der Kutscher plötzlich anhielt; ich sah aus dem Wagenfenster und wollte ihm, seiner Saumseligkeit wegen, ein Kapitel lesen, als ich vor Schrecken erstarrte, indem ich die unabsehbare Wagenreihe erblickte, die sich vom Stadtthore bis an den Ort unserer Bestimmung erstreckte. Wie rückten in fünf Minuten eine halbe Pferdelänge vor, und konnten nun ganz bequem über die wunderbaren Wege des Schicksals, über die Schnelligkeit der Gedanken, die Nutzbarkeit der Eisenbahnen und Langsamkeit der Fiaker erbauliche Betrachtungen anstellen. Wie oft ich hinaussah, läßt sich so wenig bestimmen, als wie oft die Schedesi einst in München gerufen wurde, bis ich endlich, wie Alexander den Knoten zerhieb, und unversehens mit dem Kopf durchs Fenster fuhr, ich hatte nun nicht mehr nöthig es aufzumachen. —

Endlich hielt der Wagen am Eingange, die Wagenthüre wurde aufgerissen — und ich drängte mit der Gattin dem Einlasse zu, aber —

Zwischen Lippe und Becherrand
Waltet des Verderbers Hand! —

Man verlangte die Karten, und ich bemerkte nun zum Verdrusse, daß ich sie — auf meinem Schreibtische liegen gelassen. Meine Phantasie konnte sich den Billeteur unmöglich als einen Cherub mit dem Flammenschwerte vorstellen, dennoch war es's! Keinen Schritt weiter! und nun denke man sich die Physionomie meiner harrenden Gattin, der nur zuweilen bei Oeffnung der Saaltüre ein Blick in die bunte tanzende Menge zu thun erlaubt war. — Da kam ein schwarzgekleideter Herr, dem ich einmal mit einem kleinen Gedichte aus einer großen Verlegenheit geholfen hatte, er erkannte mich zur gelegenen Zeit; da er einer der Festordner war, so öffnete sich auf seinen Machtspruch der Eingang in den Festsaal. Es machte einen imposanten Eindruck von der erhöhtern Colonnade in das bunte Wogen eines mehr als hundertgliedrigen Cotillons zu schauen, und diese ungeheure licht und dunkel schillernde Schlange in ihren mannichfaltigen, kunstreichen Windungen zu beobachten — und rings — um diesen Blumengarten reizende Zuschauerinnen, die mit leuchtenden Augen den Tanzbewegungen folgten, um „ihre Zehen geheim in den Schuhen" mittanzen ließen.

Amalie hatte vor dem Spiegel noch eine kleine halbe Stunde ihre etwas derangirten Blonden-Volants, und die aus der Symmetrie gekommenen Rosenschleifen, so wie ihre Locken zu ordnen, und war eben fertig geworden, als von der Höhe des Orchesters Strauß's neueste „Parisergalopp" herabbrauste. Wie bei der ehemaligen Kaiserkrönung nach Dalberg, suchte mein Auge ängstlich nach einem Tänzer für Amalien, denn obgleich ich als Knabe manchen ehrbaren Walzer mithüpfte, so hatte ich doch jederzeit große Apathie gegen diesen dachantischen Rasetanz.

Aber ach, der Tänzer kam,
Und nicht in Acht die Tänz'rin nahm —
Meine Minna geht vorüber,
Meine Minna kennt mich nicht! —

Endlich eilte ein junger, athem- und bartloser Jüngling, mit schwarzem Frack, weißen Vatermördern und ganzgelben Handschuhen heran, schnarrte: „Mein Fräulein!" und entführte, ein zweiter Jupiter, meine Europa. —

Ich stand in Betrachtungen über diese mir neue Tanz-Erfindungen und wurde nur durch die Rückkehr meiner Gattin aus denselben gerissen. Amalie, die mich als Grazie verlassen hatte, kam als Sisyphone wieder. Das süße Gift der Liebe, wie — wenn ich nicht irre — Petrarka singt, hing wie ein vom Hagelschlage verheertes Feld, und das Antlitz hatte eine Röthe, wie etwa das jenes Doctors gehabt haben mochte, der eine Nacht hindurch bei einer Hitze von 100 G. in einem glühenden Branntweinkessel logirte. Das Wunderwerk der Schneiderkunst hatte so viele Falten bekommen, als ein niederländisches altes Weib von Teniers oder Gerhard Dow, und die Garnituren waren so zerknittert, als wären sie unter einer Servittenpresse gelegen. Die Maraboufs —

Henker, kannst du keine Lilien knicken?

schienen „einen langen Schlaf zu thun," und einige niedliche Deiflein, in der Größe eines Thalers, die von dem weißen Tuffall gerade dort angedracht waren, wo sie am leichtesten bemerkt werden konnten, vollendeten die Metamorphose, welche das Werk eines einzigen Galopps war. Die Gattin hinkte auch ein wenig, weil ihr Tänzer sie im lobenswerthen Eifer des Galoppirens mit dem Fuße einige Male getreten hatte, und ein wüthender Nachtänzer brachte gressmüthig und galant einen Theil des Schleppkleides zurück, das seine Kunstfertigkeit eroberte, und welches er mit vollem Rechte als Siegeszeichen hätte behalten können.

Digitized by Google

Da nun mit aller Kunst der Toilette, der Ballpup nicht mehr herzustellen war, so suchte ich der Menschlichkeit Gehör gebend, einen Tisch zu erhalten. Nach vieler Mühe gelang es, ein kleines Tischchen in einem Winkel ausfindig zu machen, aber die Stühle waren alle fort. Während ich auf Seffeltraub ausging, hatte eine große Gesellschaft den kleinen Tisch usurpirt, und da ein Familienvater mit elf Töchtern ohne Zweifel der Stärkere war, so mußten wir vor der Hand in den Salon zurückkehren, wo wir einige selige, lange Stunden damit verbrachten, die Promenirenden oder Tanzenden zu beschauen, und die Musik zu hören, wozu mein Magen in hülflosen Jammertönen accompagnirte. Während wir bei einer Hitze von 30 G. R. ganz langsam schmorrten, fächelte uns von rückwärts ein scharfer Luftzug und ich hatte die angenehme Aussicht einen Rheumatismus oder eine kleine Erkältung als Ballsouvenir davon zu tragen.

Endlich wurde es allmählig leerer in den Nebenzimmern, und ich war so glücklich, mit den beaux restes des Festes, mit einer Taube, die sich einbildete ein Fasan zu seyn, mit einer Flasche Oesterreicher „wie Rheinwein", bei dem es mir erging, wie dem Garrick-Hamlet, als er den Geist seines Vaters erblickte, und mit ein Paar gesetzteren Zwetschgen, die sich für ein Capot ausgaben, — mich des Lebens freuen zu dürfen, indeß die „holde Gattin mir zur Seite" — einschlief. —

Als Amalie des andern Tages in Folge einer kleinen Verkühlung das Bett hüten mußte, und ich ihr, eines Rheumatismus wegen, mit verbundenem Gesichte einen Besuch machte, nahm sie mich freundlich bei der Hand und sagte, indem sie mir die Haare aus dem Gesichte strich: lieber August, vergiß ja künftiges Jahr nicht, Dich zeitig um Billets zu bekümmern; ich habe mich gestern himmlisch unterhalten! —

## Entgegnung auf den „Rath eines alten Mütterchens an junge Mädchen."

(S. Sammler Nr. 7.)

Von einem jungen Mädchen.

Hab' Dank, du gutes Mütterlein,
Für jene guten Lehren dein;
Du sprichst so wahr in deinen Jahren,
Als ob du Alles selbst erfahren.

Wohl setzt der Liebe arges Spiel
Ein Mädchenherz sich oft zum Ziel,
Und Mancher, die vom Traum umfangen,
Bleibt nichts als ihre bleichen Wangen.

Drum möcht' es wohl gerathen seyn,
Die jungen Herr'n zu meiden fein,
Und ihrem Seufzen, Bitten, Flehen
Mit stolzem Hohn vorbei zu gehen.

Doch weg damit, was ich hier sprach!
Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach!
Wenn Augen locken, Küsse glühen,
Kann nie ein Mädchenherz entfliehen.

Und kommt dort einer schlank und fein,
Die Augen hell wie Sonnenschein,
Den Mund zum Liebesdienst geboren,
So schwärmerisch in sich verloren,

Und blickt mit seinem Aug' uns an
Ein unvergleichlich schöner Mann,
Und scherzt und spricht von zarten Dingen,
Die wunderbar und lieblich klingen,

Und drückt mit seinem Feuerarm
An seine hohe Brust uns warm,
Daß wir das Herz ihm schlagen hören!
Wer könnte dann zurücke kehren?

O, süße Liebe, schöner Wahn!
Ich bleib' dir treu und zugethan;
Und will kein Herz mehr für mich schlagen,
Dann werde ich vielleicht auch sagen:

„Ihr jungen Mädchen schaut mich an,
Und trauet keinem jungen Mann!
Die uns mit Schwüren einst beschleichen,
Sie flieh'n, wenn unsre Wangen bleichen."

Amalie N.

## Die Schäfermädchen.

(Aus H—n in der Fasching eingesandt.)

Zwei Mädchen habe ich gekannt,
Die schönsten Schäf'rinnen im ganzen Land;
Josephinchen ist gar hold und zart,
Sie wird gleich roth bis unter den B..t; (Bart?)
Auch ist sie sehr fein gebaut,
Viel Liebreiz aus ihren Augen schaut;
Ein Füßchen hat sie winzig klein;
Zähnchen wie's schönste Elfenbein;
Das Mäulchen ist wie ein Kreuzer so groß,
Die Wangen wie eine blühende Ros'.
Das Kleidchen thut sie ganz flittsam tragen,
Nicht wie man es hat in den jetzigen Tagen,
Rosa kleidet ihr gar zu gut,
Wie natürlich für ein so junges Blut.
Ein niedlich Täschchen hängt an der Seite,
Da hat sie manch' Gabe für Nachbarsleute:
Cigarren und Knaster ganz ächten,
Wenn die Leut' nur welchen rauchen möchten;
Sie hat ihn aus Artigkeit mitgenommen,
Denn ihr könnte er ja doch nichts frommen;
Da sie nicht rauchen kann,
Bietet die Gütige ihn Andern an.
Karolinchen kennt auch der Leute Geschmack,
In ihrem Täschchen steckt ein Döschen Taback,
Beschneiden sie ihn Jedem anbieth',
Sie schnupft selbst aber wacker mit.
Sie ist auch ein holdseilig Kind,
Ihr Händchen ist wie Sammt so lind,
Der Leib zu umspannen mit der Hand,
Wem ist wohl so drollig Wesen bekannt?
Das Hütchen sitzt ganz neckisch am Ohr,
Darunter schaut manch blond Löckchen hervor,
Auf Blau sie ihre Farbenwahl,
Kurz Josephinchen und sie sind die schönsten von All'.
Wenn Alle, von ihnen sind so entzückt,
Und jedem so wenig es hat geglückt,
Ihre steinern Herzchen zu erweichen,
Da wird wohl Keiner sein Ziel erreichen.
In Verzweiflung renn' ich auch was ich kann,
Und stecke mir — eine Cigarre an.

## Trauergesang.

Bei der Beerdigung eines Malers, Namens Hering, wurde ein Trauergesang gedruckt, dessen letzte Strophe folgende herzerhebende Worte enthält:

„Lachsie, ach! kann es seyn,
Laß Dich einmal nur erbitten,
Was die Schwestern abgeschnitten,
Flick im Spinnen wieder ein!
Lautst Du dieses Härings Leben
Tauschweis irgend wieder geben,
Nun, so gieb ihn aus dem Grab,
Und hol' hundert Stockfisch ab."

Digitized by Google

Nro. 10.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Dem Andenken Fittings. — Kriminaluntersuchung gegen Göbel und Consorten. — Die Kapelle der Jungfrau von Orleans — Die Pesther und ihr Theater. — Ein Sonderling. — Pot-Pourri.

## Dem Andenken Fitting's,

Abgeordneten zur Bayerischen Stände-Kammer aus der Pfalz,

**geweiht von einem Abgeordneten.**

Gestorben zu München am 4. März 1840.

(Eing. amt.)

Begrüßt von uns, traust Du in unsre Reihen,
(— und Fittings Name, er hat guten Klang! —)
Dem Wohl des Vaterlandes Dich zu weihen!
Heut, ach! ertönet schon Dein Grabgesang!

Von Deiner Heimath bist Du froh geschieden,
Nicht ahnend, daß im fernen Land
Das Ziel von Deinen Tagen Dir beschieden,
Daß bald sich löst der Liebe schönes Band:

Die Gattin naht; ihr Anblick facht aufs Neue
Den Lebensfunken und die Hoffnung an!
Sie pflegte Dein mit Liebe und mit Treue,
Vergebens ist's, weil nichts Dich retten kann.

Dein frühes Grab umschatte Gottes Frieden!
Es ist vollbracht! und selig ist Dein Loos.
So schlafe wohl! es schlummern sanft die Müden,
Wo es auch sey, in unsrer Mutter Schoos!

## Kriminaluntersuchung gegen Göbel und Consorten,

vor den Assisen zu Mainz,
am 23. Februar 1840.

Zum besseren Verständnisse der diese famöse Kriminalprocedur betreffenden Assisenverhandlung schicken wir in Kürze den Hauptinhalt der Anklageakten voraus:

Am 5. Februar 1839 gegen 8 Uhr des Morgens erließ der Notariatskandidat Franz Joseph Simon in Mainz seine im zweiten Stocke eines in einer entlegenen Straße gelegenen Hauses befindliche Wohnung, nachdem er die Eingangsthüre nach der Hausflur zu verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte. Als er gegen 1 Uhr zurück kam, war diese Thüre zwar noch verschlossen, er fand aber, daß eine Reihe von Effekten, unter andern verschiedene werthvolle Kleidungsstücke und Bijouteriegegenstände ihm entkommen waren. Die vorher wohl verschlossene Kommodeschublade in seinem Schlafzimmer, worin der größte Theil dieser Gegenstände verwahrt war, fand er aufgebrochen und beschädigt, wie dieß durch die Untersuchung aufs Genauste constatirt ist. An der Eingangsthüre, welche, wie gesagt, noch verschlossen war, fand man keine Spur einer gewaltsamen Aufbruchs. Die Anklage schließt hieraus, daß man sich falscher Schlüssel bedient haben müsse.

Am darauffolgenden 19. Febr. wurde unter denselben aggravirenden Umständen und zur Nachtzeit ein Diebstahl zum Nachtheil des k. k. österreichischen Artilleriehauptmanns Daz und dessen Ehefrau verübt. Dieselben entfernten sich Abends 6 Uhr aus ihrer Wohnung, nachdem sie die Wohnstube von Innen verschlossen und den Schlüssel stecken gelassen, worauf Herr Daz den daranstoßenden Salon von Außen verschließen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte. Zwischen 7 und 8 Uhr hörte die Josephine Heilermann das Knarren eines Schlüssels in der Salonthüre, und Christ an Brennig sah ein nach dem Hofe gehendes Zimmer erleuchtet, während das Zimmer des Bedienten, der ausgegangen war, dunkel war. Beide glaubten, der Hausherr sey oben und brachten die Vorfälle nicht weiter. Nach 8 Uhr kam der Bediente nach Hause, fand die Wohnstube verschlossen und ging wieder weg, ohne sich nach der Salonthüre umzusehen. Seine Dienstherrschaft dagegen fand, als sie um 10 Uhr nach Hause kam, die Salonthüre offen, jedoch ohne Spuren von Einbruch und eine Kommodeschublade so wie einen Pult erbrochen und zwar, dem Augenscheine und den mancherlei Verhungen nach zu schließen, mit Hülfe eines Meissels. Es waren entkommen eine bedeutende Geldsumme in Gold- und Silbermünzen, unter andern 4 Friedrichsd'or und 18 Dukaten, etliches Silbergeschirr, verschiedene Herrenkleidungsstücke und werthvolle goldene Schmuckſachen, als Uhren, Ketten, Ringe, Broschen u. dgl.

Abermals am 6. März wurde bei dem k. k. österreichischen Lieutenant von Guggenthal ein Diebstahl entdeckt. Auch er hatte, ehe er gegen 6 Uhr des Abends von Haus weggegangen war, sein Zimmer verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt. Die Hausbewohner bemerkten gegen 8 Uhr in diesem Zimmer Fußtritte und das Ziehen einer Schublade, auch sah die Zeugin Sophia Bauer einen Mann von mittlerer Größe in schwarzem Fracke und dunklen Hosen hinunter auf die Straße eilen. Kurz darauf kam Guggenthal's Bedienter nach Hause und bemerkte, daß ein mit Pelz besetzter Mantel mit einem darin steckenden Hausschlüssel und Taschentuche nicht mehr da und daß das Fenster offen stand

dern Knaben verleitet, mit Rücksicht auf seine Jgend und trotz dem, daß er sich als einen gewandten Lügner bewährte, in eine Gefängnißstrafe von 20 Monaten verurtheilt worden. Ferner am 21. März 1822 wegen Prellerei von großh. hess. Zuchtpolizeigerichte 3jährige Gefängnißstrafe, welche vom Obergerichte auf 13 Monate herabgesetzt wurde.

Auch damals verursachte er dadurch, daß er den Beamten des öffentlichen Ministeriums der Animosität und gesetzwidriger Gewaltthätigkeit beschuldigte, Interesse und Theilnahme für sich zu erwecken. Im Jahre 1825 begab er sich nach Wien, wo ihm sein gefälliges Benehmen zu den ausgezeichnetsten Männern Zutritt, so wie Unterstützung und Empfehlung von denselben verschaffte. Dieß reichte indeß nicht hin bei seinem Hange zur Verschwendung und zum Großthun, welchem zu genügen er sich wieder verbrecherischen Handlungen hingab. In der That war es seine Absicht, so lange zu stehlen, bis ihn ein großer Fang aller Sorge für die Zukunft entheben würde, und so vollführte er in der kurzen Zeit von kaum vier Wochen 6 große Diebstähle mittelst Anwendung falscher Schlüssel und Erbrechung von Behältern. Demungeachtet war er im Augenblicke, als er zu Wien nach Betreibung auf frischer That den Strafgesetzen anheim sei, noch mit einer Schuldenmasse von 1100 fl. Konventionsmünze belastet, und zwar größtentheils für Luxusartikel z. B. 73 fl. an die Parfümeurs. Ueber seinen Aufenthalt in Wien, den Hauptschauplatz seiner Thaten und die merkwürdigste Epoche seines Lebens, verbreitete sich eine bereits veröffentliche Schrift „über sein Leben und Treiben" mit besonderer Ausführlichkeit.

Wie bei der Ausführung seiner Verbrechen Kühnheit und List, so charakterisirte sein Benehmen in der Untersuchung kriechende, heuchlerische Demuth, jedoch mit zuversichtlichem Pochen auf seine vornehmen Bekanntschaften untermischt. Besonders viel hielt er schon damals auf das Mittel, gemachte Eingeständnisse zu widerrufen, mit hämischen Ausfällen gegen die Person des Bestohlenen. Nachdem ein Versuch zur Flucht mißlungen war, stellte er sich wahnsinnig, und unterhielt vom Hospital aus Correspondenzen, die jedoch dem Criminalgerichte zugestellt wurden, und worin es von Schmähungen gegen die österreichische Verfassung und Behörden, ja selbst gegen die Person des Kaisers wimmelt. Den untersuchenden Magistrat beschuldigte er der empörendsten Tyrannei. Natürlicherweise konnte er jedoch eben so wenig dadurch als durch sein Vorgeben, er sey Katholik (Göbel ist Protestant) und er wolle in einen geistlichen Orden treten, sein Ziel erreichen, sondern er mußte die wider ihn verhängte sechsjährige schwere Kerkerstrafe verbüßen.

Aehnliche Streiche wie in Wien verübte er im Jahre 1835 in München, und wurde vom königl. bayerischen Appellationsgerichte zu Landshut wegen entfernten Versuchs eines ausgezeichneten Diebstahls zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Am 23. Sept. 1838 auf dem Schub in Mainz angekommen, erneuerte er die früher im Korrektionshause gemachte Bekanntschaft mit dem Angeklagten Anton Albrecht, einem geschicken Schlosser, der sein Gewerbe sehr gut hätte ernähren können, der es aber von Jugend auf vorzugsweise hat, die Fertigkeit seines Handwerkes zur Verübung von Verbrechen zu mißbrauchen. In der That ist er schon in allem zu 30 Jahren Strafen, Gefängniß- und Arbeitsstrafe verurtheilt worden. Göbel suchte ihn in seinem damaligen Aufenthaltsorte, dem Armenhause in Mainz auf, und mußte es bei seinen Vorgesetzten dahin zu bringen, daß dieß ihn von Morgens bis Abends in Göbel's Wohnung, angeblich an einer Elektrisirmaschine arbeiten ließen. Auch später im Hospital unterbrieten beide häufig Verbindungen mit einander. Der Knabe, der Göbeln seine Kost auf's Zimmer brachte, fand daßelbe in der Regel verschlossen und einen mit der Hospitalkleidung und einer Brille versehenen alten Mann darin arbeiten. Auch äußerte sich Albrecht öfters in verdächtigen Ausdrücken über Göbel's Beschäftigungen und Fertigkeit im Schloßerhandwerke gegen andere Hospitalisten.

Bei der Hausſuchung fand man in Göbels Wohnung keine Spur von Elektrisirmaschinen, wohl aber einen Schraubstock, Hammer, Feilen, ein Brett mit frischen Brandflecken und eine große Anzahl falscher Schlüssel und Hauptschlüssel, deren Bärte mit Lothkupfer eingelöthet waren und sieben Sperrhaken aus Federstahl künstgerecht gefertigt.

Nach seiner Rückkehr aus München erneuerte Göbel seiner die Bekanntschaft mit seinem ehemaligen Jugendfreunde Aufschnaiter, der im Jahre 1831 wegen vier auf dem Postamte in Mainz, wo er als Sekretär angestellt war, verübter Diebstähle zur Amtsentsetzung und einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Die Spitzesgenossenschaft zwischen Beiden war die allervertrauteste und fortgesetzteste; sie waren unzertrennliche Kumpane. Aufschnaiter ist nun auch mit Albrecht bekannt geworden und hat demselben im Februar 1831 zwei Besuche im Armenhause abgestattet.

Göbel war im Winter 1838 auf 1839 beständig mit vielem Gelde versehen und machte mit Aufschnaiter einen bedeutenden Aufwand, ohne daß beide irgend eine rechtliche Art nachweisen können, wodurch sie sich die Mittel zu diesen Bestreitung verschafft hatten. Auch Albrecht regalirte häufig, war oft betrunken und stets bei Geld. Die Zeugin Brunner erkennt den Angeklagten Göbel aufs Bestimmt-ste als einen Mann, der sich am Tage vor dem Diebstahl bei Simon aufs Genauesste nach dessen Ein- und Abwesenheit erkundigt habe. Auch fand man bei der Distaten seines Koffers einen Dolch, ein Taschentuch und mehrere Schlüssel, welche Simon als sein Eigenthum erkannte. Gleiche Bewandniß hatte es mit mehreren Kleidungsstücken, die Göbel bei seiner Arrestation an sich trug. Das dritte von drei Paar bei Simon gestohlenen Handschuhen fand sich bei Aufschnaiter. Aus der Aehnlichkeit des bei Simon mit dem bei Daz verübten Diebstahle floß der Verdacht, daß beide einen und denselben Urheber haben könnten. In der That fand man in Göbels Koffer einen Meisel, der in die durch die Erbrechung des Pultes von Daz zurückgelassenen Spuren genau paßte, 6 Schlüssel zu Kommoden und Koffern im Daz'schen Hause, 2 Terzerolen, welche Daz als die seinigen anerkannte und zu welchen die von ihm zur Probe gegebenen Kugeln genau paßten und andere von ihm als sein Eigenthum anerkannte Gegenstände. Rücksichtlich des Diebstahls bei Guggenthal glaubt die Zeugin Dauer in Göbel die obendaselbst beschriebene verdächtige Person zu erkennen. Man fand bei ihm den in dem gestohlenen Mantel steckenden Hausschlüssel und die Identität mehrerer anderen bei ihm gefundenen Gegenstände mit den gestohlenen wurde constatirt.

Etwa drei Wochen vor dem zum Nachtheile von Dölte verübten Diebstahle kam Göbel auf dessen Kanzleistube, gab sich für einen Handelsreisenden aus und suchte jenen zu übervreden, sich auf ein von ihm verfaßtes Buch „über den öffentlichen Ruf," das demnächst im Drucke erscheinen sollte, zu pränumeriren. Der Oberbäcker Leutner sah etwa 14 Tage später gegen 1 Uhr Mittags Aufschnaiter vor den Fenstern von Dölte's Wohnung mit einem Unbekannten, in dem er später Göbel wieder erkannte, in eifrigem Gespräche begriffen auf- und abgehen. Dölte's Bedienter sah, wie Aufschnaiter und noch Jemand drei Tage vor dem Diebstahle von der Straße aus in Dölte's Küche schauten. Aufschnaiter wurde noch einmal im Bäckereigebäude gesehen. Dölte'n selbst begegnete Göbel im Bäckereigebäude am Tage des Diebstahles, wo dieser ihn ehrerbietigst grüßte und fragte, wohin er sein Werk, worauf Dölte pränumerirt, schicken solle, jetzt müsse er augenblicklich in Geschäften nach Frankfurt abreisen. Am folgenden Tage machten Göbel und Aufschnaiter verschiedene Zahlungen und tönten verkaufte Gegenstände auf dem Pfandhause ein. In des Ersteren Koffer fand man einen zum Oeffnen von Dölte's Kanzleithüre geeignetschafteten Hausschlüssel, einen Meisel, der in die Einbrüche des erbrochenen Pultes genau paßt, und verschiedenes Gold, worunter viele Sechsdukaten, sämmtlich nicht durchlöchert und ein

Digitized by Google

einzelnes Fünffrankenstück. Da sich in Döhle's Kasse viele undurchlöcherte Sechsbätzner, deren damals wenige kursirten und ebenfalls nur ein einzelnes Fünffrankenstück befanden, so lag der Schluß auf die Identität des bei Göbel gefundenen Geldes mit dem gestohlenen nicht ferne.

Der Polizeibehörde war es auffallend, daß zur Zeit der verübten Diebstähle Göbels Kasse fast jeden Tag aus einer Wohnung in die andere getragen wurde. Sie veranlaßte daher eine Beschlagnahme und Durchsuchung desselben, wo man, wie bereits erwähnt, einen großen Theil der gestohlenen Gegenstände fand.

(Der Schluß folgt.)

## Die Kapelle der Jungfrau von Orleans.

Eine Meile von Domremy-la-Pucelle, auf dem Wege, der von diesem Dorfe sonst nach Vaucouleurs führte, am Abhange des Hügels von Beaumont, sah man vor noch 5 Jahren ein altes Oratorium oder eine Kapelle. Dort war es, wenn man der Sage und dem sehr bestimmten Zeugnisse einiger Geschichtsschreiber glauben darf, wo Jeanne d'Arc unter inbrünstigen Gebeten ihre Schafe weidete, dort war es, wo sie ihre wunderbaren Visionen hatte und wo die Ruf an sie erging, Frankreich vom Joch der Engländer zu befreien. Diese Kapelle wurde schon vor Alters Unserer lieben Frauen von Beaumont geweiht, deren Bildniß, auf dem Hauptaltare thronend, zu gewissen Zeiten Schaaren frommer Pilger herbeizog. Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts war die Kapelle der Zufluchtsort eines Einsiedlers, wie dessen Grabschrift bezeugt. Im Jahre 1835 erstand ein Gutsbesitzer der Umgegend im Drange der Begeisterung für die heldenmüthige Schäferin das zur Kapelle gehörige Gebiet, so wie das Gebäude selbst, und beschloß, hiee ein Haus aufzuführen, in welchem er seine Tage beschließen und die Wache dieses kostbaren Denkmals selbst üben wollte. Kaum hatte er aber den Kauf abgeschlossen, als die Wände des längst schon baufälligen Kapelle zusammenstürzten und von derselben nichts als ein Trümmerhaufe übrig blieb. Aber Here Saincère verlor so leicht nicht den Muth. Mit Hülfe seiner Erinnerungen, der Uebeelieferungen und Nachweisungen, die er einzog, bemühte er sich, dieß Denkmal in seiner frühern Gestalt wieder herzustellen. Um diesen Zweck zu erreichen, schonte er weder Kosten noch Mühe, und es gelang ihm auch recht gut. Die Grabschrift des Einsiedlers wurde wieder an ihrem frühern Platze aufgestellt. Die hölzernen Statuen, welche das Heiligthum zierten, standen noch auf ihren Postamentern, aber sie waren wurmstichig; Her Saincère ließ sie so gut wie möglich restauriren. Die Kunstwerth dieser Figuren ist freilich sehr uneerheblich. Die bedeutendste stellt Unsere liebe Frau von Beaumont dar und stammt augenscheinlich aus dem 16ten Jahrhundert; ebenso die Anderen. Man sieht also, daß sie nichts als eine fromme Erneuerung der Bildnisse sind, welche einst Zeuge der Begeisterung der heldenmüthigen Jungfrau waren. Das interessanteste Stück aus dieser Kapelle ist aber jedenfalls eine Glocke mit einer Inschrift. Diese Glocke, welche fast wie durch ein Wunder der ihr seit einem halben Jahrhunderte so oft drohenden Gefahr der Zerstörung entgangen ist, war endlich in den Besitz der Gemeinde Gaussaincourt übergegangen. Die Einwohner machten indeß Hrn. Saincère ein Geschenk damit. Diese Glocke enthält nun eine Inschrift, welche, obschon die Charaktere vollkommen deutlich ausgeprägt sind, dennoch eine der schwierigsten Aufgaben für die Paläographie seyn möchte. Die Buchstaben sind ohne Zweifel aus einer spätern Zeit als der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Ihre Form ist einfach, elegant und, wie schon bemerkt, vollkommen deutlich. Die Ordnung, in welcher dieselben aufeinder folgen, ist nachstehende:

AUEMPEIA DEAAPM ONGT.

Diese merkwürdige Inschrift hat schon den Scharfsinn vieler Gelehrten geübt, besonders auch den der akademischen Gesellschaft zu Nancy. Dennoch sind alle Anstrengungen, den Sinn derselben zu entrathseln, vergeblich geblieben, bis ein angesehener Numismatiker, Herr Renault de Baucouleurs, eine der sinnreichsten Auslegungen gegeben hat. Der genannte Gelehrte hat jeden der Buchstaben, aus denen die drei Gruppen bestehen, für ein Zeichen erklärt, welches ein ganzes Wort repräsentire. Von diesem Gesichtspunkte, ausgehend, ist er auf folgende Combinationen gekommen: 1) Ad Virginem Ex Manibus Populi Extrahentem Imperium Anglicani. 2) Dedicatum Est Apud Agrum Post Mortem. 3) Ob Nominis Gloriam Tintinnabulum. Das heißt wörtlich: Der Jungfrau, welche das Reich aus den Händen des Englischen Volkes greifen hat, ist nach ihrem Tode und zu ihres Namens Ehre diese Glocke in diesem Dorfe Weide geweiht worden. Wie glücklich und scharfsinnig nun auch diese Erklärung seyn möge, so läßt sie doch wohl Manches zu wünschen übrig. Andere vielen einzelnen Auseinanderstellungen möchte wohl hauptsächlich dagegen einzuwenden seyn, daß sie auf einer ganz willkürlichen Annahme beruht, und daß statt dieser Worte leicht andere gewählt werden könnten. (Mag. f. d. L. d. Ausl.)

## Die Pesther und ihr Theater.

(Volks-Charakteristik.)

Wer einiger Zeit wurde in Pesth eine Oper von Auber aufgeführt. Mit Einemmale geht eine Lege auf und ein junger Mensch erscheint in glänzender Uniform, die Brust mit Orden bedeckt. Alle Zuschauer erheben sich ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen, und erschöpfen sich in Zeichen und Ausdrücken des lebhaftesten Enthusiasmus. Als nach dem Theater der junge Mensch nach Hause zurückfährt, sind die Straßen zu seinen Ehren erleuchtet. Man spannt die Pferde von seinem Fiaker los, und das Volk zieht ihn fort unter dem Triumphgeschrei der Menge. Des andern Tages bringen der Gouverneur und die angesehensten Männer der Stadt in feierlichem Zuge ihm einen von der öffentlichen Erkenntlichkeit angedotenen Ehrensäbel. Die Fremden, welche sich in Pesth befinden, fragen: „Wer ist der Militär, dem ein so glänzender Empfang wird? Gewiß ein junger General, der das Vaterland gerettet hat." — „Nein," antwortet ein Bürger von Pesth, „es ist ein Pianofortespieler, Namens Liszt, welche die Senaten ganz vortrefflich vorträgt." Ein Ehrensäbel einem Musikerl Laßt den General kommen, der das Vaterland gerettet hat, so werden die Ungarn ihn wahrscheinlich mit einer Ehren-Guitarre beschenken. Herr Liszt läßt sich nie anders hören, als mit einem Säbel an der Seite und mit zwei Epauletten a gros bouillons auf der Schultze. Seine langen Haare sind in Tressen geflochten, welche ihm, wie den Husaren der Republik, über die Ohren herabhängen. Man liebt dergleichen in Ungarn. Alles ist in diesem glücklichen Lande durcheinander geworfen. Oefters kumulirt der gleiche Mann die verschiedenartigsten Geschäfte. So ist der Chef des Orchesters zugleich Professor der Philosophie. — Gleichfalls lassen sich die Briefe des Fürsten Pückler-Muskau über Pesth in der Allg. Zeitung, in seiner bekannten geistreichen und ansprechenden Weise geschrieben, über das lächerliche Beifallklatschen im Theater eben so treffend als wahr vernehmen: Er sagt: „Es muß das Applaudiren hier Jedem, dem seine Kunst lieb ist, und dessen Individualität daher, so lange er spielt, gewissermaßen in dem Wesen seiner Rolle aufgehen soll, höchst lästig werden, da die absurde Sitte eingeführt ist, die leider auch in Wien, obschon nicht mit so viel Uebertreibung, herrscht, daß sich der Schauspieler bei dem greinsten Klatschen mitten in der Scene tief vor dem Publikum verbeugen muß, was alle Illusion unerträglich stört und oft unwiderstehlich lächerlich wird. Selbst Sterbende stehen auf, verbeugen sich, und fallen wieder um; ja die Leiche im Sarge ist nicht sichre, sich durch die Konvenienz zu einem gleichen Experimente genöthigt zu sehen. Auffrdem ist es nichts Seltenes, daß ein Liebling des Parterre's und der Gallerie nach

Digitized by Google

jeder gefallenden Szene herausgerufen wird, wohl ein Dutzendmal an demselben Abend, ja zwei- bis dreimal hintereinander in derselben Szene. Zuweilen scheint dieses Herausrufen sich zu einer förmlichen Manie zu steigern, so daß nacheinander Schauspieler, Direktor, Dekorateur, Komponiteur, Kapellmeister, kurz alle Theilnehmende, mit Ausnahme des Souffleurs und Lampenputzers, auf der Bühne erscheinen, und in der Tiefe ihrer Verbeugung wetteifern müssen. Auch Kränze fliegen bei solchen Gelegenheiten in Profusion auf das Theater, welche der scharfsinnige Elephant, als er hier gastirte, und von ihnen gleichfalls überschüttet ward, mit noch höherer Devotion, als bisher gezeigt wurde, sämmtlich auffraß."

## Ein Sonderling.

In Berlin hält sich die Wintermonate hindurch ein alter Oberst, Herr v. D., auf, dem zugleich als er Adjutant des nachmaligen Oberstenn Gustavson war, vor langen Jahren mit diesem prophezeiht wurde. Und zwar dem damaligen Könige sagte die Wahrsagerin: „Sie werden weit von Ihrem Königsthrone als Privatmann sterben," dem jetzigen Oberst aber Prophezeihte sie: er würde durch sein eigenes Licht verbrennen. Schon bei der Thronentsetzung Gustav's wurde dem Obersten über zu Mute und seine Besorgniß steigerte sich gewaltig, als auch der letzte Theil der Prophezeihung bei dem Könige eintraf. Er lebt nun in einer Angst, auf eine oder die andere Weise in Feuer und Flammen aufzugehen, ja er ist seit Jahren schon fest überzeugt, dem Schicksale nicht entrinnen zu können. Dennoch thut er Alles was in seinen Kräften steht, die fatale Katastrophe so lange als möglich hinauszuschieben. Demnach bringt er die Abende niemals zu Hause, sondern meistens bei guten Freunden zu, bei denen er auch Abendbrod speist. Alle Brennmaterialien und Feuer fangende Gegenstände sind sorgfältig aus seinem Haustrathe verbannt. Auch im strengsten Winter brennt kein Flämmchen in seinem Ofen. In doppelter Kleidung, in Pelz und Decken eingehüllt, verbringt er, wenn er nicht ausgehen kann, im dunkeln Zimmer die Abende, und wenn es nicht zu vermeiden ist, ein Licht anzustecken, so sind Vorrichtungen getroffen, die es ihm unmöglich machen, mit der Flamme in Berührung zu kommen. Schwefelfaden, Zündhölzer, Tabakspfeife und Spirituslampe sind die geschworenen Feinde dieses Mannes. Dagegen bezeichnet er den Obst als das Wohlthätigste aller Naturprodukte, und dennoch machen sich seine Freunde häufig den grausamen Scherz, ihm einen oder den andern dieser Gegenstände durch Entwickelungen verhüllt, in die Hände zu spielen, wobei er stets in Schrecken und Zorn geräth.

## Pot-Pourri.

### Ein Streit im Theater.

In einer französischen Stadt befand sich während des Jahrmarkts im vorigen December ein Marionettentheater gerade vor dem Schaufpielhause und wurde besonders von den Landleuten sehr fleißig besucht. Ein kleiner verwachsener Kaufmann aus der Stadt L., ging in das Theater in's Parterre; alle Welt genirte ihn, alle Welt kam ihm lächerlich vor. Seine giftigen Bemerkungen unterhielten seine Nachbarn, bis der arme Kleine auf den unglücklichen Einfall kam, sich an einen großen Mann zu wagen, der ganz ruhig vor ihm saß. Dieser wurde der Neckereien des Kleinen bald überdrüssig und bat ihn ganz gelassen, er möge Ruhe halten oder sich vor ihn setzen, er werde dann nicht nöthig haben, immer emporzuhüpfen. Der Kleine nahm diese Bemerkung übel auf, antwortete spitz, drohete und hob sogar den Stock gegen seinen Gegner. Mit einem Griffe hatte dieser ihn unter allgemeinem Gelächter entwaffnet, er sagte aber: „Nehmen Sie Ihren Stock zurück, und bleiben Sie nun ruhig." — „Herr, Sie werden mir Genugthuung geben und auf der Stelle." — „Ich schlage mich nur mit Männern." Darüber war der arme Zweg noch einmal so aufgebracht und fiel wieder mit dem geschwungenen Stocke über seinen Gegner her, der ihm den Stock entriß und zerriß, den kleinen Kaufmann faßte, unter den Arm nahm und so, gefolgt von dem ganzen Parterre, bis an das Puppentheater trug, in das er ihn hineinschob, während er rief: „Gebt doch besser auf Eure Marionetten Acht! da ist ein Handwurst entlaufen, der einen Höllenlärm macht und keine Minute ruhig bleiben kann."

### Ein Theater-Duell in natura.

Ein höchst trauriger Auftritt hat sich kürzlich auf dem Theater von Lucca vor dem Publikum, während der Aufführung der Lucia di Lamermoor, zugetragen. Es herrschte eine sehr heftige Eifersucht zwischen zwei Künstlern; sie hat sogar schon zu einem Duell Veranlassung gegeben, das man nur mit der größten Mühe vermeiden konnte. Im zweiten Aufzug sollte ein fiktives Duell zwischen zwei handelnden Personen stattfinden. — Die beiden Schauspieler ziehen ihre Degen, sie fechten einige Augenblicke; bald erwacht ihr ehemaliger Groll, sie vergessen ihre jetzige Lage; aus einem fiktiven Kampf wird es zu einem ernsten, ohne daß die Zuschauer es im Geringsten nur gemerkt hätten. Die Streiche folgen rasch aufeinander und das Parterre klatscht Beifall zu. Plötzlich stößt Egard von Ramenswood einen schrecklichen Schrei aus, es war keine Musiknote, es war ein Todesschrei. Er war von dem Degen seines Gegner durch und durch gestochen und stürzte todt nieder. Der Mörder wurde verhaftet. Man weiß nicht, ob er soll verurtheilt werden. (?) Für den Augenblick ist keine Oper mehr zu Lucca. Die ganze Truppe ist auseinander gegangen, fest entschlossen, eine Bühne nicht mehr zu betreten, die von solchem Blute besprizt wurde.

### Ein Pferd wird von seinen Kameraden gefüttert.

Wir lesen in den Londoner Zeitungen, ein Cavallerie-Capitain habe der zoologischen Gesellschaft einen Vorfall angezeigt, der einen neuen Beweis von dem Instinkte des Pferdes gebe. Ein Pferd in seiner Compagnie, das alt war und so schlechte Zähne hatte, daß es den Hafer und das Heu nicht kauen konnte, wurde zwei Monate lang von den beiden Pferden gefüttert, die rechts und links von ihm standen und mit ihm fraßen; sie kauten das Heu und den Hafer und warfen dieß so vor das alte Thier. Die ganze Compagnie, Gemeine und Offiziere, haben diese Merkwürdigkeit gesehen.

### Die Zahl Sieben

ist bekanntlich eine eminöse Zahl. Es giebt sieben Berge in Rom, 7 Siegel in der Offenbarung Johannis, 7 Ständen in dem heiligen Geist, 7 Cardinaltugenden, zweimal 7 Nothdelfer, 7 Planeten alten Style, 7 Weise Griechenlands, 7 freie Künste, 7 Wunder der Welt, 7 fette und 7 magere Kühe Pharao's, 7 Bitten im Vaterunser, 70 Schriftdollmetscher, ein Siebengestirn, ein 7jähriger Krieg, 7 Himmel Muhamedus und endlich die Galgenzahl Sieben. Hierher gehört auch, daß man böse Weiber böse Sieben nennt.

### Der Demagog im Gefängniß.

#### Ein Gespräch.

„Schweig!" rief der Kerkermeister toll,
„Ihr seyd ein unverschämter Knoll!" —
„„Bin ich's,"" rief der Gefangne aus,
„„So werfet mich zur Thür hinaus!""

Digitized by Google

**Nro. 11.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: „Ich denke Dein!" — Kriminaluntersuchung gegen Göbel und Consorten. — Was ist — „Man?" — Unglück eines Eifersüchtigen. — Pot-Pourri.

## „Ich denke Dein!"
oder
## Christian an seinen Christoph.

(Eingesandt.)

„Ich denke Dein," wenn sich der Morgen röthet,
Verjüngt die thaubenetzte Flur sich hebt:
Wenn von der Philomele sanft umflötet
Zum Weltenmeer die Sonne niedersinkt.
Auch dann ist meine Erde nicht verödet,
„Ich denke Dein," wenn nur Dein Blick mir lebt,
Mag sie im ew'gen Wechsel sich gestalten.
Dein Herz wird schöner nur sich stets entfalten.

Du kennst die Zähre, die das Auge schwellet,
Das überfließt vom inn'gen Sehnsuchtsschmerz;
Du liebst das Pfand, das von der Wimper quellet,
Wenn Freunde treu sich liegen Herz an Herz,
Den Glanz, der sich im freien Auge hellet,
Wenn feurig flammt der Busen himmelwärts:
Es sind die heißen, liebetrunk'nen Zähren,
Die, „denk ich Dein" fortstrahlen, nie sich leeren.

Wenn sich im neuen Reiz die Fluren fünden,
Und wonn'ge Luft durchrauscht den Schöpfungsflor,
Die Liebe ihre Blümlein wieder finden
Und lauschen kann dem muntern Sängerchor,
Im Lenzhauch alle Blüthen sich entbinden
Und athmen frei aus duft'gem Kelch hervor:
Pflück' ich der Treue Blum' im stillen Thale
Zur Weih' in unirer Freundschaft Götterstaale.

Zu dichtbelaubten, nächtlich düstern Gängen
Führt dann der Bräutigam die süße Braut,
Wo Kraft und Mild' sich ineinander drängen,
Wo sich der Liebe treues Sinnbild taut,
Der Philomele schmachtenden Gesängen
Sie lauschen, schlürfen diesen Wonnelaut;
Da lechzt die Brust, und Herz und Seele schwammen
In niegefühlter Liebesgluth zusammen.

Und fragst Du, wer dieß trunk'ne Paar gewesen?
„Der Bräutigam" „ich" und „seine Liebe" „Du".
An Deiner Brust ist er sich selbst genesen,
Du findest an der seinen Himmelsruh;
In seinem Auge kannst Du Liebe lesen,
Und aus dem Deinen strahlt ihm Liebe zu.
Und nimmer, „denk ich Dein," kann diese Glut verglühen,
So lang der Lenzhauch duftet, muß die Blume blühen.

Und zieht der heiße Sommer seine Sprossen,
Welkt, von dem Herbst umschnaubt, das Blümlein hin,
Ist alle Farbenpracht der Flur zerflossen,
Wenn scheue Nebel in den Gründen zieh'n;
Sey's, daß der Himmel Thränen hat vergossen,
Sey's, daß die Wetter vor der Sonne flieh'n:
„Ich denke Dein"; bett' Dich im warmen Herzen,
Lacht Freude mir, verwein' ich meine Schmerzen.

Wohl mag der Himmel seine Engel haben:
Kein Engel lacht mir schöner, als Dein Blick!
Wohl mag die Erde spenden ihre Gaben,
Mein schönstes Gut bleibt Deines Daseyns Glück!
Wohl mag die Erde ihre Kinder laben,
Bald zieht sie treulos ihr Geschenk zurück:
Doch uns're Lieb', mag selbst der Himmel alten!
Es ist kein Gott, kann solche Lieb' erkalten!

Schad.

## Kriminaluntersuchung gegen Göbel und Consorten,

vor den Assisen zu Mainz,
am 23. Februar 1840.
(Schluß.)

Göbel ist von kleiner Statur, gelblicher Gesichtsfarbe, nicht sehr starker Nase, ausstarrem kaltem Blicke, kohlschwarzem, gerlich aufwärts gestrichenem Haare und kräftigem Schnurr. Sein Gang ist schwankend, seine übrige Haltung fest und seine Bewegungen fast nach theatralischer Manier gemessen. Er ist zwar natürlicher Weise nicht nach der Mode, jedoch sorgfältig gekleidet, besonders was die ungewöhnlich hohe Cravatte betrifft, in die er seinen Hals einzwängt. Das Auffallendste an ihm ist seine Art sich auszudrücken, in welcher der hyperkluge Renommist sich am ekelantesten zeigt. Er tobt es bis zur Lächerlichkeit, lateinische und französische Ausdrücke zu gebrauchen, auch wo es gar nicht nöthig ist, und setzt zuweilen dem ganz wohlverständlichen und bezeichnenden deutschen Ausdrucke die lateinische Uebersetzung bei, z. B. „der Eingang, der introitus der Untersuchung."

Das Interesse an ihm absorbirte fast ganz dasjenige für seinen Mitangeklagten Aufschneider, einen Mann von kränklichem Aeußeren, ruhiger Haltung und steifen Manieren. Auch er ist von geachteter Familie, hat nach seiner Beurtheilung vor dem Zuchtpolizeigerichte dahier ein Geschäftsbüreau etablirt gehabt und sich mitunter, gerade wie Göbel, auf die Schriftstellerei geworfen und zwei Tragödien auf Pränumeration herausgeben wollen. Die schon vollendete Göbel'sche Schrift „über den guten Ruf," wahrlich unter den vorliegenden Umständen ein sonderbares Thema, war zur Prozedur gebracht worden, nachdem sie mit zahlreichen Pränumerantenen versehen war. Göbel hatte einen Tisch mit Schreibzeug vor sich stehen, machte unaufhörlich Notizen oder blätterte in einem Exemplare der fünf Gesetzbücher, das er bei sich trug.

Digitized by Google

Ueber Göbel's Benehmen während der Untersuchung drückt sich der Anklageakt folgendermaßen aus:

„Göbel verweigerte dem inquirirenden Polizeikommissär hartnäckig und frech jede Antwort, benahm sich gegen diesen Beamten sehr hochfahrend und trotzend, und hat dennoch, als man ihn nach der Wohnung von Daß und Dölte zur Besichtigung der Lokalitäten vorführen wollte, man möge in dieser Beziehung wegen der Schande ihn verschonen. In seinem ersten Verhöre vor dem großh. Untersuchungsrichter protestirte er gegen diesen Amtshandlungen, indem er den Untersuchungsrichter wegen dessen Freundschaft mit den Eheleuten Daß perhorrescirte und hat später ein von Unwahrheiten wimmelndes Recusationslibell bei dem höchsten vaterländischen Gerichtshofe eingereicht. Als er in diesem muthwilligen Rechtsmittel unterlegen, und ein von ihm mit vieler Geschicklichkeit und unermüdlichem Beharrlichkeit unternommener Versuch zum Durchbruche aus seinem Gefängnisse gescheitert war, legte er ein einschränkendes Geständniß des Diebstahls bei Daß, ein vollständiges Geständniß seiner Schuld bezüglich des Diebstahls bei Dölte ab, läugnete beharrlich die Verübung des Diebstahls bei Simon und Guggenthal, und verfrechte sich, die ihn bezüglich dieser beiden Diebstähle belastenden Zeugen in seinen Verhören mit Schmähungen zu überhäufen. Sein ganzes Verhör bietet ein Gemisch von wenig Wahrheit, aber vielen boshaften, rachsüchtigen Lügen dar und liefert unträgliche Zeichen seiner Unklelt, Prahlerei und seines Wohlgefallens im Schlechten groß und ausgezeichnet zu seyn. In einem an die großh. Anklagekammer gerichteten Memoire bezeichnet Göbel auffein vor dem Untersuchungsrichter zu Protokoll gegebenes Geständniß, daß er die Lokalitäten bei Daß und Dölte mehrere Tage vor der Ausführung der Diebstähle ausgespähet, und sich vertässigt habe, wann die Daß'schen Eheleute, wann Dölte ausgingen; ob sie an Orte sich verfügt, wo sie sich längere Zeit aufhalten würden; daß er diese Personen deßhalb bestohlen, weil er bei ihnen bedeutende Summen Geldes, somit wie es schon in Wien seine Absicht gewesen, um einen rechten Fang machen zu können, vermuthet habe. Er wiederruft jedoch denjenigen Theil seines vor dem Untersuchungsrichter abgelegten Bekenntniß, worin er bekannte, daß er dem Albrecht Wachsabdrücke von Schlosöffnungen gegeben, um durch diesen nach den Abdrücken Schlüssel fertigen zu lassen, daß dieser demnach die bei der Procedur befindlichen Schlüssel gefertigt, daß Albrecht ihm das bei den Akten befindliche, zu einem Schlüsseldarte eingerichtete Stück Eisen gegeben und versprochen habe, im Fertigen der Schlüsseldärte ihn zu unterrichten. Er beharrte fest im Läugnen des Diebstahls bei Simon und Guggen hal, wirft sich zum warmen Vertheidiger seines Spiesgesellen Aufschnaiter auf, mühet sich ab, den vielbestraften Albrecht zu entlasten, übergeifert mit hohlen Beschimpfungen mehrere unbescholtene Zeugen, verfehlt nicht gegen den Untersuchungsrichter verschleierte Ausfälle sich zu gönnen, vielleicht uneingedenk, daß er in den letzten Tagen seines Verhöres an diesen Beamten im greellsten Widerspruche mit den giftigen Ausfällen, welche er im Beginn der Untersuchung gegen jenen Beamten geschleudert, Briefe voll kriechender Schmeichelei, und sprudelnden Lobes, über dessen Humanität geschrieben hat. — Aufschnaiter läugnet jede Theilnahme an den von Göbel verübten Diebstählen, jede Wissenschaft von dessen verbrecherischem Treiben, behauptet, das Geld, das er nach den von Göbel verübten Diebstählen, herausgabt, bei diesem entliehen, und die von Simon erkannten Handschuhe von Göbel zum Geschenke erhalten zu haben. — Albrecht stellte jede Theilnahme an den von Göbel verübten Diebstählen in Abrede, läugnete, falsche Schlüssel für Göbel gefer igt zu haben, und behauptete, daß die Besuche Göbel's und seine Anwesenheit in Göb l's Wohnung nur der Fertigung der angeblichen Elektrisirmaschine gegolten hätten."

Als Beispiel von Göbel's Hang sich wichtig zu machen und in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, führen wir folgende Anekdote an:

Eine hiesige artige Modehändlerin hatte ebenfalls die Aufmerksamkeit unsers Kavaliers erworben. Auf Christfastnacht am 10. Februar spöten Abends trat er in ihr Zimmer, worin sie sich und ihre Gehülfinnen befanden. Da er mit ihr allein sprechen zu wollen erklärte, so führte sie ihn in ein besonderes Gemach, wo er sie bat, ihm durch ihre Korrespondenz nach Paris Auskunft über einen dortigen Kaufmann, Namens Erwin Mendel, zu verschaffen. Die Modehändlerin versprach ihm dieses, worauf er sich wieder aus ihrer Wohnung entfernte, nachdem er ihr erklärt hatte, daß er die Antwort kürzestens abholen wolle. Er kam jedoch nicht wieder.

Am Abende des 28. Februar auf Judenfastnacht wurde plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde zwischen neun und zehn Uhr flark an das Vorderzimmer der Modistin angepocht und es traten vier männliche Masken von hoher Gestalt ein. Die vorderste derselben, ein alter Mann, durch ein Fernrohr schauend, erklärte, daß sie Mansketten zu bestellen gesonnen seyen. Die Modehändlerin entgegnete ihnen, daß sie sich mit solcher Arbeit nicht befasse, worauf die alte Maske weiter fragte, ob sie denn nicht in das anstoßende Zimmer eintreten dürften. Sie wiederholte diese Frage nochmals und entfernte sich mit ihren stummen räthselhaften Begleitern erst alsdann, als ihnen die Modehändlerin bedeutet hatte, daß ihr in so später Stunde jeder Besuch dieser Art nicht willkommen seye.

Am 4. März des Morgens fand die Modehändlerin in einem von ihr nur zur Aufbewahrung von Putzgegenständen bestimmten Zimmer auf einer Konsolkommode einen Hauptschlüssel, ohne daß aus dem Zimmer etwas entwendet worden.

Diese räthselhaften Vorgänge wurden der Modehändlerin noch sonderbarer, als sie am 6. März durch die Post einen mit dem Mainzer Postzeichen versehenen anonymen Brief folgenden Inhaltes erhielt: „Geehrtes Fräulein! Wenn Sie jemals Dieckretion für weibliche Liebe und Schwächen gehabt haben, so bitte ich Sie hiermit inständigst, die Erkundigungen, wessen Eigenthum und wie der sich bei Ihnen vorgefundene Schlüssel in Ihre Wohnung gekommen, nicht weiter zu extendiren, sondern die Sache zu ignoiren und jenes unfelige Zeichen meiner Sinnes- und Herzensverwirrung entweder zu vernichten oder aufzuverwahren, bis ein Zeitpunkt erscheint, wo ich mich Ihnen ganz bekouviren, Ihrem Hergeschähe danken und Ihnen Alles aufzudellen vermag. Ich schöze mich glücklich, diese boussole d'amour nirgends anders liegen gelassen zu haben, da ich überzeugt bin, daß Sie mit Welt- und Menschenkenntniß ausgerüstet, unsere Schwächen kennend, schonend und also auch mit Schweigen achtend, von dieser bösen weiter keinen Gebrauch machen, und über die Intension dieses Fundes nun unterrichet, vor der Hand die undersonnene, unachtsame, unvorsichtige Sünderin nicht weiter bösen lassen werden. Mit ausgezeichneter Hochachtung zeichnet Ihrergebenste Diemerin N. N." Dieses zierlich stylistirte Uriasbriefchen, wie es Göbel in seinem Verhöre nannte, war nach Haltung und Art der Skriptur von einer weiblichen Hand geschrieben, jedoch waren die darin vorkommenden französischen und einzelne deutsche Buchstaben, welche ursprünglich unrichtig oder unklar geschrieben worden, von einer zweiten Hand sürchargirt oder korrigirt worden. Die Adresse dieses Briefchens war von männlicher Hand geschrieben, und das Gutachten von drei darüber vernommenen Schriftverständigen lautet dahin, daß Aufschnaiter, einer der Mitschuldigten Göbel's, dieselbe geschrieben habe. Der Styl des Briefes selbst trägt ganz den Charakter von Göbels's Redeund Schriftweise.

Aus diesem und vielen andern Gründen wurde es von der Untersuchung nicht bezweifelt, daß von ihm der ganze nach der Modehändlerin gerichtete romantische Spuck ausgegangen war.

Unerklärlich bleibt es jedoch, was seine eigentliche Absicht dabei gewesen und ihn bewogen, eines seiner Insignien, den erwähn-

Digitized by Google

ten Hauptschlüssel, in dem Zimmer der beunruhigten Dame, worin er selbst nichts stahl, zurücklassen.

Vielleicht wollte er dadurch ein besonderes Zeichen seines Sarkasmus geben, indem er ihr durch das Eindringen des Schlüssels zwar seine Beschäftigung und die Möglichkeit, sie bestehlen zu können, manifestirte, aber auch gleichzeitig durch Unterlassung des Diebstahls, seine Schonung bewies, und durch Uebersendung des Briefes ihr nur eine kleine Mystifikation bereiten wollte.

Er läugnete in der Untersuchung hartnäckig von diesem Schlüssel und Briefe, so wie auch von der Maskerade Kenntniß zu haben, und auf die Frage, ob er nicht in der Wohnung der Modehändlerin einen Diebstahl auszuführen beabsichtigt habe, erklärte er:

„Einen Diebstahl habe ich bei derselben nie verübt wollen, denn ich glaube nicht, daß sie kostbare Metalle besitzt, und wußte nicht, wie ich Haaben, Hüte und Bänder unterbringen könnte.“

Solcher interessanten Züge ist das Leben Göbel's voll. Folgen wir nunmehr dem Gange der Verhandlung.

Der Vortrag der Staatsbehörde (Herr Staatsprokurator Knyn) faßte die einzelnen Anklagepunkte kurz zusammen und war gegen Aufschnaiter kaum schonender als gegen Göbel. Hierauf, sollte der Vertheidiger Göbel's, Hr. Advokat Dr. Dernburg, beginnen. Dieser erklärte aber kurz, daß er sich unter den vorliegenden Verhältnissen nicht verpflichtet glaube, viel zur Vertheidigung seines Clienten zu reden, und daß er dessen Schicksal bezüglich der Weisheit der Herren Geschwornen überlasse. Auf die sofortige Frage des Herrn Präsidenten an Göbel, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe, erwiederte derselbe, er habe sich darauf verlassen, daß sein Herr Officialvertheidiger sich seiner annehmen werde und darum habe er auch nur einen kleinen Theil der Vertheidigung präparirt. Nun aber sey er von Jenem im Stiche gelassen worden, müsse also, um sich auf seine Vertheidigung vorbereiten zu können, eine Vertagung der Sache auf nächsten Montag begehren. Zudem erwartete er auch, daß man die von ihm verlangte zweite Besichtigung der Koffers durch einen unparteiischen Schlosser bethätigen lasse. Der Hr. Präsident erwiederte ihm, daß es bei der bekannten Pflichttreue und Gewandtheit seines Herrn Advokaten, nicht anders zu vermuthen sey, als daß keine Vertheidigungsmittel vorlägen, übrigens sey man den in der Provinz wohnenden Herren Geschwornen die Rücksicht schuldig, heute die Verhandlung zu beendigen, weil sie sonst, da morgen ein Sonntag, ihrem häuslichen Beruf noch mindestens zwei weitere Tage entzogen seyn werden. Göbel wollte sich damit zwar nicht zufrieden geben, ließ indessen endlich nach und verlangte nur eine Stunde Frist, während welcher der Hr. Vertheidiger von Aufschnaiter das Wort ergreifen könne.

Aufschnaiter's Vertheidiger, Hr. Stagr-Advokat Dr. Scheuer, unter Assistenz des Herrn Advokaten Breuer, erbat ungefähr eine Stunde und wies das Unzusammenhängende und Isolirte in den gegen seinen Clienten vorliegenden Indicien nach, worauf Göbel's Vertheidigungsvortrag folgte. Dieses Hauptziel gespannter Erwartung ist ein treues Abbild von Göbel's Charakter und Redeweise. Er las sie größtentheils vom Papiere ab, unterwischte das Abgelesene jedoch häufig mit Stegreifbemerkungen. An seinem Vortrage sah man, daß er dereinst Schauspieler hatte werden wollen und es vielleicht zu einem gewaltigen Lungenhelden und Coulissenreißer hätte bringen können. Er breitete oft weit seine Arme aus, fuhr mit den Händen wieder die Seine, nahm bald eine gedämpfte Stimme an, bald wieder einen Anlauf zum höchsten Pathos. Und wenn sich auch in diesem Vertheidigungsvortrage die Kulturstufe des Redners immerfort als eine Affe bloßlegen wähnte, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Rede von geistreichen Ideen und Seitenhieben voll war, und man den schaltbaften, gewandten Gauner fast bewunderte. Er bezann damit, zu zeigen, wie von den achtzehn Diebstählen, die ihm beim Beginne der Untersuchung zur Last gelegt worden, bloß noch vier vorhanden seyen, und der Beweis derselben allein auf Indicien beruhe. Daran knüpfte er eine eben so falsche als verwerfene Theorie über die conviction intime, die innere Ueberzeugung, welche die Geschwornen bei Angabe ihrer Beschlüsse hätten müsse. Indicia, sagte er, seyen in der Regel nur praejudicia (Vorurtheile) und las nun eine lange übermüssig schwulstige Diatribe über das Vorurtheil ab, welches die Ruhe der Menschen störe, ihre Urtheilskraft paralisire und in vergangenen Jahrhunderten ganze Völker dahin gebracht habe, sich untereinander und wechselsweise zu zerfleischen. Nun suchte er auf d'e sophistischste Weise die gegen ihn vorliegenden Indicien zu entkräften, und seine in der Untersuchung gemachten Eingeständnisse dadurch zu erklären, daß er die schon oft erwähnten Beschuldigungen gegen die untersuchenden Behörden wiederholte, daß er den Holzthurm wie einen der schrecklichsten Marterhöhlen schilderte und behauptete, man habe sich gegen ihn die gewissenlosesten Illegalitäten zu Schulden kommen lassen. Ja, man habe sich sogar nicht entblödet, ihn der Vergiftung seines Mitangeklagten Albrecht zu beschuldigen, eines eben so fürchterlichen als zwecklosen Verbrechens. Er schloß damit, daß er den Geschwornen die Gewissensqualen, die sie auf ihrem Sterbebette dereinst empfinden würden, falls sie ihn unschuldiger Weise verurtheilten, mit den schrecklichsten Farben vormalte, und setzte sich erschöpft auf seine Bank zurück, nachdem er die beiden Lichter, die ihm zur Ablesung seines Vortrags vorgestellt worden waren, vorher sorglich ausgelöscht hatte.

Nach dem anderthalbstündigen Resume des Herrn Präsidenten erklärten die Geschwornen nach 40 Minuten langer Berathung den Angeklagten Karl Theobald Daniel von Göbel, 37 Jahre alt, ohne Gewerbe, gebürtig in Wallerthein, Kantons Wörrstadt, großh. hess. Provinz Rheinhessen, und wohnhaft in Mainz, der vier ihm zur Last gelegten Diebstähle für schuldig, und zwar mit allen in der Anklage enthaltenen Umständen, jedoch mit dem Beisatze, daß bei dem Daa'schen Diebstahle der erschwernde Umstand der Nachtzeit und bei dem Diebstahle bei Guggenhal der erschwerende Umstand der falschen Schlüssel nicht nachgewiesen sey; den Angeklagten Karl Aufschnaiter erklärten die Herren Geschwornen für nicht schuldig, worauf derselbe alsbald in Freiheit gesetzt wurde.

Der Antrag der Staatsbehörde gegen Göbel lautete auf Zuerkennung fünfzehnjähriger Zwangsarbeit und Ausstellung am Pranger. Herr Advokat Dernburg bat den Assisenhof, derselbe möge aus Rücksicht für die Familie Göbel's die bekannte Verordnung in Anwendung bringen, wornach der Pranger nicht die nothwendige Folge jener Kriminalstrafe ist. Göbel, erklärte, daß er noch etwas zu seinen Gunsten vorzubringen habe, sprach blos: „So bin ich denn allein unter dem Gewichte dieser schrecklichen Anklage unterlegen, und erwarte mit Ruhe ihr Urtheil.“ Wie wir bereits mitgetheilt haben, sprach darauf der gegen Göbel die Strafe zehnjähriger Zwangsarbeit aus und entließ ihn die Prangerstrafe.

## Was ist — „Mann?“

Man ist Niemand und doch das ganze Weltall; Man wurde nie gesehen und gehört, und doch stoßen wir überall mit der Nase darauf.

Man ist das unbestimmte Fürwort des Lebens und doch das bestimmteste Hauptwort in allen Fällen des Lebens.

Wem hätte Man nicht schon einen muthwilligen Streich gespielt?

Man ist heute liberal und morgen servil. Man ist heute muckerisch und morgen Atheist. Man scheint heute Charakter zu haben und morgen dreht Man den Mantel nach dem Winde!

Man ist der größte Allerweltsschwätzer. Man erzählt, was Man weiß, und Man ergötzt Leute, was Man gar nicht weiß.

Man horcht an allen Schlüsselröchern! Man entdeckt die Ziffersprache der europäischen Cabinette! Man erräth das Schweigen der Diplomaten, Man übersetzt sich ohne Lexikon, was das zu bedeuten hat, wenn Louis Philipp eine Pfeife nimmt und nies't.

Digitized by Google

Man ist eine feine Canaille! Wenn diese Nachricht von einer verdächtigen Unpäßlichkeit einer Sängerin im Pupliku̇m umgeht, Man hat sie estonnen! Man kann aber nicht bestraft werden, denn Man verbirgt sich unter dem Schleier der Anonymität.

Man ist das größte Genie, Man entdeckt Eisenbahnen und Dampfschiffe im Monde, Man entdeckt Gold im Stroh, und Man fabricirt Zucker aus Glascherben.

Man ist der größte Schlaukopf, Man kennt Niemanden, Man verräth nichts, Man vergißt gern, Man wandelt um die ganze Welt, verklumbend durchs Leben hin.

Man ist der abgefeimteste Carrouche. Man kann mehr schaden, als drei Räubenbanden, und Man ist doch nur drei Mann hoch.

Man muß abgeschafft und auf dem Schub weiter befördert werden. Man ist so gefährlich, daß Man sich vor Man ungeheuer in Acht nehmen muß.

Was ist demnach Man? Man ist gar nichts und doch Alles.

Am Besten ist es aber — wenn Man — Millionair ist.

## Unglück eines Eifersüchtigen.

Ein Pariser Ehemann wurde untängst sehr stark für seine Eifersucht bestraft. Er bilotte sich ein, daß seine Gattin einem jungen Cousin gewogener sey, als ihm, und brachte auch heraus, daß beide eines Tages ein Rendezvous vor dem Thore verabredet hatten. Um beide von amore zu belauschen, brachte er einen Miethkutscher durch Bestechung dahin, daß ihm dieser Montur und Posten für diese Nacht überließ. Der eifersüchtige Ehehere ließ nun das glückliche Pärchen in sein Fuhrwerk einsteigen, und fuhr mit ihm dahin. Unterwegs aber fällt ihm ein, es könnten wohl schon jetzt die Präliminarien zu den Liebesabentheuern gepflogen werden. Er dächte daher neugierig nach dem Hintergrunde des Wagens, und richtig, der glückliche Loriben hält wirklich das Händchen seiner schönen Nachbarin in der seinen. Anhalten und Abspringen war bei dem Pseudo-Miethkutscher eins. Er reißt die Thür auf, und seine Donnerworte lassen einen der klassten Einblicke in seine Verkleidung thun. Die Fassung der betroffenen Gattin war auf der Stelle dahin, nicht so die des Cousin, der, seinen Gegner absichtlich verkennend, ihn trotzig auf seinen Bock zurückwies. Der Beleidigte ließ sich indeß nicht so leicht abweisen, sondern war im Begriff, das widerspenstige Paar mit Gewalt aus dem Wagen zu werfen, als die furchtsame Gattin den besten Theil ergriff und selbst zur entgegengesetzten Thür hinausflüchtete, den Cousin besorgt nach sich ziehend, der, die Sache nicht zu sehr öffentlich zu machen, dem Fuhrmann ein Stück Geld, wie zur Beschwichtigung, zuwarf. Wie zum Hohn, gingen nun Gattin und Cousin Hand in Hand in der Allee weiter. Das war zu arg! Mit der Peitsche in der Hand, läßt der Ehehere das Fuhrwerk im Stiche, und eilet der Davongegangenen nach, sie endlich mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Aber o weh! das Pferd, unterdeß sich selbst überlassen, fürlt seine Freiheit und läuft davon. Die verrathende Montur und ein Paar Fingerzeige der gaffenden Menge gaben dem verabredeten Gespann armen den deutlichsten Wink über den Besitzer des verlassenen Fuhrwerks, der trotz alles Protestirens, festgenommen und eine Nacht in den Arrest kommt. — Seitdem hat er sich vorgenommen, nie mehr wissen zu wollen, als er wissen muß. (Esaß.)

## Pot-Pourri.

Ueber das Honorar berühmter Londoner Aerzte und Wundärzte

enthält die englische „Globe" folgende Angaben: „Die Honorirung die Aerzte wird durch den Reichthum und die Freigebigkeit der Patienten auf's Höchste gesteigert. Fünf Guineen (35 Thaler) für den Besuch zu geben, ist nicht ungewöhnlich. Der Wundarzt Copwer erhielt für einen Steinschnitt 1000 Guineen. Die Londoner Aerzte Chambers und Brodie nehmen jährlich 12,000 Pfund Sterl. ein. Der Dr. Home gab bei der Besteurungs-Commission seine jährliche Einnahme mit 21,000 Pfd. Sterling an. Zwei Aerzte, Quäcker, berechnen ihr jährliches Honorar auf 8 bis 12,000 Pfd. Sterl. In dem West-Ende von London, wo die hohe Aristokratie wohnt, müssen die Aerzte gut bezahlt werden, denn sie müssen sich dort, der Etiquette wegen, länger als üblich beim Patienten aufhalten, und können oft nur zwei Patienten in der Stunde besuchen. Will die Aerzte so hohe Honorare bedingen, muß in England so mancher Patient ohne ärztlichen Beistand sterben, oder sich an die Quacksalber wenden."

Mehemed Ali und der Homöopath.

Als ein Homöopath Mehemed Ali seine Heilkunst als die einzige und wahre anpries, ließ dieser seinen Generalarzt rufen und jedem dieser beiden im Militärspitale zwölf Pestkranke übergeben, damit ihre Thaten zwischen beiden richten sollten. Dem Homöopathen starben alle zwölf Kranke, dem Generalarzte genasen einige. Hierauf schenkte Mehemed dem Arzte einen kostbaren Ehrensäbel, dem Homöopathen aber ließ er die Ohren abschneiden, ein ähnliches Schicksal allen Glaubensgenossen desselben drohend, welche sich in Aegypten würden betreten lassen. (Medizinisch-chirurgische Zeitung, Dezember 1839.)

Buchstäblich wahr.

An den Straßenecken in M... war unter den verlorenen Gegenständen auch ein Bracelet von bedeutendem Werthe annoncirt, und dem ehrlichen Finder eine namhafte Belohnung zugesichert. Ein elegant gekleideter Herr erschien bei Gericht, wies das Bracelet vor, schlug die angebotene Belohnung aus, und bat nur, dasselbe der Eigenthümerin persönlich übergeben zu dürfen. Zugleich ersuchte er, daß ihm ein Diener der Justiz als Begleiter mitgegeben werde. Man willfahrte seinem Verlangen, und beide Heeren verfügten sich in die Wohnung des Frauenzimmers. Diese bezeigte eine außerordentliche Freude über die Wiedererlangung ihres Bracelets, und wollte alsogleich die Recompence ausbezahlen. Der Fremde verbat sich dieselbe wieder und sprach: „Sie erhalten nur unter der Bedingung das Bracelet wieder, wenn Sie mir die goldene Dose zurückstellen, die Sie mir jüngst im Theatre aus der Tasche genommen haben." Die Dame war wie vom Donner gerührt, und wollte nichts von allem dem wissen. „Läugnen Sie nicht, sprach jener, denn das Bracelet befand sich an der Stelle meiner Tabaksdose in meiner Tasche. Es hat sich von Ihrer Hand zufällig gelöst, indem Sie den verhängnißvollen Griff machten. Sie haben sich selbst gefangen." Hiermit übergab er die saubere Person dem Diener der Gerechtigkeit.

Daguerre und Liepmann.

Die Zeitschrift „Argus," welche jetzt von F. Clemens (Gerke) redigirt wird, bringt folgendes treffende Epigramm:

Gallier und Germanen.

Daguerre-Prometheus, flug und reich,
Stahl sich den Himmelsstrahl, den holden;
Die Kunst deschien er matt und bleich,
Doch in den Säckel strahlt' er golden.

Liepmann, der arme deutsche Jude,
Stahl mit den Augen Silberpracht,
Hell strahlten sie in seiner Bude,
In seinem Säckel — blieb es Nacht.

Sie wirkten Beid' in düsteer Kammer;
Doch zeigt sich bei der Lampe Schein
Dort Gallier Glück und hier der Jammer,
Ein Deutscher und — Genie zu seyn.

Digitized by Google

**Nro. 12.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Freundesklage. (Gedicht.) — Die Fahrt nach Alexandrien. — Die Rache. — Schreckliches Unglück im französischen Indien. — Pot-Pouri. — Anekdoten.

## Freundesklage

an dem Grabhügel
des
am 15. März verstorbenen
**Herrn Christoph Ludwig Tröltsch,**
Kaufmann
und
vormaligen Gemeinde-Bevollmächtigten.

Von W. th.

Auch Dir schlingt sich schon die Cypressenkrone,
Beweinter Freund! um Deinen Aschenkrug.
Ach! Deines Lebens letzte Stunde schlug,
Sie rief den Geist empor zum ew'gen Lohne.
Zurückgekehrt zu dem, der Dich uns gab
Ist er! — siegreich gekämpft der Kampf der Schmerzen;
Dir winkt der Siegeskranz! Doch unsre Herzen
Sie bluten noch — an Deinem offnen Grab!

Der Edeln Trauer, ist Dein Grab-Geleite;
Sie legen Dir, den sein Verhängniß ruft,
Reich der Verehrung Kränze auf die Gruft,
Wo Du schläfst an des liebenden Vaters Seite.
Von Jedem warm geliebt und wahr verehrt,
Der trefflichsten der Mütter, Lust und Freude
Bist Du, — ach! viel zu früh des Todes Beute,
Der Liebe reiches Thränenopfer werth.

Der Gattin, der Geschwister Thränen fließen, —
Es flehet der sechs Kinder nasser Blick
Den Vater, der sie nun verläßt, zurück
Umsonst, — sie sehen seinen Sarg sich schließen,
Vergebens sehnet sich nach Dir der Freund —
Du wußtest Dir die Herzen zu gewinnen
Und wiesest keinen Leidenden von hinnen;
Wo ist ein Auge, das um Dich nicht weint.

Die Vaterstadt selbst traurt an Deinem Grabe,
Der Bürger, welchem Deine Thätigkeit,
Dein Rath, wie Deine Einsicht war geweiht,
Des hellen Geistes und des Herzens Gabe.
Die treue Stütze das Geschäft entbehrt —
Dem Du zum weisen Lenker mitverkehrten.
Ach! seufzen sie: dieß Alles ist verloren, —
In Ihm, der schläft und nimmer wieder kehrt.

Verloren? — nein! Er ist vorangegangen:
Blickt gläubig auf zu lichten Sternenhöh'n,
Dort wird er Euch im ew'gen Wiedersehn,
Der liebend von Euch schied, — liebend empfangen. —
Denkt, — Seiner letzten Jahre Qual war groß; —
O gönnet Ihm den langen Schlaf zu schlafen,
Sein Lebensschiff liegt Stürmefrei im Hafen;
Es ruht so sanft sich in der Erde Schoos!

Des Baumes Mark, es barg der Krankheit Wurm
Und rettungslos wir sahn sie vorwärts schreiten, —
Ein längres Leben hieße längres Leiden, —
Den schwächern Stamm brach der ernste Sturm: —
Doch Tröltsch hat nach dem Besten stets gestrebt —
Trotz schweren Körperleiden und Beschwerden;
Wer edle Früchte trug wie Er auf Erden
Hat — trotz der kurzen Wallfahrt — lang gelebt.

Macht Ihr Euch Seine Tugenden zu eigen,
Dann lebt und wirkt Er liebend unter Euch,
Sein Geist umschwebt Euch hier noch segenreich
So lange, bis sich Eure Tage neigen. —
An Seinem Grabstein die Erinnrung weilt,
Den bald des Lenzes Blüthen reich umziehn.
Im Segen wird stets Sein Gedächtniß blüh'n
Und Sein Verdienst, das nimmer uns enteilt.

Verfaßt von W....m.

## Die Fahrt nach Alexandrien.

Von einem Maler aus Danzig geschildert.

Gestern Morgen (24. Januar 1840) bin ich glücklich mit dem französischen Kriegs-Dampfboote „Mentor" von Athen hier angekommen. Unsere Ueberfahrt war, wenn auch nicht gefährlich, doch wegen der in der letzten Jahreszeit stets ungünstigen Witterung sehr unangenehm, so daß ich zum erstenmal in meinem Leben seekrank ward, und nun auch diesen für Seeresiende so lästigen Gesellschafter habe kennen lernen. Lange, ehe wir die hier ganz flache Küste von Afrika erblickten, tauchten schon vor unsern Augen die vielen Masten der ägyptisch-türkischen Flotte aus dem Meere auf, und wurden immer höher, bis die vielen Schiffe endlich vor uns lagen; ein majestätischer Anblick, ähnlich demjenigen, den Ihr hattet, als die russische Flotte auf der Rhede von

Digitized by Google

Neusahrwasser lag. Ein Boot, mit Arabern bemannt, brachte uns den Lootsen für die höchst schwierige Einfahrt in den Hafen an Bord. Ein alter Mann mit langem weißen Barte, von brauner Gesichtsfarbe, und in einem weiten schwarzen Kapot-Mantel, diese unheimliche Gestalt, sollte der Mentor sein, welcher unsern „Mentor“ mit geschickter Hand durch die Klippen der Einfahrt leitete, und er übernahm den Befehl. Eine flache Küste, rechts und links mit einem Paar Kastells, welche nur dürftige Festungswerke hatten, in der Mitte derselben das Serail des Beherrschers hervorragend; das Arsenal, sich nur durch einige regelmäßige Fenster von den andern Häusern auszeichnend, rechts eine Unmasse von Windmühlen — dieses ist das Bild von Alexandrien, wenn man in den Hafen hineinfährt, und wir wendeten daher unsere Blicke mit einem größern Interesse auf die Schiffe der beiden Flotten, bei welchen wir vorbeifuhren. Kriegerische Musik schallte uns von den Schiffen entgegen, denn die Marine-Soldaten exerciren darauf, in ihrer häßlichen Tracht, mit den schwarzen Gesichtern, eben so vielen Teufeln ähnlich. Knaben, welche kaum das Gewehr balancirten, hielten auf diesen ungeheuern altmodischen Kasten Wache, welche mit der Sauberkeit und Eleganz eines englischen oder französischen Kriegsschiffes nicht zu vergleichen waren. Wahrlich, der ganze Werth dieses Plunders existirte nicht, daß man darum auch nur einen braven europäischen Soldaten aufopfern sollte. Wir landeten — ein Kameel ward mit unsern Effekten beladen, kleine Esel wurden von uns bestiegen, und so ging es in einem kleinen Galopp nach unserm Gasthofe. Aber nun wich ein Anblick noch kann ich mich nicht in den Niegesehenen finden, und meine Empfindungen verwirren sich, es war, als wenn ich in Afrika auch in eine andere Welt kam. Welche Kostüme, welche verschiedene Volkerstämme sieht man hier! Alle Abstufungen von Farben, bei den Menschen, vom kohlschwarzen Neger über den braunen Aegypter hinweg, bis zur schneeweißen demalten Griechin, welche, bis zu den Augen vermummt, nur die Stirn scheinen läßt, erblickt man in den vielfachsten Schattirungen. Alle möglichen Kleidungen bei den Männern, halbnackte Frauen in eleganter Pariser Tracht, und Türken und Aegypter in den luxuriösesten orientalischen Anzügen, mit Edelsteinen geschmückt, Züge von Kameelen, mit Ballen von Waaren beladen, Araber, welche ihre feurigen Pferde tummeln, Bazars, Sklavenmarkt, Moscheen, wie geht mir alles dieses in dem Kopf umher, ich staune noch immer und kann mich in diese neue Welt nicht finden. Ganze Stadtviertel sind weiter nichts, als über der Erde aufgethürmte Hügel von Lehm. Löcher, wahrlich für die Schweine in Europa noch zu schlecht, die Häuser, und darin leben Tausende von Menschen. Die Stadtmauer ist kaum oben fertig und stürzt schon unten wieder zusammen, ein merkwürdiger Gegensatz gegen die viertausendjährigen Pyramiden und die ungeheure Säule. Wo ist das Museum, wo das Serapion mit seinen Hunderttausenden von Büchern geblieben, wo die königlichen Paläste der Ptolomäer? ein verfallener Säulengang und der Rest eines Theaters, welche außerhalb der jetzigen Stadt liegen, geben noch Kunde von jener Größe. Die ruhmvolle ägyptische Armee sind in Lumpen gekleidete Lumpen — und was müssen es erst für Lumpenhunde gewesen sein, die sich von solchen Lumpen haben schlagen lassen. Ich ergreife die Gelegenheit, schon morgen oder übermorgen von hier abzugehen, und mit meinem Reisegefährten, auf dem von Mehemed Ali wieder hergestellten Kanal Rahmanieh und auf dem Nil nach Kairo aufzubrechen, indem ein hier lange anwesender Italiener die Reise mit uns machen will. Alles versteht mir, daß ich mein Skizzenbuch mit den interessantesten Bildern füllen werde, und dieses und mich selbst glücklich und gesund heim zu bringen, wird meine unablässliche Sorge sein. Den Abend bin ich mit wahrer Rührung geschieden. Die beiden Majestäten lesen mich am Tage vor meiner Abreise kommen, und sahen meine Mappen mit großem Interesse durch, sie entließen mich mit vielen Glückwünschen. Die Königin war herzlich schön und freundlich. Im Porâus brachten mich drei Böte mit deutschen Landsleuten an das Dampfboot, in dem sie vierstimmig meine Lieblingslieder und ein herzliches Abschiedslied, lauter deutsche Nationallieder sangen. Bald tauschten die Räder des Dampfboots, der Schornstein ein Rauch und Funken, noch ein Hurrah, noch einmal die Hüte geschwenkt, und die Böte mit den Freunden blieben an Hallas schönem Gestade zurück. Mein Reisegefährte ist ein Herr Miller, Gutsbesitzer auf Eudova. In Osmanien von deutschen Eltern geboren, dann in England erzogen, hat er schon fast ganz Europa durchreist und endlich in Griechenland ein Ziel seiner Wanderungen gefunden, wo er sich angekauft und häuslich niedergelassen hat. Nachdem er Asien und Europa gesehen hat, treibt ihn seine Reiselust, auch noch einen kleinen Abstecher nach Afrika zu machen, und sich die Pyramiden zu besehen. Wenig älter, als ich, wird er doch um seines gesetzten Wesens willen für wenigstens so viel älter von Jedem geschätzt, als man mich immer zu jung hält. Er ist ein höchst liebenswürdiger braver Mensch, und ich habe wiederum ein besonderes Glück gehabt, ihn auf meinem Lebenswege anzutreffen. Von Athen habe ich die besten Empfehlungen dirtiger und nach Cairo, von wo aus ich weiter schreiben werde, wann und wie ich nach Konstantinopel zu gehen gedenke. Wenn die politischen Ereignisse meine Ihreise nicht beschleunigen, so denke ich in zwei Monaten Aegypten wieder zu verlassen. Auch wird die frühere oder spätere Abreise davon abhängen, ob es mir nicht gelingen wird, das Bild des berühmten Virekönigs Mehemed Ali des Eisernen anzufertigen, worum ich bereits nachgesucht habe, und wozu man mir von mehreren Seiten ziemlich sichere Hoffnungen gemacht hat. Diese Arbeit würde für mich von einem unendlichen Interesse sein, und auf jeden Fall würde ich eine Copie von dem Bilde mitbringen, vielleicht alsdann das einzige treue Bild von diesem gewaltigen Manne, welches in Deutschland existiren wird. Bei unserm preußischen General-Consul hierselbst ward ich sehr freundlich aufgenommen, und traf doet mit mehreren Landsleuten zusammen. Ich bin sehr müde und beide Tage stets umher gelaufen. Morgen will ich noch etwas vor meiner Abreise zeichnen, daher dieser kurze Brief, den der General-Consul seinen Depeschen beifügen wird, und der um so sicherer zu Euch gelangen muß. Seid meinethalben unbesorgt, in Cairo bin ich an zwei geschickte deutsche Aerzte empfohlen, die im Fall einer Krankheit ihren deutschen Landsmann nicht verlassen werden. Uebrigens habe ich ein Paar Pistolen im Gurt, einen türkischen Säbel an der Seite, und was die Hauptsache ist, einen treuen Reisegefährten, mit diesen Dingen fürchtet man so leicht nichts, dazu sitzt der Kopf und das preußische Herz auch noch auf dem rechten Flecke, also mit Blücher gesprochen: Vorwärts! — Sollten politische Ereignisse den Aufenthalt für einen Franken in Aegypten unsicher machen, so ist auch dafür gesorgt, denn ich werde, wo ich sey, von dem preußischen General-Consul Nachricht erhalten, damit ich mich zur rechten Zeit auf und davon machen kann. — Laßt mich jetzt noch schweigen in diesem Schauen einer neuen Welt! Nichts kömmt den Eindrücken gleich, welche der Europäer hier empfängt. Das hohe Rom mit seinen Erinerungen, das himmlische Neapel, das klassische Athen, sind Speisen ohne Pfeffer und Salz, gegen die ersten Tage im Orient, wo Neues und Niegesehenes mich aus einer Ueberraschung in die andere stürzten. Aus Deutschland im Winter über die Alpen bis nach Venedig geschneit, aus seinem starren Eise und seiner erstorbenen Natur in wenigen Tagen in Asseniens grüne Fluren und in seinen milden Himmel unter blühende Bäume und Gesträuche, aus den Eichen- und Fichtenwäldern in Meeren-Haine versetzt, war es ein wahrhaft traumartiges Gefühl, welches sich meiner bemächtigte, doch waren es nur Palläste, Säulen, Ruinen, Bilder, Blume und Blumen, die ich erblickte, und vor welchen ich die Augen rieb, nicht wissend, ob es denn Wirklichkeit sei, was ich schaute, und welche Veränderung mit mir durch das Ueberschreiten der Alpen

Digitized by Google

vorgegangen sey. Hier aber ist es der Mensch, mit seiner ganz andern Farbe und Gestalt und Kleidung, mit seiner andern Weise zu denken und zu schaffen, mit andern Wünschen, andern Treiben und andern Umgebungen, was mich in Erstaunen setzt, — dazu habe ich einen Freund, der mit mir gleich fühlt und mein Erstaunen theilt. Könnte ich Euch an Allem Theil nehmen lassen, dieses würde mein höchstes Glück seyn. Lebt wohl und denkt so oft an den Fremdling in Afrika, als Euer Reisender an Euch und an Deutschland mit inniger warmer Liebe. Kr.

## Die Rache.

Von F. F. Z.

„Mein Herr!

Sie werden ersucht, am 17. dieses um 1 Uhr Mittags in dem Garten des Gasthofes zum goldenen Schwan in M* sich einzufinden. Was Sie dort erfahren werden, wird für Sie von ungemeiner Wichtigkeit seyn."

Dieß seltsame Billet, von einer ihm ganz unbekannten Hand geschrieben, empfing Herr von Seyter am 15. Nachmittags. M* war von seinem Aufenthaltsorte achtzehn Meilen entfernt, wollte er also das Rendezvous nicht versäumen, so mußte er binnen wenigen Stunden aufbrechen. Aber sollte er überhaupt einer so mysteriösen Bestellung Folge leisten? — Warum nannte sich der Sender des Briefes nicht? Warum war auch nicht im Geringsten angedeutet, was Seyter in M* zu erwarten hatte? Gab es dort etwas zu hoffen oder zu fürchten? Wäre Seyter ein Jüngling von etlichen zwanzig Jahren gewesen, so hätte er auf eine Liebesabentheuer oder auf ein Duell schließen können — aber nun, da er über vierzig zählte! — — Doch auch einen Vierzigerplatz noch die Neugier; er ließ daher das Nothwendigste packen, bestellte die Post, nahm von seiner Schwester und Tochter Abschied, und reiste nach M*.

Nach M*! Diese Stadt war nicht ohne Bedeutung in Seyters Leben. In M*, in demselben Gasthause, in welches er nun bestellt war, hatte er vor zwanzig Jahren — — er dachte nicht gerne mehr daran. Und doch, doch drängte sich ihm die Erinnerung fortwährend auf. Sollte das Rendezvous mit jenem Ereigniß in irgend einer Beziehung stehen? Hundertmal wollte er auf dem Wege wieder umkehren, — tausendmal Vorwürfe machte er sich ob der Unbestelltheit, mit welcher er dem Rufe eines anonymen Schreibers gefolgt war; — zugleich aber gab er den Postillons doppelte und dreifache Trinkgelder, um nur recht schnell in M* einzutreffen.

Vor zwanzig Jahren hatte er freilich noch größere Trinkgelder gegeben!

Mitten auf dem Wege brach ein Rad. Wäre ihm das geschehen, als er vor zwanzig Jahren nach M* fuhr!

Dennoch langte er am 17. zeitlich früh in M* an. Er stieg im Gasthofe zum goldenen Schwanen ab, und ließ sich die Fremden, welche dort logirten, nennen. Es waren deren nur wenig, und unter diesen kein einziger, dessen Namen er gekannt hätte. Er mußte also die festgesetzte Stunde abwarten.

Um sich die Zeit bis dahin zu verkürzen, kleidete sich Seyter um, frühstückte und ging dann in den Garten spazieren. In diesem Garten erwachten seine zwanzigjährigen Erinnerungen wieder. Hier saß er damals mit Ihr bei einem leichten Mahl, als sein getreuer Diener, den er zurückgelassen hatte, athemlos auf dem keuchenden Klepper — der gleich darauf todt niederfank — dahergesprengt kam, und die schlimme Kunde brachte, daß sie verfolgt würden. Nur die Verzögerung einer Viertelstunde, und — —

Er blickte auf die Uhr, sie zeigte Dreiviertel auf Eins. Also noch fünfzehn Minuten! Wie langsam diese Minuten dahin krochen! Jede Minute schien aus sechzig Stunden zu bestehen. Seine Erwartung wurde immer peinlicher.

Endlich schlug es Eins!

Er blickte umher unter den Gästen, welche im Garten speisten; er sah kein einziges bekanntes Antlitz. Auch beachtete ihn Niemand, jeder war nur mit seinen Zeitungen, seiner Speisekarte, seinen Nachbarn oder mit Messer und Gabel beschäftigt.

Ein Viertel auf Zwei! Immer noch Niemand? Was hielt den, der ihm das Rendezvous gab, zurück?

Halb Zwei! Sollte ihn Jemand zum Besten gehabt haben? Nein, es war nicht denkbar, daß Jemand so boshaft hätte seyn können, ihn blos darum achtzehn Meilen weit von seiner Wohnung zu sprengen, um ihn zu mystificiren.

Aber doch! Viertelstunde auf Viertelstunde verging ja, Seyter fragte Kellner und Marqueurs, fragte alle anwesenden Gäste, ob sie mit ihm zu sprechen wünschten, ob sie ihn hierher bestellt hätten. Niemand hatte im entferntesten daran gedacht. Sein Zustand wurde immer peinlicher, um so mehr, als er gewahrte, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden.

Es schlug drei Uhr! Die Gäste verloren sich nach und nach. Seyter verwünschte den Schreiber des Briefes und seine eigene Leichtgläubigkeit, bezahlte seine Rechnung und sandte den Lohnbedienten auf die Post, um Pferde zur Rückreise zu bestellen.

Da hörte er hinter sich Jemanden nach ihm fragen. Er wandte sich um, und sah einen Diener in ganz einfacher Livrée, der — nachdem er vom Kellner Auskunft erhalten — sich dem Herrn v. Seyter nahte, und ihm ein Billet überreichte. Dieser erbrach es hastig und las:

„Mein Herr!

Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ. Die Ursache später! Steigen Sie, sobald es Ihnen beliebt, in die Kutsche, welche ich Ihnen entgegensende, und fahren Sie nach dem Schlosse M*. Dort werden Sie morgen früh um 9 Uhr Alles erfahren!

P. S. Kennen Sie diese Schrift? Ahnen Sie nichts?"

Die Nachschrift war von einer andern Hand, als das Billet. Seyter erkannte die Züge. Die Erinnerung an die Begebenheit vor zwanzig Jahren erwachte wieder, und es ward ihm deutlich, daß dieß Rendezvous mit jenem Ereignisse in Verbindung stehe. Die Schrift des Postscriptums hätte es ihm auch ohne jene Frage gesagt.

„Ahnen Sie nichts?" Wohl ahnte er, daß er etwas zu befürchten habe! Aber was?

Er las den Brief nochmals durch, und faßte erst jetzt den Namen des Schlosses, den er vorhin übersehen hatte, fester in's Auge. In dem Dorfe, welches bei diesem Schlosse lag, hatte auch ein Theil — der wichtigste — der Begebenheit vor zwanzig Jahren gespielt. Was sollte er ahnen?

Erwartungsvoll setzte er sich in die Kutsche und fuhr nach dem Orte des neuen Stelldichein. Auf dem Wege versuchte er, einige Andeutungen aus dem Kutscher und Lakai herauszulocken: aber weder direkte noch indirekte Fragen, weder gute Worte noch Versprechungen, noch Silber und Geld schienen eine Macht über sie zu üben. Beide blieben stumm, oder gaben nur ausweichende oder verkehrte Antworten. Es galt also, geduldig zu harren.

Die Fahrt ging heute etwas langsamer, als vor zwanzig Jahren, wo Seyter gleichfalls diese Straße eingeschlagen hatte.

Es schlug 10 Uhr und war bereits die dunkelste Nacht, als die Kutsche vor dem Schlosse M* anhielt. Seyter stieg aus und fragte nach dem Besitzer des Schlosses. Statt der Antwort reichte ihm der befragte Livrédiener ein Billet, auf welchem Seyter die Worte las:

„Erwarten Sie auf keine Ihrer Fragen eine Antwort. Harren Sie daher in Geduld bis morgen 9 Uhr."

Die Schrift war dieselbe, wie in jenem Postscript.

Seyter ließ sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen, nach dem ihm bestimmten Gemache geleiten, und beschloß, sich in

Digitized by Google

sein Schicksal zu ergeben und geduldig die neunte Stunde zu erwarten. (Schluß folgt.)

## Schreckliches Unglück im französischen Indien.

In der Nacht vom 16. auf den 17. November vorigen Jahres hat nach französischen Journalen ein furchtbarer Orkan das französische Etablissement zu Yanaon auf der Küste von Orissa in Indien verwüstet. Die Heftigkeit des Sturmes war so groß, daß fast sämmtliche Häuser der „weißen" wie der „schwarzen Stadt" (so werden die beiden Theile nach der Farbe ihrer Bewohner genannt) einstürzten, wodurch viele Menschen ums Leben kamen. Die Einwohner eilten aus der Stadt und flüchteten auf die Felder, um dem Tode durch das Einstürzen ihrer Behausungen zu entrinnen. Aber noch Schrecklicheres erwartete sie. Gegen 10 Uhr Abends erhob sich das in seinen tiefsten Abgründen aufgeregte Meer über die Küste. Ein furchtbares Gröse verkündete die Entfesselung der Wogen, die auf die Städte Coringui und Yanaon daherströmten und wildbrausend sich über die Felder stürzten. Die angerichteten Verheerungen lassen sich gar nicht beschreiben; Alles, absolut Alles ist zertrümmert, weggeschwemmt. Das Meer hat sich bis an die Mauern der großen Pagode ergossen, die fünfzehn Meilen landeinwärts, westlich von Yanaon liegt. Gegen zwei Uhr Morgens zog sich das Wasser zurück, aber fast mit eben solcher Heftigkeit, als womit es gekommen war, und nun boten die Gefilde und die Städte den herzzerreissendsten Anblick dar. Mehr als Zehntausend Leichname, darunter besonders viele Weiber und Kinder, wurden auf den Feldern oder in den Kanälen gefunden, welche das Meer bei seinem Abzuge trocken gelegt hatte. Außerdem vermuthet man, daß wenigstens noch fünf- bis sechstausend Leichen vom rückströmenden Wasser mit in die See gezogen worden sind, sammt zahlreichen Heerden von Ochsen und Pferden, Hunden und einer Unmasse von Kriechthieren (reptiles) aller Art. Um eine Idee von der Gewalt des Wassers zu geben, muß erwähnt werden, daß ein gewöhnlich an der Küste segelndes Fahrzeug im Innern des Landes, 15 Meilen von der Küste, bei einer kleinen Pagode gefunden worden ist. Da man die Leichname nicht schnell genug begraben konnte, so sind nach einem Briefe aus Pondycherry, wohin sich einige glücklich geretete Einwohner geflüchtet haben, unter den am Leben Gebliebenen in Folge der dadurch verpesteten Luft obendrein schreckliche Krankheiten ausgebrochen. Die Engländer in den angränzenden Gegenden haben sich beeilt, allen Geretteten auf das Menschenfreundlichste beizustehen.

## Pot-Pourri.

### Droschken in Neapel.

In der Hauptstat Neapel giebt es einige tausend Droschken oder wie man sie in Wien nennt, Fiaker, theils mit zwei Pferden und theils mit einem, und zwar sind es im letzteren Falle zweisädrige Kurrikel (corricoli). Gewöhnlich sind die Droschkenführer Lazzaroni, und darum sehen sie auch meistens sehr zerlumpt aus. Ohne Kopfbedeckung und in Hemdsärmeln sitzt ein solcher Kerl oft auf einem eleganten Wagen, der einen seltsamen Kontrast zu ihm bildet. Die Pferde sind in der Regel klein und sehr behend und bedürfen nur eines Winkes, um über Steck und Stein davonzufliegen. Die Kurrikel werden meistens von Knaben geführt, die es dem Passagier überlassen, ob er selbst kutschiren will, in welchem Falle sie sich dann zu seinen Füßen niederkauern. Indessen hört der Kleine dabei nicht auf, das Pferd durch seinen Zuruf anzutreiben oder zu lenken. Er schreit fast fortwährend, besonders in so lebhaften Straßen, wie in der „Via Toledo", wo man in einem Labyrinthe von Wagen, Fußgehern, Verkäufern, unter freiem Himmel arbeitenden Handwerkern und müssigen Lazzaroni sich befindet. Aber äußerst selten kommt es vor, daß in den Straßen Neapels ein Unfall sich ereignet, der durch das öffentliche Fuhrwerk herbeigeführt wäre.

### Die Gondeln Venedigs.

Diese vertreten in der Lagunenstadt ganz die Stelle des Strassenfuhrwerks. Straßen in unserm Sinne giebt es dort eigentlich gar nicht; man zählt in Venedig zwar über 2000 Gassen (cale genannt), doch sind es eben nur Gäßchen, die wenig Spielraum zu Fußpromenaden darbieten. Wagen und Pferde sind dort gar nicht zu sehen; hin und wieder läßt sich einmal eine Dame von einer Gasse in die andere in einer Sänfte tragen, dagegen wimmelt es auf den Kanälen von Gondeln. Es sind längliche, fein gebaute, leichte Barken, in deren Mitte sich das segenannte Felze befindet, ein bequemer, gegen Wind und Wetter geschützter und für zwei Personen eingerichteter Platz, auf welchem man wie in einer Kutsche sitzt, da an den Wänden, die in der Regel mit schwarzen Steffen ausgeschlagen, Glasscheiben angebracht sind, durch die man sich überall nach den Herrlichkeiten Venedigs umschauen kann. Die Gondoliere führen ihre Barken mit wunderbarer Geschicklichkeit und Schnelligkeit durch die oft sehr gewundenen und mit Fahrzeugen bedeckten Wasserwege. Selbst in den engsten Kanälen, wo sie sich bei Tag oder bei Nacht begegnen, wissen sie einander leicht auszuweichen. Ihr gewöhnlicher Zuruf ist Ohè! und dann heißt es entweder stalisela (rechts auszuweichen) oder scia prema (links). Jede wohlhabende Familie in Venedig besitzt ihre eigene Gondel, doch giebt es auch viele Miethsgondeln, und zwar zu allen Preisen von zwei Soldi an bis zu zehn Lire die Fahrt.

### Die Wette.

Die Langsamkeit, womit in Sachsen die Maurer arbeiten, ist fast sprichwörtlich geworden. Oft hatte Devrient mit seinen Gefährten, einem Baue zusehend, seinen Scherz und Vergnügen darüber gehabt. Eines Morgens sieht Devrient einen Arbeiter auf der hohen Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Tabak zu nehmen. Die träge Gewohnheit hat sich bis auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im scherzenden Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus, als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand hat, dazukommt, eine Prise zu nehmen." Die Wette wird gemacht; Karl, der Kellner fliegt hinunter in den Keller, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Kork springt, und Devrient stürzt das erste Glas hinunter. Die Umwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge, und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise — Devrient ist mit der dritten Flasche fertig. „Verloren! verloren!" rufen die Wettenden triumphirend; doch der Maurer hält gedankenlos die Prise in der Hand, und sieht sich phlegmatisch einige um und gähnt; ein Kamerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der eben so gedankenlos hinein greift; sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern, und schwatzen müßig weiter, da ruft Devrient: „Ich bin fertig!" — und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase, und schnupft sie langsam auf.

## Anekdote.

Im Zimmer eines Ungarn sah dessen Freund zwei Todtenköpfe einen kleinen und einen großen. Er fragte, von wem der große Todtenkopf sey. — „Von dem berühmten Ragozi!", war die Antwort. — Und der kleine? — „Auch von ihm, wie er noch kleingwar!"

Digitized by Google

№ 13.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Rache. — General Guilleminot. — Napoleon auf der Jagd. — Der Schwarze. — Goldene Worte für eine junge Schauspielerin. — Eine Elephantenjagd. — Pot-Pourri. — Anekdote.

## Die Rache.

(Schluß.)

Die Nacht verstrich höchst langsam, aber sie verstrich doch. Sobald der Morgen graute, verließ Septer sein Bett — die Uhr zeigte erst Sieben. Also noch zwei Stunden!

Durch das Fenster erblickte man nichts, als einen Theil des kleinen Dörfchens. Dieser Anblick bot wenig Zerstreuung und Septer war daher ganz auf seine Erinnerungen und Erwartungen beschränkt.

Darüber wurde es drei Viertel auf Neun.

Ein Diener kam und fragte, ob ihm nicht beliebe, sich in den Frühstückssaal zu begeben. Septer folgte dem Diener.

In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, für sechs Personen gedeckt. Aber wo waren, und wer waren diese Personen?

Er trat an's Fenster; es bot die Aussicht auf die Dorfkirche.

Diese Kirche! Seit zwanzig Jahren erblickte er sie heute zum erstenmale wieder! Ihr Anblick ergriff ihn. Eine Thräne floß über seine Wange. Es war ihm nicht möglich gewesen, sie zurückzuhalten.

In den Anblick der Kirche und die Erinnerungen, welche dieser in ihm geweckt hatte, versunken, hörte er es nicht, als ein Mann leise in den Saal trat und sich dicht hinter ihn stellte. Erst als dieser sanft seine Schulter berührte, drehte er rasch um.

Septer erschrack, obwohl er diesen Mann hier zu sehen erwartet hatte, denn dieser war es, dessen Schrittzüge er in jener kurzen aber inhaltschweren Nachschrift und in dem letzten Billet erkannt hatte. Er erschrack wegen des ernsten, düsteren Ausdrucks in seinen Gesichtszügen, wegen der Furcht erregenden Ruhe und Festigkeit, mit welcher der Fremde seine Augen auf ihn haften ließ.

Schweigend standen Beide einander gegenüber. Endlich brach der Fremde die Stille:

„Die Thränen, deren Spur ich auf Ihren Wangen sehe, verräth mir, daß Sie sich dieser Kirche noch entsinnen. Aber diese Thräne war keine Thräne der Reue, sie galt nur ihr, die Sie mir, und der Tod Ihnen geraubt!"

Septer verdrückte eine neue Thräne zwischen den Augenwimpern, und streckte dem Fremden seine Rechte entgegen. Dieser wies sie kalt zurück.

„Noch nicht! Erst muß das, was sich zwischen uns begeben, ausgeglichen werden."

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter!" rief Septer. „Ehren Sie das Andenken der, deren Leiche nun schon seit fünf Jahren die Erde deckt, ehren Sie meinen Schmerz!"

„Ehren auch Sie meinen Schmerz damals, als ich meine Braut zum Altare führen wollte?" unterbrach ihn bitter lachend der Fremde. „Alles war vorbereitet, der Priester wartete unser am Altare, die Eltern der Braut führten mich in ihr Gemach, um sie abzuholen. — Wir kamen zu spät! Sie — Sie hatten den Eltern die Tochter, mir die Gattin geraubt, hatten das Mädchen zur Flucht verlockt —"

„Wußten sie aber nicht, daß ich ältere Ansprüche hatte?" rief Septer. „Warum wollten Sie das Mädchen zu einer Verbindung zwingen, der sie abgeneigt war? Warum gaben die Eltern den Bitten der Tochter nicht Gehör, und wollten sie an einen Mann fesseln, den sie nicht liebte?"

Der Fremde erwiderte nichts, sondern warf einen Blick durchs Fenster auf die Kirchenthüre. Man hörte im Gotteshause eben zur Wandlung klingeln.

Nach einer langen Pause begann der Fremde von Neuem.

„Ich erfuhr bald, wohin Sie gestehen waren, und hätte Sie in M** gewiß überrascht, wäre nicht Ihr Diener, den Sie als Kundschafter zurückgelassen hatten, meiner Aufmerksamkeit entgangen und so im Stande gewesen, Ihnen von der Verfolgung Nachricht zu geben. Nur eine halbe Stunde nach Ihrer eiligen Abreise aus M** traf ich dort ein, ich erfuhr sogleich die Richtung, welche Sie eingeschlagen hatten, ich eilte nach und —"

Er konnte nicht ausreden, denn ein Geräusch, welches sich vor dem Saale erhob, zog Beider Aufmerksamkeit auf sich, die Saalthüre ward heftig aufgerissen, und athemlos, deutlich stürzte Septers alter Diener herein, eben so athemlos, wie damals, als er seinem Herrn die Kunde von den Verfolgern überbracht. Diesesmal brachte er noch weit schlimmere Kunde!

Septers Tochter war während seiner Abwesenheit entführt worden.

Lange starrte Septer in den Brief seiner Schwester, welcher ihm diese Trauernachricht meldete; endlich ermannte er sich, und rief wie rasend nach Pferden. Dann ergriff er den Hut und wollte hinausstürzen.

Grimmberg (so hieß der Fremde) vertrat ihm den Weg, faßte ihn kräftig beim Arme, und führte ihn trotz seines Widerstrebens zum Fenster zurück.

„Sie haben noch nicht Alles gehört, was ich Ihnen sagen wollte. Lassen Sie mich ausreden, bevor Sie mein Schloß verlassen."

Die erschreckende Kälte, mit welcher Grimmberg dieß sagte, und der Contrast zwischen dessen Ruhe und seiner eigenen Aufregung hielt Septern wie festgebannt an der Stelle, an welche sein Gegner ihn geführt hatte. Dieser fuhr fort:

„Ich erreichte M**, wohin Sie, wie man mir auf dem Wege gesagt, gestohen waren, und erfuhr hier — — daß ich zu spät kam. Dort bei der Kirchthür stand ich, als Sie mit ihr heraustraten: — Sie waren Mann und Frau! — Damals schwur ich mich zu rächen, — und der Brief, den Sie hier in der Hand halten, beweis't Ihnen, daß ich meinen Schwur gehalten!"

„Wo ist meine Tochter?"

„Dort!"

Grimmberg wies nach der Kirchthüre, aus welcher so eben ein Brautpaar heraustrat! Die Braut war Septers Tochter.

---

Die Rache war nicht so schrecklich, als Grimmbergs Einleitung befürchten ließ. Der Bräutigam, respective seit einigen Minuten junger Gatte, war Grimmbergs Neffe, und hatte be-

Digitized by Google

reits seit langem Albertinens Herz gewonnen. Septer hatte mit seiner Tochter andere Pläne gehabt, und deßhalb diesen Freier, dessen Verwandschaft mit Grimmberg er nicht kannte, abgewiesen. Die Liebenden hatten sich seitdem nur verstohlen gesehen, aber um so innigere Liebe zu einander gefaßt. Das Uebrige werden sich die Leser selbst erklären. Nach M* war Septer nur darum gelockt worden, damit die Liebenden unterdeß Zeit zur Flucht gewönnen.

Da Septer sah, daß das Geschehene nicht zu ändern sey, gab er dem jungen Ehepaar seinen Segen; der alte Grimmberg that ein Gleiches, gab ihnen aber noch dazu das Schloß N*, welches er im Geheimen für sie gekauft hatte.

Die sechs Personen, für welche das Trauungsfrühmahl bereitet stand, waren: das Ehepaar, die beiden alten Nebenbuhler, der Pfarrer von N*, die vor zwanzig Jahren den Vater, und jetzt die Tochter getraut hatte, und — die Tante Albertinens, welcher man, sobald die Entführte das Schloß N* erreicht hatte, den ganzen Plan mitgetheilt, und sie dringendst nach N* eingeladen hatte.

Die Begebenheit vor 20 Jahren war nun ausgeglichen, Grimmberg und Septer reichten einander die Hände, blieben fortan die besten Freunde, und besuchten oft ihre Kinder in N*, wie sie Enkel und Enkelinnen in Menge schauketten die an ihr heiteres Lebensende.

(Bohemia.)

## General Guilleminot.

Der am 14. May in Boden gestorbene General-Lieutenant Graf Armand Charles v. Guilleminot war im Jahr 1774 in Belgien geboren. Hier that er auch seine ersten Kriegsdienste, und zwar unter den Insurgenten, die sich im Jahr 1790 gegen die österreichische Regierung erhoben hatten. Als jedoch diese durch österreichische Waffen zerstreit wurden, entkam er nach Frankreich, wo ihn Dumouriez freundlich aufnahm und in seinem Generalstabe anstellte. In das Geschick dieses Feldherrn mit verwickelt, ward er verhaftet, wußte aber zu entrinnen und fand nach einiger Zeit wieder eine Anstellung im Generalstabe Moreaus. Im Jahr 1805 ward er vom Kaiser zum Flügel-Adjutanten ernannt und machte die Feldzüge in Deutschland, Spanien und Rußland mit, wo er sich in vielen Schlachten glänzend auszeichnete, so besonders bei Medina del Rio Seco und bei Dessau. Nach ersterer Schlacht ward er zum Brigade-General und Ritter der Ehrenlegion, nach der zweiten zum Divisions-General ernannt. Bei der Restauration leitete er als Major-General den ganzen Feldzug in Spanien 1823, und er war es, der bei jeder Gelegenheit Schonung und Mäßigung empfahl. Auch als Diplomat hat Guilleminot seinem Vaterlande treue Dienste geleistet. Die erste Sendung der Art führte ihn an den Hof zu Teheran und nach Konstantinopel (1809). Im Jahr 1823 ward er zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, wo er bis zum Jahre 1831 blieb. Während dieser Zeit kam er jedoch mehrmals nach Frankreich und übernahm noch dabei im Jahre 1829 eine Sendung nach Neapel. Im Jahr 1831 wurde er von Konstantinopel abberufen, weil er ohne Instruktion, die Pforte gegen Rußland aufzureizen gesucht hatte. Im Sommer 1839 kam er nach Baden, um mit den badischen Commissären die schon so lange streitigen Rheingränzen zu bestimmen. Nach der spanischen Invasion von 1823 war Graf Guilleminot zum Pair von Frankreich erhoben worden, und unter den zahlreichen Orden, die seine Brust schmückten, waren auch der persische Sonnen-Orden und der türkische vom halben Mond. Im Ganzen hatte er von seinen verschiedenen Feldzügen und diplomatischen Missionen nicht weniger als 32 Ordens-Dekorationen von verschiedenen Monarchen. Er hinterläßt aus erster Ehe zwei Töchter, die beide verheirathet sind. Seine zweite Gattin, eine vermittwete Villeroi und eine Jugendliebe von ihm, mit der er erst seit 13 Monaten verheirathet war, brachte ihm einen Stiefsohn zu. Der General soll ein Vermögen von 5 Millionen hinterlassen.

## Napoleon auf der Jagd.

Theorie und Praxis, ist die gewöhnliche Ansicht, müßten einander die Waage halten, wenn etwas Tüchtiges zu Stande kommen solle; wer etwas gut anordnen wolle, müsse auch Thatsächlich darin bewandert seyn. Das mag bei vielen Dingen wahr seyn, bei allen aber nicht. Wilhelm Tell war ein guter Schütz, ob er auch ein guter Feldherr gewesen wäre, läßt sich bezweifeln. Napoleon verstand sich trefflich darauf, schießen zu lassen; wenn er selber das Gewehr in die Hand nahm, schoß er in der Regel fehl. Karl X. hingegen wird als der erste Treffer seiner Zeit gerühmt, aber Feldherrthatenlust war gewiß seine starke Seite nicht. Jeder Eber war ihm leichte Beute, die Jäger erhielten für Nachweisung jedes Schwarzwildes einen Louisd'or; Karl X. schlich, das Gewehr in der Hand, hinzu, schoß auf dreißig bis vierzig Schritte und fehlte fast nie den rechten Fleck. Ging Napoleon auf die Jagd, so galt ihm die Jagdlust als ein kaiserliches Vergnügen, als eine gute Bewegung auf ärztliches Anrathen. Hörnerklang und Jagdruf machten ihm Vergnügen; das Schießen selbst überließ er seinen Leuten. Einst stellte sich der Fontainebleau ein Hirsch den Hunden zur Wehr. Niemand wagte das Wild dem Kaiser vorweg auf's Korn zu nehmen, und doch fürchtete man des Kaisers Unwillen, da den heerlichen Jagdhunden so arg mitgespielt wurde. „Wo ist der Kaiser?" — Fort, er ritt dort ab nach Fontainebleau! — — Endlich schoß ein alter Jäger den Hirsch nieder. Kaum aber war das Wild todt, als der Kaiser erschien. „Das wird einen Sturm geben; der Kaiser!.." „„Ei was!"" rief der Jäger, „„er merkt es nicht. Gegen den Kaiser bin ich alter Knabe in hundert Dingen ein Kind; aber die Jagd!!...."" Der Jäger hatt rasch mit dem Hirschfänger ein Paar Gabelzweige ab, stößt sie in die Erde, stutzt damit den todten Hirsch, als ob er noch auf den Beinen sey. Die Hunde umbellen das Wild; Napoleon kommt herangesprengt, steigt vom Pferde, legt an und schießt den besten Jagdhund in der Meute nieder: „Sire der Hirsch ist todt!" — — „„Das versteht sich von selbst!"" antwortet der treffliche Schütz kaltblütig, schwingt sich in den Sattel und eilt triumphirend heim. Daß das Quirequo ein Jagdgeheimniß blieb, versteht sich von selbst: wer wüßte es gewagt haben, dem Helden des Jahrhunderts zu hinterbringen, welchen Bock er geschossen habe!

## Der Schwarze.

### Ein Scherz aus der Wirklichkeit.

Erzählt von Sigmund Schott.

„Bist Du fertig, Gretchen?" fragte der Apotheker, und trat aus dem Seitenzimmer, den Stock in der einen Hand, Karte und Reisehandbuch in der andern.

„Ja, Aterchen!" entgegnete die Frau Apothekerin, drehte den Schlüssel an ihrem Reisekasi um und wandte sich gegen den Heern Gemahl. Sie erschrack bei dessen Anblick und hatte das Recht zu erschrecken.

Denn der Apotheker war mit seinem schwarzen Strohhute geschmückt — schwarz, so weit ihn nicht die Sommerresten gebleicht hatten, welche der Apotheker seit Anfang der glücklichen Ehe vor sechzehn Jahren unter Bedeckung dieses bauerhaften Strohhutes alljährlich machte. Wind und Regen, Sonnenschein und Wagnecken hatten den Strohhut abenteuerlich zugerichtet, ihn jedoch ebendeßhalb zu einem treuen und werthgeschätzten Freunde des Apothekers gemacht. Offenbar aber konnte dieser Freund mit Recht nicht verlangen, in Gesellschaft einer Frau von sechsundzwanzig Jahren, die sich nicht mehr für sehr jung, aber auch nicht für häßlich hielt, eine Lustreise nach Heidelberg und der Umgegend anzutreten.

Digitized by Google

Also die Frau erschrack, wie vor einem bösen Traume; doch faßte sie sich und schnell einen Operationsplan; sie trat vor den Apotheker und, ihm scheinlich das Kinn streichelnd, sagte sie:

„Nicht wahr, Gottlob, ich darf Dich heute um einen Gefallen bitten?“

Zum Unglück aber hatte Gottlob den bestürzten Blick seiner Frau auf den Strohhut bemerkt, und der Eigensinn lief ihm den Nacken herauf.

„Ja,“ antwortete er, „nur meinen Strohhut darfst Du mir nicht wegbitten.“

Aergerlich wandte sich die Frau ab; der Apotheker ging boshaft lächelnd die Treppe hinunter, half seiner Frau und seinem Bruder, der die Reise mitmachte, in die Droschke, er selbst setzte sich rittrlings und fort ging es aus Stuttgart.

Der Mittag war glühend, als sie in die Nähe von Heilbronn kamen; die Leuthen sprachen fast nichts, denn die Frau empfand Aerger und ihr Mann Hitze. Er hätte gern den Strohhut abgenommen, aber er scheute sich, seine Frau um ein Unterkommen für denselben zu bitten, er selbst konnte ihn vorne nicht beherbergen, er begnügte sich deßhalb, ihn so weit als möglich auf die Seite zu schieben, was dem Apotheker ein verwegenes Aussehen gab. Allein in einem unbewachten Momente verlor der Strohhut das Gleichgewicht, vergebens suchte der Apotheker ihn mit beiden Händen zu retten, diese klatschten wie spottweise zusammen, während der Hut über die Droschke hinunterfranz, und zwei Räder schadenfroh darüber wegrauschten.

„Halt!“ donnerte der Apotheker, seine Frau aber lachte heimlich und fand das Benehmen des Strohhutes geschieder als das ihres Mannes. Sie machte die Rechnung ohne den Wirth, wenn sie Hoffnungen darauf baute, denn der Gemahl ließ sich den Hut wieder reichen und warf seiner Frau einen falschen Blick zu.

„Zugefahren!“ rief er, wiekte den Gequetschten wieder aus und sehre ihn mit einem barschen Rucke auf's linke Ohr, als hätte er sagen wollen: So, Grete!

Frau Grete seufzte und ergab sich in ihr Schicksal. So kamen sie nach Heilbronn. Sie speisten zu Mittag, aber es wurde wenig gesprochen, es war eine recht mißvergnügte Partie. Der Herr Schwager suchte umsonst in's Mittel zu treten, jeder Versuch scheiterte an dem Eigensinne des Mannes, an der durch die Frühlitte und durch den Trotz ihres Gatten gekränkten Eitelkeit der Frau. Endlich stand der Apotheker auf, trommelte am Fenster einen Generalmarsch mit zornigen Intermezzo's und sah dem Einschirren der Pferde zu.

Der Schwager wollte einen letzten Versuch machen; er stand von seinem Platze auf, um sich neben der gegenüber stehenden Frau niederzulassen.

„Liebe Frau Schwägerin“ — kratsch! da hatte er den verhängnißvollen Strohhut niedergesessen. Bärengrimmig schnaubte der Apotheker herbei, schob den Bruder unsanft zur Seite, griff nach dem Strohhute, der zusammengekauert war wie ein böses Gewissen, fuhr in die Droschke und sprach kein Wort mehr bis Heidelberg.

Im Speisezimmer war eine lärmende Studentengesellschaft; unsere Reisenden zogen es daher vor, auf dem Zimmer zu bleiben. Nach dem Abendessen verabschiedete sich der Schwager; das Ehepaar ging zu Bett. Da fiel aber dem Apotheker — seines Dafürhaltens ein großes politisches Genie — ein, daß er die Zeitung sich hatte im Wirthszimmer geben lassen; er fing also im Bette an zu lesen, wobei die Frau, die in der andern Zimmerecke schlief, mit Resignation den schwarzen Strohhut, diesen dienstbaren Atmodi, als Augenschirm figuriren sah.

Eine Viertelstunde verging.

„Jesus, Gottlob! Dein Hut!“ schrie die Frau plötzlich, als sie etwas knistern hörte, und die Sorge um den Gemahl den Haß gegen den Strohhut überwog. Blitzschnell riß der Apotheker den Hut herunter, in dessen breite Krempe das Licht ein schönes, rundes, noch glosendes Loch gebrannt hatte. Verdrießlich besah es der Apotheker, dankte der Frau für ihren Amtstreffer, löschte die Kerze und schnarchte, bis ihm die Sonne auf's Bett schien.

So widerwärtig hatte Frau Grete ihren Mann noch nie gesehen.

Zwei Tage darauf ging es nach Speyer. Sie ließen die Droschke in Kesch, fuhren über den Rhein, und der schwarze Strohhut war auch dabei; denn der Apotheker hatte durch das Brandloch einen dicken Strauß officineller Pflanzen gesteckt, und so den Hut ganz anständig wieder herausgeputzt. Bei der Ueberfahrt nun fuhr der Apotheker, der wenig nautische Kenntnisse besaß, da der Kahn einmal stark schwankte, zurück, und in einem Hui flog der blumengeschmückte Strohhut über Bord und tanzte auf den Wellen dahin. Frau und Schwager lächerten höchst genug, daher befahl der Apotheker den Ruderern, den eilfertig Dahinschwimmenden zu retten. Dieser ließ seine Verfolger eine gute Weile zufahren, tauchte unter, als sie ihm einen Treff mit dem Ruder gaben, und kapitulirte erst spät, sauber gewaschen, aber nach Entfernung alles Staubes mit bestimmt durchscheinendem Roth. Der Apotheker ließ das Wasser ablaufen, stülpte den Hut wieder auf und zog damit in Speyer so stattlich ein, als sey er erwählter römischer Kaiser.

Abends kehrten sie nach Heidelberg zurück, ohne daß die Verstimmung besonders nachgelassen hätte.

Andern Tags wollten sie in den Odenwald reisen. Der Schwager hatte in der Frühe noch einmal die Schießstube besucht und blieb etwas lange aus, denn es war eingespannt; der Apotheker stand bereits vor der Droschke und besprach sich, beide Hände auf sein Bambusrohr gestützt, mit dem Kutscher über die Reiseroute. Da nahm ihm Jemand sachte den Hut vom Kopf. Er kehrte sich um: ach! da weidete eines der Wagenpferde an seinem Strohhut, und das andere riß zugleich mit dem officinellen Heukraut ebenfalls ein schönes Stück Strohhut mit!

Da lachte die Frau, die unterm Fenster stand; da lachte der Kutscher und sämmtliche Mitkutscher, sowie die vorüberwandelnden Herren Studiosen; da lachte der herzukommende Bruder so unendlich, daß zu guter Letzt auch dem Apotheker, der Anfangs in sprachloser Wuth den Pferden ihre Beute zu entreißen versucht hatte, das Herz im dicken Leibe lachte, er mit einem erschütternden Gelächter alle andern überschallte, seinen Pferden guten Appetit wünschte, und noch mit thränenden Augen beim nächsten Hutmacher einrat.

So, als der Schwarze vernichtet war, kehrte Friede und Frohsinn zurück, und die Sommereise endigte höchst angenehm.

(Europe.)

## Goldene Worte für eine junge Schauspielerin.

Der Artiste entnahl aus dem Album der Demois. Doze, einer noch sehr jungen und beliebten Pariser Schauspielerin, ein Gedicht, das wir, auch um seines allgemeinen Interesses willen uns beeilen, hier in freier Uebersetzung wiederzugeben:

Du blondes, süßes Kind, du engelgleiches,
Betrittst nun eine sonderliche Bahn:
Die Bühne, wo die Schönheit bald verwelkt,
Wo das Gemüth durch Klugheit wird ersetzt!
Raub von der Schminke wird die Wange werden,
Wohin sich nun ein Schmetterling verirrt,
Und wähnt, im frischen Glanz, der sie erhellt,
Spreiz' eben jetzt für ihn ein Rosenpaar.
Die Ränke, die im Finstern immer schleichen,
Sie nagen an der Blüthe Hoffnung schon,
Verläumdung und Verrath, geschäftig stets,
Bereiten hier ein langsam zehrend Gift;
Der Neid mit der verletzend scharfen Kralle,
Die bleiche Eifersucht und die Satyre,

Digitized by Google

Die höhern Götterkinder deines Tempels
Umringen dich mit schadenfrohem Sinn.
Dein reiner Blick, nun ferner Wunder voll,
Trübt sich im glühenden, übernächt'gen Wachen;
Dein' Mund, so liebreich lächelnd und beglückt,
Wird bald ein herbes Nachweh dir verziehn.
Und niederkämpfend deine Qual, verschlucken
Die Thränen, wirfst du in die Arme dich
Der Ironie, und ruffst doch bitter aus:
Warum auch stürzt' ich mich in diese Höle? . . .
Und doch, wär' auch dieß Wish noch scherzlicher,
Ich liebe deine Kunst zu sehr, als daß
Ich deiner nicht als ihre Priesterin mich freute.
Doch bleibe rein in Liebenswürdigkeit,
Auf deiner Stirne throne stets die Schaam,
Man spricht vielleicht zu dir dieß weltlich Wort:
„Leichtfertigkeit ist für den Künstler gut,
Ihr Hauch belebet mächtig das Talent."
O, glaub' es nicht, mein Kind, Leichtfertigkeit
Hat nimmermehr was Gutes noch bewirkt.

## Eine Elephantenjagd.

Der Bombay Courier enthält folgenden Bericht über eine Elephantenjagd in Ostindien, von Kapitän C. Roughsedge, Kommandeur eines Sipoys-Bataillons: „Am 24. Sept., um Mitternacht, erhielt ich die Nachricht, daß zwei Elephanten von ungewöhnlicher Größe sich den Kantonirungen genähert hatten. Ich beeilte mich, alle dem Staat und Privaten gehörigen Elephanten, die sich auf der Station befanden, auf die Jagd auszuschicken, bei Tages Anbruch erfuhr ich eben, daß alle Versuche, ihrer habhaft zu werden, vergeblich gewesen seyen. Ich ließ nun die Kanonen ausrücken; um aber noch einen Versuch zu machen, die Elephanten lebend zu fangen, verfammelte ich die Einwohner der Nachbarschaft, und ließ zwei tiefe Gruben an der Ecke des Zuckerrohrfeldes graben, in welchem die feindlichen Elephanten den Tag über eingeschlossen waren. Als die Gruben fertig waren, wurden die Elephanten in dieselben hineingetrieben; eine von ihnen war aber nicht tief genug, so daß der Elephant aus ihr entkam und dann seinen Genossen aus der andern Grube vermittelst seines Rüssels heraus half. Mit vieler Mühe brachte man beide in das Zuckerrohr zurück, und da sie den Tag über keine besondere Wildheit gezeigt hatten, so versuchte ich nochmals, sie zu fangen. Die Bibars mußten neue Gruben graben. Um 4 Uhr Morgens jedoch brachen die Elephanten durch alle meine Wachen und drangen mit solcher Schnelligkeit in ein benachbartes Dorf, daß der Reiter, der ihnen vreaus galoppirte, nicht Zeit hatte, die Einwohner zu warnen. So kam es, daß Einem derselben alle Glieder abgerissen wurden; ein Kind wurde todt getreten, zwei Weiber erhielten schwere Verletzungen. Nun war es unumgänglich nothwendig, sie umzubringen. Da sie keine Neigung verriethen, das Dorf zu verlassen, gewann ich die nöthige Zeit, um die Bierpfünder herbeizubringen, aus welchen mehrere Kugeln und ein Hagel von Kartätschen auf dieselben abgeschossen wurden. Der größte der beiden Elephanten wurde durch eine Kugel, welche ihn in den Kopf traf, niedergeworfen; nachdem er aber eine Viertelstunde, anscheinend leblos, gelegen, erhob er sich wieder, kraftvoller als je. Beide Thiere kämpften nun mit aller Kraft der Verzweiflung. Sie machten mehrere Anläufe auf die Kanonen, und es hätte furchtbares Unglück entstehen können, wären sie nicht von den Artilleristen mit Schäffen zurückgetrieben worden. Da waren wie gewöhnlich, aus Mangel an Munition eine Pause zu machen, und ehe neue Zufuhr eintraf, hatten die Elephanten das Dorf verlassen und rannten, obwohl aus hundert Wunden blutend, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit in der Richtung von Hyzeibagh fort. Endlich wurden sie von unseren Elephanten und Reitern erreicht und verendeten, nach wiederholten wüthenden Angriffen auf die Kanonen, in der Nähe eines gedrängt vollen Bagars. Bereits sind 19 zweyfündige Kugeln aus ihren Körpern genommen; 8 oder 10 mögen noch darin stecken. Folgendes ist das genaue Maaß der beiden Elephanten: Der Erste mißt von der Spize des Rüssels bis zur Spize des Schwanzes 26 Fuß 9½ Zoll, in die Höhe 11 Fuß, um den Leib 17 Fuß 8 Zoll; der zweite in die Länge 24 Fuß, in die Höhe 10 Fuß, um den Leib 17 Fuß 4 Zoll. Meinee Ansicht nach müssen sie aus Hyderabad oder sonst woher aus dem Dekkan entronnen seyn, denn nie sonst sah ich so große Thiere in unserer Gegend."

## Pot-Pourri.

### Die Witterung des Aprils

zerfällt, nach Seidemanns Wetter-Veränderungen, in drei Perioden, von denen die erste eine Aequatorialströmung seyn wird, welche den 1. und 2. Wind und Regen, den 3. gewölkten Himmel, vom 4. bis 8. veränderliche Witterung erzeugt. Die zweite Periode enthält eine Polarströmung von etwa 9 Tagen; sie erzeugt vom 9 bis 17. warme angenehme Witterung. Die dritte Periode umfaßt eine Aequatorialströmung von nahe 18 Tagen. Sie erzeugt vom 18. bis 20. angenehme warme Tage, vom 21. bis 24. Regen, vom 25. bis 27. gewölkten Himmel, vom 28. bis Ende des Monats Wind und Regen.

### Erinnerung.

Im Anfange der neunziger Jahre herrschte an manchen deutschen Höfen ein panischer Schrecken vor den neuen Grundsätzen, welche in Frankreich zur Geltung gelangten; wer eine freisinnige Bemerkung wagte, wurde für einen Jakobiner gehalten. Man verbot, sogar Julius Weber, nicht nur Bücher über Bücher und Zeitungen, sondern sogar eunde Hüte, lange Hosen, Schuhe mit Bändeen, Titusköpfe, Backenbärte, ungepudertes Haar. Man hätte auch Aepfel und Thee verbieten können; denn ist nicht Geßlers Apfel Signal der Schweizer Freiheit, und der Thee, der zu Boston ins Meer geworfen wurde, Signal der amerikanischen Revolution gewesen? Am besten hätte man vielleicht gethan, wenn man alle Kaffeehäuser zugemanert, alle Pressen und Buchläden zu Kugeln und Kartätschen umgearbeitet, alle Papiermühlen vernichtet, alle Gänse abgeschoben und alle Galläpfel für Kolonialwaare erklärt hätte.

### Ein witziger Setzer.

Ein Naturfänger und nebenbei Schreibermeister in Eisleben, gab neulich seine Gedichte bei Webauee in Halle heraus. Der Schreiber verließ sich wegen Entfernung vom Druckorte auf den Setzer, und dieser erlaubte sich folgenden Spaß: In dem Eingangsgedicht hieß es nämlich bei dem Schreiber:

Wenn Stürme auch tosen
Im Lebensgewühl,
Ich pflücke die Rosen,
Und thräne nie viel!

Der Setzer verbesserte;

Wenn Stürme auch tosen,
Im Lebensgewühl,
Ich flicke die Hosen,
Und trenne nie viel!

Der schöngeistige Schreiber hat nun dem witzigen Setzer einen Prozeß an den Hals gehängt.

## Anekdote.

„Wissen Sie nicht," fragte eine Dame einen jungen Bellettristen, „ob die Dichter Adolph und August Schlegel Brüder sind?" — „Von dem Einen," antwortete er mit einer Kennermiene, „weiß ich es gewiß, von dem Andern aber will ich es nicht behaupten."

Digitized by Google

**№ 14.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Leidensgeschichte des badischen Oberst-Lieutenants v. Grollmann in dem Feldzuge von Rußland 1812. — Thiers. — Ein Frankfurter Jude als Cicerone. — Pot-Pouri. — Anekdoten. — Die Mädchen.

## Leidens-Geschichte des badischen Oberst-Lieutenants v. Grollmann in dem Feldzuge von Rußland 1812.

Nur wenige Trümmer des baden'schen Corps, welches seit dem Bereinabkergange die unbeschreiblichen Strapatzen eines gefahrvollen Arrieregardendienstes erdulden mußte, hatten am 8. Dez. 1812 Wilna erreicht. Durch jene beispiellosen Beschwerden ermattet, von Kleidung entblößt, halb erstarrt bei der fürchterlichen Kälte und öfter vom peinigendsten Hunger auf ihrem Ruhelosen Marsche gefoltert, war der größte Theil in einem erbarmungswerthen Zustande daselbst angelangt. Durch die Fürsorge des höchstseligen Großherzogs Karl fanden die Badener in Wilna eine reiche Unterstützung, und mit liebevoller Theilnahme ließ der kommandirende General, Markgraf Wilhelm, die hier vorgefundenen Lebensmittel, Kleidung und Geld unter seine Unglücksgefährten vertheilen. Nur eine kleine Zahl fühlte sich stark genug, den gefahrvollen Rückweg in das Vaterland anzutreten, die meisten waren von den ausgestandenen Leiden so erschöpft, daß sie in Wilna zurückbleiben mußten. Unter den Letztern befand sich der Chef des baden'schen Generalstabes, Oberstlieutenant v. Grollmann. Ungeachtet seines entkräfteten Körpers faßte dieser brave Offizier den kühnen Entschluß, sich den zahllosen Mühseligkeiten eines gefahrvollen Rückzugs von Neuem auszusetzen. Der Markgraf überließ ihm zur Rettung den eigenen Wagen, der mit den noch rüstigen Pferden bespannt und zu dessen Eskorde der Rittmeister v. Rüde mit 10 Husaren beordert wurde, dem kleinen Reste jenes braven Regiments, von welchem die Mehrzahl am 28. Nov. einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden hatte. In seiner Begleitung befand sich noch der Feldjäger Hubbauer, welcher im Laufe der russischen Kampagne dem baden'schen Generalstabe attachirt war.

Nur mit vieler Mühe war es ihnen gelungen, bei dem ungeheuren Menschengewühle die durch umgeworfene Wagen und zertrümmerte Karren gesperrten Straßen von Wilna zu passiren und glücklich hatten sie nach großer Anstrengung den Engpaß von Ponari erreicht. Hier war durch die in wilder Unordnung sich flüchtenden Menschenmassen eine unbeschreibliche Verwirrung entstanden. Eine große Menge von Wagen, Karren und Geschützen mußten zurückgelassen werden, wovon letztere vernagelt, die ersteren aber den Flammen Preis gegeben wurden. Hierdurch wurde der Hohlweg ganz verrammelt, so daß es nicht mehr möglich war, mit einem Wagen durchzukommen. Den verfolgenden Feind hinter sich und die Straße zur Rettung vor ihnen gesperrt, befanden sich Grollmann und seine Begleiter in einer höchst mißlichen Lage. Feldjäger Hubbauer war zum Aufsuchen einer Nebenstraße beordert worden und hatte glücklich einen Seitenweg entdeckt, durch dessen Einschlagen sie den Kamm jener Anhöhe erreichten, wo sie rechts auf der Hauptstraße die in unbeschreiblicher Unordnung aufgelösten flüchtigen Schaaren der großen Armee erblickten. Um in diesem verwirrenden Strudel nicht untergezogen, verfolgten sie ohne Unterbrechung und nur so lange Rast machend, als es zur Erholung der Pferde nöthig war, zwei Tage und zwei Nächte bei der furchtbarsten Kälte den eingeschlagnen Weg.

Unvermerkt war die Straße jetzt unfahrbar geworden und der als Wegweiser mitgenommene Pole führte sie noch mehr irre. Ihr Wagen wurde umgeworfen, wodurch sie genöthigt waren, die ganze Nacht unter freiem Himmel Rast zu machen. Auf Gerathen wohl am folgenden Morgen ihren Weg wieder fortsetzend, wurden sie plötzlich von einem Pulk Kosaken umringt und mußten sich, der Uebermacht weichend, gefangen geben.

Nach abgenommenen Waffen, ihres Geldes und sonstiger Habseligkeiten, woran die beutelustige Schaar Gefallen fand, beraubt, wurden sie nach einem, unweit des Weges gelegenen Dorfe Kätewitschken gebracht, wo sie in der Wohnung eines Ordensgeistlichen eine gastliche Aufnahme fanden. Erfreut über die gefundene Beute, hatten sich die Kosaken, ohne sie ferner zu mißhandeln, wieder entfernt. Anfangs hatten Grollmann und seine Begleiter ihr Loos nicht zu beklagen. Der geistliche Herr benahm sich leutselig gegen die Gefangenen, erquickte sie mit Speise und Trank und schien bemüht, ihr Schicksal auf jede Art erleichtern zu wollen. Aber nur zu bald nahm er einen Ton gegen sie an, der sich weit eher für einen Kanibalen, als einen Jünger von Christus sanfter Lehre geziemt hätte: Die hülflosen Gefangenen konnten sich diese plötzliche Veränderung nur dadurch erklären, daß ihre Gegenwart das Pfarrhaus wiederholten Durchsuchungen russischer Nachzügler ausgesetzt hatte. Schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft war ein Schwarm irregulärer Truppen, die, gleich Jagdhunden, welche die Fährte des Wildes auswittern, ihre Nähe erspäht hatten, in das Pfarrhaus gedrungen und hatte die hülflosen Gefangenen, die bis auf den letzten Kreuzer schon früher ausgeplündert waren, ihrer Kleider bis auf die Hemden beraubt. Am folgenden Morgen betuchte sie ein Trupp gleich unfreundlicher Gäste, die ihrem Aerger über die geschmälerte Beute in den gemeinsten Schimpfwörtern und Kauschuhdrohlieben Luft machten. Kaum war dieser rohe Schwarm nach gesättigter Wuth abgezogen, so erschien der Eigenthümer mit seinen Leuten, um die bis auf's Hemde entblößten Gefangenen auf die Straße zu werfen. Nachdem sein Mund, der zum Predigen des Evangeliums bestimmt war, die gesühlosen Helfersdiener in ihrer Rohheit aufgemuntert hatte, mißhandelte seine Hand, welche sonst das Kruzifix trug und jetzt mit einem Knotenstocke, dem Gürtel seines Ordensgewandes, bewaffnet war, die wehrlosen Gefangenen auf die grausamste Weise.

Hinausgestoßen auf die Straße würden die Halbnackten einen sichern Tod bei der furchtbaren Kälte gefunden haben, hätte ein polnischer Bauer die Pflichten für seinen Nächsten nicht besser verstanden, als jener unmenschliche Ordensbruder. Unter seinem Schafspelze schlug ein Herz, das Mitleiden für fremdes Unglück empfand, während das Herne Mönchsgewandt ein Panzer war, an welchem alle menschlichen Gefühle zurückprallten. Der theilnehmende Bauer brachte die Unglücklichen in eine Hütte, welche unter dem Namen des Dorfhospitals von Bettlern bewohnt war.

Digitized by Google

Ihre Lage hatte sich nicht viel gebessert; doch waren sie in dieser Freistätte wenigstens gegen die fuchtbare Kälte geschützt, und in den elenden Lumpen, die ihnen als Kleidung verabreicht wurden, hielten sie wes der Habgier herumschwärmender Marodeurs sich gesichert. Denn wie konnten sie ahnen, daß sie in Gesellschaft von Bettlern ein Gegenstand räuberischer Lüsternheit werden sollten. — Nur zu bald wurden sie aus ihrem Irrthume geriffen und mußten die traurige Erfahrung machen, das selbst das gränzenlose Elend nicht gegen Mißhandlungen roher Barbaren schützen kann.

Ihr jetziger Zufluchtsort wurde von den jügellosen Banden herumschwärmender Traineurs entdeckt, die gewöhnlich unter fürchterlichen Drohungen Geld verlangten und die wehrlosen Gefangenen auf die niedrigste Art beschimpften. Bei den sorwährenden Mißhandlungen auf's Aeußerste gebracht, wollte Rittmeister v. Rüdt lieber die namenlosen Strapatzen eines gefahrvollen Rückzuges erdulden und auf Rußlands unermeßlichen Eisfeldern ein Grab suchen, als auf diese schmachvolle Weise sein Leben enden. — Da ihre Bedeckung schon früher von ihnen getrennt war und seine Gegenwart keinen Nutzen mehr für seine Leidensbrüder hatte, so nahm er Abschied von ihnen und erreichte nach vielen erlittenen Drangsalen glücklich sein Vaterland, um später im Befreiungskriege gegen Frankreich einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde zu finden. Gern würde sich Hubbauer ihm angeschlossen haben, hätte ihn nicht eine herzliche Theilnahme mit der verzweiflungsvollen Lage seines kranken Vorgesetzten davon abgehalten. Muthig beschloß er, bei ihm auszuharren und alle Leiden und Mühseligkeiten, die ihnen bevorstanden, mit seinem Chef zu theilen. Mit welcher Beharrlichkeit er diesen schönen Entschluß ausgeführt hat, wird der Erfolg dieser Leidensgeschichte zeigen.

Die ganze Nahrung, welche den beiden Gefangenen zur Fristung ihrer traurigen Existenz verabreicht wurde, bestand in einer spärlichen Portion gefrorenen Pferdefleisches, das kaum hinreichend war, ihren hungrigen Magen zu stillen. Dabei verging kein Tag, wo sie nicht neuen Kränkungen von russischen Nachzüglern ausgesetzt waren, die sich in jeder Art von Grausamkeit gegen die Wehrlosen erschöpften. Bei diesen unausgesetzten Leiden wurde die Krankheit von Grollmann einen äußerst bedenklichen Charakter gewonnen und sein gänzlich erschöpfter Körper schien eine baldige Auflösung anzudeuten. Welch schmerzliches Gefühl für Hubbauer, den verehrten Chef in diesem erbarmenswerthen Zustande verschmachten zu sehen und nicht im Stande zu sein, ihm seine Leiden zu mildern, seinen Hunger mit einer Brodrinde zu stillen. In dieser schrecklichen Lage war er entschlossen, Hülfe zu suchen, wenn er auch das Opfer seiner Anhänglichkeit werden sollte. Ohne seinem Leidensgefährten etwas zu sagen, um ihn nicht vergebend vielleicht mit leeren Hoffnungen zu täuschen, verließ er die Wohnung und fand nach einigen in der furchtbarsten Kälte zurückgelegten Wersten einen isolirt stehenden Edelhof. Seiner wiederholten Bitte um Einlaß wurde nicht entsprochen; doch ward ihm, wie jedem andern Bettler, wofür er in seinen Lumpen gehalten wurde, ein Stückchen Brod verabreicht. Wie schmerzlich diese Behandlung für ihn sein mußte, so war Hubbauer über den Erfolg seiner Wanderung doch sehr vergnügt. Die freudige Aussicht, einen theuren Kranken erquicken zu können, beflügelte seine Schritte zur Rückkehr, wo ihm die Freude ward, den ausgehungerten Magen seines Leidensgefährten mit einer von ihm zubereiteten warmen Suppe zu laben, welche Nahrung sie längere Zeit schon entbehrt hatten. Mit demselben Erfolge hatte Hubbauer einige Zeit seine Wanderungen auf diesen Edelhof wiederholt, als er eines Tages den Verwalter, der seither abwesend war, antraf. Auf seine Bitten überzeugte sich dieser theilnehmende Menschenfreund von ihrer bedrängten Lage und unterstützte sie auf eine liebreiche Weise mit Lebensmitteln.

Kaum schien ein Lichtstrahl das Dunkel ihres finster waltenden Geschickes zu erhellen, so sollte noch am nämlichen Tage ihre Freude, die sie bei dieser freundlichen Wendung mit neuer Hoffnung belebt hatte, durch größere Leiden wieder getrübt werden. Schon hatte der Abend seine dunkeln Schatten über die ärmliches Lager ausgebreitet, schon waren die beiden Leidensgefährten vergnügt, ihre elendes Dasein um einen Tag gefristet zu sehen, als plötzlich ein Schwarm russischer Marodeurs in ihre Stube drang. Unter fürchterlichen Drohungen und gräßlichen Flüchen verlangten sie Geld und spuckten ihnen, erbost über die gescheiterte Hoffnung nach Beute, in's Gesicht und mißhandelten sie auf die schrecklichste Art. Allen menschlichen Gefühlen entfremdet, versetzte einer aus dieser rohen Bande dem krank auf dem Boden liegenden v. Grollmann einen gewaltigen Kolbenstoß auf die Brust, daß er zurücktaumelnd mit schwacher Stimme ausrief: „Dieß ist mein Todesstoß!“ Ueber diese unbarmherzige Behandlung zur Verzweiflung gebracht, rissen die beiden Gefangenen die beiden Gefangenen die Bajonnette dieser Unmenschen gegen ihre wehrlose Brust und baten mit flehenden Geberden, ihr Leben auf einmal zu endigen. Ihr Flehen wurde nicht erhört, und in neuen Grausamkeiten sich erschöpfend, verließ endlich die gefühllose Schaar, ermüdet von den wiederholten Gräuelthaten, die unglücklichen Schlachtopfer ihrer barbarischen Wuth.

Ein freudiges Gefühl ergreift uns, wenn wir in einem solchen schaudererregenden Gemälde Züge menschenfreundlicher Theilnahme wieder auffinden, und mit wahrem Vergnügen erzählen wir nach jenen wilden Ausbrüchen barbarischer Rohheit die edlen Gesinnungen eines Theilnehmenden Menschenfreundes, die als glänzende Lichtpunkte in dunkler Nacht strahlen. — Besser, als es unsere Feder vermögend ist, wird sich unser Leser die Empfindungen ausmalen, womit die beiden Gefangenen die Nacht nach jenen grausamen Mißhandlungen zubrachten. Der Schlaf, sonst ein milder Tröster für alle Leiden und Drangsale, floh ihr ärmliches Lager und bei den furchtbaren Schmerzen der erlittenen Schläge schloß kein erquickender Schlummer ihre müden Augen. Wechselweise richtete der Eine an seinen Leidensgefährten die Frage, ob er noch lebe, und wachend fand sie der anbrechende Tag auf ihrem Strohlager. In diesem trostlosen Zustande ward ihr Ohr durch die freundlichen Klänge der vaterländischen Sprache freudig überrascht. Wer könnte ihr Entzücken beschreiben, als sie in einem Augenblicke, wo sie ganz verlassen sich fühlten, in ihrer Muttersprache angeredet wurden.

Der Verwalter des Edelhofes, der ihnen schon früher eine freundliche Theilnahme bewiesen hatte, war mit einem russischen Dragonerrittmeister in ihre Stube getreten. Auf eine herzliche Weise bot ihnen Albrecht, so hieß dieser menschenfreundliche Offizier, seine Hülfe an, ließ ihnen Kleidungsstücke verabreichen und auf dem Edelhofe einquartieren. Hier versorgte sie für edler Beschützer reichlich mit Lebensmitteln und zwang den herbeigerufenen Ordensgeistlichen, dessen Gefühllosigkeit derselbe mit Abscheu angesehen hatte, ihnen wegen der erlittenen Mißhandlungen Abbitte zu thun und dem Oberstlieutenant v. Grollmann die zurückbehaltenen Orden wieder einzuhändigen. Unermüdet war derselbe jetzt für die Bequemlichkeit der beiden Gefangenen besorgt und eifrig schien er bemüht, durch seine freundliche Zuvorkommenheit und liebevolle Behandlung die vielen Drangsale und Leiden, die sie von seinen Landsleuten erduldet, wieder gut zu machen. Nachdem sich ihre Gesundheit etwas erholt hatte und ihr Körper bei der kräftigen Nahrung ziemlich gestärkt war, ließ sie Albrecht unter Escorte einiger Dragoner nach Susmorgen bringen, woselbst er ihnen bei einem Juden eine gastliche Aufnahme besorgt hatte. Hier trennte sich ihr edler Beschützer von ihnen. Schmerzlich war für sie die Stunde seines Scheidens. Ihr heißer Dank und ihre Segenswünsche begleiteten ihn auf die Ruhmvolle Bahn des Krieges, wohin dieser brave Offizier, der sich so liebevoll ihrer angenommen hatte, gerufen wurde.

Albrecht hatte zu ihrem Schutze einige Dragoner zurückgelassen, mit dem Auftrage, die beiden Gefangenen nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Wilna zu geleiten. Ihr jetziger

Digitized by Google

Aufenthalt war ein unbedeutendes Städchen, das größtentheils Juden bewohnten. Im Laufe dieses verheerenden Feldzuges war solches mehreremale von französischen Truppen und russischen Nachzüglern geplündert worden, wodurch die Lebensmittel sehr spärlich wurden. Demungeachtet hielten die beiden Gefangenen ihren Aufenthalt bei den Juden für eine Freistätte, die übrigens manches Unbequeme hatte. Die Stube, welche sie bewohnten, war der Versammlungsort zum israelitischen Gottesdienste, und bald verspürten sie wieder jene lästige Einquartirung von Ungeziefer, davon sie durch die von ihrem frühreren Beschützer ihnen verabreichten frischen Hemden befreit worden waren.

Fortsetzung folgt.)

## Thiers.

Kein vornehmes Knie schaukelte Hrn. Thiers in seiner Kindheit. Arm geboren, bedurfte er des Glücks; in Dunkelheit zur Welt gekommen, bedurfte er eines Namens. Von Begierden verzehrt, wie alle lebhaft Empfindenden, verdankt er den Anfang seiner Wohlhabenheit dem Hrn. Laffite, seinen Ruf aber seinem eigenen Talent. Indeß ohne die Revolution von 1830 würde Hr. Thiers noch heute weher Wähler noch wählbar, weder Deputirter noch Minister seyn, ja nicht einmal Akademiker; er wäre in der Achtung einer litterarischen Coterie ergraut.

Es fehlt Hrn. Thiers an Figur, an Schnitt, an Eleganz. Seine näselnde Stimme zerreißt das Ohr. Der Marmor der Rednerbühne reicht ihm bis zur Schulter und verbirgt ihn fast den Zuhörern. Dazu kömmt, daß Niemand an ihn glaubt, er selbst nicht einmal, und seine sprichwörtlich gewordene Durchtriebenheit müßte das Bischen moralische Täuschung vollends vernichten, wovon man sich einnehmen lassen könnte, wenn man ihn hört. Stiefmütterlich von der Natur behandelt, von Freunden und Freunden mit Mißtrauen betrachtet, hat er Alles gegen sich, und doch, wenn dieser kleine Mann sich der Rednerbühne bemächtigt, ist er dort so zu Hause und entwickelt so viel Geist, daß man sich, in Ermangelung eines andern Eindrucks, dies daran ergötzt, ihn zu hören. Nicht daß er sich in schlagenden Witzworten erginge, wie Dupin, nicht daß er den gewichtigen Ausdruck Odilon Barrot's, oder Mauguin's scharfen Spott, oder Sauzet's sanft wallende Beredsamkeit, oder Guizot's hohe, logische Denkkraft besäße; nein, er ist ein Talent für sich, das weder von nah' noch von fern irgend Jemanden gleicht. Seine Vorträge sind keine Reden, es ist ein bloßes Plaudern, aber lebhaft, glänzend, leicht, beweglich, voll Feuer, mit geschichtlichen Erinnerungen, mit Anekdoten und feinen Betrachtungen durchwebt, und das Alles wird mit einer unvergleichlichen Sprachgewandtheit vorgetragen, abgebrochen, verbunden, aufgelöst und wieder angeknüpft. Der Gedanke entspringt in diesem Kopfe so schnell, daß man glauben sollte, er sey schon geboren, ehe er noch empfangen worden. Die ungeheuren Lungen eines Riesen würden nicht ausreichen, die Worte die es geisteichen Zwerges von sich zu geben. Es scheint, die Natur, stets mitleidsvoll auf Entschädigung bedacht, wollte bei ihm die ganze Kraft der Mannheit in das zarte Organ der Lufträder zusammendrängen. Sein Wort fliegt mit einer Leichtigkeit dahin, wie der Flügel des Kolibri, und dringt so rasch in's Mark, daß man sich verwundet fühlt, ehe man noch weiß, woher der Streich kommt. Zuweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu antworten, und dann schießt er seine Entgegnung mit verdiffender Sicherheit ab. Bietet eine Theorie mehrere Gesichtspunkte dar, falsche und richtige, so gruppirt er sie, mischt sie unter einander und läßt sie mit so geschickter Hand vor Euch spielen und hin und wieder strahlen, daß Ihr nicht Zeit habt, im schnellen Vorübergaukeln den Sophismus gewahr zu werden. Ich weiß nicht, ob die Regellosigkeit seiner Improvisationen, die nur zusammenhängende Anhäufung so vieler herrenter Sätze, das wunderliche Gemisch all dieser Gedanken und Töne ein Erzeugniß der Kunst ist; aber von allen Rednern ist er derjenige, der am leichtesten zu widerlegen, wenn man ihn liest, und am schwersten, wenn man ihn hört. Er ist der unterhaltendste unserer politischen Taugenichte, der scharfsinnigste unserer Sophisten, der gewandteste und dienendste unserer Gaukler.

Thiers liebt den Besitz der Gewalt, nicht um der Gewalt selbst, sondern um des Wohlstandes willen, den sie gewährt. Guizot findet seinen Stolz, Thiers sein Behagen darin. Da er zwei Drittheile seines Lebens hindurch die Genüsse des Reichthums entbehrt hat, so weidet er sich jetzt daran mit der Gier und Ischsucht eines Nimmersatt. Thiers ist ein geistreicher Dämon. Der Geist sitzt ihm, möchte man sagen, in allen Winkeln des Mundes und bis in die Nägelspitzen hinauf. In seinem Wesen hat er viel ähnliches mit Voltaire, gebrechlich, nervös, flüchtig, für jeden Eindruck empfänglich. Er ist eigensinnig und störrisch wie ein Kind und will doch gravitätisch seyn wie ein Philosoph. Mehr Literat als Staatsmann, und wiederum mehr Kunstfreund als Literat, enthusiasmirt er sich gewaltig für ein etruskes Gefäß, wenig für die Freiheit. Seine ehemalige Begeisterung für unsere großen Revolutionsmänner war nur die Aufwallung des Jünglings und des Schülers, wenig sich, ihm unbewußt, der Neger, damals noch nichts zu seyn, mit dem unbestimmten Drange, eine bedeutende Person zu werden, durcheinander mischte. Aber der Mißbrauch der Genüsse, welche die Monarchie bietet, verwechselte bald sein Blut; er stieg in Athzügen von der zu vier Stufen die Treppe von der Dachstube zum Salon hinab und wiegte sich auf den schönen goldburchwirkten Sophas, als hätte er nie anders gesessen; ein großer Herr aus Instinkt, wie andere es durch Geburt und Gewohnheit sind.

Aus Leichtsinn ein Zweifler in der Moral, in der Religion, in der Politik, in der Litteratur und fast in Allem, wird er durch keine Wahrheit tief ergriffen und lacht über jede aufrichtige, gründliche Hingebung an die Sache des Volks. Er gleicht einem Wasserstoff, der an der Sonne in allen Farben schillert, ohne daß eine einzige ihm eigen ist, und dessen leckeres Gewebe ihn durchsichtig macht. Man frage ihn nicht nach seinen Ueberzeugungen; er zweifelt an Allem; man verlange nicht Proben der Mannhaftigkeit von ihm; sein Temperament sträubt sich dagegen. Ihr wollt nicht, daß er spaße; aber wenn ihm nun Alles spaßhaft scheint! Ihr wollt nicht, daß er über Euch spotte; aber spottet er doch über sich selbst! Man vertraue ihm, wenn man will, die Marine an, oder den Krieg, das Innere, die Justiz, die Diplomatie; nur lasse man keine Millionen zu seiner Verfügung, und besonders keine Hunderte von Millionen, denn sie würden wie Wasser durch seine Finger rinnen. Mit der Leichtfertigkeit im Geldausgeben verbindet er eine eigene Art, darüber Rechenschaft abzulegen, die nicht für Jeden ist; er nennt dies sehr artig, die Kunst, die Ziffern zu gruppiren.

Thiers ist im Stande, vierzehn Stunden hintereinander ununterbrochen zu arbeiten, dann kann man wieder einen Monat lang seiner Bequemlichkeit auch nicht eine Unterzeichnung abgewinnen. Er mag ein guter Minister für das Parlament seyn, für die Verwaltung aber ist er es nicht.

## Ein Frankfurter Jude als Cicerone.

Nach Frankfurt war ein Engländer gekommen, und im Gasthof zum Schwan abgestiegen. Dort fragt er einen Juden, wo der Bankier Bethmann wohne, er selle es ihm zeigen. Nun wohnt Bethmann etwa hundert Schritte vom weißen Schwan entfernt. Mein Jude denkt aber: was wird er mit geben, 6 Kreuzer wenn's viel ist. Ich will ihn aber führen den Inselmann, daß er sagen soll, London wär' erst halb so groß als die freie Stadt Frankfurt. Er führt ihn also durch die Judengasse, zum Hanauer Thor hinaus, zum Obermainthore herein, über die Mainbrücke nach Sachsenhausen, fährt mit ihm in einem Kahne

Digitized by Google

unten an Metzgerthor herüber, passirt die Buchgasse, den Roßmarkt, und endlich durch die neue Mainzergasse den Hirschgraben hinab zu Bethmann. Unser Engländer schwitzt wie ein Rennaus, als er ins Bureau tritt, das man eben schließen wollte. „Godedam, wie ist die Stadt Frankfurt so groß, sagte er, es wundert mich, daß hier keine Omnibus sind; mein Führer hat wohl seinen Thaler verdient! — Bethmann, der etwas staunte, bemerkte ihm, daß er fast zu spät käme mit seinem Wechsel. Es ist nicht meine Schuld, erwiederte der Engländer, seit zehn Uhr bin ich auf den Beinen, um hieher zu kommen. „Sie wohnen so weit? Wo logiren Sie denn?" fragte man ihn mehr erstaunt. „Im weissen Schwan." Bethmann konnte kaum vor Lachen ihm antworten, da man nur einige Schritte braucht, um vom weißen Schwan auf sein Bureau zu kommen. Der Engländer wollte dieß nicht glauben; denn er hatte einen Führer, der die Stadt auswendig kennt, und der ihn zweimal übers Wasser geführt. Der Führer, der wahrscheinlich eine ähnliche Rückreise im Sinne hatte, wartete an der Thüre. Man rief ihn. Bethmann nahm ihn hart, aber lachend her. „Was wollen Euer Hochwohlgeboren," sagte der Jude, „morgen ist Schabbes, und ich bin arm. Wenn ich ihm so herübergeführt, hätte er mir gegeben 6 Kreuzer. Uebrigens schelut mir der Herr ein englischer literarischer Reisender zu seyn, und der wird in seinem Taschenbuch Wunder was von der großen Stadt Frankfurt erzählen. Er hat schon eine Speculation gemacht, um eine fliegende Brücke am Metzgerthor über den Main zu machen, oder ein Tunnel zu bauen; da die Passage da so nöthig wäre." Bethmann lachte nun herzlich und schenkte das Dopp lte dem Juden, der sich vor dem Engländer aus dem Staube machte, weil dieser ihn boxen wollte.

## Pot-Pourri.

### Abd-el-Kader.

Ein Kürtzich in Berlin erschienenes Schriftchen: „Abd-el-Kader oder drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren," von J. C. Brendt, wird sehr gelobt. Die äußere Erscheinung des vielbesprochenen Häuptlings schildert der Verfasser so: „Abdel Kader ist ein junger Mann, er zählte damals (1835) ungefähr 30 oder 31 Jahre. Er ist klein und schlank, wohlgebaut, seine Farbe sehr weiß, und der Ausdruck seines Gesichts edel und durchaus milde. Seine Augen sind blaugrau, aber blitzend, sein Bart schwarz und wohlgeordnet, seine Zähne, denen ein halber Vorzahn fehlt, blendend weiß und gesund, seine Stimme tief, aber wohlklingend. Auf der Stirn, auf der rechten Wange und auf der rechten Hand trägt er eine kleine Tättowirung in der Gestalt einer verzierten Raute." In unsern Tagen wird doch die Geschichte recht sorgfältig verzeichnet: selbst Abd-el-Kaders abgebrochener Zahn kommt auf spätere Geschlechter.

### Erfindungen.

Ein Professor der Mathematik in Paris, mit Namen Lebiau, hat eine neue Kriegsmaschine erfunden. Es ist ein Kugelsieb, um Bomben zu schleudern, das 100,000 Kugeln auf einmal, von einem einzigen Menschen bedient, auszuspeien im Stande ist. Er nennt seine Erfindung „algierische Kartätschen" und meynt, sie würde Wunder unter den Beduinen thun. Ihre Verheerungen sollen jedoch so grausam seyn, daß man glaubt, die französische Regierung werde keinen Gebrauch davon machen.

Ein als scharfsinniger Mechaniker bekannter Lieutenant, Jack in Westeraas (Schweden), soll ein schußfreies Dampfschiff erfunden haben, d. h. ein solches, das durch eine starke Bedeckung aus Eisen gesichert wäre, durch feindliche Beschießung nicht in den Grund gebohrt, oder an seiner Maschinerie verletzt werden zu können.

## Anekdoten.

### Verhaftungs-Anzeige.

Im „Aarauer-Wochenblatt" vom 28. Februar steht folgendes: An meine Mutter. Nicht wegen Diebstahl, sollte man Dir von mir erzählen, sondern wegen Schlägereien sitze ich hier in Aarau. Es sollte wohl gestohlen werden, aber von andern Leuten, die auch inhaftirt sind. Ich habe blos in demselben Wirthshause wegen ungebührlicher Zechanforderung den Kellner auf den Kopf getipft, daß er für todt weggetragen wurde. Das war Alles. Wo Du hingereist bist, Mutter, weiß ich nicht, aber schick' Geld; hier bleib ich, so ungern ich auch muß; schick' Geld, Mutter, auf jeden Fall werd' ich die Zeche bezahlen müssen. Thomas Wüstly.

### Falsche Demonstration.

In einem alten Stücke hatte ein Schauspieler eine Vaterrolle, und in einer Scene mit seinem Sohne war ihm Folgendes vorgeschrieben: Vater (kopfschüttelnd): Sohn das ist nicht gut gethan! — Dis erecutirte der Darsteller so, daß er den Sohn bei den Haaren faßte und ihm tüchtig den Kopf schüttelte.

### Theatergagen von vormals.

Der Gagen-Etat des Gothaer Hoftheaters war im Jahre 1778 folgender: Eckhof erhielt wöchentlich 12 Thaler und jährlich 9 Klafter Holz, Iffland 5 Thlr. wöchentlich und jährlich 4 Klafter Holz, Beck wöchentlich 1 Thlr. 15 Sgr. und kein Holz.

Als unlängst Gutzkow's „Richard Savage" auf der Oldenburger Bühne gegeben wurde, und das Publikum über die langen Pausen in den Zwischenakten unzufrieden schien, bemerkte ein Spaßvogel begütigend: „dieß geschehe absichtlich, weil auf dem Komödienzettel stehe, daß zwischen jedem Akte ein Frittaum von einer Woche liege."

## Die Mädcher.

(Aus Franz v. Kobells Gedichten in hochdeutscher, oberbayer'scher und pfälzischer Mundart.)

Es sitzt drei Mädcher beinanner am Haus'
Un plaudre' un singe' un spinne',
Do sächt die een', so schön wie mer Schatz,
So werd' mer keen zweete mehr finne;
Mich freut's nor, daß er Trumpeter is,
Do is aach die Uneform schöner
Als beima Gemeene', er macht so en' Staat
Und fleicht der daher, wie nor keener.
Do sächt die anner, des is schun wohr,
Doch will ich dich d'rum nit benelde',
Dann bei eme Kuß hoscht 's G'schicht voller Hoor,
Ich kann die Schnorrbärt nit leide';
Mei' Ferdinand sich, des is a Jung,
Is fein und glatt wie a Mädche',
Is aach nit so wild un flucht nit a so
Un solcht wie a Lamm am a Fädche'. —
Die dritt' sächt nix un spinnt und spinnt,
Is fleißich grad wie a Bienche',
Die is noch gar jung, weeß nix nun der Lieb',
A gar niedlich Blondinche',
Jetz reißt ihr der Fad'm, do bückt e sich,
Ei was, wie is mer geschehe',
Do hab' ich a Briefche von Rose'papier
Versteckt unner'm Halstuch gesehe',
Ei Dunner, jetz hoi die aach en' Schatz,
Wie kann man so leicht sich betriche',
Die's länger schun treibt', die red' dervun,
Die anfange', sin gar verschwiche'!

Digitized by Google

**№ 15.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Leidensgeschichte des badischen Oberst-Lieutenants v. Grollmann in dem Feldzuge von Rußland 1812. — Skizze aus St. Petersburg. — Die Kapelle der Jungfrau von Orleans. — Die hundertjährigen Ehegatten. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Logogriph.

## Leidens-Geschichte des badischen Oberst-Lieutenants v. Grollmann in dem Feldzuge von Rußland 1812.

(Fortsetzung.)

Schon nach einigen Tagen war der Hebräer, welcher während Albrecht's Anwesenheit sich immer sehr gefällig gezeigt hatte, seiner aufgedrungenen Gäste überdrüßig und äußerte seinen Unwillen über ihre Gegenwart auf eine recht auffallende Weise. Eine Wiederholung jener Unbilden befürchtend, die sie bei dem Ordensgeistlichen erduldet hatten, bestimmte dieß die beiden Gefangenen, mit den zum Schutz ihnen zurückgelassenen Dragonern nach Wilna aufzubrechen. Während seines Aufenthaltes zu Susmorgen hatte sich Grollmann wieder so weit erholt, daß er einen rührenden Brief an den Großfürsten Konstantin schreiben konnte, worin er, mit eben so treuen als lebendigen Farben ihre traurige Lage schildernd, sich und seinen Gefährten dessen Schutze empfahl.

Mit einem Transport gefangener Franzosen, die von Juden escortirt wurden, traten unsere Unglücksbrüder ihren Rückweg nach Wilna an, das sie vor wenigen Wochen mit ganz anderen Aussichten verlassen hatten. Nur eine kleine Zahl der gefangenen Franzosen erreichte das Ziel ihrer Reise; sie wurden von der israelitischen Escorte auf die grausamste Weise mißhandelt und starben großentheils unter Wieges. Durch den Schutz der Dragoner waren G. und sein Begleiter vor ähnlichen Mißhandlungen gesichert; doch hatten sie auf ihrem beschwerlichen Marsche mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen. Die Ortschaften auf der großen Straße waren meistens entvölkert und in der Regel bezeichneten nur Schutthaufen die Stellen, wo früher Dörfer und Städte gestanden hatten. Die Gefangenen mußten daher in seitwärts der Straße gelegenen Ortschaften untergebracht werden, wo die spärlich verabreichte Nahrung nur nothdürftig ihr elendes Dasein fristen konnte. Nach fünf beschwerlichen Tagrmärschen erreichten sie endlich das Ziel ihrer Wanderung. Auf die anhaltend strenge Kälte war am letzten Tage Thauwetter eingetreten. Ein kalter, mit Schneegestöber vermischter Regenschauer hatte die Gefangenen bis auf den Körper durchnäßt. Des Nachmittags um 2 Uhr in Wilna ankommend, wurden sie vor dem Gouvernementsgebäude aufgestellt. Grollmann dessen Gesundheit auf dem beschwerlichen Marsche sehr gelitten hatte, trat aus den Reihen der Gefangenen und bat den Adjutanten, der sie abgezählt und übernommen hatte, um die Begünstigung, dem Gouverneur vorgestellt zu werden, indem er ihn von seinem Range in Kenntniß setzte. Ungeachtet dieser gehäßliche Mensch der französischen Sprache, worin Grollmann ihn angredet, mächtig war, würdigte derselbe den kranken Offizier keiner Antwort und entfernte sich, ihm mit verächtlicher Geringschätzung den Rücken zuwendend. Die Gefangenen wurden hierauf von Polizei-Soldaten bewacht und mußten unter freiem Himmel in ihrer durchnäßten Kleidung, und ohne die geringste Nahrung zur Stillung ihres Hungers zu erhalten, auf die Entscheidung ihres Loses warten.

Schon hatte die Nacht ihre dunklen Schatten über Wilna ausgebreitet, als nach langem Harren endlich der Befehl kam, die Gefangenen nach einem unweit der Stadt gelegenen Hospitale zu bringen. Ihr Weg führte sie über ein vom Thauwetter angeschwelltes Wasser, welches die von Strapazen erschöpften Krieger passiren mußten. An ihrem Bestimmungsort angelangt, ward ihnen von dem Aufseher unter dem Vorwande, daß es an Raum zu ihrer Aufnahme gebreche, der Eintritt verweigert. Die Polizeisoldaten entfernten sich hierauf und überließen die hilflosen Gefangenen ihrem Schicksale. Des langen vergeblichen Wartens überdrüssig, zerstreuten sich nach und nach die übrigen Gefangenen und bald befand sich Grollmann mit seinem Begleiter allein vor dem Hospitalsgebäude. Noch einmal wollten sie den Versuch wagen, ob es ihnen nicht gelänge, des Verwalters Mitleiden zu erregen. Auf die vor dem Hause befindliche, einige Treppen hohe Estrade steigend, ward ihnen auf wiederholtes Pochen die Thüre geöffnet. Der Aufseher erschien von einigen Dienern begleitet. Flehentlich baten sie um Einlaß; doch dieser Unmensch, über die wiederholte Störung seiner Ruhe aufgebracht, ließ sie mit höhnendem Spotte die Estrade hinunterwerfen. Nach dieser unbarmherzigen Behandlung beschloß Grollmann und sein Leidensgefährte in die Stadt zurückzukehren, um vielleicht dort ein schützendes Obdach zu finden.

An der Brücke, welche über das Flüßchen Wilia führt, bereits angekommen, wurden sie mit Kolbenstößen von dem wachehaltenden Posten zurückgewiesen. Schrecklich war jetzt ihre Lage, der Eingang in die Stadt gesperrt und an ein Unterkommen in dem ungastlichen Hospitale nicht zu denken; da glänzte ihnen in einem, seitwärts der Straße schimmernden Lichte ein neuer Hoffnungsstrahl. Sie wanderten darauf zu und kamen, im Finstern einen für ihren erschöpften Körper äußerst beschwerlichen Weg zurücklegend, an ein isolirt stehendes Haus. Auf ihr Pochen wurde die Thüre geöffnet und man denke sich ihre freudige Ueberraschung, als sie, in die Stube tretend, einige Dragoner von demselben Regimente erblickten, derer Waffenbrüder sich früher so freundlich gegen sie benommen hatten und von welchen sie eine ähnliche Behandlung erwarteten. Nur zu bald sollten sie aber aus ihrem Irrthume gerissen werden und sich überzeugen, daß unter dem nämlichen Gewande nicht immer ein gleich gefühlvolles Herz schlage. Ihr Flehen um ein gastfreies Nachtquartier ging an tauben Ohren vorüber. Unbarmherzig wurden sie in das Dunkel der Nacht auf die Straße hinausgestoßen und einer dieser Unmenschen war noch so grausam, sie eines Tornisters mit Lebensmitteln zu berauben, welchen Hudbauer auf der Straße gefunden und zur Fristung ihres elenden Daseins mit sich geschleppt hatte. So sollten Beutelust und Raubgier selbst an den im gränzenlosen Elende schmachtenden Gefangenen ihre barbarische Rohheit äußern.

Von ebreen Gefangnungen war der Besitzer des Hauses durchdrungen. Ihnen nachteilend, führte sie derselbe in ein unweit gelegenes Häuschen, das er ihnen als Obdach für diese Nacht anbot, wobei er mit theilnehmender Freundlichkeit ihnen ein ganzes Brod zur Stillung ihres Hungers einhändigte. Der Horizont hatte sich in dieser Nacht wieder aufgeheitert und der kalte Nord-

Digitized by Google

wind verbreitete eine furchtbare Kälte in ihrer Wohnung, die ihnen ohne Feuerung nur geringen Schutz bot. In ihren durchnäßten Kleidern warfen sich die beiden Leidensgefährten auf den kalten Stubendoden und verlebten, bald erstarrt vom Froste eine schreckliche Nacht. Gegenseitig suchten sie in ihrem trostlosen Zustande sich aufzurichten und mit wehmüthiger Theilnahme fragte Einer den Andern, ob ihn der Tod von seinen Leiden schon befreit habe. — Kaum fing der Tag an zu grauen, so waren sie von Neuem auf ihre Rettung bedacht. Noch einmal versuchten sie, in die Stadt zu kommen, was indeß eben so unglücklich wie in der vergangenen Nacht ausfiel; mit ähnlichen Mißhandlungen wurden sie von dem Wachtposten an der Wilia zurückgewiesen.

In dieser trostlosen Stimmung sollten sie durch den deutschen Gruß eines Vorübergehenden freudig überrascht werden. Es war ein bayerischer Offizier, der ihnen längs des Gebirges, das gegen Mitternacht Wilna begränzt, einen Weg zeigte. Solchen einschlagend, mußten sie öfters bis über die Kniee im Schnee waten, bis sie endlich nach ihrer beschwerlichen Wanderung auf dieser Seite das Thor von Wilna erreichten. Ungehindert passirten sie es und kamen, ohne ferner aufgehalten zu werden, im Hotel von Wilna an, das noch von den zurückgebliebenen Badenern bewohnt war.

Mit Staunen wurden die beiden Jammergestalten von den Umstehenden betrachtet, Keiner konnte in diesen todtenähnlichen Gerippen die frühern Freunde wieder erkennen und als sie ihren Namen genannt hatten, suchten ihre Kameraden noch mit zweifelnder Miene bekannte Züge in ihren abgezehrten, durch tausendfache Leiden entstellten Gesichtern aufzufinden. Wie sie aber von ihren Waffenbrüdern endlich erkannt wurden, so sollte sie die herzlichste Theilnahme an ihrem Schicksale auf eine rührende Weise überraschen. In einem edlen Wettstreite waren Alle bemüht, sich ihnen hülfreich zu zeigen; ein Jeder wollte sein Letztes mit ihnen theilen und Alle überboten sich in einem schönen Eifer einer freundlichen Zuvorkommenheit. Ungeachtet die gefangenen Offiziere selbst in einer äußerst bedrängten Lage sich befanden, wollten sie mit Freuden alle Bequemlichkeiten aufopfern, um den beiden Leidensbrüdern ihr Loos möglichst zu erleichtern. Nur wer in ähnlicher Lage sich befunden hat, wer im tiefsten menschlichen Elende durch die hülfreiche Hand eines theilnehmenden Freundes aufgerichtet wurde, kann sich einen Begriff von den freudigen Empfindungen machen, welche nach so gräßlichen Erduldungen die schönen Beweise herzlicher Theilnahme auf das Gemüth Grollmann's und seines treuen Begleiters im Unglück hervorbringen mußten. Mit Rührung lesen wir die darüberen Empfindungen, von welchen Hudbauer bei einer gefühlvollen Schilderung dieser freudigen Epoche seiner Gefangenschaft durchdrungen ist und wie er, selbst nach vielen Jahren, noch dem Andenken jener braven Kameraden einen heißen Dank in seinem Tagebuche ausspricht.

Die Reihen von namenlosen Leiden, welche Grollmann und sein Begleiter seit ihrer Gefangenschaft erduldet hatten, schienen geschlossen. Auf eine finstere Schreckensnacht schien das Morgenroth einer freundlichen Zukunft für sie anzubrechen. Schon am folgenden Morgen nach ihrer Ankunft hatte sich ein russischer Offizier nach Grollmann erkundigt. Von dem Großfürsten Konstantin nach Susmorgen beordert, hatte derselbe seine Abreise daselbst erfahren. Wie viele Leiden wären den beiden Unglücksgefährten erspart worden, würde sie dieser Offizier noch angetroffen haben. Sich von Grollmanns hülfslosem Zustande überzeugend, beeilte sich derselbe, dem Großfürsten eine treue Schilderung zu machen und kam bald zurück, ihm eine Summe von 100 Rubeln mit dem Auftrage zustellend, sich schleunigst zu equipiren, um vor dem russischen Kaiser und dem Großfürsten persönlich zu erscheinen.

Die freudigen Hoffnungen, welche Grollmann und die übrigen Gefangenen in dieser Unterredung für eine günstige Veränderung ihres traurigen Geschickes sahen, sollten nicht in Erfüllung gehen. Die plötzliche Ruhe, welche auf jene schrecklichen Leiden gefolgt war, hatte zerstörend auf die Gesundheit des Erstern gewirkt, und bei den heftigen Brustschmerzen, woran er seit jenem von einem unmenschlichen Barbaren in Kätowitschen ihm versetzten Kolbenstoße litt, konnte sich derselbe kaum von seinem Lager aufrichten und mußte somit auf die Gnade verzichten, dem russischen Kaiser vorgestellt zu werden. Höhst niederschlagend war für ihn der Gedanke, daß mit der Adreise jener ihm huldreich gestimmten Fürsten, welche schon nach einigen Tagen erfolgte, wieder jeder Hoffnungsschimmer verschwinden mußte. In dieser trostlosen Stimmung suchte G. durch folgendes Schreiben an den Großherzog Karl, welches er seinem Leidensgefährten in die Feder diktirte, eine günstige Wendung seines traurigen Geschicks zu bewirken.

„Durchlauchtigster Großherzog! Durch den braven Handelsmann Goldschmidt, der im Begriff ist, seine Rückreise in's Vaterland anzutreten, wage ich es, E. k. H. von meiner hülflosen Lage Nachricht zu geben. Ich hatte mich des höchsten Schutzes Sr. M. des Kaisers aller Reussen zu erfreuen, Höchstwelcher, gerührt von meinem traurigen Schicksale, mir Unterstützung und Freiheit zusagen ließen. Seit dieser Zeit hat sich meine Gesundheit von Tag zu Tag verschlimmert. Ich habe eine schreckliche Krankheit durchgemacht und befinde mich gegenwärtig noch auf keiner solchen Wiedergenesung. Aller Mittel beraubt, wage ich es, die tiefste erprobte Gnade E. k. H. anzuflehen und höchstdieselben zu bitten, mich durch Mittheilung einer Geldsumme über Wien aus meiner verzweiflungsvollen Lage zu retten. Wollten E. k. H. Ihren Generaladjutanten unmittelbar beim russischen Hofe reklamiren, so bin ich überzeugt, daß Höchstihrem Wunsche entsprochen werde. Frißt mir die Vorsehung mein Leben, und ist es mir vergönnt, zu den Füßen E. k. H. meine Dankgefühle auszusprechen, so werden Höchstdieselben mit erstaunen vernehmen, zu welchen Erduldungen der Mensch fähig ist, wenn ihn unter den schrecklichsten Qualen und furchtdarsten Leiden das schöne Gefühl für Fürst und Vaterland beseelt. E. k. H. ꝛc. Wilna, den 30 Jan. 1813. v. G."

Nur kurze Zeit sollte die Hoffnung zu Grollmanns Wiedergenesung dauern. Seine Brustschmerzen stellten sich heftiger als jemals ein; dazu kam noch ein nervöses Fieber, welches eine baldige Auflösung voraussehen ließ. Mit liebendet Sorgfalt weilte Hudbauer an seinem Krankenlager und war bemüht, durch unermüdete Pflege und freundliche Hülfeleistungen ihm die Leiden einer schmerzlichen Krankheit zu versüßen. In diesem schönen Eifer ward er von einem Theilnehmenden Arzte freundlich unterstützt, der nichts unversucht ließ, Grollmann zu retten. Vergebens erschöpfte sich die Heilkunst in allen erdenklichen Mitteln. Sein Geist blieb stark, der Körper mußte jenen namenlosen Erduldungen und unbeschreiblichen Leiden erliegen. Am zehnten Tage nach Abgang des Schreibens, worin Grollmann den Großherzog Karl um Aenderung seiner traurigen Lage gebeten hatte, befreite ihn der Tod von allen Leiden, und mit tiefer Wehmuth begleitete der treue Gefährte im Unglück seine Asche zur letzten Ruhestätte.

(Schluß folgt.)

## Skizze aus St. Petersburg.

Der Czar Peter der Große würde schwerlich mehr die Stadt erkennen, welche er aus einem Sumpfe emstehen ließ. Petersburg hat sich gleich dem russischen Reiche umgewandelt. Die Feinheit der Sitten daselbst stimmt jetzt mit der Pracht und Schönheit der Gebäude vollkommen überein. Es ist in der That eine schwere Aufgabe, drei einem neuen Volke zugleich die geistige Belehrung und die materielle Entwickelung zu bewirken; doch wußte sie Nicolaus nach Alexander vortrefflich zu lösen. Allerdings ist er unumschränkter Herr, und findet dabei keine Hin-

Digitized by Google

dernisse in den Ueberlieferungen einer Gegenmacht, oder in der Lehre der Religion, für die er vielmehr als Eiferer auftritt. Man kennt die Worte, die er einst an den berühmten Diplomaten Friedrich von Gentz, den Freund des Fürsten Metternich richtete: „die Aufrechthaltung der Macht ist das sicherste Heilmittel für die Aufregungen in den alten Staaten.“ — Kaiser Nicolaus, der vorzüglichen Geschäftstact besitzt, ist zugleich ein feiner und gewandter Redner, ein liebenswürdiger Gesellschafter; seine Zuvorkommenheit und Gefälligkeit machen es jedem weit leichter, sich an ihn, wie an seine Minister zu wenden. — Man sieht ihn oft in der Mitte seiner Familie, umgeben von dem Thronfolger, dem jüngern Bruder, den Großfürstinnen Olga und Marie. Diese scheint ihre Vermählung mit dem Herzog von Leuchtenberg durchaus nicht von dem kaiserlichen Familienkreise getrennt, derselbe durch ihre Verbindung mit diesem schönen ritterlichen Fürsten nur ein Mitglied mehr erhalten zu haben. — Bei den Empfangsfeierlichkeiten im Winterpalaste sieht man diesen schönen Familienkreis in seiner vollen Pracht und seinem herrlichsten Glanze. Tausende von Kerzen, von den schönsten Malachit-Candelabern wiedergespiegelt, die prachtvollen Jaspis-Säulen, vergoldete Thüren bienden den Eintretenden; er glaubt sich wirklich in einem Sonnentempel versetzt. Die Kaiserin erscheint mit Diamanten überstet; ein blauer Sammtmantel wallt von den Schultern, auf einem hohen, nationalen Kopfputze funkin die herrlichsten orientalischen Rubinen, und ein langer kostbarer Schleier fällt auf den Mantel herab. Eine der anziehendsten Scenen in dem engern Kreise der kaiserlichen Familie ist der Handkuß der Kaiserin. Alexandria-Feodorowna stützt sich dabei auf die Lehne eines in der Mitte des Zimmers befindlichen Sopha's; jeder Eingeladene nähert sich auf einen Wink des Geoß-Ceremonienmeisters der Kaiserin, küßt ihr ehrfurchtsvoll die Hand, und geht dann um das Sopha herum durch eine Seitenthür in den engern Cirkel. — Der Kaiser wohnt allen Festen im Palaste Anitschoff bei, wo der feinste Luxus dem zu Windsor und in den Tuilerien nicht nachsteht. Er nimmt hier selbst an allen Gesellschaftsspielen Theil, und gefällt sich darin, einige seiner ernsten Minister Comödie spielen zu sehen. So gab z. B. Hr. v. Nesselrede in einer theatralischen Vorstellung bei der Kaiserin trotz seiner Bitte die Rolle des Confucius. — Die Sitte oder wenn man will der Aberglaube des Landes unterwirft den Kaiser oft harter Beschwerde. Die Taufe der Gewässer der Newa, welche an die Vermählung der Dogen von Venedig mit dem Meere erinnert, ist eines der prachtvollsten aber auch beschwerlichsten Schauspiele. Der Kaiser muß ihr beiwohnen, und sich vom Primas des Reichs mit eisigem Wasser begießen lassen, so daß er am Ende der langen Ceremonien steif vor Kälte dis auf die Haut durchnäßt nach seinem Palaste zurückkehrt. Aber die Gewalt der Vorurtheile des Volkes ist die einzige Macht, die über ihn gebietet, oder vielmehr welcher er nicht gebietet, um seine eigene desto fester zu handhaben.

## Die Kapelle der Jungfrau von Orleans.

In dem Magazin für die Literatur des Auslandes Nro. 18. von 1840 befindet sich unter obiger Aufschrift ein Aufsatz, in welchem als des interessantesten Stückes dieser Kapelle einer Glocke mit der Inschrift:

AUEMPEIA DRAAMP ONGT

und mit dem Bemerken erwähnt wird, daß diese merkwürdige Inschrift schon den Scharfsinn vieler Gelehrten, besonders auch den der akademischen Gesellschaft zu Nancy geübt habe. Dabei wird der sinnreichen Auslegung des berühmten Numismatikers, Herrn Renault de Vaucouleurs gedacht, welcher aus jedem der einzelnen Buchstaben ein ganzes Wort entziffert und seine Combinatorn in folgender Art zu Stande gebracht hat:

1) Ad Virginem Ex Manibus Populi Extrahontem Imperium Anglicani
2) Dedicatum Est Apud Agrum Post Mortem
3) Ob Nominis Gloriam Tintinnabulum.

Das heißt wörtlich:

Der Jungfrau, welche das Reich aus den Händen des englischen Volkes greifen hat, ist nach ihrem Tode und zu ihres Namens Ehre diese Glocke in diesem Bezirke geweiht worden.

Schon der Schluß des beregten Aufsatzes, obwohl derselbe dem Scharfsinne des Auslegers volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, spricht sich dahin aus, daß diese Auslegung doch wohl Manches zu wünschen übrig lasse, und daß hauptsächlich dagegen einzuwenden sey, daß sie auf einer ganz willkührlichen Annahme beruhe, und daß statt dieser Worte leicht andere gewählt werden könnten.

In der beregten Inschrift scheint aber auch nur eine bloße und zwar absichtliche Verletzung der Buchstaben, ein versteckter Bannspruch in Beziehung auf die „Hexe“ von Orleans zu liegen, und lassen diese Buchstaben, mit Beibehaltung derselben in drei Worten von resp. 8, 6 und 4 Buchstaben, folgende Deutung zu:

DEMONEM APPAGE VAT!

Benimm der Sehrin (Hexe) den bösen Geist;

oder, wenn man diese Construction nicht zulassen und sich an die Abtheilung der Buchstaben in drei Worte von der angegebenen Buchstabenzahl nicht binden will:

I TU DAEMON A ME, APPAGE

Weiche von mir, du unsauberer Geist, und fahre aus.

Der Exorzismus und alte Aberglaube versteht gern solche Bannsprüche, um sie dem Teufel unterlich zu machen und vor dessen Zerstörung zu sichern.

Ob diese Auslegung eine glückliche sey, als die des Herrn Renault de Vaucouleurs, muß dahin gestellt bleiben; jedenfalls ist sie einfacher und wahrscheinlicher. (B. M.)

## Die hundertjährigen Ehegatten.

Man lies't im Journal de Lot et Garonne: „Die Pfarrei von Thejac, Kanton Tournon (Lot und Garonne), hat schon seit langer Zeit eine jener Erscheinungen dar, die in der menschlichen Gesellschaft so selten geworden sind. Derjenige, welcher über unsere Schicksale wacht, hatte seine Allmacht an zwei Gatten beweisen wollen, welche die Bewunderung des Landes auszumachen. Er hat uns dadurch das lange Leben der Patriarchen des alten Testaments zu beweisen gesucht, deren Wirklichkeit gewisse Philosophen zu bestreiten bemüht waren. Philipp Rouché, geboren im Jahr 1735, und seine Frau, Maria Lacombe, geb. 1729, hatten der eine 39 Jahre und die andere 45 Jahre unter der Regierung Ludwig's XV. gelebt. Allein beide waren zu sehr von dem Hof entfernt, um dessen Gewohnheiten oder die Laster jener Zeit anzunehmen. Des Cöltbats überdrüßig, verheirathete sich Rouché im Jahr 1771, im Alter von 36 Jahren, mit Maria Lacombe, die deren 42 hatte. Gott segnete ihre Verbindung, weil ihre Herzen rein waren; sie erhielten drei Mädchen. Seitdem bestand ihre einzige Beschäftigung in den Feldarbeiten und der Ausübung der christlichen Tugenden. Da sie wedet reich genug waren, um sich mit Leckerbissen zu nähren, noch arm genug, um Almosen zu begehren, so lebten sie allein und zufrieden, begnügten sich mit ihrem schwarzen Brod, indem sie den Schweiß abtrocknten, der von ihrer bereits durch die Jahre gerunzelten Stirn tröpfelte. Die zahlreichen Revolutionen, welche so oft den innern Zustand Frankreichs geändert haben, konnten nicht einen Augenblick die Ordnung und die Harmonie der kleinen Haushaltung unserer beiden Greise stören. Auch hatten beide in einem vorgerückten Alter den Trost, ihre Kindeskinder zu sehen, und mit ihnen während 66 Jahren gute und schlimme Tage zu verleben; es schien, als ließe sie die Vorsehung auf der Erde, um das Bild und die einfachen Sitten der alten Zeiten in ihnen darzu-

Digitized by Google

stellen; allein Gott fällte seinen Spruch . . . und seine Urtheile sind unwiderruflich. Den 9. März 1837 wurde Rouché, in seinem 102ten Jahre plötzlich von einem Schlagfluß getroffen, der seiner langen und tugendhaften Laufbahn ein Ende machte. Marie, seine Frau, obgleich sie damals 108 Jahre alt war, fühlte lebhaft den ganzen Verlust, den sie so eben erlitten. Jedoch fand sie in der Religion den Trost des Herzens und den Frieden der Seele. Sie überlebte ihn ruhig und in Geduld während zwei Jahren, ohne irgend eines der Gebrechen zu empfinden, die von dem Alter unzertrennlich sind, nur war sie seit ungefähr einem Jahr bettlägrig geworden, und den 26. Februar letzthin (1840) ist sie ohne Todeskampf und ohne Mühe im Alter von 111 Jahren verschieden. Bis zu ihrem letzten Seufzer hat diese Frau fortwährend ihre moralischen und geistigen Fähigkeiten behalten. Seit ungefähr vier Jahren hatte die Körper sich zu krümmen angefangen; heute glich er einem völligen Halbkreise. Es war kein Fleisch mehr an ihre ihre Glieder boten nur noch das Bild eines Skeletts dar. Dennoch ist sie noch und die Suppe war ihre gewöhnliche Nahrung; man sah nur noch Nerven und Knochen von einer dicken, eingeschrumpften und völlig gerunzelten Haut umgeben. Ihr Puls war seit einiger Zeit sehr schwach geworden; demohngeachtet sprach sie noch gerne, und dieß ziemlich lange. Ueber die Lebensart befragt, die sie befolgt hatte, um zu einem so hohen Alter zu gelangen, antwortete sie, daß sie nie in ihrem Leben irgend einen Exzeß gemacht habe. Wirklich hatte man sie auch, so wie ihren Mann, mäßig in ihren Mahlzeiten, und beobachtsam in allen ihren Thaten gesehen . . . Hieraus muß man schließen, daß die sicherste Gewährleistung eines langen und glücklichen Alters die Ausübung dieser zwei so seltenen erhabenen Tugenden ist: **Der Friede des Herzens und die Mäßigung.** Favé, Rektor von Thezac."

## Pot-Pourri.

### Das englische Champagnerbier.

Dieses angenehme, vorzüglich für den Sommer geeignete, mehr wein- als bierartige Getränk wird auf folgende Weise bereitet. Man kocht etwa 20 Kannen Wasser, löst darin $1^1/_2$ Pfd. braunen Kandis- oder Melissucker auf, setzt nach dem Erkalten eine Kofferatsse voll guter Obsthefen zu, rührt die Mischung um und überläßt sie der Gährung, die nach 24 — 30 Stunden erfolgt. Sobald die aufschwimmenden Hefen sich mehr zusammenziehen und einen Ueberzug bilden, werden sie mit einem Löffel abgeschöpft; die Masse wird dann an einen kühlen Ort gesetzt, damit die Gährung unterbrochen wird. Haben sich die Hefen gesetzt, so gießt man die Flüssigkeit behutsam in ein anderes Gefäß, wirft 1 — 2 Loth mit Citronensäft befeuchteten Melissucker, der klar gestossen ist, hinein, rührt sie um und zieht sie auf feste Flaschen. Acht Tage nachher ist sie trinkbar und mousirt.

### Ein Doppelhase.

Der Narrateur de la meuse erzählt Nachstehendes als einen Vorfall, der ihm Anfangs unglaublich geschienen habe, der aber durch unverwerfliche Zeugen erwiesen sey. — Am 12. Febr. bemerkten zwei Jäger, die sich in der Nähe von Pierrefitte (Maas-Departement) auf der Jagd befanden, einen Haasen, der einen zweiten auf dem Rücken trug. Ein Schuß streckte den laufenden Haasen nieder, nun wechselte aber der getragene Haase die Rolle und trägt seinen verwundeten Gefährten fort, wird aber gleichfalls durch einen Schuß niedergestreckt. Groß war das Erstaunen der Jäger, als sie fanden, daß beide Haasen am Rücken zusammengewachsen waren. Das Echo du Monde Savant vom 18. März bemerkte dazu, daß das Journal des Savants vom Jahr 1677 und ein Hr. Sigand de Lafond in seinen Merveilles de la Nature mehrere Phänomene dieser Art citiren.

### Suwarow

war gewohnt, um sechs Uhr Abends schlafen zu gehen, und um zwei Uhr Morgens aufzustehen, hierauf ein kaltes Bad zu nehmen, und ein Paar Eimer Wasser über sich ausschütten zu lassen. Er speiste um 8 Uhr, und sein Mittagmahl wie sein Frühstück bestand aus der schmalsten Soldatenkost und Branntwein; Jemand zu einer solchen Gasterei einladen, dieß Schauder erregen. Gleichwohl mußte manchmal einer der Adjutanten bei diesen Mahlzeiten erscheinen, und ihm das fernere Essen verbieten. „Und auf wessen Befehl wird mir das verboten? pflegte Suwarow zu fragen. — „Auf Befehl des Marschalls Suwarow selbst," war die Antwort. Der Marschall pflegte sodann aufzustehen und zu sagen: „Dem muß freilich gehorcht werden." Auf gleiche Weise pflegte er sich oft einen Spaziergang anzuempfehlen, in seinem eigenen Namen.

### Politischer Enthusiasmus.

Kürzlich wurde nach einer politischen Versammlung der ehrenwerthe Sir W. von der Menge nach Hause begleitet. Der Enthusiasmus war so groß, daß man seine Pferde abspannte und den Wagen zog. Leider hat der ehrenwerthe Sir von den Pferden nichts mehr gesehen als ihre Gewands-Spitzbuben hatten dieses Triumphzug angestellt, um sich der herrlichen Rappen zu bemächtigen, nach denen sie schon lange ein bedeutendes Gelüst verspürt hatten.

## Anekdoten.

### Die Ohrfeige.

Eine deutsche Prinzessin war in ihrer Jugend sehr lebhaft, leicht zum Zorn geneigt und eine Freundin schöner Kleider. Eines Tages, es war im zweiten Jahre ihrer Vermählung, hatte ein Accisebeamter in seinem Dienstfeifer den reichen aus Lyon kommenden Stoff zu einem Kleide für die Prinzessin confiscirt. Sie ließ dem Beamten sagen, er solle zu ihr kommen, sie wolle ihm gegen die Auslieferung des Seidenzeuges die festgesetzte Strafe zahlen. Es geschah. Die Prinzessin nahm ihm das Kleid ab, gab ihm ein paar Ohrfeigen und ließ ihn zum Zimmer hinauswerfen. Sogleich reichte die Accise eine Klage ein. Der Regent entschied: „Ich verliere die Strafgelder, die Prinzessin behält ihr Kleid und die Ohrfeige der, der sie bekommen hat. Von schönen Händen berührt zu werden, kann keinen Accisebeamten entehren."

Was hat Sie in's Irrenhaus gebracht? — wurde ein Wahnsinniger gefragt. — Ein Wortstreit! entgegnete dieser. — Wie so? — Die Welt meynte: ich wäre toll! ich aber: die Welt wäre toll! und ich ward überstimmt.

## Logogriph.

Der 1 2 3 4 5 6 7 zog durch 4 5 6 7,
Und hat 4 2 3 7 für immer vertrieben.
1 2 3 4 hat er dagegen gebracht,
Hat dabei an 1 2 3 7 2 6 liebend gedacht,
Durch seine 1 5 6 7 ist Vieles geschehn,
Was vor ihm kein Menschenkind hatte gesehn.
6 5 3 6 war Zeuge von seiner herrlichen Macht,
Doch dadurch wurde auch 6 2 3 7 hervorgebracht,
Und er hat endlich viel 4 2 3 7 2 6 erduldet,
Obgleich er im Leben nichts hatte verschuldet. —
Nenne ihn 7 2 3 6, Du Verrückter,
Denn nimmer 5 4 4 2 3 6 ist sein Geliebter!
Er ist Die 6 5 1, er steht Deine Schmerzen,
Und hört Dein 4 3 2 7 aus dankbarem Herzen,
Drum thu' ihm, was 7 3 2 6 Dir gebeut,
Was Keinen auf Erden hat jemals gereut!

1 2 3 4 5 6 7
1 2 3 4 5 6

Digitized by Google

**Nro. 16.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Erfindung der Buchdrucker-Kunst. — Deutscher Buchhandel. — Leidensgeschichte des badischen Oberst-Lieutenants v. Grollmann in dem Feldzuge von Rußland 1812. — Ein Bild von China. — Der Prunk-Elephant. Die ackerbauenden Affen. — Wucher-Stückchen. — Auflösung des Logogryph's.

## Die Erfindung der Buchdrucker-Kunst.

Während des Mittelalters war die Menschheit Jahrhunderte lang in Unwissenheit und Aberglauben versunken; erst als man die Schriften der alten Griechen und Römer wieder aus dem Staube hervorzog, las und nachbildete, brach ein neuer Morgen für die Geistesbildung an, Gelehrsamkeit und Kunst kamen zu frischer Blüthe, und erstere, die so lange fast allein das Eigenthum des geistlichen Standes war, wurde nun Gemeingut; Adelige und Bürger wetteiferten darin miteinander. Nie aber hätte die Geistesbildung so allgemein werden, nie also auch so herrliche Früchte tragen können, wäre nicht ein Mittel erfunden worden, die Erzeugnisse des menschlichen Geistes schnell, leicht und allgemein zu verbreiten. So lange diese Verbreitung nur durch Abschriften geschah, waren jene Schätze nur Wenigen, nur ganz wohlhabenden Leuten zugänglich, für die größere Menge blieb dieser Weg zur Geistesbildung verschlossen. Man fühlte diesen Uebelstand auch wohl und forschte frühzeitig nach Mitteln, ihm abzuhelfen. Ein solches Mittel war der sogenannte Tafeldruck, wo man Bilder und Buchstaben erhaben in Holztafeln schnitt, diese mit schwarzer Farbe bestrich, ein Blatt Papier darauf legte und auf dessen Rückseite mit einem aus Pferdehaaren oder Tuchstücken verfertigten Ballen (dem Reiber) hin und her fuhr. Die ersten Versuche dieser Art geschahen in Deutschland und Holland zu Anfang des 15ten Jahrhunderts; in China kannte man dieses Verfahren schon viel früher, und es ist hier noch jetzt gebräuchlich, daß es aber von hier aus nach Europa gekommen sey, ist bei dem so ganz geringen Verkehr der damaligen Europäer mit diesem Lande höchst zweifelhaft. Viel gewonnen wurde durch den Tafeldruck ohnedin nicht, man benützte ihn nur zu kleineren Werken, wo die Bilder gewöhnlich die Hauptsache, der Text nur Zugabe war; das einzige derselben, welches keine Bilder enthält, ist eine kleine lateinische Sprachlehre mit dem Titel Donat; ausserdem gehören zu den bekanntesten dieser sogenannten xylographischen Werke die Biblia pauperum, ars moriendi und Apocalypsis S. Johannis. Größere Werke auf solche Weise abzudrucken, hätte eine zu langwierige Arbeit und einen zu großen, sich keineswegs lohnenden, Kostenaufwand erfordert, da ja die Holztafeln immer nur zum Abdruck eines und desselben Werkes benützt werden konnten. Erst dann durfte man Bedeutendes leisten zu können hoffen, wenn die Kunst erfunden wurde, mit einzelnen, auf jede Weise zu bewegenden und zu verstehenden Buchstaben alles Beliebige zu drucken. Die Erfindung dieser Kunst, der Buchdrucker-Kunst, ist es, deren viertes Jubelfest im gegenwärtigen Jahre gefeiert werden soll. Sie erst machte die allgemeinste Verbreitung der Geisteswerke und also auch der geistigen Bildung möglich; sie erst verschaffte der neuen Aufklärung den kräftigsten Schutz wider ihre Gegner, und sie erst verhinderte auf eine wirksame Art die Rückkehr der Zeiten der Finsterniß und Barbarei; die Werke der großen Geister aller Zeiten und Völker machte sie zum Gemeingut der Menschheit und verbreitete Licht bis in die entlegensten Länder der Erde. Der Mann aber, welcher durch ihre Erfindung einer der größten Wohlthäter der Menschheit wurde, war ein Deutscher, Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg. Er stammte aus einem angesehenen Mainzer Patrizier-Geschlechte; sein Vater war Friele (Friederich) Gensfleisch, seine Mutter Else (Elisabeth), die Erbtochter des mit ihr erlöschenden Geschlechtes Gutenberg, von welcher der Sohn seinen Beinamen erhielt; die Zeit seiner Geburt fällt zwischen die Jahre 1395 und 1400, sein Geburtsort ist die Stadt Mainz. Von seiner Jugendgeschichte ist nichts bekannt. Als 1420 die Patrizier zu Mainz im Kampfe mit den Bürgern unterlagen, so wanderte auch er mit seiner Familie aus, und obwol er 1430 die Erlaubniß erhielt, in seine Vaterstadt zurückzukehren, so benützte er diese doch nicht, sondern ging nach Straßburg. Hier ernährte er sich, da er bei der Vertreibung aus Mainz den größten Theil seines Vermögens verloren hatte, durch mechanische Künste, durch Schleifen von Edelsteinen, Poliren von Spiegeln und dergleichen; 1436 schloß er mit Andreas Dritzehn, später auch mit Johann Riffe und Andreas Heilmann einen Vertrag, worin er sie diese Künste zu lehren versprach. Da Dritzehn und Heilmann sahen, daß Gutenberg noch andere Künste treib, aber vor ihnen verbarg, so ruhten sie nicht, bis er 1438 durch einen neuen Vertrag sich verbindlich machte, sie, gegen ein Lehrgeld von 250 Gulden, alle Künste, die er verstehe, zu lehren. Noch zu Ende dieses Jahres aber starb Dritzehn, und Gutenberg gerieth nun mit diesen Brüdern in einen Prozeß, welcher vornämlich deswegen merkwürdig ist, weil in dessen Akten die ersten Spuren von der Erfindung der Buchdruckerkunst vorkamen. Diese Spuren aber sind nicht deutlich genug, um mit Bestimmtheit sagen zu können, Gutenberg habe die Kunst, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, schon damals in Straßburg erfunden, und daher ist der Streit über die Frage: War Straßburg oder Mainz die Wiege dieser Erfindung? noch nicht völlig entschieden; von einem zu Straßburg schon durch Gutenberg gedruckten Werke jedoch hat man bis jetzt noch keine Spur aufgefunden.*)

Um das Jahr 1444 kehrte Gutenberg, der sich zu Straßburg verheirathet hatte, nach Mainz zurück, wo er, da sein eigenes Vermögen durch die vielkachen kostspieligen Versuche zur Verbesserung seiner Erfindung, größtentheils erschöpft war, am 22. August 1450 mit einem reichen Mainzer Bürger, dem Goldschmid Johann Fust einen Vertrag schloß, nach welchem Letzterer ihm 800 Gulden vorschoß, um das nöthige Werkzeug anzuschaffen, und ihm zur Bestreitung des Hauszinses und Gesindelohns, der Druckmaterialien und anderer Bedürfnisse jährlich 300 Gulden zu geben versprach; dafür sollte ihm das Werkzeug verpfändet seyn und der Gewinn gleich getheilt werden. So ging nun Gutenberg mit frischem Eifer an das Werk. Die ersten be-

*) Wer die Gründe für und wider kurz zusammengefaßt wissen will, lese nach den Artikel Buchdruckerkunst im Conversations-Lexikon der Gegenwart, Band I. (für Straßburg) und D. Ph. H. Külbs Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst (für Mainz) 1837. Pag. 23. ff. — Hier konnte der Streit nur berührt und sein Urtheil darüber gefällt werden.

Digitized by Google

weglichen Buchstaben hatte er, sey es nun zu Straßburg oder jetzt erst zu Mainz, in Holz geschnitten, sie entsprachen aber ihrem Zwecke nicht recht; das Schnitzen derselben war mühsam und zeitraubend, sie wurden nie einander völlig gleich, und so konnte man damit auch keinen schönen Abdruck machen; jetzt kam er darauf, sogenannte Matrizen, d. h. Formen zu allen Buchstaben des Alphabets, zu gießen, in welche dann diese selbst wieder aus Blei oder Zinn gegossen wurden. Dieß war ein bedeutender Fortschritt in der Erfindung, und nun wurde von 1450—1455 auch das erste größere Werk, die ganze lateinische Bibel, gedruckt. Sie besteht aus zwei Foliobänden und 641 Blättern; man hat noch 16 Exemplare von ihr, die theils auf Pergament (7), theils auf Papier (9) gedruckt sind. Allein auch jetzt noch fehlte es den aus der Gutenberg-Fustischen Werkstätte hervorgehenden Drucken an Ebenmaß, Schönheit und Eleganz. Die Buchstaben, welche man aus den gegossenen Matrizen gewann, mußten ungleich und stumpf ausfallen, die feineren Striche, die scharfen Ecken und Spitzen konnten, sich nicht rein und vollkommen ausdrücken, weil die Matrize durch den oft wiederholten Einguß des glühenden Bleies selbst schmolz und sich nach und nach in ihrem Innern änderte, so daß die letzten aus ihr erzeugten Buchstaben oft völlig roh und unförmlich erschienen und den ersten aus ihr gewonnenen fast gar nicht glichen. Schon aber hatten Fust und Gutenberg den Mann gefunden, welcher auch diesem Uebelstande abhelfen sollte: es war Peter Schöffer, geboren um das Jahr 1420 zu Gernsheim, den sie, da er eine ausgezeichnet schöne Handschrift hatte, in ihre Geschäfte aufnahmen, um die großen Anfangsbuchstaben in ihren Drucken zu zeichnen, denn erst viel später fing man an, auch diese Buchstaben zu gießen. Seinem Scharfsinn gelang es, ein Verfahren zu erfinden, wodurch man gleichere und schönere Buchstaben erlangte. Er schnitt nämlich die Buchstaben erhaben in stählerne Stempel (Punzen, Patrizen) und schlug damit die Matrizen in Kupferplatten, in welchen dann die Buchstaben gegossen wurden. Auch erfand Schöffer für die letzteren selbst eine dauerhafte Metallmischung und verbesserte die Druckerschwärze; nur die Druckerpresse blieb, wie Gutenberg sie schon früher erfunden hatte. Zum Dank dafür gab Fust dem Schöffer seine Tochter Christine zur Gattin; schnöden Undank dagegen bewies er gegen Gutenberg, welchen er nun nicht mehr nöthig zu haben glaubte; er verklagte ihn, daß er ihm die schuldigen Zinse nicht bezahle, und das Gericht sprach ihm nun, Kraft des Vertrags vom 22. August 1450, das sämmtliche Druckerwerkzeug zu, da Gutenberg nicht im Stande war, die ihm gelieheuen 800 Gulden nebst den schuldigen Zinsen zu bezahlen. Dieß geschah zu Ende des Jahres 1455; schon 1457 jedoch sah sich Gutenberg durch die Geldvorschüsse des Mainzer Syndikus Humery in Stand gesetzt, eine neue Druckerei zu errichten. In dieser gab er 1460 das Katholikon des Johannes de Balbis (ein mit einer Sprachlehre verbundenes Wörterbuch) heraus. Als ihn aber 1465 Kurfürst Adolph von Mainz zu seinem Hofdiener annahm, so übergab er sein Geschäft gegen einen jährlichen Miethzins an Nikolaus Bechtermünze und Wiegand Spieß, die es bis 1477 fortführten. Gutenberg selbst starb arm und kinderlos zu Anfang des Jahres 1468 und wurde in der (jetzt abgebrochenen) Franziskaner-Kirche zu Mainz begraben.

Fust und Schöffer setzten indeß ihr Geschäft ebenfalls eifrig fort; 1457 erschien aus ihrer Presse der kostbare, mit wunderschönen Anfangsbuchstaben geschmückte Psalter, welcher, nach dem einstimmigen Urtheile der Kunstverständigen, jetzt noch als unübertroffenes Meisterstück der Kunst betrachtet werden muß. Dieser Psalter fand aber auch so guten Absatz, daß schon 1459 eine zweite Auflage davon nöthig war; auch die lateinische Bibel wurde 1462 neu gedruckt, am 20. Oktober desselben Jahres aber ging die Buchdruckerwerkstätte Fusts und Schöffers bei der Eroberung von Mainz durch den Kurfürsten Adolph in Feuer auf und war erst 1466 wieder völlig hergestellt. Im nämlichen Jahre starb Fust auf einer Reise zu Paris an der Pest; hierauf setzte Schöffer das Geschäft bis zu seinem Tode (1503) allein fort, worauf es sein Sohn und nach diesem sein Neffe übernahm, dessen Mitverwandter 1554 die Druckerei verkaufte. Die Arbeiter in den Werkstätten Fust's und Gutenbergs mußten bei ihrem Eintritte einen Eid leisten, nichts von dem Geheimnisse ihrer Kunst zu offenbaren; diese blieb daher auch verborgen, bis der Streit zwischen Fust und Gutenberg entstand, wo wahrscheinlich zuerst einige Gehülfen fortwanderten und auswärts eigene Druckereien anlegten, wie denn aus noch vorhandenen Drucken erhellt, daß zu Bamberg schon 1454 Albrecht Pfister drucke, weßwegen auch Einige dafür halten, er sey, ohne von Gutenberg etwas zu wissen, selbst auf diese Erfindung gekommen. Erst nach der Verbrennung der Fust-Schöfferschen Werkstätte im Jahre 1462 aber verbreitete sich durch die entflohenen Gehülfen und Arbeiter die Buchdruckerkunst weiter und selbst über Deutschlands Gränzen hinaus. In Straßburg legte Johann Mentelin 1466, in Köln Ulrich Zell 1467, in Augsburg Günther Zainer 1468, in Nürnberg Johann Sensenschmid 1470 eine Druckerei an. Konrad Schweinheim und Arnold Pannarz von Mainz brachten die Kunst 1465 nach Italien, Martin Krantz, Ulrich Gering und Michael Friburger 1470 nach Paris; nach Holland und Ungarn kam sie 1473, nach England und Spanien 1474, nach Schweden 1483, nach Portugal 1489, nach Polen 1491, nach Rußland 1564, nach Konstantinopel erst 1726, nach Mexiko 1549, nach Nordamerika 1640, nach Batavia 1703, nach Kalkutta 1778, nach Sidney in Neuholland 1795. Unter den Würtembergischen Städten sind Ulm und Eßlingen die ersten, in welchen 1473 oder schon etliche Jahre früher Buchdrucker-Werkstätten errichtet worden. Konrad Fyner von Gerhausen, der erste Eßlinger Buchdrucker, der von da um das Jahr 1480 nach Urach zog, war zugleich der Erste, der mit hebräischen Buchstaben druckte. In Ulm druckte neben Ludwig Hohenwang seit 1473 Johann Zainer von Reutlingen und lieferte in einer Reihe von Jahren eine Menge zum Theil ausgezeichneter Werke. Nach diesen Beiden druckten viele andere, ohne Zweifel aus ihren Werkstätten hervorgegangene, Männer in Ulm, namentlich der durch seine Prachtdrucke und die in Verbindung mit Johann Schnitzer herausgegebenen Landkarten berühmte Lienhard Holl, ferner Konrad Dinkmuth, Johannes Reger, der in den Diensten des Benetianers Justus de Albano arbeitete, welcher hier schon 1486 eine Verlagshandlung hatte, und Johann Schöffler. Andere Ulmer waren schon früher mit ihrer Kunst in die weite Welt gegangen, und was die Verbreitung dieser Kunst betrifft, so steht Ulm in dieser Hinsicht mit Mainz und Augsburg in gleichem Range. Auf diese beiden Städte folgen Blaubeuren, wo 1475 Konrad Mann, Reutlingen, wo 1480 Johann Ottmar, Urach, wo 1481 Konrad Fyner von Gerhausen druckte, Stuttgart 1486 und Tübingen, wohin 1488 der schon genannte Ottmar sich begab. (Schwäb. Merk.)

## Lob der Buchdruckerkunst.

In der Einleitung zu Lehner's „Corvey'scher Chronik“ (Hamburg 1590) liest man: „Dieweil aber Schreiben eine sehr beschwerliche und mühselige Kopfarbeit ist (sonderlich wenn's täglich getrieben) und noch viel saurer und schwerer ankommt, wenns mit Unlust und Verdruß geschieht, auch viel Zeit und Weil dazu gehöret, ehe man ein Buch schreiben und verfertigen kann, so hat Gott der Welt, uns und unsern Nachkommen zum Besten, die hohe edele und in aller Welt rudmwürdige Kunst der Truckerei in Teutschland in der Erzbischöflichen und churfürstlichen Stadt Mainz, durch den edeln Ritter Johann von Guttenberg geoffenbaret und herfürbracht Anno Christi 1440, als Kaiser Friedrich der dritte zum Kaiserthum kommen. Etliche setzen dieses in's 1442ste Jahr und schreiben dieser Kunst anfänglich Erfindung Johanni Genssenfleisch zu Straßburg zu und die Vollziehung gen Mainz, von dannen sie durch Conradum

Digitized by Google

Schweinheim und Arnoldum Pannarz gen Rom, und setzten durch Nicolaum Jonsen in Frankreich kommen, und dasselbst merklich verbessert und ausgebreitet worden.“

## Deutscher Buchhandel.

Das in diesen Tagen in der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig erschienene halbjährige Bücherverzeichniß, „Meßkatalog Ostern 1840,“ enthält ein Verzeichniß von 4459 fertigen und 448 künftig erscheinenden Werken. Unter den ersteren befinden sich 170 Romane, 35 dramatische Schriften, 83 geographische Karten und 486 verschiedene, der ausländischen Literatur angehörende Werke, letztere in französischer, englischer, italienischer, neugriechischer, holländischer, schwedischer, dänischer, wendischer, böhmischer, ungarischer und polnischer Sprache. Sämmtliche fertige Werke sind in 593 Buchhandlungen erschienen, und zwar zu Leipzig in 76 Handlungen 682, zu Berlin in 56 Handlungen 452, in Augsburg erschienen 86, in Basel 30, Bonn 40, Braunschweig 58, Bremen 21, Breslau 78, Karlsruhe 43, Köln 26, Dresden 85, Erlangen 21, Frankfurt a. M. 51, Göttingen 25, Halle 52, Hamburg 140, Hannover 45, Heidelberg 27, Jena 34, Königsberg 16, Magdeburg 33, Mainz 30, München 66, Nürnberg 73, Prag 31, Quedlinburg 92, Regensburg 77, Stuttgart 232, Tübingen 30, Ulm 37, Weimar 39, Wien 187, Zürich 51. Außerdem erschienen 1064 Werke in 219 verschiedenen deutschen, so wie 405 in 28 mit Deutschland in engerer Verbindung stehenden ausländischen Buchhandlungen, und zwar zu Arlen, Brüssel, Bukarest, Dorpat, Gröningen, im Haag, zu Hermannstadt, Kopenhagen, Krakau, Lemberg, Leyden, London, Mitau, Paris, Pesth, Reval, Riga, Rotterdam, Stockholm und Straßburg. Kopenhagen befindet sich hierunter mit fünf Handlungen und 222 Werken. Die Zahl der erschienenen Werke beträgt 787 mehr als zu Ostern und 832 mehr als zu Michaeli vorigen Jahres, während die Zahl der Verleger ebenfalls um 104, resp. 74 gewachsen ist.

## Leidens-Geschichte des badischen Oberst-Lieutenants v. Grollmann in dem Feldzuge von Rußland 1812.

(Schluß.)

Einige Tage nach Grollmann's Tode wurde Hubbauer von der nämlichen Krankheit befallen. Sein jugendlicher Körper widerstand den verheerenden Einwirkungen dieses schrecklichen Fiebers und bald war er so weit hergestellt, um den übrigen Gefangenen, welche mit einströmendem Frühjahre in das Innere von Rußland transportirt wurden, sich anschließen zu können. Schon früher hatte das traurige Loos der gefangenen Badener eine freundliche Wendung erhalten. Eine segensreiche Quelle ergoß sich ihnen in den huldvollen Unterstützungen der badenschen Prinzessin Amalia, deren Name in den dankbaren Herzen der rückgekehrten Russländer im unvergeßlichen Andenken leben wird. In der größten Entbehrung kam ihnen Rettung und Hülfe von der liebenden Fürsorge dieser erhabenen Fürstin, und Viele weilen noch in den Reihen unserer Krieger, die ihr Gesundheit und Leben verdankten und sie noch jetzt, wo ihr verklärter Geist sich lange schon zu den Regionen des ewigen Lichts emporgeschwungen hat, als ihren Schutzengel in den schrecklichen Stunden der Gefahr verehren. In Pensa hatten die Badener einen gefühlvollen Freund in ihrem Landsmanne, dem Schneider Egetmaier, gefunden, dessen treue Anhänglichkeit und seltene Hingebung für seine Landsleute durch den allemannischen Sänger in einem ehrenvollen Denkmale verherrlicht wurden. Der Sturz von Napoleons Riesenmacht befreite die Badener aus einer langwierigen Gefangenschaft, und mit Dankgefühlen für die Verehrung durchdrungen, eilten sie aus dem fernen Norden an des Rheines Ufer. Hubbauer befand sich unter ihnen.*) In einem rührenden Schreiben wurde derselbe von Grollmann's Mutter um eine treue Schilderung der Leidensgeschichte ihres Sohnes gebeten. Mit Wehmuth entsprach er dieser Aufforderung, denn er konnte sich lebhaft vorstellen, welche tiefe Wunden diese Erzählung jener namenlosen Leiden dem treuen Busen einer zärtlichen Mutter schlagen mußte; doch erfüllte er ihren Wunsch, und in einem stürmischen Schreiben sprechen sich darüber auch die trostlosen Empfindungen eines tiefbetrübten Mutterherzens in Ausdrücken eines unendlichen Jammers unverkennbar aus.

*) Bald nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft wurde Hubbauer, welcher der seiner ehemaligen kriegerischen Laufbahn dem Forstfache sich gewidmet hatte, als Oberförster angestellt. Von des jetzt regierenden Großherzogs königlicher Hoheit vor einigen Jahren zum Forstmeister gnädigst ernannt, konnte derselbe in dieser Stellung nur kurze Zeit sein thätiges Wirken zeigen. Denn als Folge jener namenlosen Erschöpfungen wurde im vorgerückten Lebensalter seine Gesundheit immer leidender, und vor mehreren Monaten schon hat sein Geist zu den höheren Lichtregionen sich emporgeschwungen. Unter seinen rühmlichen Beispielen aber von edler Hingebung, von innigem Ineinanderstehen, von hochherzigen Gesinnungen, welche die Badener in den Stunden jener schrecklichen Trennung bethätigt, in jener verhängnißvollen Zeit, wo die Bande der Disziplin und Subordination aufgelöst waren, auf eine preiswürdige Weise gezeigt haben, taucht auch der Name Hubbauer glänzend auf. Sein Andenken wird sich daher noch lange in den Reihen des badischen Kriegerstandes erhalten; seine Liebesbezeigungen aus der russischen Campagne werden immer mit ehrender Anerkennung jener edeln, selbstverläugnenden Ausdauer sich erinnern, welche Hubbauer für einen ausgezeichneten badischen Offizier auf eine wahrhaft hochherzige Weise bethätigt hat.

## Ein Bild von China.

(Aus Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reichs.)

Der jetzige Kaiser von China, Taukuang, läßt es sich ängstlich angelegen sein, ächtes Tartarenblut in den Adern aller seiner Verwandten zu erhalten, und verbietet daher alle gemischten Ehen und jede Verbindung, mit den unterjochten Chinesen. Selbst die, wegen Verbrechen degradirten kaiserlichen Verwandten werden in den genealogischen Listen aufgeführt. Die Abzeichen der Tsungschi und Keoko bestehen in einer rothen oder purpurfarbenen, ihre eminente oder nahe Verwandtschaft mit der auf dem Throne sitzenden Familie andeutenden, Leibbinde. Alle von kaiserlichen Verwandten gezeugten Kinder werden gehörig in die öffentlichen Register eingetragen, der Kaiser geruhet, ihnen persönlich einen Namen zu ertheilen. Das Wort „immerwährend“ macht einen Theil der Benennung der Prinzen von Geblüt aus. Verheirathungen in der kaiserlichen Familie werden der Entscheidung des himmlischen Majestät anheimgestellt, und diese läßt das Horoskop stellen, um zu entdecken, ob diese Verbindungen glücklich sein werden, oder nicht. Sie werden alle gleich lieb und werth gehalten, und um die Reinheit des Blutes zu erhalten und königliche Verbindungen zu schließen, werden viele Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses an mongolische Häuptlinge verheirathet und bekommen ein Jahrgehalt und eine Aussteuerung. Titel werden männlichen Abkömmlingen, wenn sie ein Alter von 20 Jahren erreicht haben, vom Kaiser selbst nach ihren Verdiensten ertheilt; Reitkunst und Geschicklichkeit im Bogenschießen werden für unumgänglich nothwendig zu ihrer Ausbildung gehalten. Alle ihre Handlungen sind vorgeschrieben; sie sind vollkommene, auf jeden Wink des Autokraten sich bewegende, Automaten. Wehe dem, der widerspenstig ist; er wird als ein verderbter Mensch angezeigt, degradirt und in's Exil gesandt. Tugend soll Gegenstand ihres großen Studiums, ihres fortwährenden Strebens sein; denn ohne diese unerläßliche Eigenschaft sind sie nicht würdig, zu der kaiserlichen Familie zu gehören. Als Soldaten geboren, leben sie oft in einem Zustande entsetzlicher Indolenz und genießen ein mäßiges Einkommen, während Andere hohe Stellen bekleiden, jedoch

Digitized by Google

nie so, daß sie mit seiner kaiserlichen Majestät rivalisiren, der sie mit einem Striche des rothen Pinsels von ihrem hohen Posten zu dem Range eines Plebejers degradiren kann. Für sämmtliche kaiserliche Verwandten ist ein besonderer Gerichtshof — der Tsung-jin-fu, angeordnet, wobei sich ein Collegium zur Erziehung der jüngern Linien befindet. Beim Neu- und Vollmonde, vorzüglich aber bei Staatsceremonien, müssen sie sich sämmtlich nach dem kaiserlichen Pallaste begeben; die entfernten Verwandten stellen sich außerhalb des Pallastes auf, während die nähern Verwandten in den Audienzsaal treten und ihren Fußfall verrichten. Eine gelbe Leibbinde von Gold und ein gelber Gürtel dienen den Seiten-Descendenten des Kaisers zum Abzeichen; eine Pfauenfeder mit einem, zwei oder drei Augen bezeichnet den Rang der Edeln. Die welche den Rang von Königen und Herzögen bekleiden, sind in sechs Klassen getheilt; die eine derselben hat täglich den Dienst im Innern des Pallastes, indeß fünfzig bis sechzig bei den grossen Staatsopfern anwesend sind.

Die kaiserlichen Ahnen haben gleichen Rang mit dem höchsten Himmel. In Zeit der Noth richtet man an sie sowohl, als an den azurnen Himmel, Gebete und Sublikationen; sie sind die Spender aller guten Gaben, und können gegen Noth und Untergang schützen.

Wird eine Dame zu dem Range einer Kaiserin erhoben, so ruft der Kaiser die Mutter Erde, die Ahnen und alten Weisen zu Zeugen an. Seine Majestät geht aus dem Thore des Mitleids nach der Außenseite der Thore ewiger Treue; es wird Musik gemacht, sie macht einige Verneigungen, beugt sich und empfängt die hohe Würde einer Landesmutter. Die Bewohner des Harems sind gemeiniglich sehr zahlreich; seine jetzige Majestät Taukuang ist nicht besonders wollüstig, dessenungeachtet hat er aber der Concubinen eine große Menge. Ihr Anzug ist genau vorgeschrieben; sie sind buchstäblich Maschinen, die gänzlich von dem Vergnügen des großen Kaisers abhängen. Sie sind auf eine gewisse Zahl Bücher, Mosquito-Gärten und Putzsache beschränkt, und die Farbe ihrer Tragsessel, Roben u. s. w. muß dem bestehenden Gebrauch gemäß seyn.

Tritt der Kaiser die Regierung an, so wird dieß durch dazu bestellte Beamte dem Himmel der Erde und den Ahnen verkündigt. Seine feierliche Einsetzung ist prachtvoll, aber von so vielen kleinlichen Gebräuchen begleitet, daß eine genaue Beschreibung derselben viele Seiten einnehmen würde; Alles geschieht aber nach bestehenden Vorschriften, deren Sklav der Autokrat selbst ist. Zu Anfang des Frühlings und Herbstes opfert er den Manen der Gründer der Mandschu-Dynastie Schafe, Schweine und junge Stiere; aber auch die Schatten der alten Kaiser werden nicht vergessen, allen wird Ehrerbietung bezeigt, welcher Dynastie sie auch angehören mögen. Die Kaiserin bringt dem Erfinder der Seide ein Opfer, während ihr kaiserlicher Gemahl den Erfinder des Ackerbaues verehrt. Zuletzt kommen die Götter des Himmels und der Erde, erschaffene Wesen, von denen einige den höheren Mandarinen an Range nachstehen. Wenn göttliches Gericht das Land heimsucht, wird den Schlächtern verboten, Vieh zu tödten; und der Kaiser begiebt sich in den Tempel und wirft sich auf die Knie, indeß ein Gebet gelesen wird, um den Zorn des azurnen Himmels und der Mutter Erde zu besänftigen. (Schluß f.)

## Der Prunk-Elephant. — Die ackerbauenden Affen.

Wir entlehnen den interessanten Erinnerungen des Hrn. Pluchonneau des Aetiers, die das Journal le Temps gegeben hat, folgende Eigenheiten: „Als ich in Calcutta mich aufhielt, begab ich mich nach Barakpoor, um den Elephanten zu sehen, den der Rajah von Nagpoor der Regierung von Ostindien angeboten hatte. Dieser Elephant war der schönste, den man bis jetzt gesehen, und sein reicher Schmuck erhöhte noch den Werth seiner Schönheit. Seine beiden Fangzähne waren an den äußersten Enden von goldenen mit Diamanten und kostbaren Steinen besetzten Aepfeln gefaßt; seine Füße waren vergoldet, und der Ueberzug, der ihn bedeckte, war von dem feinsten Kaschemir und in seinem ganzen Umfang mit Gold und Seide gestickt, und stellte in Hieroglyphen alle Attribute der Religion der Indier dar. Dieser Elephant war zu den Ausflügen von Lord Wellesley bestimmt, und trug einen kleinen Thurm, dessen Gallerie aus maßvem Gold für eine vollendete Arbeit galt. Dieser Elephant, welcher mehreren Rajahs angehört hatte, die ihn auf ihren Reisen benutzten, war, den Kornaks zufolge, die ihn vom Vater auf den Sohn leiteten, mehr als 180 Jahr alt; noch in seiner vollen Stärke, legte er in drei Tagen mit seinen Reisenden den schwierigen Weg von Calcutta nach Patna zurück, der durch seine Krümmungen mehr als 140 Stunden lang ist. Dieses schöne Thier ist vermöge Uebertragungs-Kontrakts das Eigenthum des Statthalters von Bengalen geworden. — Fünf oder sechs Meilen von Chatignau kannte ich einen guten Indianer, der einige Acker Feld besitzt, die er aber aus Mangel an Mitteln oder an Arme, sie anzubauen, lange hatte brach liegen lassen, als er auf den Einfall gerieth, Affen für den Ackerbau abzurichten, und vermittelst dieser neuen Arbeiter Wohlstand und Ueberfluß in seine Familie zurückkehren zu lassen. Er zog demnach mit seinen Kindern auf die Jagd, und verschaffte sich bald fünfzig junge Affen, die er zu den Feldarbeiten aufzog und abrichtete. Er war zwanzigmal auf dem Punkte, seine Unternehmung aufzugeben, denn er hatte es mit boshaften Schülern zu thun; allein die Eigenliebe und die Rathschläge einiger Freunde erhielten vor seiner Entmuthigung die Oberhand. Nachdem er 18 Monate mit wahrer Engelsgeduld ausgeharrt, gelangte er dahin, seine Zöglinge anstellen zu können, zwar nicht um seinen Reis oder seinen Mais zu säen, den sie unterwegs fraßen, sondern um das Unkraut auszureißen, oder um zu jäten, je nachdem es nöthig war. Zu diesem Behufe ließ er ihnen kleine Kratzeisen, gerade nach der Art der Rechmesser, machen, und band sie mit einem Seil von 2 Meter Länge zusammen. Der alte Indianer stellte sich, mit einer langen Peitsche aus Chadeuc, als Befehlshaber hinter die frahenschneidende Gruppe, die auf der nämlichen Linie aufgestellt, mit Emsigkeit arbeitete. Eine von einem Baume gefallene Frucht oder eine süße Wurzel waren der einzige Anlaß zur Zerstreuung oder zur Streitigkeit unter diesen sonderbaren Ackerbauern. Der Herr gab ihnen alsdann einige kleine Peitschenhiebe, und Alles kehrte augenblicklich zur Ordnung zurück. Sie lehrten in zwei ganz geraden Reihen in ihre Wohnung zurück und beobachteten bei ihrem Marsche die strengste Ordnung. Zweimal des Tages theilte man ihnen auf Blättern abgekochten Reis, Paradiesfeigen oder andere Früchte aus, und am Abend ward die Truppe freigelassen, die sich nun ihrer Ergötzlichkeit auf einem ungeheuren Bengobaum hingab, wo sie die Nacht mit Springen von Ast zu Ast, mit Laufen, Fratzenschneiden, Liebeständeleien und mit Schlafen zubrachte. Den andern Tag versammelte der Indianer die Schaar mit einem einzigen Pfeifenton, und sie begab sich, wie den Tag vorher, in die Felder zur Arbeit."

## Wucher-Stückchen.

Vor dem Dubliner Gerichtshofe war kürzlich ein Mann wegen Diebstahls in Untersuchung. Ein Constable schwor, daß er ein Halstuch dem Gefangenen abnahm, das er für gestohlen hielt. Der Gefangene berief sich auf den Schreiber eines Pfandverleihers, welchem seiner Behauptung nach das Halstuch gehören sollte, und es kam zum Vorscheine, daß der Gefangene das Halstuch, sowie den Rock, den er an hatte, jeden Montag versetzt hatte, und zwar seit den letzten siebzehn Jahren. In diesem Zeitraume hatte er für die beiden Sachen 25 Pfund 15 Schilling 8 Pence (257 fl. 40 kr. C. M.) Interessen bezahlt.

Auflösung des Logogryph's im „Sammler" Nro. 15: Heiland.

Digitized by Google

Nro. 17.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Bild von China. — Die beiden Bettern. — Riesenthier. — Muster von Anzeigen. — Pot-Pourri. — Vierfilbige Charade.

## Ein Bild von China.

(Schluß.)

Des Himmels Sohn erkennt Niemanden über sich an; er hat das göttliche Recht, Fürsten ab- und einzusetzen und ernennt deren Vasallen. Der höchste Gehalt eines Königs ersten Ranges besteht 10,000 Taëls und 12,000 Schih (ein Schih ist ungefähr 180 Pfund) Reis, also weniger, als die Statthalter der großen Provinzen bekommen. Werden sie zu einem höheren Range befördert, so müssen sie dreimal knieen und sich niederwerfen. Wenn die kaiserliche Großmuth ihnen Nahrung giebt, so knieen sie einmal und neigen dreimal ihr Haupt. Der holländische Gesandte mußte diese Ceremonie neunmal verrichten, so oft ihm von der kaiserlichen Tafel Speise geschickt wurde, weil er der Repräsentant von Barbaren war. Alle Tatarenkönige, die sich an den Hof begeben und alle fremden Tributträger oder Abgesandten müssen, auf das Commandowort, Kniet — verneigt Euch — steht auf — dreimal niederknieen und neunmal ihr Haupt verneigen. Sie werden eingeübt, um dieß mit Anstand zu thun. Während dieser Ceremonie beginnt die Musik und spielt die Ode: „Glorreiche Untersuchung! — alle Länder genießen Frieden!" Beamte, die nicht vom höchsten Range sind, müssen diese Ceremonie außerhalb des Pallastthores, und wenn Seine Majestät auf dem Throne sitzt, außerhalb der Mauer des Pallastes verrichten; ein gelber Schirm, mit der Ueberschrift Wan-sun's, muß die Verehrer der kaiserlichen Majestät mit derselben Ehrfurcht erfüllen, als die wirkliche Gegenwart des großen Beherrschers.

Das chinesische Gouvernement ist ein compacter, in unendliche, in der innigsten Verbindung zu einander stehende, Zweige getheilter und untergetheilter Körper. An der Spitze des Gouvernements steht der geheime Rath. Es giebt drei Par-seange, von den Missionären Kolaou genannt, die mit den Präsidenten der sechs Tribunäle über jeden wichtigen Gegenstand berathschlagen und dem Kaiser Bericht erstatten, der nach Belieben entscheidet; wenn ihm aber ihre Erörterungen nicht gefallen, so tadelt er sie scharf und offen. Zur Annahme der Memoiren und Petitionen, die streng der vorgeschriebenen Form gemäß eingerichtet seyn müssen und eine bestimmte Zahl nicht überschreiten dürfen, ist eine besondere Behörde niedergesetzt. In dringenden Fällen darf ein Beamter direkt an Se. Majestät schreiben, auch kann ein Unterthan an das höchste Gouvernement zu Peking appelliren; ist seine Sache aber nicht durchaus gerecht, so tiefkirt er den Kopf. Um die kaiserlichen Worte, Thaten und Gesetze der Erinnerung aufzubewahren, werden drei Bücher gehalten — eins über seine Meynungen und Reden, ein anderes über seine Befehle und ein drittes über seine Rescripte; nach diesen ist der größte Theil der chinesischen Geschichte entworfen. Die kaiserlichen Proclamationen werden durch die Mitglieder des Han-lin-Collegii entworfen, jedoch nicht nach ihrer eigenen Wahl, sondern in den von den Alten festgesetzten Phrasen und Ausdrücken, so daß diese Verfasser von Denkschriften nur die stereotypen Perioden zusammen zu setzen brauchen.

Das Lepu — Beamten Collegium — ist das wirkliche Departement der Intrigue. Sämmtliche Beamte von Rang erhalten ihre Bestallung von den Mitgliedern desselben; ihre Verdienste und Verschuldungen werden vom Provinzial-Gouvernement genau aufgezeichnet, und sie darnach um eine gewisse Zahl von Graden befördert und degradirt, und was in allen von demselben erlassenen Proclamationen genau geschildert wird. Werden sie von ihren Dienstfunktionen suspendirt, so können sie durch Reue, dadurch, daß sie der Tugend sich befleißigen und eine gewisse Summe Geldes bezahlen, ihren Dienst wieder bekommen. Die Namen sämmtlicher Beamten werden, nebst deren Titeln, Verdiensten u. s. w. in einem Buche bekannt gemacht, das jeden Monat von neuem herausgegeben wird. Werden sie zu einem höheren Range erhoben, so reisen sie nach Peking, um durch Niederwerfen ihren Dank abzustatten und das Zeichen ihres Ranges in Empfang zu nehmen. Dieß veranlaßt beständiges Reisen, viel Zeitverlust und Gebäudwand, erhält aber zugleich die innigste Verbindung mit den entferntesten Theilen der Provinzen aufrecht, und kettet alle Beamten an ihren Souverain, von dem sie allein Beförderung und Amteinkommen zu erwarten haben. Oeffentliche Beamte werden, wenn einer ihrer Eltern stirbt, auf drei Jahre von ihren Functionen suspendirt; sie können auch nach den Gräbern ihrer Vorfahren wallfahrten, ihre Eltern nach deren Geburtsorte begleiten und Krankheit vorschützen, um sich zu entfernen. Alle, von Personen unter ihrer Jurisdiction begangenen, abscheulichen Verbrechen fallen auf sie zurück; bricht Feuer aus und brennt eine große Anzahl Häuser ab, so laufen sie Gefahr degradirt zu werden; betrübt allgemeine Noth ihre respektiven Provinzen, so klagt man sie als die Grundursache derselben an und sie müssen den Himmel versöhnen; bricht eine Rebellion aus, so riskiren sie, den Kopf zu verlieren. Als die politischen Väter des Volks, zu dessen Führer sie bestellt sind, müssen sie solches mit väterlicher Sorgfalt beherrschen und die Tugend befördern. Zu dem Ende lesen sie von kaiserlicher Hand entworfene Predigten (das zweite Edikt, Schingyu) und man verlangt von ihnen, daß sie in Wort und That Muster menschlicher Vollkommenheit seyen. Der Verfasser, der mit Mandarinen jeden Ranges häufig verkehrte, hat nie eine Klasse Menschen gekannt, die ihren natürlichen Charakter so gänzlich verläugnete und mit solcher Leichtigkeit sich durch alle, vielfach in sich verschlungene, Pfade der Intrigue und Falschheit hindurch zuwinden verstand. Das Fundamentalprinzip patriarchalischer Ueberfassung ist in der That die Basis aller Institutionen; dieses Fundamentalprinzip wird aber in der Ausführung durch menschliche Verderbtheit gröblich verunstaltet. Indeß alle anderen Constitutionen in Trümmer zerfallen, widerstehet dieß alte Gebäude jedoch den Angriffen der alles zerstörenden Zeit, und hält eine zahllose Nation zusammen.

Jede Klasse von Beamten und Bürgern wird täglich von ihrer Pflicht unterrichtet und durch die unendlichen Kleinigkeiten in die Nothwendigkeit versetzt, die lästigen Vorschriften zu übertreten. Die Gestalt, der Gang, die Stellung beim Sitzen u. s. w. ist genau bestimmt. Wenn ein von China abhängiger, Tataren-

Digitized by Google

königin einen König von kaiserlicher Abkunft zu Peking besucht, so muß sein Gefolge seine Herannahung ankündigen. Der Ceremonienmeister benachrichtigt den Gastfreund, der den Besuchenden einladet, hereinzukommen; Letzterer steigt vor dem Thore vom Pferde. Hierauf steigt der Gastfreund die Stufen herab, um ihn zu empfangen und beide treten in das mittlere Thor. Der Besuchende kniet, mit dem Gesichte nach Westen zugewandt, zweimal nieder und verrichtet sechsmal den Kowotow; der Hausherr verrichtet dieselben Ceremonien; beide erheben sich, der Besuchende setzt sich auf die West-, der Gastfreund auf die Ostseite. Die Dienerschaft muß hierauf an der Ostseite die Stufen hinaufgehen, und nachdem sie vor der Thür dieselben Ceremonien, wie ihr Gebieter, verrichtet hat, in die kleine Pforte rechter Hand hereintreten und sich hinter dem Gaste niedersetzen. Der Ceremonienmeister muß hierauf The präsentiren, bei dessen Empfang der Gast einmal niederknieen und sich verbeugen muß, was der Wirth erwidert. Ist der Thee getrunken, so muß sich das Gefolge in einer Reihe aufstellen, einmal mit dem Kopfe die Erde berühren und sich zuerst entfernen. Wenn der Gast die Tasel verläßt, so muß sich er niederknieen und mit dem Kopfe einmal die Erde berühren; der Wirth muß dieß erwiedern. Hat er sich von seinen Knieen erhoben, so muß er den Gast bis an die Stufen, der Ceremonienmeister ihn aber bis vor das Thor begleiten. Dieß mag als eine schöne Probe chinesischer Etiquette dienen. Jeder andere Rang, bis zu dem niedrigsten Polizeioffizianten herab, der vor dem Mandarin den Kow-tow verrichtet, hat seine bestimmten Ceremonien, deren Beobachtung für ihren Dienst durchaus wesentlich ist. Häufig werden jedoch Ceremonien bei Seite gesetzt und die Chinesen können sich eben so herzlich begrüßen als wir; es ist dieß aber der bevorstehenden Regel nicht gemäß.

Das ganze chinesische Reich ist in 23 Provinzen und diese wieder in Tus, Chus, Tings und Tiens abgetheilt. Eine der Provinzen, Tsche-Kiang, das große Theeland, umfaß eine Bevölkerung gleich der von Großbritannien und Irland, nämlich über 26 Millionen Menschen. Die Gesammtbevölkerung soll (?) sich nach dem chinesischen Staatskalender auf 375 Millonen belaufen, was natürlich eine orientalische Uebertreibung ist.

## Die beiden Vettern.

An einem Sommermorgen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, taumelten beim Sonnenaufgang zwei junge Adelige, Luigi und Ugo Aretghetti, aus einer Schenke in Florenz.

„Was für ein verwünschtes Unglück!" sagte Ersterer nach einer Pause zu seinem Vetter. „Nicht ein Thaler ist mir übrig geblieben!"

„Und was Teufel konntest Du Anderes erwarten? Gegen kalte, schlaue und berechnende Spieler von Profession zu spielen; Du, immer so gereizt, und es nun durch den Wein um so mehr!"

„Bei der Mutter Maria!" erwiderte Luigi in trunknem Muth mit Feierlichkeit, „ich bin in diesem Augenblick so nüchtern, — als — als, wer es wagt, es zu bezweifeln, ist ein Narr und ein Lügner! — und da ist meine Herausforderung!" So sprechend, warf er seinen Handschuh auf die Erde.

Ugo hatte ihn beim Arm genommen, und sie waren gerade im Begriff, fortzugehen, als ein bungriger Hund, der nach Raub umherspürte, den Handschuh aufnahm und sich mit demselben davon machen wollte. Luigi zog sein Schwert und rief:

„Was zum Henker! Du Bastard von Hund, Du willst eines Cavaliers Herausforderung annehmen? Dieses hier soll Dich Lebensart lehren!" Und nachdem er das Schwert durch den Leib der Bestie gerannt hatte, wandte er sich lachend wieder zu seinem Gefährten und ging weiter.

Luigi und Ugo Aretghetti waren Vettern; aber die Freundschaft, welche sie für einander hegten, war selbst noch größer als die zwischen Brüdern. Sie waren unzertrennlich.

Obgleich verschieden an Gemüth, war ihr Geschmack doch gleich, und obschon sie ebenfalls mit Glücksgütern nicht gleich begabt waren, denn Luigi, der jüngere war unermeßlich reich, und Ugo in Vergleich arm, so machte dieses doch keinen Unterschied zwischen ihnen. Die Ausgaben für die Verschwendungen, welche sie zusammen machten, wurden unweigerlich von dem Reicheren bestritten. Der Umstand, daß Ugo, wenn er seinen Better überlebte, dessen Erbe werden würde, rechtfertigte diese Einrichtung.

Indem sie nun so zusammen fortwanderten, murmelte Luigi bei sich selbst: „Ein Hund! das Blut eines Hundes! das Schwert eines Cavaliers von dem Blute eines räudigen Hundes befleckt! Fürwahr, es soll nicht länger meine Seite, noch die irgend eines Andern entehren!"

So sprechend, zerbrach er das blutige Schwert übers Knie, und warf die Stücke auf einen nahen Düngerhaufen.

„Mutter Maria!" rief sein Gefährte, „wenn Du es so treibst, so mußt Du aus Gold zusammengesetzt seyn. Drei Tausend Dukaten verloren, und nun diese spanische Klinge zerbrochen, die wohl hundert werth ist! Das ist zu arg!"

„Zu arg! — Schweig, Kerl!" versetzte sein halbtrunkener Gefährte. „Ha! ha! ha! Ich habe da unten in meinem alten Thurme Gold genug, um ganz Florenz, — Männer Weiber und Kinder — Steien, Körper und Alles zu kaufen!"

„Du? — Du redumst! Woher solltest Du das Gold haben? Ich weiß wohl, daß Dein Vater reich war, aber nicht in solchem Grade."

„Er ließ es sich nur nicht merken," sagte Luigi; und nach einer Pause fuhr er bei dem Ueberströmen seines Herzens fort: „Ugo, ich glaube, ich kann Dir trauen. Man hat mich gebeten, niemals das Vorhandenseyn des Goldes irgend Jemanden zu vertrauen; aber Dir will ich es — ja, ich will Dir selbst meine Schätze zeigen. Komm mit."

Sie waren an dem kleinen Thore eines jener Thürme angekommen, welche die Unruhe der finstern Zeitalter für jeden Palast zur Beschützung nothwendig machten. Die beiden Aretghetti's traten ein, und indem sie eine schmale Wendeltreppe, welche sich in dem Innern ganz herumzog, hinaufstiegen, kamen sie zuletzt an die Thür des obersten Zimmers; Luigi öffnete es und sie traten ein.

Es war ein kleines, viereckiges Gemach, durch vergitterte Oeffnungen von drei Seiten erleuchtet, an der vierten aber befand sich, statt eines Fensters, eine Art Grabmal von weißem Marmor, an dessen Vorderseite von zwei schwarz marmornen Platten oder Feldern ein alabasterner Schwengel heruntershing. Im Vordergrunde dieses Kabinettes war eine Terrasse von gefärbtem Maemor, die, ungefähr vier Fuß ins Gevierte, sich einen halben Fuß über den Boden erhob. Am Rande derselben waren folgende Worte in lateinischer Sprache eingegraben: „Dieses Monument wurde von dem geschickten Künstler Andreas errichtet," und in gleicher Linie damit, aber augenscheinlich später hinzugefügt, die Worte: „für sich selbst!"

Luigi stieg auf die Terrasse, und indem er mit der Hand einen kleinen Knopf in der ist dem Monumente eingeschnittenen Vertiefung berührte, flogen die Thüren auf und ein kleines Zimmer, buchstäblich mit Gold gefüllt, stellte sich den Blicken Ugo's dar. Luigi lächelte über sein Erstaunen, und rief, indem er die Thüren wieder schloß: „Sagte ich nicht recht, Du kühnes Herz? Sprach ich nicht wahr, Herr Ugo?" Dann ihn beim Arm nehmend, schickte er sich an, wieder hinunter zu steigen.

Ugo blieb wie versteinert vor Verwunderung stehen. Endlich sagte er: „Guter Gott! Luigi, das ist erstaunlich! Aber wie kam es hierher? Wer sammelte zuerst allen diesen Reichthum?"

„Das weiß ich nicht; aber er hat sich mehrere Generationen hindurch auf uns vererbt. Bei meines Vaters Tode fand ich das Geheimniß zwischen seinen Papieren in einem versiegelten, an mich

Digitized by Google

gerichteten Pakete. Du würdest es nach meinem Tode auch zwischen den meinigen gefunden haben."

„Es ist sonderbar!" sagte Ugo. „Aber wie leicht kann es gestohlen werden!"

„Nein, mein Freund," antwortete Luigi, „nur Du weißt das Geheimniß. Nun, Ugo, gieb mir Deine linke Hand, und wie Du da mit Deinem Schwerte stehst, berühre jenes alabasterne Handhabe, welche die Thüren zu öffnen scheint. Aber sey unverzagt!"

Als Ugo die Handhabe berührte, flogen die Thüren auf, und in demselben Augenblicke fiel die marmorne Terrasse, wie mit einem Schlage, nieder, und entfaltete vor den beiden Brüdern ein unermeßliches Gewölbe, in welchem sich nach jeder Richtung hin, und durch eine furchterregende Maschinerie, eine zahllose Menge Schwerdtklingen, die an Stiften befestigt waren, hin und her bewegte — es war eine Oubliette.

Ugo schauderte zusammen, und klammerte sich, vor Furcht im Todeskampf, an seinen Vetter. Der schreckliche Abgrund blieb einige Sekunden offen und schloß sich dann wieder.

„Und wer erdachte diesen fürchterlichen Platz?" fragte Ugo.

„Ich weiß es nicht; aber die Sage erzählt, daß er auf Befehl eines unserer Vorfahren durch einen Künstler Namens Andreas eingerichtet wurde, wie auch die Inschrift hier besagt; daß dann der Herr, als das Werk beendigt war, fürchtend, der Meister möchte das Geheimniß verrathen, die Gelegenheit wahrnahm, als dieser auf der Platte stand, und den Knopf berührte, auf welche Weise Andreas durch seine eigene Erfindung starb — ein zweiter Phalaris."

Ugo stand da, in stummen Schrecken vor sich hinstarrend. „Himmel," sagte er, „daß ein Mann das Herz haben konnte, solchen Plan auszuführen!"

Er bewegte sich nicht. Er stand in Gedanken verloren. Das Schwert hing schlaff in seiner Hand.

„Dieß ist ein eben so bewundernswürdiges als schreckliches Werk des Mechanismus!" fuhr Luigi fort. „Du siehst, es ist jetzt eben so fest, als da, wo ich zuerst darauf stand und den Schatz öffnete!" und mit diesen Worten ging er wieder auf die Terrasse.

Ein Gedanke zuckte wie ein Blitz durch Ugo's Kopf. „Wie oft verursachte der Anblick der Mittel, Böses zu thun, das Böse selbst!"

Ugo eilte wie ein Rasender aus dem Thurme.

Er war allein!

Im Laufe des Tages fand man den Leichnam Luigi's, schrecklich verstümmelt, im Arno — in welchen Fluß die Oubliette herabbing. Sein zerbrochenes Schwert und sein Handschuh waren schon vorher auf der Straße nahe bei dem Wirthshause, in welchem er die Nacht zugebracht hatte, gefunden worden; auch hatte man auf dem Pflaster Blut entdeckt. Man vermuthete daher, daß er betrunkener Weise in irgend einen Streit verwickelt, und, überwältigt von der Mehrzahl, ermordet worden sey; ein Mörder aber war in jener Zeit etwas so gewöhnliches, um Aufsehen zu erregen. Der Eifer, mit welchem Ugo anscheinend nach der Entdeckung des Mörders seines theuren Freundes forschte, entfernte allen Argwohn in Hinsicht seiner eigenen Schuld. Die Sache wurde vergessen, und er trat mit unbestrittener Ehre seines Verwandten Titel und Güter an.

Aber er war nicht mehr derselbe Mann. Es war nicht so sehr Gewissensangst als Grausen, was sein Inneres verzehrte; denn er bereuete das Begehen des Verbrechens eben so sehr, als es nicht präméditirt war. Es gibt Augenblicke, daß, wenn Menschen unwiderstehlich zu einem Verbrechen hingezogen werden, sie ihre besseren Gefühle verläugnen. Ugo's Verbrechen war in einem solchen Augenblicke begangen worden. Es war, als hätte der Teufel ihn leibhaft dazu verleitet.

Sein Leben war nun unglücklich geworden.

Er war reich, und es wurde ihm daher geschmeichelt. Er war ein Junggeselle, und wurde also fettirt. Doch er selbst war elend, und meynte übrigens, eine Veränderung müsse ihm Erleichterung verschaffen. Er heirathete.

Seine Frau war aus einer reichen und stolzen Familie, von Natur von herrschsüchtiger Gemüthsart, die durch die Erinnerung an Ugo's frühere Armuth und durch die Gleichgültigkeit, womit er sie behandelte, nur noch mehr angefacht wurde. Sie betrug sich, wie ein eingestischter Teufel.

Er war also noch elender, als je!

Im Anfange des zweiten Jahres ihrer Verheirathung starb seine Frau nach einer kurzen Krankheit, und hinterließ ihrem Manne eine Tochter Namens Constanza.

Das kleine Mädchen wuchs unter der Sorgfalt ihres Vaters auf. — Natürlich ein Liebling desselben, that sie, was sie wollte, und vergnügte sich, wie sie wollte; denn sie war der einzige Trost des verwundeten Herzens des Mörders.

Als sie ungefähr sieben Jahr alt war, bemerkte sie, daß ihr Vater beständig ab und zu in den dunkeln Thurm ging. Eines Nachmittags folgte sie ihm auf die Treppe nach, und leise hinaufkriechend, sah sie ihn Säcke mit Gold, aus dem furchtbaren Schatz füllen. Ugo war darauf geschäftigt, das Gold in die Gewölbe des Palastes zu bringen, womit er mehrere Wochen sich emsig beschäftigte, bis jedes Stück dieses Metalles in den Kellern war. Dann schloß er den alten Thurm für immer. Ugo starb, in vollem Wohnsinn zu der Zeit, wo seine Tochter gerade im Begriff war, sich mit einem entfernten Verwandten der Familie Arrighetti zu vermählen. Die Hochzeit wurde deßhalb auf einige Zeit ausgesetzt.

Die Entdeckung des in den Kellern ihres verstorbenen Vaters verborgenen ungeheuren Reichthums verursachte natürlich zu der Zeit großes Aufsehen. Constanza freute sich darüber um so mehr, als es selbst ihren Geliebten, oder vielmehr ihren Verlobten in Erstaunen setzte. Aber sie hatte noch eine andere Ueberraschung für ihn im Hinterhalte!

Monate waren vergangen und Constanza und ihr Geliebter waren Mann und Frau.

„Theuerster," sagte sie eines Tages zu ihm, „ich habe Dir ein Geheimniß mitzutheilen. Du weißt, welche Reichthümer man in meines Vaters Keller gefunden hat. Was würdest Du mir geben, wenn ich Dir jehnmal so viele zeigte?"

„Ich würde sie Dir alle für einen Deiner süßen Küsse zurückgeben," sagte der junge Ehemann.

„Was für Possen, Guglielmo," antworte die junge Frau lachend. „Ich sage Dir, ich meyne es im Ernst. Oben in jenem verschlossenen Thurme ist ein ungeheurer Reichthum verborgen. Ich tauschte einst Tages, als ich noch ein kleines Mädchen war, durch den Schlüssellloch mit Ach mit meinen Vater ihn überzählen."

„Possen, Possen, Constanza!" sagte ihr Gatte. „Weibische Neugierde. Der Thurm ist schon so viele Jahre verschlossen und Du hast ihn nie gesehen und möchtest nur gern wissen, was darin ist. Ist dem nicht so, Theure?"

„Ich habe ihn nie gesehen!" rief Constanza etwas erzürnt. — „Ich bin nie auf jenem Thurme gewesen! Theurer Guglielmo, erst eine oder zwei Wochen nachher, als ich hinaustrieg und ihn, wie ich Dir sagte, mit dem Golde beschäftigt fand, hat er ihn verschlossen. Die Diener sagten, daß Geister und dergleichen Unsinn ihr Wesen darin trieben; aber ich glaube, er hat mich lauschen sehen und wollte nicht, daß ich mehr von seinen Schätzen da oben, als von denen in den Kellern wissen sollte."

„Constanza, Weiberneugierde!" sagte ihr Mann, ihr lachend mit dem Finger drohend.

„Schiebe es auf Rechnung der Weiberneugierde, wenn Du willst," sagte die junge Frau lachend; aber laß mir nur ein einziges Mal meinen Willen, Theuerster, und wenn Du mich dann nicht anständig belohnst, so ist Deine Großmuth nicht weit her."

Guglielmo küßte seine Frau und ließ Licht und die Schlüssel des alten Thurmes bringen.

Digitized by Google

Arm in Arm stiegen sie die Wendeltreppe hinauf! Sie traten in das obere Zimmer! Sie stiegen auf die marmorne Terrasse! Sie berührten die Feder! Die Thüre vor dem Schatze sprang auf! Er war leer!

Und — die Körper von Gouglielmo und Constanza wurden am andern Tage im Arno gefunden!

## Riesenthier.

Bei St. Louis, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, hat man vor Kurzem zum Erstenmale einen ganz vollständigen Schädel des Mastodon giganteum, eines der Riesenthiere der vorsündfluthlichen Wunderwelt ausgegraben, der jetzt in dem Museum jener Stadt zur Schau aufgestellt ist. Wie groß dieser Schädel sey, möge man aus der Bemerkung abnehmen, daß derselbe ein einfensteriges Zimmer unserer gewöhnlichen Wohnhäuser ziemlich ausfüllen würde, das ganze Thier aber nach seiner muthmaßlichen Höhe schwerlich in unsern höchsten Kirchen Platz finden könnte. Die Stoßzähne dieses Thieres standen horizontal mit den Spitzen seitwärts. Die Länge eines jeden derselben, auf der Krümmung bemessen, betrug 19 Fuß, und der Abstand des einen von dem gegenüberliegenden zweiten in gerader Linie 21 Fuß. Die menschliche Einbildungskraft erliegt der Aufgabe, sich eine deutliche Vorstellung von jenem Zustande zu machen, wo irdische Fluren von solchen, nach einem ganz andern Maßstabe geformten Ungeheuern verwüstet wurden, und man sieht sich gezwungen, um eine Art Harmonie in das damalige Ganze zu bringen, auch den Bergen und Strömen, den Bäumen und Gräsern u. s. w. jener vorsündfluthlichen Welt ganz andere Dimensionen zu geben. Jenes verweltliche Riesenthier scheint übrigens über die ganze damalige Erdfläche verbreitet gewesen zu seyn.

## Muster von Anzeigen.

Im „Lausitzer Anzeiger" vom 7. April findet sich folgende Annonce: „Die unterzeichnete Fabriks-Kompagnie sucht einen Portier für ihr Gebäude-Eingangsthor. Derselbe muß wenigstens sechs Schuh, und eine natürliche Antipathie gegen Landstreicher, Vagabunden und Bettler haben, auch muß er mit einem großen Hunde versehen seyn. Wenn derselbe recht barsch ist, ist es sehr angenehm. Die Gegend erheischt dieß. Hierauf Reflektirende weisen sich bei Wirbeler, Elster und Blase, Tuchfabrikanten in Kamenz." — Nachschrift. Auswärtigen, die auf dieses Ersuchen Rücksicht nehmen wollen, diene zur gefälligen Beachtung, daß der gesuchte Portier im Lausitzer Kreise in Sachsen sonst auf ein gebildetes Publikum zählen könne, denn die Lausitz hat große Männer geboren; Meißner war ein Lausitzer aus Bautzen; Lessing ein Lausitzer aus Kamenz, und Fichte ein Lausitzer aus Rammenau; in Lessing's Geburtsort wird nun der Portier gesucht. Briefe franco!

### Ein Papagei wird gesucht.

In der „Hamburger Zeitung" vom 2. März, wird ein Papagei gesucht, der das Plattdeutsche versteht, und das Rheinteutsche spricht. Auch muß er einschlafen können, wenn Guitarre gespielt wird!!

### Thereſe Kreule

zeigt im Nürnberger Correspondenten an, daß sie Unterricht in der orientalischen Schnellmalerei gibt. Nachdem dies abgethan, schreibt sie. „Auch wurde ich schon von mehreren Seiten aufgefordert, Unterricht im Kleiderschneiden nach dem Maaß, ohne Muster zu ertheilen, und zeige daher ergebenst hiermit an, daß man diesen Unterricht in zwanzig Stunden zu erlernen im Stande ist, die Stunde kostet ebenfalls 15 Kreuzer. Später werde ich andere nahe Städte besuchen, falls sich mehrere Personen vereinigen und subscribiren. Auch kaufe ich abgeschnittene und Wirrwarr-Haare. Der letzte Kunstausdruck ist uns fremd! Thereſe Kreule scheint ein vielseitiges Talent!

## Pot-Pourri.

### Die Glasweberei

schreitet jetzt in Frankreich bedeutend vorwärts. Der Fabrikant Döbus in Paris arbeitet mit 30 Stühlen. Das Wesentliche seiner Erfindung beruht hauptsächlich darin, daß er den Glasfäden vermöge einer eigenthümlichen Behandlung derselben mit Dampf eine solche Biegsamkeit zu geben weiß, daß sie zu einem vollkommenen Knoten geschlungen und als Einschuß mit der Lade eingeschlagen werden können, ohne zu brechen; durch Vermischung der weißen, oder gefärbten Glasfäden, und seidener oder anderer Fäden liefert Döbus faconirte Zeuge, welche sich durch den Reichthum ihrer Dessins, durch die Frische ihrer Farben und vor allem durch ihren höher unerreichten Glanz auszeichnen. Manche wetteifern mit den schönsten Gold- und Silberbrocaten, vor denen sie noch das voraus haben, daß sie nicht anlaufen, wenn sie mit schwefelwasserstoffhaltigen Gasen in Berührung kommen. Eines seiner vorzüglichsten Erzeugnisse sind Tapeten von der schönsten Art.

### Trost.

Im December des vorigen Jahres stellte ein ehrlicher Irländer einem Kaufmann einen Wechsel aus, und da dieser die Bemerkung machte, der Wechsel habe noch manchen Tag bis zum Verfall zu laufen, erwiederte der Irländer: „Das ist wahr, aber bedenken Sie auch, wie kurz die Tage in dieser Jahreszeit sind."

Die Posener Juden ritten, als Türken maskirt, dem Heiden von Austerlitz und Jena entgegen. Als sie seinem Reisewagen begegneten, tritt einer an den Schlag der Kutsche und spricht: „Ew. Majestät! ferchten Sie sich nit, mer sind kaine Terken, mer sein Pausener Jüden."

### Druckfehler.

Im Berliner Intelligenzblatte wird durch einen Druckfehler eine neue Waden-Fabrik statt Watten-Fabrik empfohlen. Läuft beinahe auf Eins hinaus.

## Vierſylbige Charade.

Wenn eins und zwei, gleich einer Driftamme,
Gleich einem Banner, flatternd dich umweh'n,
Wenn ſie, die aus der Götter hehrem Stamme,
Mit dir durch's Leben treuverbunden geh'n,
Dann ſchützt du wenig von dem Erdenſchlamme,
Und dieſes Lebens kümmerlichen Weh'n;
Dein Auge weilt dann, wonniglich umzogen
Von reiner Luft, auf dieſem dunkeln Bogen.

So haben drei und vier die ſtets geſungen,
Die längſt dahin in Staub und Nichts verwebt,
So haben ſie, in Lied und Leid verklungen,
Die Welt verklärt in holder Majeſtät;
So hat ihr Geiſt das Heiligſte errungen,
Im edlen Kampf die erſten die erſtritt,
Noch leben ſie in allen edlen Seelen,
Die ſich dem Schönen, früh und gern vermählen.

Doch, alle vier zuſammen, ſind verſchwunden,
Sie blinkten einſt im blut'gen Kriegsgewühl,
Sie ſchwangen böſe, unheilbare Wunden,
Verfehlten ſelten das gewiſſe Ziel;
Nun werden ſie noch hier und da gefunden,
In Räumen, wo es friedlich iſt und kühl,
Du faßt ſie oft, und dachteſt jener Zeiten,
Wo ihre Führer ſich dem Tode weihten.

Digitized by Google

**№ 18.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Nachruf. — Ein Kampf der Russen mit den Tscherkessen. — Die Zopfrevolte zu Mailand. — Eine sonderbare Geschichte. — Sendschreiben des Eolen von Bock an die kunstsinnigen Münchener. — Sie und Du. — Anekdote. — Charade: Auflösung.

## Nachruf

an den für uns zu früh verblichenen edlen Herrn

## Franz Xaver Grashey,

Königl. Ober-Poststallmeister und magistratischen Vorstand der paritätischen Versorgungs-Anstalten.

DeIn MVeheVoLLes WIrken erheIsChet IenseIts Lohn, Wahren, sVessen Lohn!

Von einem Hospitalpfründner.

## Ein Kampf der Russen mit den Tscherkessen.

(Aus K. J. Neumann Rußland und die Tscherkessen. Stuttgart und Tübingen, Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1840.)

Wir wollen die lebendige Beschreibung eines Kampfes der Russen mit den Tscherkessen, die von einem Augenzeugen herrührt, seinem wesentlichen Inhalte nach mittheilen.

Mit dem Ausdruck Sobranie bezeichnen die Russen längs der kubanischen Linie eine Zusammenrottung der Bergvölker, um sich zu berathen, über welche Oerter man am füglichsten herfallen könne, wann man den Zug unternehmen solle. Sind die Genossen über diese Punkte einverstanden, so schwören sie auf Leben und Tod zusammenzuhalten, was sie den Bluteid nennen. Die Lebenden dieser heiligen Schaar sind verbunden, wo möglich die Leichname der Gefallenen dem Feinde abzukämpfen und sie zurückzutragen ins Bärenland; sie erhalten dann das Besitzthum des Verstorbenen. Wie hungrige Tieger und Hyänen stürzen sie dann, wenn alle Vorbereitungen vollendet auf die Unglücklichen, die sie sich zum Ziele ersehen, morden, rauben und plündern und ziehen blitzschnell wiederum zurück mit der Beute und den Gefangenen in die heimathlichen Gebirge.

Der Kuban, dieß sind die Worte unseres russischen Berichterstatters, fließt wild aufschäumend und Alles mit sich fortreißend zwischen ungeheuren Felsenmassen in nördlicher Richtung durch das Land der uns ergebenen Karatschai. Die Karatschai wohnen nämlich westlich vom Elbrus und wurden im Jahre 1828 vom General Emanuel unterworfen. Von den beiden Seiten lassen Fels und hoch sich aufschichtend unersteiglische Felsen kaum Platz übrig für einen Pfad, und nach beiden Ufern zu ziehen sich dieselben jenseits mehrere Schluchten, die wenn auch schwach besetzt, den Uebergang selbst einer beträchtlichen Anzahl fast unmöglich machen. Ungefähr zwölftig Werste vom Kammennoi-Most oder der steinernen Brücke fällt der Kuban in ein lachendes Thal, wo er sich etwas breit macht und von seinem wilden Treiben und Größe sich auszuruhen scheint; er nimmt hier vier Flüsse, die Zibrdba, den großen und kleinen Selenschuk und den Urup in sein Bett auf, wendet sich ungefähr hundert Werste von der Festung Chumara nordwestlich, bildet bei Fort Protschnoi-Okop, auf dem südlichen Ufer des Flusses gelegen, wo der den Tscherkessen so furchtbare General Saß, ein Livländer von Geburt, wie ein Adler auf hohem Felsen horstet, mehrere Inseln, richtet dann bei der Stanitza Temischbeg seinen Lauf ganz nach Westen und ergießt sich endlich in das asow'sche Meer. Es war eine Sobranie angesagt worden und längs des ganzen Kuban-Cordons waren schon Laufschreiben verbreitet, welche, wenn ein Ueberfall zu befürchten ist, schnell an alle Posten gesendet werden, damit man auf seiner Hut sey. Fast stündlich kamen Saß's Kundschafter, die sich mit Lebensgefahr in die Versammlung selbst schleichen mußten, mit Nachrichten in Wosnesensk an, wohin sich der General begeben hatte. Solche Versammlungen, um sich über die nächsten Abenteuer zu berathen, werden nur in der Nacht gehalten; es wird jedesmal der Ort gewechselt, um nicht im Gebirge überfallen und aufgehoben zu werden. Zweitausend Mann waren die Tscherkessen stark, meistentheils Abasehen und Kabardiner, welche sich bei der Besitznahme der großen und kleinen Kabardah nach Westen flüchteten, und Schapsuchen. Endlich kam die Nachricht, sie wären übereingekommen, die Stanitza oder das Kosakendorf Batalpaschinsk, fünfundzwanzig Werste von Chumara, anzufallen; von den Zwotausend hätten Zwölfhundert den Bluteid geschworen; die Fürsten hätten ihre Pferde mit warmem Wasser gewaschen, ihre besten Waffen und Prachtkleider angelegt, und Alles würde in der nächsten Nacht aufbrechen unter Anführung des im Kriege gegen Rußland ergrauten Abasehen-Helden Ali Chatzis und dessen Sohnes, zweier Todfeinde der Slaven. Saß hatte nun die Wahl: Entweder er verspere ihnen den Weg, dann möchten sie höchst wahrscheinlich den Handschuh des ihnen so furchtbaren Generals, den sie schlechtweg Schaitan oder Teufel nennen, nicht aufheben, sich zerstreuen und den Zug auf einen günstigeren Zeitpunkt aufschieben; oder er läßt sie vorbeiziehen und fällt ihnen dann in den Rücken. Das Letztere war beschlossen. Saß schrieb zuvor an den Obristen Hahn, welcher in der Gegend der Stanitza mit zwei Bataillonen Infanterie und fünfhundert Kosaken stand; er solle die Bande nach Gebühr empfangen, der General säßen ihnen auf dem Nacken und würde beim ersten Allarmzeichen mit einem Kanonenschuß seine Ankunft im Rücken des Feindes anzeigen; es solle Hahn durch einen Ausfruf an die Karatschai den Räubern den einzigen Weg zum Entschlüpfen abschneiden.

Gleich nach Sonnenuntergang ging Saß mit achthundert Kosaken, zwei Compagnien Jäger und sechs leichten Kanonen dem Gebirge zu, um dem Feinde bis zum Kuban immerwährend auf den Fersen zu sitzen. Wir mußten das Land bis faß an den höchsten Punkt, wo die Laba sich ihren Weg durch Felsblöcke aus

Digitized by Google

dem Gebirge hahnt, durchjohen, bis wir endlich an den Platz kamen, wo die Bande über diesen Fluß gesetzt hatte. Breit, wie ein schöner Landweg, lag da die Spur der Zwölfhundert vor uns in dem niedergetretenen mannshohen Grase oder in dem frisch aufgewühlten Lande. Ueber Berg und Thal, durch Moräste und Ströme, durch Schluchten und Waldungen, in der üppigsten, reichsten Natur waren sie unaufhaltsam vorgedrungen, und im Eilmarsch setzten wir ihnen nach, drei volle Tage lang und zwei Nächte. An den Feuerstätten, wo der Haufe geruht, konnten wir berechnen, daß wir ihnen immer näher kamen; die letzte Nacht fanden wir die Feuer noch brennend. Bis dahin schienen sie langsam, sorglos und ohne alle Vorsichtsmaßregeln marschirt zu seyn; es war ihnen darum zu thun, ihre Pferde für den Rückmarsch zu schonen. Dieß gab den Russen ein großes Uebergewicht; fünfhundert frische Kosakenpferde standen für sie am Kuban bereit. Siehe, da hörte nicht plötzlich die Spur, sondern jedes Anzeichen von Ruhestätten auf. Saß wurde nachdenkend und trieb zu noch größerer Eile. Die Infanterie mit den Saumrossen war schon lange des Eilmarsches wegen zurückgeblieben. Nie greifen die Tscherkessen einen Ort gleich an, sondern richten es immer so ein, daß sie gegen Mitternacht in die Gegend der Staniza kommen, um ihre Pferde die Nacht ausruhen zu lassen und dann bei Tagesanbruch mit gröslichem Geheul über die Wohnungen herzufallen. Dieß wissend, näherten wir uns dem Kuban bei Batalpaschinsk mit der äußersten Vorsicht. Wie groß war aber unser Erstaunen, als plötzlich die Spur rechts abbog, gerade auf den Fluß zuging und uns nun kein Zweifel blieb, daß sie, von unserm Nachtzeigen unterrichtet, einen andern Weg eingeschlagen und an einem andern Orte über den Kuban gesetzt wären. Es kamen auch Kosaken mit der Botschaft, die Tscherkessen seyen ungefähr achthundert Mann stark in einem gedrängten Haufen, eine Fahne in der Mitte, am hellen lichten Tage im Angesichte der Staniza übergesetzt; die Staniza hätte ihnen zwar ein paar Kanonenkugeln nachgesendet, sie wären aber, ohne sich irre machen zu lassen, im starken Schritt immer gerade ins Land hinein, in der Richtung der Bäder bei Kislowodsk, an der Gränze der Kabardah und ungefähr dreißig Werste von Pätigorsk entfernt. Unsere Pferde konnten nicht mehr weiter. Sich ganz auf den Obristen Hahn verlassend und sich von eingeschlossen wissend, blieb dem General nichts weiter übrig, als die ganze Strecke bis hinauf am Kanonoi-Most zu besehen und abzuwarten, durch welche der vielen Schluchten sie ihren einzig möglichen Rückzug nehmen und uns in die Hände fallen würden. Es blieb Alles still; den Rest des Tages war kein Schuß zu hören, und so vergeht auch die Nacht. Unsere ausgesandten Kundschafter kamen nicht zurück. Da sprengten plötzlich im rasenden Galopp unser treuer Kabardinerfürst Dschimbulat Atnuhukin, des Generals Liebling, und der Abadsinerfürst Mahomet Girei Loof herbei; todt stürzten beider Pferde nieder, mit Schweiß bedeckt und wildem Blicke zischen die Fürsten den finster dastehenden General auf die Seite, und wie sehen, wie ihm die Augen wild zu funkeln beginnen. Ohne eine Miene zu verziehen, aber bleich wie eine Leiche wickelte er sich den langen blonden Schnurrbart um die Finger und schlägt endlich mit der flachen Hand, daß es klatschte, auf die Lende — bei ihm das Zeichen der höchsten Wuth. Es war aber auch zum rasendwerden! Man denke nur, von panischem Schrecken ergriffen, nicht begreifend, wer ihnen wohl so hart auf dem Nacken säße, hatten die Tscherkessen ihren Plan auf Batalpaschinsk aufgegeben, und waren hundert Werste, fünfzehn deutsche Meilen, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, weiter geritten und vom Obristen Hahn, der sich dessen nicht versehen hatte, verfehlt, über einen nachlässig bewachten Posten der Kislowodsk hergefallen. Nach einigem Gemetzel waren sie mit fünf Gefangenen und zwanzig Pferden Beute, die sie sogleich vorausschicken, wiederum abgezogen und gemächlicher über das Gebiet der Karatschai, welche man unverzeihlicher Weise unbenachrichtigt gelassen hatte, nach Hause zurückgekehrt. Die Karatschai, auf ihren Feldern zerstreut, konnten nicht zeitig genug sich sammeln, um ihnen den Durchgang streitig zu machen, was ihnen in ihrem Lande, wo nur ein schmaler Pfad sich zwischen Felsen durchzieht, mit fünfzig oder hundert Mann ein leichtes gewesen wäre! Und so hatten sie dieß Alles ungestraft verübt, was um so schlimmer war, weil es sie nur noch kühner machte! Umsonst also sollten alle Strapatzen eines Marsches, wie der unsrige, ausgestanden seyn! Vor Allem aber war die Verantwortlichkeit des Generals zu bedenken, denn mehr oder weniger wird man doch in der Ferne ihm die Schuld aufbürden.

Unterdessen waren noch zweihundert uns ergebenen Tscherkessen und Nogayer herbeigeeilt. Saß steht lange nachsinnend da; endlich springt er auf und fragt seine Tscherkessenfreunde, ob es noch möglich wäre, die Flüchtlinge einzuholen? Nach langem Berathen hieß es: Die Abseichen haben ihre Pferde übermäßig angestrengt und müßten jetzt einen überaus beschwerlichen Weg einschlagen, auf dem sie von Felsenstücken, Abgründen, Bergströmen alle Augenblicke aufgehalten würden; es sey demnach nicht möglich, daß die Pferde schnell vorwärts gehen könnten. Sich ganz sicher glaubend, ziehen sie vielleicht sogar langsamen Schrittes vorwärts. Obzleich sie fast eine ganze Tagreise voraus waren, so glaubte Aushuhkin dennoch, daß es möglich sey, nicht sie einzuholen, aber auf einem andern Pfad inen den Weg abzuschneiden; nur wäre freilich die größte Eile nöthig. Dieß sagend sah er auf unsere abgematteten Rosse und schüttelte zweifelnd den Kopf. „Und wenn ich ganz allein mit euch Zwölfhundert sie erreiche, ungestraft sollen sie nicht zurückkehren! Marsch!“ — Nun hätte man sehen sollen, was ein Eilmarsch unter Saß's Commando heißt, wenns gilt! Ueber die vier obenbenannten Ströme mußte gesetzt, im Dunkeln steile Pfade erklommt und in Abgründe hinabgestiegen werden, wo die Pferde nicht anders als auf der Kruppe herabgleiten konnten. Aber um fünf Uhr Morgens waren wir auch auf der Stelle, wo, wie unsere Führer versicherten, die Abseichen vorbei müßten. Emsig wurde nun der Boden rund herum untersucht; Saß lächelte wild auf, — keine Spur. Man muß bedenken, daß der Ueppige, mit Pflanzen bedeckte Boden augenblicklich anzeigt, ob viele Menschen da gut sind. — In einer Schlucht eng zusammengedrängt lagen wir unter sinsteren dichten Filzmänteln und schliefen wie die Todten bis fast neun Uhr. Da wurde Alles geweckt, denn von Minute zu Minute sollten wir sie über die Berge kommen sehen. Vor uns lag der Bergrücken, von welchem sie zu uns herabsteigen mußten. Rechts und links zwei Schluchten, fast parallel den Berg in die Mitte nehmend. Plötzlich hieß es: Sie kommen! und auf dem mit Schnee bedeckten Gipfel des Berges wand sich ein schwarzer Streif, wie eine Schlange hinab. Bei diesem Anblicke leichte jeder von uns zu seinem Pferde, schnalle, ohne sich aufzurichten, den Sattelgurt fest, besichtigt sein Feuergewehr, versucht ob der scharfgeschliffene Säbel und der spitze Dolch leicht aus der Scheide gehen. Die Abaseben waren noch ungefähr drei Werste von uns entfernt, als wir wahrnahmen, daß etwas bei ihnen vorgefallen seyn mußte. Sie hatten Halt gemacht und schienen unschlüssig zu seyn. Bald wurden wir aus der Ungewißheit gerissen durch den Ausruf unseres Führers: wir sind entdeckt! Ihre Falkenaugen hatten uns erspäht! Nun blieb ihnen nur übrig, entweder sich in eine der Schluchten zu werfen, uns in die Flanke zu nehmen und so vielleicht zu entschlüpfen, oder geradezu sich durchzuschlagen. Hier muß ich aber erst sagen, daß von achthundert dreitzenen Reisigen dreihundert und fünfzig, von dreihundert Infanteristen nur sechzig, von sechs Kanonen nur eine einzige dem General nachgekommen war. Alle übrigen mußte man weit hinter sich lassen. Diese Truppen mit den zweihundert treuen Tscherkessen sollten nun einen achthundert Mann starken Feind bekämpfen. Aber ein überraschter Feind ist schon halb überwunden, und in der Tscherkessen-

Digitized by Google

sprache hat man ja für das Wort Kanone nur die Uebersetzung „tausend Mann."

(Schluß folgt.)

## Die Zopfrevolte zu Mailand.*)

Murat und die Mameluken:

Als die kleine unter Joachims Befehlen stehende Schaar hinter einer Gruppe Palmenbäume hervorzog, erblickte sie von der Höhe Elhalas in der Ferne eine bewegliche Staubwolke.

„Das sind Mameluken!" sagte Murat zu den ihn begleitenden Offizieren, und instinctmäßig die Hand nach dem Säbel führend, rief er den Soldaten zu: „Achtung!" —

Es war auch in der That ein dreitausend Mann starkes Kavalleriekorps, das zu Ibrahims Armee stoßen sollte. Diese Mameluken wurden von dem Vezir Aydu-Bey, genannt Abdulfi (der Vater des Säbels) angeführt, und Murat hatte nur sechshundert Pferde. „Kinder, sagte er, seine Soldaten anredend, heute müssen wir sterben, denn wir können nicht hoffen, uns gegen eine so große Truppenmenge zu vertheidigen, wir wollen aber wenigstens deren so viele tödten, als wir können. Trab — aufgeschlossen, Es lebe die Republik!" „Es lebe die Republik, Tod den geflickten Weiberröcken!" brüllten sowohl die Führer, als die Dragoner, indem sie über ihren Köpfen mit dem Säbel ein Rad schlugen.

Die Türken hatten aber auch bald erschaut, wie gering die Zahl der Tapfern, die ihren Marsch zu beeinträchtigen gesonnen schienen; sie nahmen die Herausforderung an, schwenkten, und bald hatten die dreitausend Mameluken Joachim's sechshundert Reiter umzingelt. Dieser jedoch rief voll Vertrauen auf sein Kriegsglück, und auf jene stürmische Tapferkeit, die schon oft Wunder gethan, im höchsten Enthusiasmus den Säbel schwingend:

„Kinder, diese Leute wollen unsern Zug hemmen! Sie sind müde des Fliehens! laßt uns nicht des Sieges müde werden! Vorwärts!" Durch diese Worte begeistert, greift die kleine Schaar wüthend an; die Masse, die im Anfange, wie die Meereswellen einen einsamen Felsen, sie umgab, beginnt nun auch der Angriff, sich auf sie einstürzend, und ein blutiger Kampf erfolgt. Es war ein furchtbar prächtiges Schauspiel, diese Hand voll Franzosen mit gesenktem Haupt, auf eine Armee einstürzen zu sehen, deren Reiter wegen ihres Muthes und ihrer Geschicklichkeit im ganzen Orient so berühmt waren. Die türkischen Banner mit den flatternden Haaren stießen im Handgemeng mit dem alten gallischen Hahn der republikanischen Fahne zusammen; die Turbane deckten neben den Kolpacks und Helme der Franzosen den Boden; die gekrümmten Damascener Klingen zerbrachen an den flachen Säbeln unserer Kavallerie, und die Pauken von Konstantinopel fielen den normannischen, auf Pferden aus Limousin rennenden Dragonern als Beute zu. Diese wunderbaren Kontraste, diese blutigen Zusammenstellungen erwerkten selbst in den wenigst poetisch gestimmten Seelen unserer Soldaten blutige und zugleich erhabene Gedanken, zum Ruhme der Freiheit und des Ruhms.

Murat, von seinem kriegerischen Muthe hingerissen, hatte sich gleich beim ersten Angriff wie ein Löwe in den dichtesten Kampf gestürzt; seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit, seinem ruhigen Blick, seiner unbezähmbaren Tapferkeit gelang es jedoch nicht so schnell, als er es wünschte, die Zahl der Feinde zu mindern. Diejenigen der Mameluken, die ihn schon einmal kämpfen gesehen, wagten kaum sich ihm entgegenzustellen, und sich mit einem Manne zu messen, den sie in ihren abergläubischen Fictionen mit El Mohdy (dem Engel der Zerstörung) verglichen, dann Murat entheilte rings um sich her den Tod, ohne selbst von demselben erreicht zu werden. Plötzlich erhebt sich mitten im heftigen Gefecht eine Stimme, die ihm zuruft: „Mein General, nehmt Euch in Acht." Joachim wendet sich und sieht Aydu-Bey's Damascener über sein Haupt geschwungen; in weniger Zeit, als zum Niederschreiben dieser Begebenheit gehört, nimmt er den Zaum des des Pferdes in die Zähne, beugt sich auf den Sattel herab, läßt die Pistole, die er aus der Hafter gezogen, von der linken Hand in die rechte gehte gleiten, und sendet den Vater des Säbels mit einer Kugel vor die Füßen, todt in die Arme der Seinigen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auszug aus: Nouveaux souvenirs intimes du temps de l'empire, par Emile Marco de St. Hilaire, l'un des redacteurs du Siecle. 2 Vols. Paria, 1840, chez Dumont. — Nach den:

## Eine sonderbare Geschichte.

In Wien kam ein junger Mann in eine Restauration, und ließ sich's wohl schmecken. Nachdem er seinen Appetit gestillt, zog er aus seiner Brieftasche einen Hundertguldenschein und bezahlte die Rechnung. Der Wirth nahm den Schein in Empfang, und gab dem Gaste das übrige Geld heraus. Ein zweiter Herr im blauen Frack, der gleichfalls gespeist hatte, sprach so eben mit dem Wirthe, als dieser das Papier wechselte. Er besah sich dasselbe und fragte dann den ersten Gast, ob er nicht noch einige solcher Scheine frei sich habe, da er gern einige einzuwechseln wünschte. „O ja", erwiderte der Gefragte, langte abermals seine Brieftasche hervor, und die Wechselung ging vor sich. Dadurch wurden die beiden Gäste vertrauter mit einander. Sie verließen gemeinschaftlich das Kaffeehaus, und wanderten einige Straßen zusammen. Da blieb der Herr im blauen Fracke plötzlich stehen, und sagte zu seinem Begleiter: „Ich wohne hierselbst, es würde mir und den Meinigen angenehm sein, wenn Sie uns durch Ihren Besuch beehren wollten. Kommen Sie, und wir trinken ein Fläschchen ächten Niersteiner mit einander!" Der Andere nahm das Erbieten an. Man trat in das Haus, stieg die Treppe empor und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erstaunte Begleiter befand sich auf dem — Polizeibureau.

„Ich muß Sie ersuchen," begann jetzt der Herr im blauen Frack, „mir zu sagen, wo Sie die Banknoten herbekommen haben, denn sie sind falsch." Der Gefragte erblaßte, und wollte sich durchaus zu keiner Antwort verstehen. „Wissen Sie," fuhr der Polizeimann fort, „daß, wenn Sie sich nicht hinsichtlich dieser Papiere legitimieren, Sie unfehlbar gehangen werden?" Der Banknoten-Inhaber gerieth immer mehr in Bestürzung, und gestand endlich, die Briefstasche mit den falschen Papieren einem Herrn im Leopoldstädtschen Theater gestohlen zu haben. „Würden Sie den Eigenthümer der Briefstasche wieder erkennen?" — „Unbezweifelt, zumal da er seinen bestimmten Platz im Theater hat." — „Wohlan, so gehen wir heute zusammen in's Theater, und Sie thun, was ich Ihnen befehlen werde."

Am Abend standen die Zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Briefstasche. Der Entwender ließ dieselbe leise auf den Boden gleiten, hob sie dann auf, und fragte die Umstehenden, ob Jemand dieses Portefeuille verloren habe. Der Eigenthümer wendete sich auch mit um, erkannt seine Briefstasche, und reklamirt sie als die seinige, indem er zugleich seinen herzlichsten Dank dem ehrlichen Finder abstattet. Dieser bittet sich jedoch, bevor er sie zurückgiebt, einige Kennzeichen aus. Der Eigenthümer nennt ein Porträt und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wird der Briefstachen-Herr von der Polizei in Beschlag genommen, und es ergiebt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der Andere kommt als Dieb auf ein Jahr ins Zuchthaus.

Als er seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich bei einem Rechtsgelehrten als Schreiber. Dieser erkundigte sich näher, und erfährt das Schicksal Desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat. „Wohlan" spricht er endlich, nachdem er aufmerksam zugehört hat, „wenn sich Alles so verhält, wie Ihr mir da erzählt, so ist Euch geholfen. Ich selbst werde Eure Sache führen." Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Gulden

Digitized by Google

aus der Staatskasse ausgezahlt. Denn es heißt ausdrücklich in den Gesetzen: Wer behilflich ist, daß ein Banknotenverfälscher entdeckt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Gulden. — So schickt sich's manchmal in der Welt.

## Sendschreiben des Edlen von Bock

an die

**kunstsinnigen Münchener.**

Von Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Bekanntlich bin ich durch Kunst hervorgebracht; die Kunst ist also meine Mutter, und ich bin demnach ein gebornet Künstler. Meine Familie gehört zu den ältesten von München; denn schon 100 Jahre vor dem Beginne des dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1518, hat ein Bild, welches noch jetzt in meiner Kunsthalle ausgestellt ist, die gewaltigen Kunstanstrengen meiner berühmten Familie verewiget. Die Frühlingsprößlinge derselben, haben seit jener Zeit alljährlich im Mai Gastrollen dahier gegeben, nach dem Aufspruche aller Anfangenen ohne übertriebenen Anspruch, und dennoch mit dankeswürdigem Zuspruche. In dem Grade, als der Kunstsinn sich hier entwickelte, fanden auch unsere Kunstergüsse immer mehr Würdigung, welche sogar eigene kritische Journale, sogenannte Bockblätter, hervorriefen.

Seit einer Reihe von Jahren sahen die kunstsinnigen Münchener Künstler und Künstlerinnen von jedem Geschlechte, Alter und Range, mit ungleichem Beifalle Gastrollen geben: dem Gaste blieben aber Hunger und Durst, so oft die Darstellung zu Ende war, den Darstellenden jedoch die Rollen, nicht immer die geschriebenen, aber stets die gezählten. Selbst die Ausgezeichnetsten solcher Leistungen ließen doch immer eine gewisse Leere zurück — im Magen, und Manches zu wünschen übrig, namentlich Speise und Trank. Bei meinen Gastrollen werden Sie in dieser Art nichts vermissen; Sie zahlen keine Eintrittsgebühren für einen ungewissen Kunstgenuß, sondern Sie bezahlen nur für das, was Sie wirklich genießen, wobei es Ihnen freisteht, zu genießen, soviel Sie wollen und können, wodurch sich meine Leistungen von allen andern Kunstdarstellungen wesentlich und vortheilhaft unterscheiden.

Zur Vermeidung von Einförmlichkeiten hab' ich noch andere Künstlerfamilien engagirt, die Nettige, — ein Name, der einen guten Klang hat, — bekanntlich ursprünglich von chinesischer Herkunft, und die so beliebten Würste. Mein Orchester, — drei- und vierfach besetzt, — wird Unerstaunliches leisten; in den Zwischenakten werden sich fahrende Sänger und Sängerinnen zu Fuß, auch andere Tonkünstler, die viel versprechen, hören lassen. Da in meiner Kunsthalle kein Unterschied der Stände besteht, so gibt es auch weder Logen noch Sperrsitze; die Rollen der Statisten übernehmen aus besonderer Gefälligkeit jene, welche keinen Platz mehr zum Sitzen finden. Die Kunstfreunde brauchen keine Krüge und Gläser mitzunehmen, da hiefür schon von Seite der Regie gesorgt ist. Gegen Solche, welche die friedlichen Kunstgenüsse zu stören wagen sollten, wird nach den handgreiflichen Gesetzen der fortschaffenden Mechanik eingeschritten.

Die bereits Statt gefundenen Sitz- und Hauptproben haben mich durch die Ueberzeugung beruhigt, daß auch heuer, vom 1. Mai an meine Leistungen einen mehr als einstimmigen Beifall finden werden, wodurch ich mich verpflichtet fühle, keine Anstrengungen zu scheuen, um denselben auch fortan zu behaupten, und, auf alle „plötzliche Heiserkeit so anderes Unwohlsein" verzichtend, meine für Jedermann faßlichen Kunstdarbietungen täglich von Morgens 6 Uhr bis Nachts 11 Uhr ohne Unterbrechung fortzusetzen. Zu recht zahlreichem Besuche empfiehlt sich den kunstsinnigen Münchnern ergebenst

Der Edle von Bock, gebornet Künstler.

## Sie und Du.

Ein junger Gatte mußte verreisen bald nach dem Flitterwochen. Natürlich schrieb er schon von der ersten Station einen sehr zärtlichen Brief an seine schöne junge Gattin, die er aber noch nicht zu duzen gewagt hatte. Unter andern hatte er ihr die Frage vorgelegt: Ob sie auch ganz glücklich sey? oder, ob ihr etwas mißfalle? — Gern, so betheuerte er, wolle er sich mühen, abzulegen, was die reinste Liebe auch nur einen Augenblick stören könne.

Darauf kam ihm folgende Antwort:

Mein lieber Karl!

Ich bin ganz glücklich, ganz zufrieden, bis auf eine Kleinigkeit. Und die wäre? — Ich hasse das kalte Sie. Dir habe ich keine Vorwürfe zu machen, wohl aber Ihnen. Muß die Liebe ihre Sprache von der Förmlichkeit entlehnen? — Amor ist auch unter den Griechen geboren, die ihm alle entgegenriefen: Sey Du willkommen! — Der heilge Knabe erschrickt, so oft er mit Sie angeredet wird, denn er bildet sich ein, es sey von mehreren Personen die Rede, und wird eifersüchtig. Du friert, wenn Sie ihm zu nahe kommt, und schlüpft schnell in den Mund eines Liebenden, um sich wieder zu erwärmen. Ja, wenn Sie an das Herz klopft, so macht Du ihm nicht eher auf, bis es Brüderschaft mit ihm getrunken hat. Auch das Vertrauen lobt Sie vergebens bei sich ein. Das Vertrauen ist an den Umgang mit Du gewöhnt, und verstummt in der vornehmen Gesellschaft. Wenn die Zärtlichkeit ein Herz überwältigt, so ist Du das Erste, was daraus hervorschlüpft; Sie wird exilirt, Assemblieen sind sein Verbannungsort. — Werden Sie bald zurückkommen? — Ich wünsche blos Dich wieder zu sehen. Ich bin ihre glückliche Gattin, doch lieber noch wär' ich

Dein glückliches Weib.

Antwort.

Ich fühle daß Sie recht haben, und eile, es Dir zu sagen. Doch wäre es undankbar von uns beiden, wenn wir dem Sie mit schönen Worten seinen Abschied gäben; es hat wenigstens verdient, freundlich entlassen zu werden: denn es gab eine Zeit, wo Sie mich bei Ihnen einführte, und ob ich gleich vom ersten Augenblicke an Dich anbetete, so durfte ich es doch Ihnen nicht bekennen. Du herrschest incognito in meinem Herzen; nur was die Lippen sprachen, hörten Sie.

Ja, Sie hat das schöne Glück erworben, welches Du mir gewährst, darum bleibe ich ihm stets gewogen. Weil es aber bei Dir in Ungnade fällt, so soll es auf ewig aus Ihrer Gegenwart verbannt seyn. Ohnehin hatte schon längst mein Herz mir zugeflüstert, daß ich blos nach Dir mich sehnte! Die Gewohnheit allein war schuld, daß ich in meinem letzten Briefe diese Sehnsucht Ihnen schilderte. Nun ist aber fest beschlossen, daß ich an Sie zum letztenmal schried, und überhaupt nie zu Ihnen zurückkehren werde.

In Deine Arme fliegt

Dein treuer Gatte.

## Anekdote.

Ein Arzt hatte eine ältliche Dame in der Kur, die, trotz aller Ermahnungen, sich sehr ungeduldig zeigte. Darüber verlor der Doktor selbst alle Geduld, und rief ihr zu: „Aber mein Gott, ich kann Sie ja doch nicht wieder jung machen!" — Das verlange ich auch nicht," versetzte die Dame, „aber alt, lieber Herr Doktor, alt sollen sie mich machen."

Auflösung des Charade im „Sammler" Nro. 17: Hellebarde.

Digitized by Google

**№ 19.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Kampf der Russen mit den Tscherkessen. — Die Zopfperrücke zu Mailand. — Vaterlandsliebe. — Humoristische Bezeichnungen des Betrunkenseyns. — Maskenball-Abenteuer. — Pot-Pourri.

## Ein Kampf der Russen mit den Tscherkessen.

(Schluß.)

Ehe die Abaschen noch einen Entschluß fassen konnten, hatte Saß schon Folgendes anbefohlen: hundert Kosaken unter dem grusinischen Fürsten Mainucka Arbelian mit den zweihundert Tscherkessen unter unserm Pristaff oder Aufseher der freidlichen Bergvölker Wenneroffsky und dem Major Wuß Tagan, einem Tscherkessen von Geburt, sollten längs der Schlucht rechts, der Obrist Roth mit zweihundert andern Kosaken die Schlucht links verennen, während der General mit der Kanone, den übrigen Kosaken, jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde, dem Feinde gerade entgegen gehen wollte. Alle mußten so viel Raum als möglich einzunehmen suchen, um unsere geringe Anzahl zu maskiren. Mit verhängtem Zügel sprengte jeder nach der angewiesenen Richtung. Ein überaus schöner Anblick und für die Abaschen eben kein angenehmer, war, aus der scheinbar kleinen Vertiefung plötzlich drei Detaschements wild herausrennen zu sehen, um sie zu umzingeln. Ich befand mich bei dem General und wir waren noch nicht den halben Weg hinauf, als die Abaschen sich plötzlich auf die vereinigten Tscherkessen und Kosaken warfen, sie waren uns in einem Augenblick rechts aus den Augen, und gleich darauf fielen die ersten Schüsse, Wir machten nun die Schwenkung rechts und es ward uns ein schönes Schauspiel. Wenneroffsky und die beiden Andern waren den Ihrigen auf ihren bessern Pferden weit vorausgeflogen. Ungefähr fünfzehn Abaschen in Panzerhemden rennen ihnen entgegen. Sie treffen auf einander und wir sehen ein Paar Minuten nichts als Staub und Pulverdampf; dieser verzieht sich, und aus dem Gewühl kommen uns, die wir unterdessen näher gekommen, jene drei, aber zu Fuß, die Pferde waren niedergeschossen, entgegen. Arbelian hatte fünf ganz leichte Kugelwunden, davon eine in der Seite; Wenneroffsky neun, wovon vier ihn etwas ernstlicher getroffen, aber auch ohne Gefahr, und Muß Tagan keine einzige! Beim Umprallen unserer Tscherkessen zerstreute sich sogleich die erste Linie der Abaschen und alle übrigen wurden sichtbar, — abgestiegen, ein Knie auf der Erde, die Flinte auf Gabeln gelegt. Die Unsrigen warfen sich sogleich auch von den Pferden, und nun wurde das Schießen allgemein. Da kommen endlich die andern Kosaken, Roth, die Capitäne Baranischeff und Albrandt voran, daher gebraust und zwanzen die Abaschen zum Weichen. Die Kosaken, die runden Pelzmützen in ihre Gürtel steckend — denn die Pfeilenkosaken haben gleiche Tracht mit den Tscherkessen, weßhalb sie, um sich von diesen zu unterscheiden, den bedachten Schritt zeigen, den sich die Tscherkessen abscheuten lassen — flogen wie ein Gewitter den Abhang herunter, warfen sich sogleich von den Pferden und nahmen dann den ihnen gebührenden Ehrenplatz ein, in der vordersten Reihe. Rechts waren Felsen auf Felsen terrassenförmig gethürmt; links die hohen Ufer des Kassaut, welcher in der sich immer mehr verengenden Schlucht sich seinen Felsenweg bahnt; im Hintergrunde den über Alles hervorragenden Elbus mit seinem eisgrauen Haupte. Saß hatte sich unterdessen einer Erhöhung zur Linken bemächtigt, unterhalb der Kanone kommandirte Albrandt eine den Feind in die Flanke nehmenden Tirailleurkette, wo sich dem Blick derer, welche diese Art Kriegsführung nicht kannten, ein gar sonderbares Schauspiel darbot. Ungefähr vierzig Paar Kosaken standen gegen eine gleiche Anzahl Abaschen — für mehr war in der schmalen Schlucht nicht Raum. Nach jeder Salve werfen sich beide Theile ins hohe Gras, laden ihre Gewehre, indem sie zugleich sich vorwärts schieben, und wieder aufspringend, befinden sie sich nicht weiter von einander, als höchstens dreißig Schritte. Statt dann sogleich totzuschießen, legt blos jeder auf seinen Gegenmann an und sucht ihn zum ersten Schuß zu verleiten. So vergeht ungefähr eine halbe Minute. Beide Linien feuern dann zu gleicher Zeit los; die Getroffenen stürzen und unsere Kosaken mit dem electrisirenden Hurrah werfen sich auf die Feinde. Diese, von ihren hintern Reihen nur schwach unterstützt, müssen weichen, und wiederum fällt Alles in das Gras. Uns gegenüber hatte sich auf einem hohen Felsenblock eine Gruppe von ungefähr fünf bis sechs Mann Abaschen aufgestellt; sie war durch das Vorschreiten unserer Linie uns in der Flanke geblieben und deunruhigte die Kosaken auf das Aeußerste. Unter diesen ragte ein hoher Greis hervor, mit grauem langem Barte, sehr reich gekleidet, der fast bei jedem Schusse einen der Unsrigen in den Himmel oder in die Hölle sandte, und dieß auch meinen Nebenmann, den Cornet Kokeff. Es flogen nun mehrere Kugeln nach jenem Alten hin, der meinen lieben jungen Freund Kokeff erschossen hatte. Deutlich konnten wir an den mehrmaligen Krümmungen des alten Graubarts sehen, daß er tüchtig getroffen war; dennoch legte er wiederum die Flinte an; in diesem Augenblicke verliert er aber das Gleichgewicht, die Flinte fällt ihm aus der Hand und prallt auf dem Felsen ab. Er selbst stürzt von einer Klippe auf die andere, und immer noch mit übermenschlicher Kraft sich auf den Füßen haltend, sucht er sein Schwert zu zerbrechen und die Pistole auf den Steinen zu zerschellen, so daß nur die einzelnen Stücke davon dem Kosaken in die Hände fallen. Endlich verliert er die Besinnung und stürzt den letzten Abhang rücklings unter unsere Kosaken. Von beiden Seiten war fast eine ganze Minute kein Schuß gefallen; Alles sah starr auf den fallenden Alten, den sie sämmtlich kannten; es war Ali Chatzig selbst!

Kaum war der Alte unter die Kosaken gefallen, als eine aller Beschreibung Hohn sprechende Scene erfolgte. Mit einem heulenden, jetzt noch in meinen Ohren wiederhallenden, dem ihnen eigenthümlichen Angriffsgeschrei stürzten sich die Abaschen, die Flinte über die Schulter geworfen, das blanke Schwert zwischen den fletschenden Zähnen, in den Händen die gespannten Pistolen, auf die Kosaken, welche beherzt vor den kahlen Häuptern der Feinde, deren Mähnen herabgefallen waren, zurückweichen. Fünf bis sechs Abaschen greifen heulend ihren todten Helden auf und die andern drängen die Unsrigen immer zurück, und vorbei. — Da gall's! Albrandt stürzte mit einem „mir nach Kinder!“ aus den Felsen hervor und die Tirailleurs warfen sich mit einem weit schallenden Hurrah den angreifenden Feinden in den Rücken. Die hiedurch

Digitized by Google

ermuthigten Kosaken dringen wieder vor, und es entkommen wenige der von uns eingeschlossenen Abaschen. Unterdessen waren denn auch die Gefahren des gedrohenen Anfalles auf jenem Abhange alle niedergeschlossen, worunter sein einziger Sohn und dessen Atalik. Von diesem Augenblicke an war das Ganze nichts als ein wildes Niedermetzeln. Jeder Abaseche breitete sich sein Pferd zu entsatten, es dann durch Säbelhiebe oder mit dem Dolch zu verstümmeln, um es für uns unbrauchbar zu machen. Jetzt ging es ans Klettern. Wie die Katzen auf allen Vieren erklimmen sie die steilen Felsen und einzeln wurden nach von unsern Scharfschützen heruntergeholt, bis endlich alles Schießen aufhörte und die Feinde sich wie die Weiber auf dem höchsten Gipfel um die Leiche ihres Anführers herum gesammelt hatten. Viele waren ihrer nicht übrig geblieben; aber auch wir hatten stark gelitten und den Sieg mit dem Leben unserer besten Kosaken bezahlen müssen.

Die sie im Rücken beunruhigenden Kartätschenschüsse hatten die Abasechen meistentheils am guten Ziele gehindert, und diesem Umstande hatten wir die geringe Zahl der Getödteten zu verdanken. Von mehreren Hunderten der verstümmelten Abaschen-Pferden umgeben, ruhten wir zwölf Stunden aus und gingen dann zurück, ohne einen Bissen zu uns genommen zu haben. Es waren alle Lebensmittel zurückgeblieben. Wir trafen deren erst zwei Tage darauf, und waren unterdessen genöthigt gewesen, den Gurt immer fester um den Leib zu schnallen. Aber, was machte das! „Dank Kinder!" hat Saß den Kosaken zugerufen, und diese schnell alle Mühseligkeiten vergessend, hatten mit einem jauchzenden „Gern gethan!" geantwortet. — „Die Hunde kommen sodald nicht wieder!" sagte mit darauf der General, und Alles war zu Ende. Freilich aber nur für den Augenblick. Denn bald werden die Tschekessen wieder auf einer andern Seite losbrechen, und, wenn man nicht scharf Wache hält, Alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Es endigte sich die jetzt ein Streifzug, eine Expedition wie die andere; die Tschekessen werden zurückgeschlagen, sie werden selbst in einigen Gränzorten gezwungen, als Unterpfänder ihres guten Verhaltens in Zukunft Geißeln zu geben; sie brechen aber bei der nächsten Gelegenheit wiederum los. Kein Unfall schreckt sie zurück; sie kämpfen auf Leben und Tod. Der tapfere General Saß sicht übrigens bei ihnen in hohen Ehren. Sie ließen ihm einst auf echt ritterliche Weise, nach einem verlornen Treffen, durch den Herold verkünden: Sie würden es sich immer zur Ehre rechnen, sich mit einem so tapfern Gegner zu messen; nur möge es ihm belieben, mit gleichen Waffen zu kämpfen und die dicken Flinten, so nennen sie auch die Kanonen, deren sie keine hätten zu entfernen. Und so waren bis jetzt alle Kämpfe vergebens.

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Anblick will ein alter Scheik, dessen grauer Bart und mit Narben bezeichnetes Antlitz von Erfahrung und Tapferkeit zeugen, den Zauber brechen, der den französischen General zu umgeben scheint. Er sammelt die tapfersten Reiter um sich her, und benutzt einen Augenblick, wo Murat von seinen Dragonern isolirt ist, um mit dem beimal wiederholten Schrei Allah! auf ihn einzustürzen. Joachim ist zwar verwundet, aber nicht erschrocken, und tödtet mit einem einzigen Säbelhieb den Scheik, der schon den Zaum seines Pferdes gepackt hatte. Sogleich sind zwanzig Säbel gegen ihn gezückt, und er wäre ohne Zweifel der Mehrzahl erlegen, als ein Dragoner oder vielmehr ein Dämon, derselbe, der ihm schon einmal durch seine Warnung das Leben gerettet, herbeistürzt, indem er mit einer Stentorstimme ausruft: „Pyramidenfactement, Jequin! — Tataraa ist da!" Sogleich ändert sich die Lage der Dinge, denn dieser Dragoner ist mit unvergleichlicher Kraft und Geschwindigkeit begabt, er verwundet mit Stich und Hieb zugleich, rechts haut er eine Faust ab, links spaltet er ein Haupt, er tödtet und stößt Alles nieder, was ihm vorkommt, und so gelingt es ihm, seinen General frei zu machen; die Verwirrung im türkischen Heere wird vollständig, und nach dreiviertelstündigem Gemetzel stehen sämmtliche Mameluken der Wüste zu.

Die Franzosen machten eine reiche Beute, da Abdu-Bey seine Schätze und Frauen mit sich führte. Die Dragoner schlugen auf dem Schlachtfeld jedoch ihr die ottomanische Zelte auf, und Joachim bezog den reichen Pavillon der von seiner Hand getödteten Beyers.

Bonaparte hatte jedoch in der Voraussetzung, daß Murat von übrigenen Kräften angegriffen seyn könnte, seinen Adjutanten Lavalette mit einer Brigade und zwei Kanonen abgeschickt. Als dieser aber bei Elkhalas anlangte, war schon Alles vorbei, und Murat sagte ihm lächelnd: „Meiner Treu, Du kommst uns gerade recht, um uns bei Bewachung der Gefangenen behülflich zu seyn."

Ein prächtiger ägyptischer Abend beschloß diesen schönen Tag, und die Sonne hüllte sich majestätisch in Purpurwolken, während unzählige Sterne im Westen blinkten. Man kann sich denken, daß die Dragoner den Sieg gehörig feierten; der duftende Tabak der Beyers ging aus den mit goldenen Perlen gestickten Beuteln von Seidenstoff in die fettigen Lederbeker der Soldaten über, und mit der Rosenessenz wuschen sie sich, nachdem sie die Kristallflaschen geschlagen, und parfümirten sich von Kopf bis zu den Füßen. Alle Frauen des Beyes wurden auf Befehl Murat's gleich bei ihrer Ankunft in ein hermetisch verschlossenes Zelt gebracht, welches zur größern Sicherheit mit doppelten Wachen umstellt ward, um die Soldaten fern zu halten.

Joachim wollte, ehe er der nach dem heißen Kampfe ihm so nöthigen Ruhe pflegte, erst noch den Dragoner sehen, der ihm das Leben gerettet, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Einer seiner Adjutanten ward nach demselben ausgeschickt, und nicht ohne Mühe gelang es ihm, in eine Gruppe Soldaten einzudringen, die nach orientalischer Weise auf einem reichen persischen Teppich Platz genommen hatten. Sie waren eben damit beschäftigt, das himmlische Confect und den Orangenblüthenkuchen, die sie in Kisten von Cedernholz gefunden, zu verzehren. Zuweilen würzten sie diese köstlichen Leckerbissen mit Kartoffelbrantwein, dem einzigen Getränke, das man ihnen bei ihrem Aufbruch mitzugeben hatte; sie tranken aus Bechern von Japanischem Porcellain, und jauchzten dazu: „Es lebe die Republik!" Trotz der Gegenwart eines Offiziers aus dem Generalstabe rührte sich keiner der Soldaten vom Platze. „Wer von Euch, fragte der Adjutant mit lauter Stimme, hat heute Morgen unsern General aus der ihn umringenden Mamelukenschaar befreit?" Niemand antwortete. „Ich frage, wiederholte er mit ärgerlichem Ton, welcher von den Dragonern?" — „Nun Pyramidenfacrement — ich war es ja!" — unterbrach ihn ein Dragoner, der wie die andern Kameraden ruhig seinen französischen Tabak aus seiner kristallenen Tschibucka mit einem türkischen verzierten Ambrarohr rauchte; „ist denn dabei etwas Uebels?" fügte er hinzu, indem er den Kopf in die Höhe warf, um eine dichte schwarze Rauchwolke von sich zu blasen. — „Ha! Du bist es also? — Nun so komm mit mit nach dem Zelt des Generals, er will dich sprechen."

Der Dragoner ethob sich langsam, nachdem er mit seinem Fuße die neben ihm stehende Tschibucka fortgestoßen hatte, und folgte dem Adjutanten, indem er seinen Helm auf das rechte Ohr drückte. Dieser Soldat war ein kleiner untersetzter Mann, dessen Alter man nicht genau bestimmen konnte, da die langen, an beiden Wangen herabhängenden Zöpfe und der schwarze, in langen Locken gekräuselte Bart ihm auf den ersten Blick ein wunderliches, abstoßendes Ansehen verliehen. Bei näherem Betrachten hätte man sich aber von seiner ausdruckvollen Physiognomie überzeugen können. Seine großen blauen Augen hatten Kinderblicke, und wenn er den Mund öffnete, strahlten zwei Zähnereihen hervor, deren Weiße eine Operntänzerin hätte beneiden können. Trotz der

Digitized by Google

kleinen Gestalt, war er sehr verhältnißmäßig gebaut; das etwas Derbere und Unbestimmte in Haltung und Bewegungen hätte man leicht für linkisch halten können. Es entstand jedoch nur aus dem Mißverhältniß in sich selbst und aus der ueberwollen Schüchternheit, die trotz seines Löwenmuths, ihn zuweilen befiel. Unterwegs verbreitete er einen so starken Duft von Rosenessenz um sich her, daß ein sich mit ihm im geschlossenen Raum Befindender daran hätte ersticken können. Der Muth brachte aber alles dieses nicht; und als er den Dragoner in sein Zelt treten sah, eilte er auf ihn zu und umarmte ihn zweimal mit vieler Rührung, die auch redlich getheilt wurde. Nachdem die innere Aufregung sich ein wenig gelegt, sagte Murat: Ja mein Alter, Du hast mich zweimal diesen Morgen aus schlechten Händeln gezogen; ich verdanke dir das Leben, und werde es Dir nie vergessen." Damit drückte er die Hand, die er in der seinen hielt und fügte hinzu: „Du bist ein Held!" — „Ich bin ein Dragoner, mein General," antwortete der Soldat, indem er mit der Hand an den Helm griff. „Aus welchem Lande bist Du? Wie heiße Du?" — „Ich heiße Tatareau. Pyramidenfacrement! aber Sie kennen mich ja, General! sagte er dreinhaft gerathmt hinzu, wir sind ja Landsleute. Ich bin von Frontignanire Gourdon gebürtig, im Departement von Lot, ein herrliches Land!" Und er seufzte tief. „Wie? rief Joachim lebhaft, wieso? Du der Sohn Tatareau's, des Schulmeisters auf dem Maulbeerplatz, dem ich sonst so oft das Strafnstrument verstecke? — Nein, mein General, ich bin sein Neffe. Mein Vater war Sevezin Tatareau, der Schuhmacher; er hatte sein Haus am äußersten Ende des Kirchenplatzes, rechts — Sie wissen schon?" — „Meiner Seele, ob ich mich dessen erinnere! sagte Murat mit einer schnellen Bewegung; da war es ja, wo wir so oft Kegel spielten, anstatt in die Schule zu gehen." Tatareau führte abermals die Hand an den Helm und sagte: „Sehr wohl, mein General." — „Nun! sagte Joachim, der gerührt von diesen Erinnerungen die Arme von Neuem dem Dragoner entgegenbreitete, bin ich denn nicht mehr Dein alter Kamerad Joquin, wie Du mich sonst zu nennen pflegtest? — So umarme mich doch noch einmal!" Und abermals schlossen Soldat und General sich in die Arme und hielten sich lange umfaßt, und nun begann Murat ihn mit Fragen zu überhäufen. „Und dein Vater, der gute Mann? Wie geht es ihm? Und deine Mutter, die uns so gutes Gebäck von Gänsefett machte! Und Deine Schwester? Ah, Deine Schwester, die war sehr hübsch mit ihren blauen Sammtkäppchen und ihren langen schwarzen Haaren, die, wie die Deinen, in Zöpfen geflochten waren." — „Mein Vater ist todt, sagte traurig Tatareau, und meine Mutter ist sehr alt, meine Schwester hat aber die Mutter nicht verlassen, und diese hat sich sehr betrübt, daß ich mich anwerben ließ. Sie wohnt noch immer rechts von der Kirche, auf dem Platz. — „Wo?" fiel Murat schnell ein, „wo, als zwischen Dir und den Kindern der Madame La Barthe, die so teeules und bösartig waren, wie ein Piemontesser, ein Streit entstand, ich Dir zu Hülfe eilte. Ich war nicht immer der Schwächste, nicht wahr?" — O! das wollte ich meynen! sagte der Dragoner, indem er eine Thräne von seinem Bart wischte, die Andern waren aber Hundeluchse. Sehen Sie, General, es war gerade, wie heute, wo ich auch schrie: Muth, Joquin! Da ist Tatareau, Pyramidenfacrement! — Und jetzt habe ich Sie auch vertheidigt. Ich habe nicht mehr und nicht weniger für Sie gethan, als Sie für mich. Als ich Sie in der Sauce stecken sah, sagte ich zu mir selbst: Da ist Joquin (verzeihen Sie, General, die alte Gewohnheit!) da ist Joquin, der wieder einmal allein mit diesen schwarzbraunen Teufeln anbinden will; und es wäre ihm auch schlecht bekommen, wenn ich nicht meinem kurzohrigen Thiere, der Jeannette, die Sporen tüchtig in die Seite gesetzt hätte. — Das für Dich, Mamuschi, von mir! — Und Pyramidenfacrement! . . . Nun, Sie wissen ja das Uebrige, mein General, ich habe Ihnen wieder erzählt, was Sie mir geliehen. — (Fortsetzung folgt.)

## Vaterlandsliebe.

An einem Tage, an dem der Kaiser Franz in seiner Residenzstadt Wien jedem Unterthan, der ihm eine Bitte vorzutragen hatte, Audienz gab, kam auch ein betagter Bauer in die kaiserliche Burg. Da er aber nicht schon zuvor war aufgeschrieben worden, ließ man ihn unbeachtet und er mußte warten, bis Alle bereits Audienz erhalten hatten. Endlich sagte der Kammerherr zu ihm: „Was wollt denn Ihr, guter Alter?" „Möcht' gern mit'm Kaiser reden," war die Antwort. „Habt Ihr eine Bittschrift?" fragte der Kammerherr. Und der Bauer sagte: „Brauch kain." —

Der Kammerherr entwiederte: „Aber mein lieber Mann, es ist der allerhöchste Befehl, Niemand vorzulassen, der nicht vorläufig aufgeschrieben ist, und seine Bittschrift mitbringt!" „Das mag," sagte der Bauer, „die Wiener angehn, uns Landleuten ist davon nichts verkündet worden. Seyd der Herr nur so gut, und meld mi der Herr an." Der Kammerherr willfuhr, und der Bauer wurde sogleich vorgelassen. Als er vor den Kaiser trat, sagte er: Gelobt sey Jesus Christus! J hab' g'hört, daß die Franzosen die ganze Welt d'runter und d'über wolln kehren, und daß Eure Majestät Alles aus dem eigna Beutel b'streiten wollten und kain Kriegssteuer verlangen, aber doch annehmen, wenn man freiwillig ani giebt; so hab' mir halt denkt, wir Bauern auf'm Land hab'n a mittelmäßiges Jahr g'habt, jetzt a guti Winterfrucht, daß also kan übels Jahr einerschaut; hab' also a Bis'l was z'samgsucht, und hab's Eurer Majestät einmal bringa wolln." — Nun langte er einen ledernen Beutel hervor und leerte ihn auf den Tisch aus. Es waren lauter Goldstücke, die eine Summe von tausend Gulden ausmachten.

Der Kaiser verwunderte sich und sprach: „Lieber Alter, das ist ja zu viel; Ihr werdet euch mehr thun." —

Der Bauer. „Dann hät' i's nit beacht."

Der Kaiser. „Nun, das freut mich, um so mehr, daß auf dem Lande solche Liebe zum Vaterlande herrscht. Nicht nur danke ich Euch dafür, sondern ich versichere Euch auch, daß die's Geld zweckmäßig soll verwendet werden. Habt ihr eine Schrift, damit ich euern Namen in den Zeitungen bekannt machen lasse?"

Der Bauer. „Das mag i nit."

Der Kaiser. „Ihr denkt ebl. Aber die öffentliche Bekanntmachung macht Euch und Eurer Familie Ehre, gibt ein gutes Beispiel, und —"

Der Bauer. „Das Alles will i nit."

Der Kaiser. „Aber wir werdet Ihr doch Euern Namen nicht verhehlen?"

Der Bauer. „Ich sage ihn nit."

Der Kaiser. „Doch Euer Dorf, wo Ihr seyd?"

Der Bauer. „A nit. Jetzt sag' i, gelobt sey Jesus Christus; und wenn mir Gott's Gehen schenkt, und wir san g'sund, so komm' i auf's Jahr schon wieder."

Der Kaiser befahl sogleich zwei Hofbedienten, dem Bauer nachzugehen, und auf kluge Weise darauf zu kommen, wie er heiße, oder wenigstens, aus welchem Dorfe er wäre. Sie ließen den Landmann nicht aus den Augen, und folgten ihm bis über die Hälfte des Kohlmarktes, während sie sich verabredeten, wie sie ihn überlisten könnten. Nun schlug einer von ihnen eilends einen solchen Weg ein, daß er dem Bauer entgegen kam und stellte sich an, als kenne er ihn... „Guten Tag, lieber Bauer," sagte er, was macht ihr denn hier? Wie geht es zu Hause?" Der Hofbediente schlug sich jetzt an die Stirn, indem er sagte: „Schau, schau, so fällt mir in diesem Augenblicke Euer Name nicht ein, wenn ich mich gleich auf den Kopf stellte. Ei, sagt mir ihn doch!" — Der Bauer aber antwortete: „Den kann i dem Herrn nit sagen, denn 's hat mi erst der Kaiser drum g'fragt, und i hab ihm's a nit g'sagt." — Der andere Hofbediente wollte dem Bauer die zu seiner Heimath nachgehen. Der Bauer aber sah

Digitized by Google

sich öfters um, und da er den Nachgehenden bemerkte, blieb er stehen und sprach: „Guter Freund, i bin a Bauer, i brauch also kein, der mir nachtritt. Will mir der Herr aber zusammen an Bedienten machen, so sag i dem Herrn, daß s ihm zu Fuß viel zu wern wird.“ — Er reichte dem Hofbedienten noch eine Prise Tabad, und sagte im Fortgehen: „Wir für unsrt!“ !

## Humoristische Bezeichnungen des Betrunkenseyns.

Keine Sprache ist reicher an Bezeichnungen für das Betrunkenseyn — als die deutsche. Durch mehrere dieser Redensarten werden offenbar die außerordentlichsten Wunder namhaft gemacht, welche das Betrunkenseyn hervorbringt, denn

Der leerste Kopf wird voll;
Der bodschichtigste Mensch bekommt zu viel und der Aermste genug;
Der Nackte wird zugedeckt;
Der Kahlkopf wird bezopft;
Der Tugendhafteste wankt und fällt;
Der Magere wird dudeldick;
Der Blinde sieht Alles sogar doppelt;
Dem Stummen werden die Worte leicht;
Dem Berufsamsten wird die Zunge schwer;
Der Greis lallt wie ein Kind;
Der Philosoph studirt — die Wahrheit (in vino veritas, trunkener Mund, wahrer Mund.);
Der Astronom sieht den Eichbaum für einen Kometen an und wird sternhagelvoll;
Dem Schmalsten wird die breiteste Straße zu enge;
Der Musiker sieht den Himmel für eine Baßgeige an;
Der beste Schauspieler wird ein Coulissenreißer;
Der tapferste Krieger übergiebt sich;
Der ärgste Sünder wird — selig!

Merkwürdig und charakteristisch ist es ferner, wie dieser Ausdrücke so viele sind, daß sich darunter beinahe für jeden Stand ein seinen Charakter vollkommen bezeichnender findet. Man kann sagen:

Von einem Soldaten: er hat einen Schuß, Hieb oder Stich.
Von einem Seemann: er laviert oder segelt mit vollen Segeln.
Von einem Jäger und Fuhrmann: er hat eine gute Ladung.
Von einem Fischer: er hat einen guten Zug gethan.
Von einem Advokaten: er appellirt.
Von einem Philosophen: er ist benebelt.
Von einem Magister: er hat einen Harbeutel.
Von einem Philologen: er spricht in fremden Zungen.
Von einem Verliebten: er ist angeschossen.
Von einem Mathematiker: er macht Bögen.
Von einem Geometer: er mißt die Straße.
Von einem Kellner: er hat die Reste zusammen.
Von einem Seiltänzer: er balancirt.
Von einem Tambour: er hat was im Wirbel.
Von einem Kutscher: er hat gut geschmirt.
Von einem Fleischer: er bindet Kälber an.
Von einem Hundefreund oder Schäfer: er hat einen Spitz.
Von einem Katzenfreund: er hat einen Katzenjammer.
Von einem Elegant: er hat einen schönen Stiefel.
Von einem Hausbesitzer: er hat etwas im Oberstübchen.
Von einem Schriftsetzer: er sieht die Buchstaben doppelt.

## Maskenball-Abenteuer.

In New-York fand in diesem Jahre zum erstenmal ein Maskenball von guter Gesellschaft statt; früher besuchten die Fashionables solche nur für gemeine Leute bestimmte Vergnügungen nicht. Unter den zahlreichen Abenteuern nun, welche bei dieser Maskerade vorkamen, machte besonders nachstehendes Aufsehen, welches verbürgt wird. — Ein junges Mädchen und ein junger Mann, die wir A. und B. nennen wollen, Beide miteinander unbekannt und fremd in der Stadt, besuchten den Ball durch Vermittelung gemeinschaftlicher Freunde. Das junge Mädchen war so häßlich, daß sie unter den blühenden Schönen sich nicht zeigen mochte, sondern sich vornahm, sich als Mann zu verkleiden, zumal ihre Stimme und ihre Züge zu dieser Rolle vollkommen paßten. Sie zählte bereits ihre achtundzwanzig Jahre und hatte die Hoffnung auf den Ehestand aufgegeben. Der junge Mann dagegen war noch so jung, hatte ein so zartes Gesicht, so schöne blonde Haare, eine so schmächtige Taille und einen so niedlichen Fuß, daß er sich als Dame verkleiden konnte und Niemand die Täuschung bemerkte. Schon hatte er mit sehr verschiedenen Herren getanzt, von denen immer einer galanter war als der andere, als einer von ihnen, welcher dem angeblichen Mädchen am meisten die Cour gemacht hatte, von Jemanden auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht wurde. Seine Eitelkeit fühlte sich dadurch so verletzt, daß er sich zu rächen beschloß. Er hatte seine, Cousine die als Herr verkleidete A., auf den Ball gebracht. Was zwischen ihm und seiner häßlichen Cousine verabredet wurde, brauchen wir nicht ausführlich zu erzählen. Eine Stunde darauf willigte der junge B., um seine Rolle bis auf das äußerste zu treiben, in ein Rendezvous mit Mlle. A., die in ihrer Herrenrolle sich um die Hand desselben bewarb und sich erbot, das angebliche Mädchen sofort zu heirathen, wenn es einwilige, sich entführen zu lassen. Die Entführung fand wirklich statt und ihrem Worte getreu führte Mlle. A. ihr Opfer auch sogleich zu einem Geistlichen, einem ihrer Freunde. Der junge B., durch seine Thorheit verblendet, wunderte sich nicht einmal über den Zufall, daß der Geistliche früh um drei Uhr noch auf war. Erst bei der heiligen Trauungsformel freventlich ausbrechen und begab sich mit seiner neuen Ehehälfte in seine Wohnung. Hier kam es zu einer Aufklärung, die sich leichter denken als beschreiben läßt. Als die angebliche Dame laut lachend erklärte, sie sey ein Mann, erklärte der verkleidete Herr ganz ernsthaft, er sey ein Mädchen. Ein Blitzstrahl, der ihn getroffen, hätte den jungen Herrn nicht in größere Bestürzung versetzen können. Er schrie über List und Verrath und sprach von sofortiger Trennung; aber die Ehre war, nach amerikanischen Gesetzen, auf bindende Weise geschlossen. Uebrigens behaupten die Verständigen, er habe doch dabei sein Glück gemacht. Zwar ist seine Frau häßlich, unglaublich häßlich und ohne Vermögen, aber aus einer höchst geachteten und einflußreichen Familie und hat eine vorzügliche Erziehung genossen.

## Pot-Pourri.

### Verbesserte Seidenzucht.

In Alessandria (Piemont) ist der Oekonom Bertelli auf eine Methode gekommen, die Seidenraupen beliebig blaue und rothe Fäden spinnen zu lassen. So braucht die aus solchen Cocons gewonnene Seide nicht erst gefärbt zu werden, und die Naturfarbe soll unvertilgbar seyn. Man vermuthet, das dieß durch eine besondere Zubereitung der Maulbeerblätter, welche die Raupen verzehren, bewerkstelligt werde. Industrielle Seidenfabrikanten spekuliren schon darauf, wie sie diese durch Kunst gewonnene Naturfarbe durch Kunst nachmachen können.

### Handschuhe von Kautschuk.

In Nottingham hat man angefangen, Handschuhe von Kautschuk (elastischem Gummi) zu verfertigen, welche die baumwollenen und seidenen dem Ansehen und der Bequemlichkeit nach weit übertreffen. Sie lassen sich waschen, behalten immer ihre Elasticität, und schließen dicht an die Hand an. Der Kautschuk wird in dünne Fäden verwandelt und auf dem Stuhle gewoben.

Digitized by Google

№ 20.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Josephine und der Taschenspieler Marec. — Die Zopfperrücke zu Mailand. — Der ruhmvolle Tod des Kapitain Ménage. — Ein spekulativer Wiener Wirth. — Pot-Pourri. — An einen Freund.

## Josephine und der Taschenspieler Marec.

In der ersten Zeit des Konsulats, als Bonaparte wirklich Cäsar war, d. h. unumschränkter Herr in einem Staate, der noch den Namen der Republik führte, verliefen er und seine Gemahlin häufig Paris, um einige Stunden in Malmaison zuzubringen.

Eines Abends speiste Josephine fast ganz allein in Malmaison, als in dem Augenblicke, wo man den Nachtisch auftrug, ein Mann bei ihr eingeführt wurde, der ungefähr 50 Jahre alt seyn mochte. Derselbe trug einen kleinen Tisch herbei, welchen er vor Josephinen hinsetzte und über welchen er einen abgerunden Teppich ausbreitete. Als diese Vorbereitungen getroffen waren, zog der Unbekannte aus einer Tasche drei zinnerne Becher hervor, mit denen er allerlei Taschenspielerstückchen begann. Die Kugeln vervielfältigten sich unter seinen Fingern und bildeten nach seinem Winke allerlei Figuren, bis sie im Nu wieder verschwanden. Hierauf berührte er mit seinem Stäbchen von Ebenholz den wundersamen Becher und sagte: „Madame, Sie dürfen nur einen Wunsch aussprechen. Es thut mir sehr leid, daß Sie Ihr Mahl schon beendet haben, sonst hätte ich Gerichte herbeizaubern können, die heute auf Ihrer Tafel fehlten: die Rothfeder des mittelländischen Meeres, die Sardelle von Roxan oder die kleinen Silberfische, welche in dem Theile der Welt gefischt werden, wo Madame zum Heile Frankreichs geboren ist. Madame, Sie dürfen indeß nur befehlen. Wünschen Sie einen fleckenlosen Diamant oder die Grasmücke der Haine, einen orientalischen Rubin oder eine Nachtigall?"

Der Mann, welchet so den ganzen Reichthum der Natur zu Josephinens Verfügung stellte, schien zu wünschen, daß sie sich für eine Nachtigall entscheiden möge, denn er näherte sein Ohr dem Becher, und es schien fast, als ob er schon die schmelzenden Töne der Sängerin des Frühlings vernähme. Josephine, deren Neigungen indeß sehr einfach waren und die einen Blumenstrauß einem Diamantenstrauße vorzog, wählte weder einen Rubin, noch einen Diamant, noch eine Nachtigall, sondern eine Rose. Kaum war das Wort ihrem Munde entschlüpft, als der Taschenspieler den Becher umstürzte und den erstaunten Zuschauern eine Rose zeigte, die sich anmuthig auf ihrem Stengel schaukelte und das Gemach mit süßem Dufte erfüllte.

„Mein Gott!" rief Josephine aus; „Sie haben die schönste Rose meines Treibhaus abgeschnitten, die Rose, welche ich morgen Bonaparte schenken wollte, weil sie sich erst in dieser Nacht völlig entfalten wird." — „Entschuldigen Sie, Madame", erwiederte der Taschenspieler höflich; „diese Rose gehört mir, und ich habe die Ehre, sie der Gemahlin des ersten Konsuls zu überreichen; nie würde ich wagen, Hand an die Blumen derselben zu legen, überdieß habe ich das Treibhaus gar nicht betreten.

Josephine schickte einen Bedienten ab, um die Wahrheit dieser Behauptung zu erkunden, und man sagte ihr, daß die Rose, welche sie dem ersten Konsul bestimmt hatte, unverletzt sey. — Josephine, welche leichtgläubig wie eine Kreolin war, konnte ihre Bewunderung nicht bergen. In der That war nichts im Stande, den Mann, der sie so angenehm unterhielt, in Verlegenheit zu setzen. Bald zauberte er aus seiner Tasche einen Schwarm Vögel hervor, welche die Bestimmung aufspielten; bald füllte er ein Glas mit Wasser, und wenn er es umstürzte, ergossen sich Blumen ohne Zahl auf die Anwesenden. Als die Bewunderung den höchsten Grad erreicht hatte, griff Josephine in einen Pompadour, der an ihrem Lehnstuhle hing, um einige Goldstücke daraus hervorzusuchen, als der Taschenspieler sich ihr zu Füßen warf. „Madame", sagte er, „Sie können mich hundertfach für das kleine Vergnügen belohnen, das ich Ihnen bereitet habe, aber nicht mit Gold. — — Eine Gnade, Madame, eine Gnade —" — „Welche?" fragte Josephine. — Da bat der Wundermann sie, einen der Aepfel zu essen, die auf dem Tische lagen. Josephine streckte die Hand nach einem derselben aus und setzte das Messer an mit der Unentschlossenheit einer Frau, die auf ein Wunder gefaßt ist. Sie durchschnitt ihn und fand im Innern desselben eine Bittschrift an den ersten Consul.

„Madame", sagte der Taschenspieler, „Sie sehen einen Unglücklichen vor sich, der sich in den Streit der Könige gemischt und an den Kriegen gegen die Republik Theil genommen hat. Ich habe in der Vendee mit einer Kokarde gefochten, welche nicht mehr die meines Vaterlandes ist, und als die Partei, der ich diente, besiegt wurde, floh ich, um in der Fremde zu leben. Mein Vaterland hat mich ausgestoßen, mein Name ist von der Liste der Bürger gestrichen und auf die der Emigranten übertragen. Ein Wort aus Ihrem Munde, Madame, kann mich wieder zum Franzosen machen und mich den Meinigen zurückgeben." — Während der Unbekannte diese Bitte an Josephine richtete, prüfte sie mit ihren kleinen Fingern die Frucht, deren Stücke auf ihrem Teller lagen. Die Schale war nirgends verletzt.

„Mein Herr", antwortete sie dem Emigranten, „ich werde thun, was Sie wünschen; der erste Konsul soll Ihre Bittschrift sehen, und Sie mögen sich darauf verlassen, daß ich nichts verabsäumen werde, was zu Ihren Gunsten geschehen kann." — Der Taschenspieler stand auf, steckte seine Becher in die Tasche, nahm den Tisch unter den Arm, verneigte sich bis zur Erde und entfernte sich. — „Mein Herr", sagte hierauf Josephine zu demjenigen, der ihr den Wundermann zugeführt hatte, „Sie haben uns eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft. Indeß darf uns dieser Mann nicht verlassen; Napoleon muß seinen Namen von der Liste streichen lassen. Diese Gunst ist Leuten zu Theil geworden, die weniger unterhaltend und weniger nöthig sind. Ich werde diesen Mann herufen lassen, wenn ich eines Wunders bedarf."

Am folgenden Morgen um 6 Uhr frühstückte Bonaparte stehend im Speisesaal zu Malmaison; im Hofe des Schlosses wurde der Wagen angespannt, in welchem er nach Paris zurückfahren wollte, als Josephine eintrat. — „Was hast Du gestern gemacht, Josephine?" fragte Bonaparte; „wer hat Dich besucht?" — „Ich habe mich sehr gut unterhalten; wenn Du heute mit zusammen speisen willst, so habe ich Dir eine Ueberraschung aufgespart, die Dir viel Vergnügen machen wird. Dabei fällt mir etwas ein; laß doch diesen Namen von der Emigrantenliste strei-

Digitized by Google

chen." — „Ein Chuan!" rief Napoleon aus, nachdem er die Bittschrift gelesen; „einer der fanatischen Anhänger Charetto's und Larochejacquelin's; einer von den Leuten, welche noch vor anderthalb Jahren den Armeen der Republik folgten, um die zerfprengten Soldaten zu morden und den Sterbenden den Garaus zu machen — — Marec! Marec! der aus England kommt, der heimlich an unseren Küsten landete, wahrscheinlich um einen schauderhaften Plan Pitt's zu vollstrecken. For, mein Freund, hat mir geschrieben, ich möchte vor diesem Elenden auf meiner Hut seyn. Und woher kennst Du ihn? Wo hast Du ihn gesehen?" —

Als Josephine Napoleon so heftig werden sah, fing sie an zu weinen. „O, weine doch nicht", sagte dieser, „sondern antworte mir. Man hat deine Güte mißbraucht. Die Verräther haben sich wohl eingebildet, eine Bitte der Du das Wort führst, könne nicht abgeschlagen werden, und dann würden sie in Paris, unter meinen Augen, ihr frevenliches Spiel begonnen haben. Fouché hat ganz recht; diese Menschen sind unverbesserlich." — „Ich kenne ihn nicht", versetzte Josephine; „werde nur nicht ärgerlich. Zerreiße die Bittschrift, und wir wollen nicht mehr davon sprechen; wenn Du wüßtest, wie sie mir zugekommen ist." —„Das möchte ich eben wissen", sagte Bonaparte. Josephine erzählte ihm, wie der Bittsteller zu ihr gelangt und was für Wunder er unter ihren Augen vollbracht. „Und solchen Leuten", sagte Napoleon, „öffnest Du Deine Thüren? Taschenspielern und Gaunkern, die der Frau des ersten Konsuls Sand in die Augen zu streuen suchen, da sie diesen nicht haben täuschen können. Wie kindisch bist Du doch, Josephine! Durch Taschenspielereien läßest Du Dich blenden." Mit diesen Worten näherte er sich dem Buffet und nahm aus einem Korbe einen Apfel. „Sieh", sagte Josephine, „in einem solchen Apfel habe ich die Bittschrift gefunden. Diese sind alle Tage auf meiner Tafel, und der Zufall hat allein meine Wahl geleitet." — Bonaparte zuckte die Schultern und zerschnitt einen Apfel. Derselbe barg eine Bittschrift in sich. Nicht minder die anderen. Bonaparte zeigte nun Josephinen, auf welche geschickte Weise man die Kerne aus den Aepfeln herausgeholt und ihren Platz durch ein zusammengerolltes Papier ausgefüllt habe. — „Es konnte diesem Manne nicht mißlingen", sagte er dann; „Du mochtest wählen, wie Du wolltest. Er war im Einverständniß mit dem Fruchthändler, der Dich nicht länger bedienen soll: Deinen Gaukler werde ich an Fouché empfehlen und —" — „Ach! Bonaparte, ich bitte Dich, laß ihn nur nicht bei mir ergreifen und taste die Unverletzlichkeit meines Hauses nicht an." — „Bei Dir? Er ist also hier?" — „Nein, aber er wird wiederkommen; ich hoffe, Dich am Abend mit seinen Kunststücken zu unterhalten." — „Fouché wird ihn schon finden." — Ohne sodann weiter auf Josephinens Gegenreden zu hören, stieß er mit dem Fuße die Aepfelschnitte und die Petitionen, welche auf dem Fußboden lagen, hinweg und eilte seinem Wagen zu, um gestreckten Laufes nach Paris zurückzukehren.

Josephinens Kummer war unbeschreiblich. Sie ließ Georges Marec in der Umgegend von Malmaison suchen und gab sich alle erfinnliche Mühe, seinen Aufenthalt ausfindig zu machen. Sie wollte ihm Geld geben und ihn durch einen ihrer Leute nach der Gränze geleiten lassen; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Endlich kam die Zeit des Mittagessens heran, und Josephine, von unangenehmen Gedanken beklästigt, ließ alle Speisen unberührt. Als das Dessert aufgetragen wurde, öffneten sich beide Flügelthüren, und es erschien Georges Marec mit seinen Tischchen, seinem Ebenholzstabe und seiner Tasche.

„Fliehen Sie, mein Herr, fliehen Sie!" rief ihm Josephine zu, „oder Sie sind verloren. Sie haben französische Soldaten ermordet und verdienen den Tod. Ich kann Ihnen in meinem Hause nicht länger eine Zufluchte eröffnen." — Der Taschenspieler blickte ruhig auf Josephinen hin und bat sie, ihm eine Viertelstunde zu schenken. Zugleich stellte er den Tisch auf und holte die Becher aus der Tasche hervor. Dieß mal bot er Josephinen weder Rubine noch Diamanten an; auch ließ er keinen Blumenregen sich ergießen, sondern es stürzten aus seinen Bechern kleine Soldaten, Fußgänger und Reiter hervor.

„Dies", sagte er, „sind die Oesterreicher, die Preußen, die Russen, welche sich in der Ebene entfalten. Sehen sie ihre Bataillone, ihre Geschwader, ihre Divisionen; sehen sie auf einem weißen Pferde Melas, ihren Führer; auf einem schwarzen Suwarow, welcher dem heiligen Nikolaus die Flinten der Franzosen verdanken hat. Dort ist die französische Armee; sehen Sie den General Bonaparte; er streckt die Hand aus, und alle diese Haufen stürzen gegen einander los. Hören Sie den Donner der Kanonen, das Schmettern der Trompeten? Sehen Sie die dreifarbige Fahne? Es lebe die Republik! Es lebe der General Bonaparte!" — Und alle diese Soldaten schienen auf den Bechern des Taschenspielers hervorzustürzen und orbneten sich auf dem Tische, wo sie die Bewegungen vollführten, die Georges Marec kommandirte. Als die Schlacht gewonnen war, kehrten Sieger und Besiegte in die Tasche zurück, und der Taschenspieler erklärte sich bereit, der Frau des ersten Konsuls noch wunderbarere Dinge zu zeigen: Muhrad-Bey, die Mamelucken, Kleber, Junot, Dessair, die Schlacht bei den Pyramiden. Josephine aber, welcher die Gefahr, der sie diesen Mann ausgesetzt glaubte, jeden Genuß verkümmerte, sagte zu ihm: „Nehmen Sie dieses Gold, und entfernen Sie sich." — „Erweisen Sie mir noch eine Gnade", erwiederte der Taschenspieler; „öffnen Sie einen dieser Aepfel." — Josephine that, um was Sie gebeten wurde, und fand folgenden Brief:

„Madame, ich habe dem ersten Konsul so eben den Beweis geliefert, daß dieser Marec, welcher die Ehre hat, vor Ihnen zu erscheinen, nicht der Mörder ist, der die Strenge der Gesetze verdient hat. Der, den Sie beschützen, ist ein ehrlicher Mann, der an der Expedition von Amboven Theil genommen und sich wacker geschlagen hat, aber nach der Niederlage der Royalisten ausgewandert ist. Er ist indeß nicht nach England, sondern nach Deutschland gegangen und hat von dort die Marionetten mitgebracht, welche Ihnen vielleicht einiges Vergnügen machen werden. Der andere Marec heißt nicht Georges, sondern Ives und hält sich noch in England auf, wo alle seine Schritte überwacht werden. Ich freue mich, Ihnen anzeigen zu können, daß Ihr Schützling von der Emigranten-Liste gestrichen ist. Fouché."

Ah! das ist etwas Anderes. Nun, mein Herr, zeigen Sie uns den Aegyptischen Feldzug."

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

„Ja, ich weiß das Uebrige, sagte Murat gerührt; ich muß Dir aber Vorwürfe machen: warum hast Du als Dragoner des dritten unter meinem Befehle stehenden Regiments gar keinen Schritt gethan, um Dich Deinem alten Spielkameraden zu erkennen zu geben und ihn um Avancement zu bitten? Das war unrecht von Dir, Tatareau; und wenn Deine Mutter und Deine Schwester wüßten, würden sie gewiß nicht mit Dir zufrieden seyn." — „Verzeihen Sie, General, aber sehen Sie, ich weiß recht gut, wozu ich tauge. Ich verstehe wohl, mit dem Säbel einzuhauen, aber ich habe mich nie auf Theorien verstanden; und wenn Sie um Avancement einkommen für Einen, der keine jener weichen Birnen von Gelehrten ist, die die gemalten Hieroglyphen auf den Pyramiden auswendig lernen; Pyramidenfakrement! der General-en-Chef würde es nicht zugeben, der kennt nur die unabänderliche Ordre seiner Republick." — „Bah! sagte Murat, das Haupt stolz in die Höhe richtend, ich bin, wie Du, auch nur ein Soldat gewesen; warum sollteßt Du nicht, wie ich, auch General werden können?" — „Warum? - Warum? — Noch einmal, mein General, ich bin mir nicht die Anlagen dazu bewußt;

Digitized by Google

mein ganzer Ehrgeiz geht nur auf den Quartiermeister hinaus, und man wird auch wohl nächstens mich zu dieser Stelle ernennen, wenn ich nicht (hiebei griff er sich mit der Hand an den Hals), — denn ich schlage tüchtig zu, und meine kurzgehirgte Jeannette tritt gut auf . . . Mein Oberst hat mir jedoch gesagt, daß bei der ersten Beförderung zu Unteroffiziersstellen ich wohl die Krebsscheeren bawantragen könnte," — „Nun, von heute an ernenne ich Dich zum Quartiermeister, und der General-en-Chef wird gewiß diese Ernennung bestätigen, wenn ich ihm von der Tapferkeit, die Du heute gezeigt, berichten werde, und später, wenn Du Offizier seyn wirst, nehme ich Dich zu mir, und Du wirst mir von Onkel, Vaterland und Schwester erzählen — ja, Josephine muß jetzt ein hübsches, großes Mädchen seyn." — „Sehr groß und schön, mein General; eine wahre Kathedrale von einer Frau, sagte der Dragoner, indem er sich mit einigem Selbstgefühl in die Höhe richtete; sie ist ganz mein Ebenbild . . . Ach, wenn Sie sie sehen sollten, sie würde auf Sie einen wunderlichen Eindruck machen mit ihrem kirschenrothen Rocke. Ihre Taille könnte man in Ihre Säbelscheide stecken, und dabei hat sie funkelnde Augen und so kleine wiße Hände, und keine Husarentasche ist so schwarz, wie ihr Haar. Seit der Friedensrichter von Gourdon sich in sie verliebt hat, geht's mit der Gerechtigkeit die Kreuz und die Quer. Die Josephine ist ein so gutes Mädchen! Sie hat mir versprochen, sich nicht zu verheirathen, um unsere alte Mutter nicht zu verlassen, und ich habe ihr dagegen versprochen, auch niemals eine Frau zu nehmen; ich werde jungfräulich und Märtyrer bleiben wenn gottes Leben, ja, Pyramidensakrament!" Joachim konnte sich des Lächelns nicht enthalten. „Was Teufend! Du willst also ein Tugenddragoner werden?" — „Ein Tugenddragoner?" wiederholte der Soldat erstaunt. „Meiner Treu, General, so ein Ding kenne ich nicht. Ich habe noch alle Dragoner der Armee gesehen, aber von diesem Regimente habe ich nie gehört. Das hat auch nichts zu sagen; die einzige Stelle, die mir angenehm wäre, ist die eines Adjutanten bei Ihnen, und diese kann ein armer Dorfteufel, wie ich, nicht verlehen. Ich werde also Dragoner bleiben, und mit dieser Uniform kommt man überall durch, und der Heim läßt sich mit Ehren tragen, da man keine weitere Verantwortlichkeit dabei hat." — „Wohl, mein Freund, Du handelst und denkst wie ein guter Dragoner, Je mehr ich Dich ansehe, desto mehr bemerke ich, welcher hübsche Soldat Du bist. Wer zum Teufel! hätte Dich aber auch nach zehn Jahren mit den Fiechten und dem ungeheuren Schnurrbart wieder erkennen sollen? Und mit dem langen Zopf auf dem Rücken, der, beiläufig gesagt, nicht ganz nach der Vorschrift ist, denn er ist zu tief unten gebunden." — „Mein Zopf! sagte Tatareau mit einer Regung von Stolz; mein Zopf hat sich nichts vorzuwerfen, er hat mir das Leben gerettet, denn als heute Morgen bei unserm Krumschälspiel einer der verteufelten Spaßmacher, der einen halben Mond auf seiner Mußilinmütze trug, mich mit einem Streiche seines kümmelhaften Gartenmessers begrüßte, würde dieser gewiß nicht so leicht an meinem Nacken herabgeglitten seyn, wenn mein Zopf nicht getade mit dem Schweife meines Helmes, der auch nicht zu verachten ist, verschlungen gewesen wäre. Ohne diesen Zopf würde Ihr gehorsamer Diener und Joquin (verzeihen Sie die alte Gewohnheit, mein General) in das Reich der Maulwürfe hinabgestiegen seyn. Pyramidensakrament! Und mein Zopf kann sich rühmen, dem General-en-Chef und der Republik einen bedeutenden Dienst geleistet zu haben, weßhalb ich denselben auch ebenso wenig, als meinen Augapfel verklirzen werde." — „Behalte Deinen Zopf, so wie er ist, mein tapferer Freund," antwortete Murat dem Dragoner, der schon über den Gedanken, daß man ihm eine solche Verkürzung zumuthen könne, ganz heftig geworden war. Ich finde nichts so schön, als den schönen Haarwuchs des Mannes, und werde gewiß Dich dessen nicht berauben wollen. Nimm aber hier diese Kleinigkeit, sagte er, indem er aus der Tasche eine prächtige Uhr, die ihm vor zwei Jahren der Herzog von Modena geschenkt hatte, hervorzog. Mit der ersten Gelegenheit wirst Du sie nach Deiner Rückkehr nach Frankreich Deiner Mutter als ein Andenken von mir schicken, und immer, wenn wir nicht allzu fern von einander sind, suche Deinen Landsmann, Deinen alten Schulkameraden, Deinen General auf; Du sollst vor dem Ende der Campagne noch Kapitain seyn, das will ich. Denke daran und mache Dich dieses ehrenvollen Grades würdig. Jetzt kehre zu Deiner Schwadron zurück, denn es ist spät, und ich muß noch, ehe ich mich niederlege, den Bericht an den General-en-Chef abschicken. Adieu, Tatareau, Adieu, mein Alter!" — „Mein General," versetzte Tatareau im ernsten Tone, „ich versprache Ihnen gerade nicht, Sie oft in Ihrem Zelte oder resp. Wohnung aufzusuchen; aber wir werden uns gewiß mehr als einmal in der Schlacht begegnen, und Tatareau wird nie seinen alten Freund Joquin aus den Augen verlieren, nie nie seinen hochverehrteten General," fügte er hinzu, indem er die Hand an den Heim legte.

Murat reichte ihm die Hand, die der Dragoner heftig drückte; dann entfernte er sich, indem er die Arme lebhaft bewegte und zwischen den Zähnen murmelte: „Sie sollten nur wieder kommen, diese Räuber diese Mamuschi; ich möchte diese sclawischen gestrickten Röcke nur wiedersehen; ihrer sechs vor meiner Klinge Pyramidensakrament!"

(Fortsetzung folgt.)

## Der ruhmvolle Tod des Kapitain Ménage.

Auf einer Reise, die ich nach Madagaskar machte, hatten wir einen Artillerie-Kapitain, den der Gouverneur von Bourbon zur Leitung der Bewaffnung des Forts, das wir nach Cinnahme dieser Insel daselbst errichtet haben, nach St. Maria sandte, als Passagier an Bord.

Dieser tapfere Offizier, der die Feldzüge nach Aegypten und Italien mitgemacht hatte, und den Verheerungen Moskau's entkommen war, trug manche edle Narbe an sich. An seinem Knopfloche glänzte das Kreuz der Ehrenlegion, eines von denen, die der Kaiser selbst getragen hatte. Wie alle diejenigen, die eine edle Bewunderung für alles Große, Schöne, Erhabene an den Tag legten, liebte Herr Ménage den Kaiser Napoleon, — ja er betete ihn an. Wehe dem, der in seiner Unklugheit es wagte, in Gegenwart des Kapitain's eine zweideutige Redensart über den großen Mann zu äußern: augenblicklich wurde ein solcher von ihm mit aller Form zu Rede gestellt, und war am folgenden Tag jene Aeußerung coram populo nicht widerrufen, so war ein Gang mit dem Degen oder dem Säbel, oder der Wechsel von ein paar Kugeln der Lohn für die unkluge Aeußerung. Im Uebrigen war er gut, edelmüthig, ein zuverlässiger Freund, — mit einem Wort, er war aus der Schule Napoleons.

Unter der Restauration wurde ein Theil seines Regiments nach der Insel Bourbon beordert; es wurde ihm das Commando einer Compagnie übertragen; da er aber in dem Lande, wo das Heimweh ihn aufzuzehren schien, nicht zu bleiben vermochte, so sah man ihn stets traurig, niedergeschlagen, mürrisch wie alle, die jenen Kämpfen der Männer von Eisen oder Granit mitbeiwohnten, die von Gefahren und Ruhm lebten, und denen die Ruhe unmöglich ist; deßhalb verlangte er seine Zurückberufung, die er auch erhielt, und in Folge deren er sich nach seinem Vaterlande einschiffte; allein der Tapfere sollte es nicht mehr schauen!

Das Schiff, mit welchem er fuhr, landete zu St. Helena. Herr Ménage zog bei seiner Ankunft seine Kapitains-Uniform an, heftete sein geliebtes Kreuz auf die Brust und schlug den Weg nach dem Thale ein, wo der Unsterbliche ruhte.

Auf dem Abhange angekommen, von wo aus man zuerst die Weiden des Grabes erblickt, fühlte er sich tief ergriffen; sein Herz schlug gewaltig in seiner Brust, er zitterte zum Erstenmale, und

Digitized by Google

seine Freunde gaben ihm den Arm, bis sie an dem Grabhügel ankamen. Nun kehrten seine Kräfte wieder; er öffnete die große Einfassung und ging auf das Eisengitter zu. Was ging in diesem Moment in dem Herzen des wackern Kriegers vor? Niemand weiß es, denn Niemand hat geduldet, was er. Er erhielt von der Wache die Erlaubniß, in die Umzäumung einzutreten, die Erde zu berühren, die den Helden deckt. Hier beugte sich sein sonst ungebeugtes Knie; er sank auf den Boden, ergriffen von furchtbaren Convulsionen, weinte, und rief den Namen seines Kaisers, seines Vaters!... Seine Thränen benetzten den Grabstein, seine Erinnerungen faßten ihn fieberhaft. Es war der Wahnsinn, der Jammer um so vielen vergangenen Ruhm! Seine bei dieser edlen Scene gerührten Freunde riefen ihm endlich.... der Tapfere antwortete nicht, sie eilten in die Umzäunung und fanden — eine Leiche!

Der Artillerie-Kapitain verdiente ein Fleckchen Erde in dem Thale von Longwood; er wurde zu James-Town beerdigt!

Diese Thatsache ist historisch und das Kriegsministerium könnte sie nöthigenfalls verbürgen.

## Ein speculativer Wiener Wirth.

Ein Herr Daum in Wien hat ein neues Elysium gegründet und, um beste mehr Gäste anzulocken, seine unterirdischen Lokalitäten so eingerichtet, daß man in denselben gleichsam eine Reise um die Erde macht. Zuerst gelangt man nach Asien; es sind die Gemächer eines indischen Nabobs. Alles zeigt die fremdartigen Formen der asiatischen Architektur. Elephanten tragen in den Rüsseln den Lichtapparat; transparente Tulpen beleuchten einen andern Saal. Asiatisch gekleidete Mädchen serviren und in einer Nische befindet sich ein Orchester mit asiatisch-costumirten Musikern. Es sind im Ganzen vier Zimmer — Speisesäle und Rauchlokale. Von da gelangt man nach Europa, zuerst in das „gemüthliche"; man sieht ein Tyroler Haus, Wald, einen Maibaum ꝛc.; dann in das „elegante", was ein Tanzsal ist, schön decorirt, mit strahlender Gasbeleuchtung und Strauß'scher und Lannerscher Musik. Wer etwas verzehren will, muß dieß in der folgenden Abtheilung thun, in Afrika; es ist dieß ein morgenländisches Militärzelt, von dem aus man die großen Pyramiden, die Ruinen von Tentyra, Sphinxe ꝛc. sieht. Hier werden die Gäste durch Productionen aus der natürlichen Zauberei unterhalten. Die am Schenktisch beschäftigten Mädchen sind afrikanisch gekleidet. Aus diesem Zelte führt ein mit Rohr bedeckter Gang nach Amerika, in einen tropischen Wald von Palmen ꝛc. Es ist hier sogar eine Eisenbahn angelegt und die Gäste können in von Pferden gezogenen Wagen eine Fahrt unternehmen, auf welcher sie New-York, den Chimborasso, einen Wasserfall, Indianer, die brasilianische Küste und nach Rio di Janerio gelangen. Beleuchtet werden diese Lokalitäten durch Gasflammen, die aus dem Rachen von Schlangen, Eidechsen ꝛc. sprühen, während lebendige Affen, Papageien ꝛc. die Täuschung noch vollkommener machen.

(Allg. Modez.)

## Pot-Pourri.

### Geld wird gesucht.

Im Eiberfelder „Abendblatt" vom 4 April d. J. ist unter vorstehender Aufschrift Folgendes zu lesen: „Ja, Geld wird gesucht, wer sucht es heut zu Tage nicht! Aber nicht Jeder vermag es zu finden. Ich aber hoffe mit Zuversicht, denn ich brauche es nothwendig; höchst nothwendig sowohl für mich als für die gesammte Menschheit. Ich habe nämlich eine Mühle erfunden, die alles verrichtet, was Menschen verrichten, so das man nächstens die gesammte Menschheit wird „nach und nach" ganz entbehren können. Meine Mühle kann Alles. Daß sie Mehl erzeugt, versteht sich von selbst, zu was wäre sie eine Mühle; aber sie backt auch Brod, knetet den Teig, formt ihn, schupft ihn in den Ofen und da meine Mühle eine Dampfmühle ist, so backt ihre Hitze Semmeln und Stritzeln, Bretzeln und Zwieback comme il faut. Meine Mühle reibt Farben, Kaffee und was sonst noch zu reiben, auch besitzt sie solche Vorrichtungen, daß sie Kleider ausklopfen, auch Schuhe putzen kann, Holz sägt und Kraut schneidet. Ferner klingelt sie dem Bedienten, so daß man in Zukunft gar keinen Bedienten mehr nothwendig hat. Meine Mühle pumpt auch Wasser; sie preßt Wein und destillirt Essig. Ich kann dieses Alles beweisen, denn das Modell ist da. Wer nun Lust hat mit mir mit 3000 Thalern in Kompagnie zu treten, es werden auch Engländer angenommen, der bemühe sich zwei Treppen tief in Löwergers Haus, Dachstraße Nr. 79 in den Keller, allwo Plan und Maschinerie zu sehen. Fierschreiner Affler, aus Gießen, Elberfeld, allwo auf portofreie Briefe Antwort erwartet werden kann. Nachmittags 3 Uhr.

### Eine Radikal-Kur.

In Memel hat sich Folgendes begeben: Ein Mann, dem die zärtliche Gattin sein Haus zur Hölle machte, faßte den verzweifelten Entschluß, da ihm sein kräftiger Körperbau zu langem Leben zu qualifiziren schien, diesem ein Ende zu machen. Er nahm einen Strick, ging auf den Boden, fand richtig hoch oben am Dachbalken einen Nagel, erkletterte diesen, indem er auf den grossen Wasserbottich stieg, welcher sich wegen Feuersgefahr daselbst befand, befestigte den Strick, legte die Schlinge um den Hals, sprach: „In Gottes Namen!" (was die Menschen gewöhnlich sagen, wenn sie etwas Dummes begehen), und hing. Aber der rostzerfressene Nagel brach, und der Todeskandidat stürzt bis über die Ohren in die unten befindliche Wasserkufe. — Die überraschende Abkühlung in dem halb gefrornen Wasser bringt ihn plötzlich auf andere Gedanken; er löset die Schlinge vom Halse, springt aus dem Bottich, läuft durchnäßt wie ein Eisbär in seine Stube, verabreicht der Frau eine tüchtige Tracht Prügel, legt sich darauf zu Bette, und führt seitdem ein sehr vergnügliches eheliches Leben mit seiner Gattin. Auch bon!

## An einen Freund.

Willst deines Lebens Lenz froh du seyn,
Wähl' liebre Thun als Schein»,
Vor Allem aber präg die ein:
Sey mit dir selbst im Reinen.

Wer Allen recht es machen will,
Der treibt ein böß Geschäfte,
Beständig fern von seinem Ziel,
Kommt er um Lust und Kräfte.

Ein blauer Himmel Dem gefällt,
Dem Andern Regenwetter,
Der möchte göttlicher die Welt,
Der menschlicher die Götter.

Der Krämer in dem großen Rom
Vertauscht um Gold die Musen,
Dem Künstler am Sankt Peters Dom
Zerspringt das Herz im Busen.

Ein Jeder will die Meynung seyn,
Und Keiner einen Zügel,
Wer fern steht, hält den Berg für klein,
Wer nah, für groß den Hügel.

Du mußt, was du erschaffen magst,
Zuvor im Innern spüren,
Und was du rein zu denken magst,
Das mag' auch zu vollführen.

Deinhardstein.

Digitized by Google

Nro. 21.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der 24. Juni 1840. — Königin Victoria und ihre Erziehung. — Die Zopfperrolte zu Mailand. — Der Thaler von hundert Sous. — Pot-Pourri.

## Der 24. Juni 1840.

Von Ludwig Hud.

Wer soll den Tag **Johannis** als Feiertag begeh'n?
Wer sind sie, deren Fahnen im Festzug sollen weh'n? —
Mir dünkt, so wie am Morgen sich Jeder herzlich freut,
Wenn Finsterniß und Nebel die Sonne hat zerstreut,
Wie Alle fröhlich lauchzen, wenn sie die Flur erhellt,
So auch das Fest des Lichtes soll feiern alle Welt:
Der, dem da gibt Gebote der Kirchenfürst zu Rom,
Und den ein Büchlein tröstet und beten lehrt im Dom;
Der, dem die Schrift erscheinet, wie vormals sie erschien
Dem kühnen Mönch vom Orden des heil'gen Augustin;
Der Sohn des alten Bundes, der Gott Jehova nennt,
Und als sein Heil betrachtet das erste Testament;
Das Kind, dem noch als Räthsel sein ABC-Buch gilt;
Der Knabe, der durch Lesen den Drang nach Wissen stillt;
Der Jüngling, der am Nektar der Alten sich berauscht;
Die Jungfrau, die den Tönen von Schiller's Lyra lauscht;
Der Mann, dem Rath und Lehre verschafft ein gutes Buch;
Der Greis, der sich erhebet an einem Bibelspruch;
Der Fürst, der durch die Presse der Wahrheit Stimme hört;
Der Pflüger, der da ackert, vom Wahn nicht mehr bethört;
Der Bürger, jetzt an Mitteln der Bildung überreich;
Der Handwerksmann, an Wissen manch' sonst gem Weisen gleich;
Der Künstler, dessen Name zur fernen Nachwelt dringt;
Der Dichter, dessen Lieder noch einst der Enkel singt;
Der Arme, dem die Hütte ein Andachtsbuch verschönt
Und den mit seinem Loose das Wort der Schrift versöhnt;
Der Reiche, der sonst darbend bei allem Ueberfluß,
Das Leben sich erheitert durch geistigen Genuß;
Der Menschenfreund, der freudig sieht, wie der alten Nacht
Durch Guttenberg's Geschöpfe der Garaus wird gemacht, —
Sie alle sind verpflichtet dem Mainzer Edelmann,
Der einst die wunderbare, die schwarze Kunst ersann;
Drum ziemt sich's, daß ein Jeder, was er auch glauben mag,
Im Sonntagsschmuck erscheine zu seinem Ehrentag.
Johannis werd' gefeiert durch's ganze deutsche Land
Vom Alter, von der Jugend, so wie von jedem Stand:
Sie sollen sich versammeln in Nord, Süd, Ost und West
Und sollen hoch begehen das vierte Jubelfest!

(Didaskalia.)

## Königin Victoria und ihre Erziehung.

Das Februarheft des Monthly Magazine, das unter seinem neuen Herausgeber, John Heraud, seit vorigem Jahr einen höhern Aufschwung genommen hat, enthält einen Aufsatz über die Königin Viktoria, welchem wir Folgendes entlehnen: „Viktoria zeigte früh einen Durst nach Kenntnissen, welcher zum Theil in dem von der Herzogin von Kent befolgten Erziehungssysteme seinen Grund haben mag, aber wohl sicherer aus jener angebornen Selbstthätigkeit hergeleitet werden dürfte, welche gewöhnlich andeutet, daß der Zögling Geist besitze. Diese Eigenheit zeigte sich in einigen excentrischen Formen, und selbst seit ihrer Thronbesteigung haben die Launen dieser Art von Gemüthsstimmung zuweilen die Bande der Hoffitte gesprengt und die höfischen Förmlichkeitsmenschen nicht wenig überrascht. Wie es heißt, hat die Baronin Lehzen bedeutenden Einfluß auf die Königin, und wahrscheinlich wurde die Frühreife ihres Verstandes einigermaßen durch diese Frau befördert, und den besondern Verhältnissen der Gemüthsstimmung der Erzieherin darf man wohl die eigenthümliche Entwicklung des Zöglings zuschreiben. Die Baronin Lehzen ist die Tochter eines verdienstvollen deutschen Geistlichen, welcher lange Zeit an einer protestantischen deutschen Kapelle in London angestellt war, wo ihm wegen seiner umfassenden klassischen und historischen Kenntnisse die Söhne mehrerer ausgezeichneten englischen Familien zur Erziehung anvertraut wurden. Nachdem er einen Ruf zu einem Pfarramt in Hannover erhalten hatte, verließ er England und kehrte in sein Vaterland zurück, wohin einige seiner Zöglinge ihn begleiteten. In Hannover genoß der treffliche Mann allgemeine Liebe und Achtung. Die Baronin Lehzen erhielt von ihrem Vater eine treffliche Erziehung, und da er bei seinem Tode, seinen Kindern nur ein geringes Vermögen hinterließ, so war sie genöthigt, die Stelle einer Erzieherin im Hause eines Edelmannes in Braunschweig anzunehmen, wo sie als Familienglied behandelt wurde und sich durch ihren Geist und ihre Kenntnisse wie durch ihren Charakter und ihr Benehmen Auszeichnung erwarb. Als sie die Erziehung der Tochter des Hauses vollendet hatte, verließ sie Braunschweig. Dieß war um die Zeit, wo die Herzogin von Kent, gleich nach ihrer Vermählung, in England ankam. Sie brauchte eine deutsche Erzieherin für ihre Tochter erster Ehe, die Prinzessin von Leiningen, und wendete sich auf die Empfehlung der Königin Charlotte, Gemahlin Georg's III., an eine Hannoveranerin, welche im Dienste der Königin stand und hohe Achtung genoß. Diese empfahl Fräulein Lehzen, und Dr. Küper, Prediger an der deutschen protestantischen Kapelle in London, gab gleichfalls ein günstiges Zeugniß. Fräulein Lehzen wurde als Erzieherin der Prinzessin angestellt, und nach der Vermählung derselben wurde ihr die Erziehung der Prinzessin Viktoria übertragen, die sie seitdem im buchstäblichen Sinne nicht verlassen hat. Der Einfluß der Baronin von Lehzen auf die Königin ist das Ergebniß der Dankbarkeit und des Vertrauens gegen ihre treffliche Erzieherin, welche sowohl wegen ihrer Verdienste, als um sie zu befähigen, mit der Prinzessin bei Hofe zu erscheinen, von Georg IV. zur Baronin erhoben wurde. Sowohl der Gesundheitszustand, als die geistige Ausbildung der künftigen Königin verlangten eine sorgfältige Aufmerksamkeit, und die häufigen Reisen und Wanderungen, welche in dieser Absicht gemacht wurden, sollen der Prinzessin Gelegenheit gegeben haben, das englische Volk in verschiedenen Lebensverhältnissen genau kennen zu lernen. Auch führte sie dieß zur Gewohnheit, früh aufzustehen. So geschah es, daß die Prinzessin Viktoria die ersten Eindrücke in der großen Wissenschaft des Menschenlebens mehr durch praktische Erläuterungen,

Digitized by Google

als durch Lehren erhielt. Es gibt kein Beispiel in der englischen Geschichte, daß eine Prinzessin so früh in Berührung mit dem Volke gekommen wäre. Diejenigen, welche die Erziehung der Königin leiteten, waren keineswegs blind für die Zeichen der Zeit, wie unwissend auch in dieser Beziehung die unmittelbaren Vorgänger der Königin gewesen seyn mochten. Als indeß im Laufe der Zeit die Thronfolge der Königin mehr als wahrscheinlich wurde, erkannte die Herzogin von Kent zuerst die Nothwendigkeit, die Erziehung ihrer Tochter der ernsten Leitung eines Bischofs zu unterwerfen, bei deffen Wahl sie ihren gewöhnlichen Scharfsinn zeigte. Es war der verstorbene Bischof von Salisbury, welcher später von dem Bischof von Canterbury und von dem Bischofe von Lincoln unterstützt wurde. Unter ausgezeichneten Lehrern erlangte die Königin eine vollkommene Gewandtheit in der französischen, italienischen und deutschen Sprache und eine mehr als gewöhnliche Kenntniß in den schönen Künsten. Sie hat eine vorzügliche Neigung zur Musik, und die besten Werke der größten Meister, wie Haydn, Händel, Mozart, Beethoven, Pergolesie, gewähreten ihr den schönsten Genuß. Ein Augenzeuge, der zugegen war, als sie zum erstenmale Beethovens berühmtes „Halleluja" hörte, sagte, er werde nie den Eindruck vergessen, den die schöne Stelle „Der erhabne Sohn Gottes", auf ihr erstaunetes Ohr machte. Mehrere Minuten nach dem Schlusse des Chors war die Prinzessin wie bezaubert, als ob ihre Phantasie plötzlich eine ganz neue Regung erhalten hätte, und erst nach einiger Zeit, wo sie alles um sich her zu vergessen schien, war sie im Stande, ihrem Entzücken Worte zu geben. Von dem bezaubernden Eindrucke jener Stunde, glaubt der Augenzeuge, lasse die Vorliebe der Königin zur Kirchenmusik sich herleiten, besonders für die Werke der genannten Meister. Seitdem hat sie keine Gelegenheit verslumt, die erhabenen Compositionen derselben zu studieren, und sich mit dem verschiedenen Style derselben bekannt zu machen. Sie liebt besonders das Oratorienspiel, und während ihres Aufenthaltes in Brighton, wo es in der Schloßkapelle eine treffliche Orgel gibt, ließ sie selten einen Tag vorübergehen, ohne dem Spiele des ausgezeichneten Organisten zuzuhören. Die Königin hat ihre alte Gewohnheit, früh aufzustehen beibehalten. Vor dem Frühstücke pflegt sie die eingegangenen Depeschen zu lesen und zu unterzeichnen, und da sie keinen Privatsecretär hat, so wird sie in dieser Arbeit durch die Baronin Lehzen unterstützt, deren Einfluß auch dadurch erhöht werden muß." (Leipz. Allg. Zeit.)

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

### Der Ehrensäbel.

Im Monat Mai 1803 kam unter der Adresse des Quartiermeisters des 2ten Dragoner-Regiments Tatareau eine kleine, $3^1/_2$ Fuß lange und 8 Zoll breite, in Wachsleinewand eingenähte Kiste, mit dem Siegel des Kriegsministeriums in Lyon an. Dieser Unteroffizier lag im Militärhospital an einer Wunde, die er zufolge eines Streites mit dem Friseur des in Lyon in Garnison stehenden Linien-Regimentes mittelst eines Rappiers mit abgebrochenem Knopfe empfangen hatte. Diese Kiste enthielt einen Säbel mit silbernem Griffe, Fassung und Ringen, und um die bronzene Scheide war ein Pergament geschlagen, worauf man folgende Worte las:

„Freiheit — Gleichheit.

Im Namen des französischen Volkes.

Ehrenbrevet für den Bürger Tatareau."

„Bonaparte, der erste Consul der französischen Republik, zufolge eines empfangenen Berichtes über das ausgezeichnete Betragen und die glänzende Tapferkeit, die der Bürger Severin Tatareau, geboren am 25. März 1769 (alten Styls) in der Frontenniere Gourdon (Lot), bei der Affaire von El-Manka in Egypten und noch überdem bei der Schlacht von Bassano und dem Uebergange über die Brenta (Italien) an den Tag gelegt, übersendet demselben als Belohnung im Namen der Nation einen Ehrensäbel. Der Bürger Tatareau wird alle mit dieser Belohnung verknüpften Vorrechte genießen, zufolge des Gesetzes vom 4. Ventose im Jahre VIII. Gegeben zu Paris den 4. Pluviose im Jahre XI. der französischen Republik.

Der Kriegsminister Berthier.
Der Staatssecretair Hugues Maret.
Der erste Consul Bonaparte.

Der Dragoner behielt das Brevet, und sandte den Säbel an seine Mutter mit der Bitte, denselben in ihre Stube über Murat's Uhr, die er ihr im vergangenen Jahre gebracht hatte, aufzuhängen.

### Verurtheilung der Zöpfe.

Einige kahlköpfige Neuerungskrämer des großen Generalstabs der Armee hatten dem Kaiser nach seiner Krönung zu verstehen gegeben, daß nichts für das Auge so störend sey, als die Fischten und Zöpfe der leichten Kavallerie, während die Infanterie und ein Theil der Kavallerie gerade geschorne Köpfe hätten. Napoleon, welcher gewöhnlich den kleinlichen Bemerkungen dieser Herren keine Aufmerksamkeit zollte, stimmte doch endlich theils aus Ueberdruß, immer wieder dasselbe zu hören, theils aus Ueberzeugung bei.

Einige Monate darauf ließ er die im Auslande im Dienst von Frankreich stehenden fremden Legionen, die damals in der Hauptstadt der Lombardei versammelt waren, die Revue passiren. Es war zu Anfange des Monats Juni 1805, kurz nachdem er seinen Adoptivsohn und Kriegsgöhlings Eugène Beauharnais zum Vicekönig ernannt hatte. Während der ganzen Parade und des sechsstündigen Manœuvers von 20,000 Mann hatte es beständig geregnet. Als er in den Pallast zurückkam, wechselte er die Kleidung, denn der Regen hatte ihn eben so wenig verschont, als seine Soldaten. Vor dem Diner begab er sich zur Kaiserin Josephine, die er bei ihrer Toilette fand, setzte sich auf eine Ottomane und brach plötzlich, noch ganz mit der Revue beschäftigt, in die Worte aus: „Ich will diese Hüte nicht mehr dulden; man mag sie aufsetzen, wie man will, so bilden sie doch immer eine Rinne, und sind eben so häßlich, als der Gesundheit unzuträglich."

Josephine hatte Tags vorher eine Kiste von Paris von der berühmten Mademoiselle Despeaux erhalten, und bildete sich ein, daß Napoleon auf diese Hüte anspiele, welche die edlen Mailänderinnen adoptirt fanden; sie antwortete ihm also in gereiztem Tone: „Da ich wirß, daß sie mir gut stehen, so werde ich sie auch nicht abschaffen. Du verstehst übrigens nichts davon."

Napoleon, wie alle in einer Ider befangenen, merkte nicht sogleich das Mißverständniß, und konnte nicht glauben, daß seine Frau von andern Hüten, als denen der Truppen spreche; er blickte sie also starr und sehr ernst an und antwortete: „Ich möchte Dich wohl sehen in solch einem Wetter, mit so einem dreieckigen Hute, dessen eine Seite auf die Nase herabfällt, während die andere auf dem Rücken klebt."

Josephine errieth jetzt das Mißverständniß und lachte, indem sie es dem Gemahl erklärte, der in ihr Lachen einstimmte. Die dreieckigen Hüte beschäftigten aber den Kaiser noch immer, und er äußerte nach einigen Augenblicken wieder: „Ich frage Dich und Deinen Geschmack, ob ein Soldat, der in einem Regentage oder bei starker Hitze den Kragen mit einer weißen Masse bedeckt hat, dessen Haar mit einem schlechten Bande zusammengehalten wird, an dessen Stirn und Wangen eine mitchartige Flüssigkeit herabrieselt, und der über das Alles einen weder gegen Wind noch Sonne schützenden Filzhut aufgestülpt hat, nicht einen sehr lächerlichen Anblick gewähren muß? Du hättest sie nur in Egypten und Italien sehen sollen; ich mußte sie immer bedauern." — „Was kann man aber dagegen thun?" sagte Josephine, indem sie auf colette Weise die Locken an der Stirn zusammenfaßte, die sie dann dem Friseur überließ. „Ist es nicht Mode?" — „Die

Digitized by Google

Mode, und immer die Mode!" rief Napoleon mit satyrischem Lächeln. „Davon ist gar nicht die Rede, meine liebe Freundin, sondern vom Ausstehen und der Gesundheit der Soldaten. Nichts ist leichter, als kurz verschnittene Haare rein zu halten, und nichts steht besser, als ein Tschako oder eine Grenadiermütze; selbst die Kavallerie kleidet das besser. Was mich aber am meisten in Verlegenheit setzt, ist nicht etwa eine gleiche Kopfbedeckung der ganzen Armee zu geben, sondern nur, wie man diese unnützen Zöpfe loswerden kann!" — „Wie, Du willst Deine Soldaten scheeren lassen?" rief Josephine erstaunt. — „Ja, mein Kind, ich will sie scheeren lassen, wie die Schaafe." — „Du willst der neapolitanischen Legion, die Dein Bruder anführt, die schönen Flechten abschneiden lassen, die so gut zu Gefechte stehen?" — „Gerade mit diesen soll der Anfang gemacht werden." — „An ihrer Stelle würde ich mir es nicht gefallen lassen," sagte Josephine gleichgültig. — „Das möchte ich wohl sehen!" rief Napoleon, mit Heftigkeit aufstehend. „Ich möchte wohl sehen, daß fremde Truppen, die ich in meinen Sold genommen, Soldaten, die ich beinahe so gut, als meine eigene Garde behandle, sich unterständen, mir die geringste Einwendung zu machen. Ist es nicht genug, daß ich es will? Haben meine Grenadiere nur ein Wort gesagt, als ich verlangte, daß sie die Haare sich verschneiden sollten? Trage ich selbst denn einen Zopf?" fuhr Napoleon fort, indem er schnell mit der Hand über seinen Kopf hinstrich. „Habe ich denn Flechten? Habe ich nicht auch die Haare glatt verschnitten, wie sie?" — „Auch nennen sie Dich nur den kleinen Geschornen (petit tondu), das klingt recht hübsch!" antwortete Josephine mit neckendem Tone. Napoleon konnte sich des Lächelns nicht enthalten. „Nun! das ist noch ein Grund mehr," versetzte er; „ein Soldat muß in allen Dingen dem Beispiele seines Chefs folgen. Ich weiß wohl, daß einige Lieutenants, einige Stutzer und Adonise des Generalstabs nicht ganz damit zufrieden sind; aber die Unzufriedenen. . . ." Ohne die Rede zu beendigen, legte Napoleon die Arme über die Brust und durchkreuzte die Stube mit starken Schritten, von Zeit zu Zeit das Haupt drohend zurückwerfend. Nachdem er während einiger Augenblicke stillschweigend so auf und abgegangen war, ohne daß Josephine gewagt hätte, ihn zu unterbrechen, sagte er: „Ich werde mit Murat noch vor meiner Abreise hierüber sprechen, und damit anfangen, von ihm das Opfer eines jetzt bei unsern Gebräuchen und unserer Kleidung nur lächerlichen Haarputzes à la Louis XIV. zu verlangen. Es ist an den Chefs, der Armee mit dem guten Beispiele des Gehorsams voranzugehen; ich will weder Flechten, noch Zöpfe, noch Puder, noch Pommade mehr dulden. Gott sey Dank, wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo die Soldaten den Catogan und die Marschälle von Frankreich Perrücken zu tragen pflegen."

Hierauf nahm Napoleon Handschuhe und Hut, und verließ das Zimmer, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Thaler von hundert Sous.

. . . Der junge Gatte klopfte leise an, die Thür öffnete sich, und er fiel vor einer Dame auf die Knie nieder, die im reichen brüderlichen Schmuck einer Wittwe, welche einen neuen Bund geschlossen, seiner harrend am Kamine saß. „Steh' doch auf!" sagte sie ihrem Manne, und reichte ihm die feine weiße Hand. — „Nein, nein, verehrte, geliebte Frau", erwiederte der junge Mann, und drückte heiße Küsse auf die Hand, die sie ihm dargeboten, „lassen Sie mich zu Ihren Füßen liegen bleiben, und entziehen Sie mir Ihre Hand nicht; denn ich fürchte, Alles um mich her ist nur ein Traum, und ich bin der Held eines der Feenmährchen, deren Erzählung meine Jugend oft erfreute." — Beruhige Dich, mein Freund, gestern war ich noch die Wittwe Lord Melvil's, jetzt bin ich Madame de la Tour, Deine Gattin; lasse aus Deinen Gedanken die Fee Deiner Kindheit verschwinden, zur Wirklichkeit ist Dein Mährchen geworden!" Friedrich de la Tour hatte einiges Recht, zu glauben, ein übernatürliches Wesen habe es übernommen, sein Leben freundlich und glücklich zu gestalten; denn seit einem Monate hatte der Zufall oder das Glück sich an seine Ferse geheftet, und ihn reicher und glücklicher gemacht, als er es in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Friedrich war 25 Jahre alt, und schon früh verwaist; er mußte von dem Gehalte, den ihm eine untergeordnete Stellung im Ministerium des Innern trug, sehr eingeschränkt leben. Als er einst durch die Straße St. Honoré in Paris ging, hielt eine reiche Equipage plötzlich vor ihm, und eine junge Dame, die sich weit aus dem Kutschenschlage gelehnt hatte, rief ihn an. Der Jäger sprang vom Bock, lief den Tritt herab, und lud den jungen Mann ehrfurchtsvoll ein, neben der Dame Platz zu nehmen; kaum war er eingestiegen, so jagten die Pferde im Galopp weiter. „Mein Herr", sagte die Dame, die ihn so entführt hatte, mit sanfter Stimme, „ich habe Ihren Brief erhalten; doch hoffe ich, Sie trotz Ihrer Abdankung morgen Abend in meiner Soirée zu sehen." — „Wieh, gnädige Frau?. . ." — „Ja, mein Herr, Sie. . . Ach, verzeihen Sie mir", rief dann die Dame erstaunt aus, „verzeihen Sie mir; aber sie sehen einem Herrn, der mich oft besucht, so täuschend ähnlich, daß ich Sie mit ihm verwechselte . . . Ach, ich bitte recht sehr um Entschuldigung, was werden Sie von mir denken! . . . Aber die Aehnlichkeit ist so überraschend, daß sie jeden Andern, wie mich getäuscht haben würde." Ehe noch diese Erklärung ganz zu Ende war, hielt die Equipage im Hofe eines schönen Hauses, und Friedrich konnte nichts Besseres thun, als Lady Melvil den Arm zu bieten; Lady Melvil trug nur einen englischen Namen, sie war eine geborne Französin, und eine der schönsten Damen von Paris; ihre Züge waren geistvoll, und ein ernster Ausdruck verlieh ihnen etwas Reizendes und Fesselndes. Friedrich, von ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubert, pries seinen glücklichen Stern, der ihm eine so herrliche Bekanntschaft zugeführt hatte; die Lady war sehr freundlich gegen ihn, und nach einigen Tagen war er schon unter den Gästen der Wittwe, deren Namen der anmeldende Bediente am Meisten zu wiederholen hatte. Viele Andere umschwärmten die reiche Wittwe, sie wurden, einer nach dem andern, verabschiedet, und Friedrich machte in ihrer Gunst so rasche Fortschritte, daß er mit ihr bald in ein sehr inniges Verhältniß getreten war. Sie machte ihm zuerst den Vorschlag einer Heirath.

Friedrich war es noch immer zu Muthe wie einem Träumenden, der inmitten der lieblichen Bilder die Angst nicht vergessen kann, daß sie sein Erwachen in Nichts zerfließen lassen wird. Maire und Pfarrer kamen dazu, seinen Bund mit Lady Melvil einzusegnen; aber selbst Religion und Gesetz konnten seine bangen Zweifel nicht verscheuchen. Er blieb noch immer zu den Füßen seiner Frau liegen, und hatte das eine Ende ihres reich gestickten Gewandes gefaßt, als wolle er den schönen Traum, der ihm bald entfliehen müsse, noch fest halten. „Steh doch auf, Friedrich", sagte ihm seine Frau zum Zweitenmale, „setze Dich zu mir, und laß' uns plaudern. „Es war einmal. . ." —„Ach, mein Gott!" rief Friedrich, „so ire ich mich doch nicht, und was mir begegnet, ist nichts, als ein Feenmährchen." — „Höre mich ruhig an, mein Freund! Es war einmal ein junges Mädchen, die Tochter von Eltern, die vormals reich gewesen, die aber, als das Mädchen erst fünfzehn Jahre alt war, schnell verarmten, so daß sie nur von Dem leben mußten, was der Vater mühsam erwarb. Sie wohnten eigentlich in Lyon, und ich weiß nicht mehr, welche Hoffnung einer bessern Zukunft sie nach Paris übersiedeln ließ. Nichts ist so schwierig, als ein verlornes Vermögen wieder zu gewinnen, in der Gesellschaft sich eine Stellung wieder zu erobern, die man gezwungen worden, zu verlassen; das mußte der Vater des jungen Mädchens bitter und schmerzlich empfinden: vier Jahre der Stand er einem traurigen Kampf mit dem Elend, dann starb er

Digitized by Google

in einem Spitale. Die Mutter folgte ihrem Manne bald, und die Tochter blieb jetzt allein in einer Dachkammer, deren Miethe noch nicht bezahlt war. … Sie hatte keine Verwandte, keine Freunde, Niemanden, der sich ihrer annahm, in Lyon noch Schulden, die zu bezahlen ihr unmöglich sist, umsonst wandte sie sich an Fremde um Arbeit, die ihr gütig die Hand leihen, aber es gibt Seelen, die so rein sind, daß sie am Laster vorüberfliehen können, ohne es zu gewahren, oder wenigstens, ohne von seinem Hauche befleckt zu werden. Und doch mußte das arme Mädchen leben; der Hunger, den sie den ganzen Tag ertragen, ward am Abend stärker, die Nacht flob, ohne ihr Schlaf zu bringen, und am zweiten Tage quälte sie der Hunger wie ein wildes Thier, das sie mit seinen Bissen zerfleischte; wollte sie ihm nicht erliegen, so mußte sie betteln. Sie hüllte sich in ein Tuch, das ihr die Mutter hinterlassen, und ging gebückt und die Haltung einer alten Frau nachahmend, auf die Straße hinunter. An einer Straßenecke, weit von der Laterne, welche rings um sich flüchtige Helle verbreitete, stellte sich das arme Kind, und kam ein Mädchen vorbei, das glücklicher als die arme Bettlerin, so hielt sie die Hand hin und bat um einen Sous, um einen einzigen Sous, daß sie sich Brod kaufen könne. Aber die Mädchen gingen, ihrer nicht achtend, vorüber. Kam ein Greis des Weges her, so hielt die Bettlerin auch ihre Hand hin, und bat um ein Almosen; aber das Alter macht oft hart und eigensüchtig: auch die Greise gingen vorüber, ohne die Arme zu bedenken. Und die Nacht war finsterer, Patrouillen, Nachtwächter, Stadtsergeanten zogen vorüber, das arme Mädchen kämpfte nur Mühsam gegen Hunger und Mattigkeit an; noch einmal streckte sie bittend ihre Hand aus: diesmal war es ein junger Mann, an den sie sich wandte; er blieb stehen, griff in die Tasche, und warf ihr ein Geldstück hin, als fürchte er, seine Hand möge die ihrige berühren. Da sprang ein Mann hervor, der die Bettlerin schon lange heimlich belauert hatte, und faßte die Arme hart an: „„So, ertappe ich Euch endlich!““ schrie er, „„Ihr bettelt; marsch mit Euch in's Gefängniß!““ —

Da nahm sich der junge Mann der Bettlerin lebhaft an, er faßte ihre Hand, die er vorher nur mit dem Handschuh zu berühren sich gewaigert hatte, und wandte sich mit den Worten an den Polizeidiener: „„Diese Frau ist keine Bettlerin, ich kenne sie… Gute Frau!““, sprach er dann leise zu dem jungen Mädchen, das er für eine alte Bettlerin hielt, „„nehmt dieses Fünffrankenstück, und laßt mich Euch bis in die Straße bringen, wo Ihr wohnt.““ — „Der Thaler gilt aus Deiner Hand in die meine,“ ergänzte die junge Frau weiter, „und als wir dann unter der Laterne vorübergingen, die ich bis dahin vermieden hatte, sah ich Deine Züge…“ — „Du sahst mich!“ rief Friedrich überrascht. — „Ja mein theurer Freund, ich war es, der Du damals das Leben und vielleicht die Ehre retteteſt; der Lady Melvil, die Dir jetzt für's Leben angehört, schenktest Du einen Thaler.“ — „Dir! Du, so jung, so reich, so schön und edel, Du hast betteln müssen!“ — „Ja, ein Almosen habe ich empfangen, ein einziges. Den Morgen nach jenem furchtbaren Tage, den ich jetzt zu den glücklichsten meines Lebens zählen darf, verschaffte mir eine alte Nachbarin, deren Mitleid ich erregt hatte, eine Stelle als Näherin in einem anständigen Hause. Ich ward bald die Freundin der braven Frau, bei der ich arbeitete. Einst trat Lord Melvil in das kleine Zimmer, in dem ich gewöhnlich nähte, und setzte sich zu mir. „„Mademoiselle,““ sagte er mit, „„ich kenne Ihre Geschichte, wollen Sie mich heirathen?““ — „Sie heirathen? rief ich überrascht aus. „„Ja, ich bin sehr reich, und mag meine Besitzthümer nicht undankbaren Neffen lassen, die auf meinen Tod lauern; ich habe die Gicht und mag mich nicht der eigennützigen Sorge von Bedienten überlassen. Darf ich Dem glauben, was man mir von Ihnen gerühmt hat, so sind Sie ein braves und liebenswürdiges Mädchen. Es hängt nur von Ihnen ab, Lady Melvil zu werden und zu beweisen, daß Sie des Glückes würdig sind, wie Sie das Unglück muthvoll zu ertragen wußten.““ — „Glücklicher Lord Melvil,“ unterbrach sie Friedrich, „er durfte Dir Reichthümer zu Füßen legen!“ — „Er war wirklich glücklich,“ erzählte Madame de la Tour weiter. „Er hatte richtig berechnet, daß Dankbarkeit ihm die Anhänglichkeit einer Frau sichern würde, die ihm Alles verdankte… Ich vertraute mich dem edlen Lord an, und zum Dank für Alles, was er an mir gethan, verschönte ich seine letzten Lebenstage. Er starb, und ließ mich im Besitz seines ganzen Reichthums; ich aber gelobte mir mit einem heiligen Eide, nie eine zweite Ehe einzugehen, als mit dem edlen Manne, der mir im schrecklichsten Augenblicke meines Lebens die hülfreiche Hand geboten.“ Mit diesen Worten löste sie von ihrem Halse ein prachtvolles Geschmeide ab, und zog aus einer reichverzierten Kapsel, die daran befestigt war, einen Thaler von hundert Sous. „Das ist derselbe, den Du mir einst geschenkt,“ sagte sie, und reichte ihn ihrem Gatten. — „Als sie Geld in meinen Händen sahen, gaben sie mir an jenem Abend ein Brod auf Borg, und ich konnte davon mein Leben bis zum andern Morgen fristen. Am andern Morgen gestaltete sich mein Geschick schon so günstig, daß ich Deinen Thaler behalten konnte; er hat mich nie mehr verlassen. Ach, wie glücklich war ich, als ich vor einem Monat Dich wieder erkannte! Meine Pferde mußten halten, ich nahm zu dem ersten, besten Vorwande meine Zuflucht. Ein einziger Gedanke peinigte mich noch… ich fürchtete, Du seyest verheirathet.“ — Friedrich hielt in stummer Rührung den Thaler in den Händen, der ihm so schönes Glück gebracht. „Du siehst,“ lächelte seine Gattin, „ich bin keine Fee, Du aber hast mir einen Talisman gegeben.“

(Europa.)

## Pot-Pourri.

### Wie sie seyn sollen.

Das „Danziger Dampfboot“ bringt eine witzige Schilderung, wie die Männer seyn und wie sie nicht seyn sollen. Darin heißt es unter Anderm: Die Männer sollen seyn wie Weinkäfser, voll Geist, und nicht wie Weinfässer, die so voll sind, daß sie sich nicht rühren können. Die Männer sollen seyn wie die Tauben, ohne Falsch, und nicht wie die Tauben, die man rupfen kann. Die Richter sollen seyn, wie die Hölle, nur die Bösen bestrafen und nicht wie die Hölle den Teufel in sich haben. Die Advokaten sollen seyn wie das Rad, das Verbrecher zermalmt, und nicht wie das Rad, das man schmieren muß, wenn man es brauchen will. Die Gastwirthe sollen seyn, wie Messer, nicht ungeschliffen, und nicht wie Messer, sie sollen nicht schneiden. Jeder Mann soll seyn wie ein schwarzes Brett, worauf man rechnen, und nicht wie ein schwarzes Brett, dem man etwas weiß machen kann.

Warte, Junge — sagte W. zu seinem zehnjährigen Sohne, der den Aerger des Vaters über seine Unarten stets durch witzige Repliken zu dämpfen wußte — Du weißt also, was ich vorhin mit der Mutter sprach, obgleich ich Dir befahl, aus dem Zimmer zu gehen! — Sei nicht böse, Väterchen, — verzeihe der Knabe — ich habe ja gehorcht.

### Ein „Mehr.“

Bei dem Abgange des Generallieutenants v. Loebell nach Berlin auf seinen Posten als Stadtkommandant wurde ihm in Erfurt von der Bürgerschaft ein Fackelzug dargebracht und dabei ein Abschiedslied nach der Melodie: „Heil Dir ꝛc.“ gesungen, in welchem (wie ein öffentliches Blatt berichtet) auch folgende Verse vorkamen:

Erfurt verdankt Dir,
Die gute Mannszucht hier
Beim Militär;
Hast Bürgerrecht gestiftet,
Warst immer gut und mild,
Warst Gottes Ebenbild
Und noch weit mehr!

Digitized by Google

№ 22.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Stein vom Altenstein. — Die Zopfrevolte zu Mailand. — Frankreich und Napoleon. — Das Hotel der Invaliden zu Paris. — Pot-Pourri. — Die Kaiserleiche.

## Stein vom Altenstein.

Karl Freiherr von Stein zu Altenstein wurde am 7. Oktober 1770 zu Ansbach geboren, und verlor früh seinen Vater, indeß seine geistreiche Mutter, eine Freiin von Adelheim, seine Erziehung leitete. Altenstein besuchte später die Universitäten Erlangen und Göttingen und trat gleich nach beendigten Studien bei der preuß. Kriegs- und Domänenkammer in Ansbach als Referendar ein, bald wurde er Kriegs- und Domänenrath, bis er 1799 von Hardenberg als vortragender Rath im Ministerio nach Berlin berufen und bald darauf geh. Oberfinanzrath wurde. Die Jahre 1806 bis 1815 waren für ihn sehr geschäftsreiche Jahre, da er eine Zeitlang das Finanzministerium leitete und an allen wichtigen Maßregeln zur Wiedergeburt des Reichs vielfachen Antheil nahm. 1813 war er Civilgouverneur der Provinz Schlesien, später im Pariser Hauptquartier und Hauptdurchführer der Reclamationen gegen Frankreich. Endlich trat er 1817 an die Spitze des Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinangelegenheiten, und wirkte wesentlich bei der Gründung der Universität Bonn im Oktober 1818. Universitäten, Gymnasien, Schulen aller Art wurden von ihm gefördert. Bei seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner erfreulichen Humanität war er unermüdlich thätig, selbst noch in den letzten Wochen vor seinem Tode. Gemahlin, Kinder und Geschwister hat er alle vor sich sterben gesehen, und verschied am 12. Mai als ältester Staatsminister Preußen's. Des Königs Majestät hatten ihn mit dem schwarzen Adlerorden beehrt, auch war er Commandeur der Ehrenlegion, Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste, Mitglied der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde und der Breslauer Leopoldinisch-Karolinischen Academie der Naturforscher.

Es versteht sich von selbst, daß die Ernennung eines Nachfolgers nicht sobald eintritt, und wir zweifeln nicht, daß die Weisheit des Monarchen einen würdigen Mann zu wählen wissen wird. Was Altenstein gewesen, ist einstimmig anerkannt, und es mögen wenige Staatsmänner mit so allgemeiner Theilnahme beerdigt worden seyn. Gewiß wird auch nach ihm in demselben Sinne gewirkt werden, welcher eine freie wissenschaftliche Forschung gestattete und weder in religiöser noch gelehrter Hinsicht einseitig Partei nahm. Diese hohe Stufe geistiger Cultur ist eine der reinsten Zierden unseres Vaterlandes, und es darf bei uns niemals ein Zeitpunkt eintreten, in welchen man dabei stehen bliebe oder zurückschritte. Wissen ist Macht, und eine der besten Garantieen für verständige Volksfreiheit.

Beim Leichengängnisse
des Staatsministers Freiherrn von Altenstein.
Berlin, am 18. Mai 1840.

Du selbst noch nicht im stillen Schmerze schweigen,
Verwaistes Lied! du sollst in späten Tagen,
Einsamer noch, an theuren Urnen klagen,
Die du nicht mehr mit Blumen kannst umzweigen!

O, dieser Staub, um den der fromme Reigen
Der Musen weint, wird junge Palmen tragen,
Die, reich getränkt vom Strom der Brennenszähren,
Zum Licht empor in edler Krone steigen.

Denn nur des Geistes Hohepriester-Weihen,
O Vaterland, sind deiner Bürger Triebe,
Die Damascenerflamme deiner Schwerter.

Du aber, der zu Sternen ging Verklärter,
Du lebst im Vaterland', im geistesfreien,
Bis Preußens Ruhm' erlischt im Heldenliede.

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Der Zopf von Bessières und Tatareau.

Nach der Revue fand trotz dem schlechten Wetter in Mailand ein militairisches Fest statt, und am Abend kam Murat als Stadtgouverneur in den Pallast, um wie gewöhnlich vom Kaiser die Ordres zu empfangen. „Sire," sagte er, „dürfte ich bei Ew. Majestät anfragen, ob Sie heute mit der Kavallerie und vorzüglich mit der neapolitanischen Legion, die ich zu befehligen die Ehre habe, zufrieden waren?" — „Sehr zufrieden, mein Lieber; aber," flugte Napoleon hinzu, indem er absichtlich den Blick auf dem langen lockigen Haarwuchs seines Schwagers ruhen ließ, „wenn Du mir alle Perrücken ab Adeln ließest, würde ich noch zufriedener seyn."

Murat meynte, der Kaiser sey doch nicht so zufrieden, als er zu sagen beliebte, und wohl wissend, daß auf die letzte Aeußerung nichts zu erwiedern sey, verbeugte er sich, und verlor sich unter den andern Generälen, die die große Gallerie des Palastes anfüllten. Mit dem ihm eigenen Takt hatte er schon verstanden, daß das Reich der Zöpfe zu Ende sey, und daß Napoleon für immer eine Mode vertilgen würde, welche durch die Husaren von Berchini und die constitutionelle Garde des unglücklichen Louis XVI., in der er einst selbst gedient hatte, so berühmt geworden war.

Am äußersten Ende der Gallerie begegnete er dem Marschall Bessières, dessen ungeheuer großer Zopf in der ganzen Armee bekannt war. „Nun, mein Lieber," sagte er ihm mit einem bald traurigen, bald scherzhaften Ton, „Du hast wohl die Worte des Kaisers soeben vernommen? . . . Keine Zöpfe mehr! Empfange meine aufrichtigste Condolenz im Voraus über den baldigen Fall des Deinigen." — „Mein Lieber," antwortete kaltblütig der junge Marschall, „die Wurzeln von Zöpfen wie der Deinige ist, gehen bis ins Herz und der Kaiser vermag trotz aller seiner Gewalt nichts gegen sie. Ich wünsche, daß unsere alten Kameraden von Italien und Aegypten weniger widerspenstig in diesem Punkte seyn möchten, als ich."

Man sieht hieraus, daß Bessières jene Art von Verehrung und kindische Liebe der alten Soldaten für ihre Zöpfe kannte; auch war die Anhänglichkeit des Militairs für ihren Haarwuchs durchaus nichts Neues. Tacitus in seiner Geschichte der Deutschen,

Digitized by Google

und Julius Cäsar in seinen Commentarien versichern uns, daß die Deutschen und die Gallier ihre Bärte, vorzüglich ihren kriegerischen Schmuck von langen Haaren und reichlichen Schnurrbärten hoch zu stellen pflegten, und daß keiner dieser Krieger die Schande, eines oder das andere abrasirt zu haben überlebt hätte. Napoleon hatte aber eingesehen, wie vortheilhaft eine solche Maßregel seyn würde, und sprach den andern Tag noch einmal mit Murat darüber, der im Innern ganz mit Bessières übereinstimmte, aber nicht wagte, dem Herrn zu widersprechen, oder es auch nicht wollte; denn bei dieser Gelegenheit sagte Napoleon ihm auf sehr lakonische Weise: „Meine alte Garde allein soll noch Zöpfe tragen, und selbst diese dürfen nicht länger als zwei Zoll seyn; das ist der Befehl."

Der größte Theil der Generäle nahm Napoleons Plan mit Enthusiasmus auf, und sie ließen an alle Stadtviertel und Kasernen Tagesbefehle anschlagen, welche, nachdem sie alle Vortheile des kurzen Haares auseinander gesetzt hatten, dem Soldaten, der sich das Haar abscheeren ließ, die Versicherung aussprachen, daß er sich selbst und seinen Obersten dadurch einen Gefallen erzeigen werde. Der Name des Kaisers wurde eben auf keine Weise in diesem Schreiben genannt. Am Tage dieser Publication schnitten die Friseurs von Mailand mehr als zweitausend Zöpfe ab; doch am Abende fanden mehr als zwanzig Duelle statt, weil ein Soldat beym Trinken den Kameraden, der sich am Morgen hatte scheeren lassen, einen Pudel genannt hatte, worauf dieser antwortete: „Ich will noch lieber einem Pudel gleichen, als einem so häßlichen Perrückenstock wie Du."

Von Worten war es zu Drohungen gekommen; die zwei Soldaten hatten sich duellirt, die Kameraden hatten sich zu dem Einen oder zu dem Andern geschlagen, und bald war dieser Wirthshausstreit zur Corpssache geworden.

Napoleon war im Lager von Boulogne, wohin er sich wieder zurückbegeben, von diesem Vorfalle durch Privatnachrichten in Kenntniß gesetzt worden. Er schrieb an seinen Schwager, und sagte ihm unter Anderem in einem Briefe vom 10. August 1805: „er müsse es so einrichten, daß Niemand sich gegen den Befehl aufwerfe, er müsse die Leute überzeugen." Er bat ihn auch, „nicht preußische Maßregeln anzuwenden," wie er sich ausdrückte, und schloß den Satz mit diesen Worten: „überrede Deine Mannschaft, man muß nichts mit Gewalt unternehmen." Murat berichtete an Napoleon alle Einzelnheiten des Vorgefallenen, und machte ihm bemerklich, daß in einer so zahlreichen Garnison, vorzüglich bei dem esprit du Corps, der sowohl die französischen als die fremden Regimenter beseele, es nicht zu erwarten stände, daß eine so große Veränderung der Gewohnheiten schnell und ohne Widerspruch eingeführt werde. „Man kann noch von Glück sagen, daß der Befehl zu einer solchen Reform nicht mehr Unruhen veranlaßt hat." Er schloß seinen Rapport mit der Versicherung, daß die Maßregel, für deren gänzliche und endliche Ausführung er sich verbürge, nur nach und nach bewerkstelligt werden könne.

Auch vernachlässigte Joachim nichts zur Erreichung dieses Zweckes. Er ging selbst in die Kasernen, sprach mit den Unteroffizieren, die am eigensinnigsten bei ihrem Kopfputz verharrten, denn diese pflegen immer die Tonangeber zu spielen, und sie setzten damals hauptsächlich ihren Stolz in einen festgeflochtenen, wohl pomadisirten und wohlgepuderten Zopf, der mit einem schwarzen, eine Art von bouillonirter Rosette bildenden Bande verziert war. Je colossaler dieser Zopf war, um so stolzer war der Infanterist auf diesen Schmuck der Natur, während die Reiter sich durch die drei fingerbreiten Flechten auszeichneten, die mittelst einiger an dem untersten Theile befestigten Bleikugeln bis auf die Brust herabhingen. Je mehr aber die Flechten und Zöpfe in einigen Regimentern abnahmen, um so fester bestanden die andern Corps darauf, die ihrigen beizubehalten, und unter diesen letztern befand sich die neapolitanische Legion, deren Soldaten erklärten, sie würden sich lieber erschießen, als scheeren lassen.

Joachim setzte seine Ehre in den guten Ausgang dieser Negociation. Er war von der Legion angebetet, und versammelte sie in dem Kasernenhof, wo, nachdem die Unteroffiziere einen Kreis um ihn gebildet hatten, er sie anredete, um sie bei ihren Gefühlen, wie er sagte, zu fassen. Seine Beredsamkeit war aber vergebens, und er konnte trotz allem Versprechen auf Avancement, nichts von ihnen erlangen. Er fing an, das Gelingen zu bezweifeln, als er glücklicher Weise Tatareau's gedachte, dieses Dragoners, der ihm in Aegypten das Leben gerettet, und den er auf seine Bitten den neapolitanischen Husaren einverleibt hatte, als diese Legion unter seinen Befehl zu stehen kam. Tatareau's Rang (obgleich er noch immer Quartiermeister war), das seine Uniform schmückende Kreuz der Ehrenlegion, sein geprüfter Muth, und noch andere gute Eigenschaften hatten diesen Husaren zu einer Art von Orakel erhoben, die Kameraden hatten ihn zum Chef de file, gemacht und schworen nur bei ihm. Alles das wußte Joachim und ließ ins Geheim zu sich rufen, in der Ueberzeugung, daß wenn es ihm gelinge, diesen Soldaten zur Trennung von Flechten und Zopf zu überreden, die der andern auch fallen würden. In solchen Sachen bedarf es nur eines Einzigen, um das Beispiel zu geben, denn von jeher glichen Soldaten den Schafen von Panurge.

Als Tatareau eintrat, glaubte Murat zu bemerken, daß dieses Mal der Zopf des Unteroffiziers noch größer, als sonst, und daß seine Flechten länger und mit mehr als gewöhnlicher Coketterie geflochten seyen. „Guten Morgen, mein Alter," sagte er mit freundlicher Begrüßung, „ich freue mich, Dich zu sehen; wie geht es Dir?" — „Aber mein General (Tatareau hatte aus alter Gewohnheit diese Benennung beibehalten, obgleich Murat seit der Errichtung des Kaiserreichs Marschall geworden war), es geht eben nicht schlimmer! — Pyramidensacrement! Die Gesundheit ist gut, der Dienst unverbesserlich, das Gewöhnliche immer ausser gewöhnlich, das Getränk reichlich und die Mailänderinnen sind gar artige Nachtvögelchen." Murat lächelte, doch veränderte er schnell den Ton seiner Sprache, und sagte etwas barsch: „Sag mir doch! Es scheint mir, als gehörtest Du auch zu den Aufrührern." — „Ich? Mein General!" — „Ja, Du! Du! Sehe ich denn an Dir nicht noch immer Flechten und Zopf?" — „Mein General, das ist eine Gabe der Natur, also auch naturgemäß!" — „Das mag seyn," antwortete Murat mit etwas übler Laune; gewiß ist es aber nicht naturgemäß, daß Du durch Dein Beispiel Deine Untergebenen zu Ungehorsam und Undisciplin verleitest." Tatarau machte hier eine Bewegung und Murat fuhr mit anscheinender Ruhe weiter fort: „Wißt Du wohl, daß Du ein Spiel spielst, das zum Füsiliren führt? weiter sage ich nichts!" — „Mein General," antwortete der Quartiermeister mit einer Art von Würde, „man füsilirt nur Verräther und Feiglinge; aber wer kein anderes Unrecht begeht, als den Schmuck beibehalten zu wollen, der der Stolz des Soldaten ist, der ihm — und noch manchem Andern das Leben gerettet hat, dem thut man nichts!" Joachim fühlte wohl, worauf dieses Wort sich bezog, demohngeachtet sprach er weiter und ward während des Redens immer heftiger. „Man füsilirt den Soldaten, der der Stimme des Chefs das Ohr verschließt. Selbst wenn er allein Schlachten gewonnen und Hunderte von Fahnen erobert hätte, so würde man es ihm doch anrechnen, man würde ihn doch füsiliren, denn durch die Disciplin unterscheidet sich der Soldat von dem Räuber; und wenn die Disciplin wegfällt, ist der Soldat nichts, als ein Räuber." — „Ein Räuber? Pyramidensacrement!" — „Ja, ein Räuber!" wiederholte Murat, mit dem Fuße stampfend, das die Räder seiner Sporen klirrten, „und man muß die Regimenter von solchen reinigen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Frankreich und Napoleon.

Im „Constitutionnel" liest man: „Frankreich zählt nicht weniger als 614 durch seine Soldaten seit 1789 bis 1815 erfochtene Siege. Die Ehre dieser 614 Siege gehört 220 Officieren. Unter diesen Officiren, die Frankreich ewig im Andenken behalten wird, sind jene, die sich am meisten ausgezeichnet haben: Jourdan durch 27; Desaix durch 19; Moreau durch 18; Perignon durch 13; Dumouriez und Eugene, jeder durch 12; Pichegru durch 10; Brune durch 7; Kellermann, Delaitre, jeder durch 8; Soubam, Doumerbien, Hoche, Drouot, jeder durch 7; Lasalle, Lamartiere, Kleber, Suchet, Murat, Massena, jeder durch 6; Ney, Bessieres, Custine, Labourdonnaye, Meranda, Delaage, Westermann, Sahuguet, Dugommier, Campionnet, Lefebore und Soult, jeder durch 5 Siege. — Der Ruhm Napoleons war größer als jener aller seiner Generale: Bonaparte hat 27, Napoleon 49 Siege gewonnen. (Die verlornen Schlachten und Treffen hat der Constitutionnel, der Consequenz wegen, verschwiegen.) — Erbedung Bonaparte's, geboren 15. August 1769: zum Schwadrons-Chef der Artillerie bei der Belagerung von Toulon, im Jahr 1793, im Alter von 24 Jahren. — Zum Kommandanten der Artillerie, bei der Armee von Italien, im Jahr 1794. — Zum Obergeneral der Armee von Italien, im Jahr 1796. — Er machte die Expedition von Aegypten im Jahre 1798. — Er wurde zum ersten Consul ernannt, im Jahre 1799. — In der berühmten Schlacht von Marengo, im Jahr 1800, zählte er 31 Jahre. — Im Alter von 35 Jahren wurde er Kaiser, im Jahr 1804. — Zu Waterloo, im Jahr 1815, den 18. Juni, zählte er 45 Jahre. Er starb im Alter von 52 Jahren am 5. Mai 1821 zu St. Helena. Napoleon würde jetzt in seinem 71sten Jahre seyn."

Sauvo, Herausgeber des Pariser Moniteur.

Unter allen je erschienenen politischen Journalen mag wohl keines so vielen Stoff zu philosophischen Abhandlungen über den Despotismus liefern, als eben der Moniteur. Welche sinnreiche Commentare über den Text: Macht schafft Recht! Welche Verdrehungen aller möglichen Moriwe! Welch offiansischer Bilderreichthum, galt es Siege zu verkünden! welche sophistische Apologieen und lügnerische Ausflüchte, mußten Niederlagen bemänteln werden! Und dabei die nächtlichen Conferenzen des zitternden Herausgebers mit dem kaiserlichen Autor, auf dessen Commando Worte, Styl und Rede eben so schnell folgen mußten, wie die Wendungen eines Grenadier-Regimentes. Der Herausgeber des Moniteur war Sauvo, der es Allen, trotz des Wechsels der Dynastieen, bis nach der Juli-Revolution recht zu machen wußte. Am Vorabende der Juli-Revolution wurde er zum Minister beschieden. Man überreichte ihm die verhängnißvollen Ordonnanzen, um dieselben im Moniteur aufzunehmen. Er durchlief das Manuscript, um zu sehen, ob Alles in Ordnung; aber anstatt seinen Diener zu machen und das Gemach zu verlassen, blieb er stehen, die Thür in der Hand, ängstlich und mit der Sprache zögernd. „Mein Herr, Sie kennen Ihren Auftrag, es ist nichts mehr hinzuzufügen." — „Monseigneur," erwiederte Sauvo, „ich habe so mancherlei Erfahrungen, habe schon so viele Gouvernements gekannt ..." — „Daß Sie gelernt haben müssen," unterbrach ihn Fürst Polignac, „daß Sie nichts zu thun haben, als zu gehorchen. Mein Herr, ich wünsche Ihnen einen guten Abend." Die Thür ging zu, und entschieden war das Schicksal der herrschenden Dynastie.

## Das Hotel der Invaliden in Paris

ist eines der imposantesten Gebäude, um so mehr, da es nicht in dem Dickicht der Hauptstadt liegt, sondern ganz abgeschlossen, zwischen dem Faubourg St. Germain und groß Caillou, aber doch dem Centrum des Pariser Lebens nahe, umweit der Deputirtenkammer und des Tuilleriengartens, umweit der „place de la concorde" und des gewaltigen Obelisken, der, wenn er in irgend einer Beziehung zu Frankreich gebracht werden soll, nur an jenen ägyptischen Feldzug erinnern kann, dessen Trophäen den Dom der Invaliden schmücken. Man tritt in den ersten Hof. Die Façade des Hotels ist 612 Fuß lang, ihre Höhe umfaßt drei Stockwerke über dem Rez-de-chaussée, die mit nicht weniger als 312 Fenstern versehen sind. Das Hauptthor ist mit militärischen Trophäen geschmückt, welche die Reiterstatue Ludwigs XIV., mit der Klugheit und Gerechtigkeit zur Seite, einfassen. Zwei Statuen des Mars und der Minerva von Coustou, auf Piedestalen, halten zur Rechten und Linken des Einganges, der in die cour royale führet, Wacht. Diese cour royale, die eine Breite von 32 Toisen und eine Länge von 52 mißt und die mit Arcaden eingumgeben ist, dient den alten Kriegern bei schlechtem Wetter als Promenade, während sie bei heiterem Himmel sich in dichten Haufen im Vorhofe sonnen, oder sich in dem Schatten jener Baumpflanzungen ergehen, welche die eine Seite der Esplanade begränzt. Im ersten Hofe hat jeder der alten Krieger ein Gärtchen, und in den meisten Gärtchen steht der Kaiser in jener Stellung der Bonapartestatue, und in dem weltphilosophischen Anzuge aus Holz geschnitzt. Aus dem Hof der Invaliden tritt man in die Kirche, und jenseits derselben liegt der Dom mit vergoldeter Kuppel, die, wie eine Siegessonne weithin in die Ferne leuchtet. Er bietet — natürlich in kleinen Verhältnissen — Vergleichungen mit der Peterskirche zu Rom, und ist im Innern mit werthvollen Bildern und architektonischem Schmuck reichlich versehen. Curennes Mausoleum, das sich neben dem Baudan's befindet, ist so vielfach und schön gehalten, daß es eine Aufgabe für den Meister seyn wird, Napoleons Grabmahl einfacher und schöner darzustellen. Die Unsterblichkeit flügt den sterbenden Helden, indem sie den Kranz des Ruhmes auf sein Haupt setzt, und eine Lorbeerkrone in der Hand hält. Die Weisheit und die Tapferkeit bewundern den Krieger. Nur der Name Turenne bezeichnet das Andenken eines Heerführers näher, der freilich in der deutschen Geschichte nicht mit demselben Enthusiasmus genannt werden wird, wie in der französischen.

## Pot-Pourri.

### Wichtige Kunstnotiz.

Ein neuer Zweig der schönen Künste hat sich jetzt in London gebildet, nämlich die Erzeugung vollkommen gelungener Facsimile's von Kupferstichen. Die Platte, von welcher das Duplikat genommen worden soll, wird in eine Auflösung von schwefelsaurem Kupfer gestellt, durch welche ein galvanischer Strom geleitet wird. Hierdurch wird eine Zersetzung der Bestandtheile der Auflösung bewirkt. Das Kupfer in derselben lagert sich in einer Reihe von dünnen Blättchen auf der Originalplatte und bildet eine neue Platte, nur mit dem Unterschiede, daß, was auf dem Original Basrelief, auf der Copie Hautrelief, und umgekehrt, wird. Die so erzeugte Platte ist dann die Normalplatte oder das Modell, von welchem durch einen ähnlichen Proceß eine unbegränzte Anzahl neuer, den ursprünglichen nun wieder ganz gleichen Platten abgenommen werden kann, die für den Druck vollkommen geeignet sind. Diese Erfindung ist unschätzbar; die Stahlstiche mit ihren scharfen Linien und tiefen Schatten, die alle Illusion zerstören, werden nunmehr überflüssig, während die treuesten Facsimile's der schönsten Kupferplatten in wenig Tagen und mit geringem Kostenaufwande vervielfältigt werden können. Das Verfahren ist bereits von der Regierung für die neuen Brief-Couverts angewendet worden, und ist gleicher Weise auf Münzen, Medaillen ꝛc. anwendbar. Die Ehre der Erfindung theilen die Professoren Jacobi und Faradah.

### Das Linienschiff „Friedland".

Das in Cherbourg vom Stapel gelassene Linienschiff „Friedland" ist das größte der französischen Flotte. Die Länge desselben

Digitized by Google

vom Spiegel bis zum Schnabel beträgt 67 Meter; die Tiefe über 13, die Breite 13 Meter. Der große Mast ist 81, der Fockmast 74, der Besanmast 59, und das Bugspriet 59 Metres lang. Das Schiff enthält 38,000 Kubikmeter Bauholz. Es führt 32 lange Dreißigpfünder, 30 kurze Dreißigpfünder, 4 achtzigpfündige Bombenkessel, 34 dreißigpfündige Mörser, 16 dreißigpfündige Karonaden und vier dreißigpfündige Haubitzen. Die Pulverkammer ist für 32,800 Kilogramm Pulver eingerichtet. Das Schiff hat 10 Anker, welche zusammen 34,000 Kilogramme wiegen. Als Ballast braucht es 700 Tonnen Eisen in Klumpen. Man hat berechnet, daß das Gewicht dieses Schiffes, wenn es vollständig bemannt und mit allem nöthigen Kriegsmaterial versehen ist, 5,200,000 Kilogramme wiegen wird. Auf dem Kriegsfuß beträgt die Mannschaft des „Friedland" 1087 Mann; auf dem Friedensfuß 851 Mann.

## Seltene Strafe.

Der Marquis S... wollte einst in Paris die Ankunft seines Freundes durch ein großes Diner feiern und ihm, als eine außerordentliche Seltenheit in der Mitte des Winters, ein Gericht grüner Erbsen vorsetzen, das ihn auf 25 Louisd'ors zu stehen kam. Während der Tafel erwartete der Marquis schon mit Ungeduld die grünen Erbsen, mit denen er die ganze Gesellschaft zu überraschen gedachte. Allein das Diner nahte bereits seinem Ende, ohne daß die ersehnte Schüssel erschien. Endlich ließ er voll Ungeduld den Koch rufen. Dieser kam ganz bleich und zitternd und sagte, daß die grünen Erbsen, nachdem man sie gekocht, so zusammengeschmolzen wären, daß der Küchenjunge sie für ein Ueberbleibsel gehalten und gegessen habe. „Laßt den Spitzbuben kommen!" rief der Marquis. Der Küchenjunge erschien halb todt beinahe und fiel dem Marquis zu Füßen. „Waren die grünen Erbsen gut?" fragte dieser." „Ja, euer Gnaden" stammelte der Küchenjunge. „Nun, so geht ihm auch einen guten Trunk dazu" befahl der Marquis.

## Der Wein schützt fürs Lebendigbegrabenwerden.

Der berühmte Maler David Beck war zu Delft am 25. Mai 1621 geboren und genoß die Gunst Karls I. von England, besonders aber der Königin Christine von Schweden, die ihn fast an alle Höfe schickte, um die Bildnisse großer Herren zu malen, was ihm wichtige Bekanntschaften und besonders viele goldne Ketten erwarb. Beck liebte den Wein, der vermuthlich das Gift war, an dem er im 36. Lebensjahr starb. Indessen war es aber auch der Wein, der ihn einmal von dem Unglück, lebendig begraben zu werden, rettete. Auf einer Reise nach Deutschland begriffen, verfiel er bei einer Krankheit in eine so große Schwäche, daß man ihn für todt hielt, und auf das Stroh legte. Zwei seiner Bedienten tranken in dem Zimmer, wo er lag, um sich zu zerstreuen, eine Flasche Wein. „Wir wollen doch, sprach der Eine, unserm seligen Herrn auch ein Gläschen anbieten, er war ja in seinem Leben kein Verächter des Weins!" Sie thatens und der Verstorbene fing an zu trinken. Vermuthlich hatte der Geruch des Weins seine Lebensgeister wieder rege gemacht.

## Ein träger Mensch.

Eine amerikanische Zeitung erzählt: Der Besitzer eines Landgutes habe zwölf seiner Leute auf dem Boden liegend gefunden, und dem Faulsten einen Dollar zu geben versprochen. Alsbald sprangen sie auf, und machten Anspruch auf die Belohnung, indem sich jeder für den faulsten Menschen erklärte. Der Gutsbesitzer gab indeß den Dollar dem Zwölften, der ganz gemächlich liegen geblieben war, und, als der Lohn ihm geboten wurde, den Geber gähnend ersuchte, er möchte ihm doch den Dollar in die Tasche stecken.

Mir eine, Dir eine! oder eine Hand wäscht die andre.

In einem Orte in dem Depart. Laon sprach man kürzlich von einem spaßhaften Vorfalle. Ein Bauer verkaufte an einen Fleischer ein Kalb für eine bestimmte Summe; kaum war aber der Fleischer fort, so kam ein anderer, der mehr für das Kalb bot, dasselbe auch wirklich erhielt und mit sich nahm. An dem bestimmten Tage kam der erste Käufer, um sein Kalb abzuholen und in Unwillen über den Streich, der ihm gespielt worden war, klagte er bei dem Maire. Der Bauer wurde citirt und behauptete keine förmliche Verpflichtung gegen den Fleischer eingegangen zu seyn, und als dieser bei seiner Verschreyung beharrte, sagte der Verkäufer: „Du hast keine Zeugen, also wird Dir Deine Klage nichts nützen." Der Kläger mußte aus diesem Grunde wirklich abgewiesen werden, aber er gab sich noch nicht für überwunden. Er ging bald darauf zu seinem Gegner, den glücklich allein traf. Er verriegelte hier sorgfältig die Thüre und was zwischen Beiden vorfiel, würde ohne Zweifel ein Geheimniß geblieben seyn, wäre nicht der Bauer mit zerschlagenem Gesichte klagend bei dem Maire erschienen. Er erzählte demselben, der Fleischer, ein sehr große und starker Mann, habe ihn auf das grausamste gepriigelt, und der Maire, der geduldig die Jammererzählung angehört hatte, wendete die eigene Waffe gegen den Bauer, indem er sagte: „ich glaube, Du bist gepriigelt worden; es thut mir leid; aber haft Du Zeugen?" — „Nein." — „Ja, dann, Freund, nützt Dir Deine Klage nichts." Und er mußte traurig abziehen.

## Die Kaiserleiche.

Ein Schiff auf hohem Meere,
Kämpft gegen Sturmes Wuth;
Es brüllt des Donners Stimme,
Es zischt der Blitze Glut.

Die prächtige Fregatte
Fliegt vor dem Sturm dahin,
Hoch über ihren Spiegel,
Die wilden Wellen zieh'n! —

Es bergen sich die Masten,
Es senkt das stolze Schiff,
Es krachen seine Planken,
Und näher fliegt's dem Riff!

Doch kräft'ge Geisterhände,
Wenden den Todeslauf;
Nicht darf's am Riff zerschellen,
Ein Königssohn steht d'rauf! —

Der König der Franzosen
Sprach so zu seinem Sohn:
„Auf St. Helenas Strande,
„Dort schläft Er lange schon,
„Dort schläft der große Kaiser
„In kalter Felsengruft,
„In fremder Inselerde,
„Am Strand in Sturmesluft.
„Dort schläft die Weltgeschichte,
„Dort Frankreichs Glanz und Ruhm,
„Nicht dort mehr darf Er schlafen,
„Er muß in Frankreich ruh'n! —
„In Frankreichs heiliger Erde,
„Hier muß sein Grabmal seyn,
„Im Dom der Invaliden,
„Da ruhe sein Gebein.
„Sein kleiner Hut und Degen,
„Es sey sein Monument;
„Den kleinen Hut und Degen
„In Frankreich Jeder kennt!

„So zieh' mit deinem Schiffe
„Nach St. Helenas Strand,
„Hol' mir die Kaiserleiche,
„Führ' sie in's Vaterland!"

D'rum darf dieß Schiff nicht sinken.
In wilder Sturmes-Wuth,
In ihm der todte Kaiser
In seinem Sarge ruht.

Nach Frankreichs Küste steuert's
Im hellen Sonnenlauf,
Und Frankreichs Volk nimmt jauchzend,
Die heil'gen Reste auf,

Es brüllen die Kanonen,
Dumpf hallt der Glockenton,
In Frankreichs heil'ger Erde
Ruht jetzt Napoleon! — (Kaiser. Zeit.)

Digitized by Google

**Nro. 23.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Hannoveraner an ihren rothen Rock. — Die Kirche zum Glas Wasser. — Die Zopfervolte zu Maitand. — Ritter von Grefiner. — Gelübde vierzig Tage nichts zu essen. — Abenteuerlicher Lebenslaufe — Pot-Pourri.

## Die Hannoveraner an ihren rothen Rock.*)

Im Anfange des Jahres 1839.

Zweihundert Jahre haben wir getragen
Die Farbe, die vermischt mit unserm Blut;
Zweihundert Jahre uns in ihr geschlagen
Mit niemals noch gewanktem, freud'gem Muth.

Des' zeugen Indiens balsam'sche Felder,
Gibraltar's Fels, Morea's klass'scher Strand,
Des deutschen Vaterlandes Eichenwälder,
Wie Spaniens unheimlich ernstes Land.

Wo man auch immerhin uns hat gesendet,
In keiner Zeit, bei Sturm noch Schoß,
Gen Deutschlands Sache sah man je gewendet
Dich alten, kampferwährten rothen Rock.

Und der Hannoveraner ist zu denken
Gesondert von dem rothen Rocke nicht.
Wie man sich in die Geschichte mag versenken,
Gefunden wird er immer treu der Pflicht.

Für immer müssen wir nunmehr entsagen
Dir altem Freund, der uns so werth so lieb!
Die Farbe sollen nimmermehr wir tragen,
Die selber in der Zeiten Sturm uns blieb.

Und dürfen wir sie auf dem Herz nicht haben,
So tragen wir in ihm doch tief den Schmerz,
Der ewig unauslöschlich eingegraben;
Verlassen wir er niemals unser Herz.

So leb' denn wohl! ausharrender Gefährte,
In all' den vielen Tagen der Gefahr,
Der mitgetragen jeglicher Beschwerde.
Bald dreißt es von dem rothen Rock — er war!

*) Von König Ludwig von Bayern, aus dem Taschenbuche „Charitas" von E. Schenk, Jahrgang 1840.

## Die Kirche zum Glas Wasser.*)

Eine Sage.

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der alte Pfarrer von San Pirtro, einem kleinen Dorfe, einige Meilen von Sevilla, sehr ermüdet in sein ärmliches Haus zurück, wo ihn Simnora Margarita, seine würdige siebenzigjährige Haushälterin, erwartete. Obschon man bei den spanischen Priestern gewohnt ist, Aermlichkeit und Elend zu sehen, so fiel doch die Nackheit dieser Mauern und der schlechte Zustand dieser Möbel ganz besonders auf.

*) Aus: „Erzählungen von allen Farben. Von J. F. Castelli."

Donna Margarita bereitete für ihren Heern ein Olla-Potrida, in welchem sich ungeachtet des glänzenden Namens doch nur Ueberbleibsel des Mittagsmahles befanden, welche durch die Kochkunst und eine daran gegebene Sauce so viel als möglich verbessert waren. Der Pfarrer schlürfte den Geruch des Gerichtes in sich und sprach: „Ei, Margarita, das ist einmal ein Olla-Potrida, bei welchem einem das Wasser in den Mund läuft. Beym heiligen Pirtro, Kamerad, Du darfst dem Schicksale danken, das Dich eben heute hierher geführt hat, denn nicht alle Tage hat es Dein Wirth so gut."

Bei dem Wort Kamerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit sich gebracht hatte. Ihre Züge veränderten sich plötzlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und Widerwillen an. Der Blick, welchen sie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blitzstrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederschlug und mit der Furchtsamkeit eines Kindes, welches die Verwirse seines Vaters fürchtet, sprach: „Ah, pah! wenn für zwei zu essen da ist, so ist auch für Drei genug. Und Du wirst doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Christ, meinen Bruder verhungern lassen soll, der schon zwei Tage nichts gegessen hat?"

„Bruder!" murmelte Margarita, „schöner Bruder das! ja, ein Räuber!" und mit diesen Worten ging sie aus der Stube.

Der Gast blieb während dieses unfreundlichen Gespräches unbeweglich an der Thürschwelle stehen. Es war ein Mann von hohem Wuchse, halb mit Lumpen bedeckt, dessen schwarze struppige Haare, funkelnde Augen, und der Karabiner, den er über die Schultern hängen hatte, wenig geeignet waren Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzuflößen.

„Soll ich wieder gehen?" fragte er barsch.

„Nein," antwortete der Pfarrer, „wer unter mein niderres Dach eingeht, soll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euren Karabiner ab, setzt Euch nieder, und Gott segne es!"

„Meinen Karabiner," versetzte der Fremde, „lasse ich nie von mir; er ist mein bester Freund, ich will ihn zwischen meinen Knieen halten; denn wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hause behalten wollt, so gibt es doch Andere, die mich vielleicht wieder meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Hut wäre. Auf Euer Wohlseyn, mein edler Wirth!"

Der Pfarrer von San Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er staunte, als er den Heißhunger des Fremden sah, welcher das Olla-Potrida mit einer außerordentlichen Gier verschlang und dabei von einem Brode von zehn Pfunden nichts übrig ließ. Während dessen warf er unruhige Blicke um sich, er zitterte bei dem kleinsten Geräusche, und als der Wind etwas heftig eine Thüre zuschlug, sprang er auf und spannte seinen Karabiner, gleichsam als wollte er sein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß keine Gefahr drohe, setzte er sich wieder nieder zu Tische und fuhr fort zu essen.

„Jetzt," sprach er endlich mit noch vollem Munde, „bitte ich

Digitized by Google

Euch, mein barmherziger Samaritan, Eurer Wohlthat die Krone aufzusetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet, und seit acht Tagen ist meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann sollt Ihr von mir befreit werden."

„Ich verstehe etwas von der Wundarzneikunst," erwiederte der Priester, „und will Euch selbst verbinden; kommt, Ihr sollt zufrieden seyn und nicht viel Schmerzen haben."

Mit diesen Worten nahm er aus einem Schranke ein Kästchen mit einem vollständigen Verbandzeuge, und streifte die Aermel auf, um das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde, von einer Kugel herrührend, war tief, und man sah wohl, daß es dem Manne übermenschliche Anstrengung kosten mußte, zu gehen.

„Ihr könnt heute nicht fort," nahm der Pfarrer das Wort, „Ihr müßt die Nacht hier bleiben und Euch Kräfte sammeln; dadurch wird sich auch die Entzündung vermindern und das wilde Fleisch absonden."

„Ich muß noch heute fort, und zwar zur Stunde," antwortete der Fremde, und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: „Es gibt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut, jetzt fühle ich mich erleichtert, und so frisch, als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brod und nehmen Sie mit meinem Danke dieß Goldstück. Leben Sie wohl."* Der Pfarrer wies das Goldstück zurück, und der Fremde sprach trocken: „Wollen Sie es nicht? Gut, so verzeihen Sie und leben Sie wohl!" Er nahm das Brod, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend herbeigeholt hatte, und bald sah man die hohe Gestalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgaben verschwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer, und der Fremde erschien wieder, in der Brust verwundet, blutend, am Pfarrgebäude. „Nehmt," sprach er mit matter Stimme, „nehmt dieses Gold — meine Kinder — meine Kinder — draußen im Hohlwege — gleich am kleinen Bache." Er fiel ohnmächtig zu Boden. In diesem Augenblick kamen spanische Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerstand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer, einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen; allein nicht achtend auf dessen Erklärung, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden sey, den schwer Verwundeten weiter zu bringen, legten sie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit sich fort, indem Einer von ihnen grausam lächelnd zum Pfarrer die Worte sprach: „Oder er an seinen Wunden oder durch den Strang stirbt, ist ja doch einerlei; wißt, ehrwürdiger Herr, das ist der berüchtigte Räuber Jose."

Jose dankte dem Pfarrer durch eine schwache Kopfbewegung, dann begehrte er ein Glas Wasser, und als der Pfarrer sich zu ihm hinneigte, um es ihm zu reichen, da er selbst nicht Kraft dazu besaß, lispelte er ihm mit sterbender Stimme zu: „Um Gotteswillen! draußen am Hohlweg!" und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verstanden.

Als der Zug sich entfernt hatte, ging der Pfarrer, ungeachtet der Bemerkungen Margarita's, daß es gefährlich sey, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, muthig hinaus, lenkte seine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der seine Mutter am Arme zog, um sie zu erwecken, indem er glaubte, sie schlafe.

Man kann sich Margarita's Erstaunen denken, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah.

„All' ihr Heiligen im Himmel!" rief sie, „was wollt Ihr denn mit den beiden kleinen Wesen anfangen? Wir haben selbst kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde also wohl von Thür zu Thür betteln müssen für uns und sie? und wer sind diese Kinder? — Sprößlinge eines Landstreichers, eines Räubers." Der Säugling fing in diesem Augenblicke erbärmlich zu schreien an. Margarita fuhr fort: „Und wie wollt Ihr den Säugling ernähren? Eine Amme können wir nicht bezahlen. Wir können ihn freilich auch bei Wasser emporbringen, aber wie viele schlaflose Nächte würde mir das kosten? O, mein Himmel, er scheint ja kaum einige Monate alt zu seyn. Glücklicherweise habe ich etwas Milch hier, ich will sie wärmen, damit das Kind doch seinen Durst löscht." Und trog ihres Verdrusses nahm sie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen, beschwichtigte es durch Schaukeln und Küsse, kniete sich mit ihm am Feuer nieder und setzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere Knabe gestillt und eingeschläfert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu essen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein schnell zubereitetes Bett und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieser erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

„Das ist alles recht gut und schön," sagte Margarita, „aber das nöthigste ist, zu wissen, wie wir uns und sie ernähren werden." Der Pfarrer schlug sein Evangelium auf und las ihr folgende Stelle laut vor: „Wahrlich, ich sage Euch, wer immer dem mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben!"

„Amen!" antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und sprach die Todtengebete dabei.

*

Zwölf Jahre nachher sonnte sich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt schon siebenzig Jahre alt war, im Freien vor seinem Hause. Es war Winter, und zum erstenmale brachten heute die Sonnenstrahlen durch den kalten Nebel. An der Seite des Pfarrers saß ihm ein Knabe von beiläufig zwölf Jahren sein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidischen Blick auf einen großen kräftigen Jüngling von sechzehn Jahren, welcher in dem angränzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden war, saß daneben und hörte zu.

In diesem Augenblicke ließ sich das Geraffel eines Wagens vernehmen, und der Knabe schrie freudig: „Ach, sieh den schönen Wagen, den schönen Wagen!"

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhause. Ein reich gekleideter Diener näherte sich dem Pfarrer und ersuchte ihn um ein Glas Wasser für seinen Herrn.

„Carlos," sagte der Pfarrer zu dem jüngeren Knaben, „hole ein Glas Wasser für den fremden Herrn, und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spute Dich!"

Der Fremde Herr ließ den Wagenschlag öffnen und stieg aus; es war ein Mann bei fünfzig Jahren. „Sind diese Knaben Eure Neffen?" fragte er den Pfarrer.

„Mehr als das, gnädiger Herr," antwortete der Pfarrer, „meine Kinder sind es, meine lieben Adoptivsöhne."

„Wie das?"

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geschichte der Kinder, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen solle, und wie er ihr Glück begründen könne.

„Brave Offiziere in der Garde des Königs sollt Ihr aus ihnen machen," antwortete der Fremde lächelnd, „und damit sie dann ihrem Stande gemäß leben können, so geben wir jedem einen jährlichen Unterhaltsbeitrag von tausend Dukaten."

„Ich habe um einen Rath gebeten, Sennor, und hoffte keinen Spott."

„Dann," fuhr der Fremde, ohne auf diese Worte zu achten, fort, „dann müßt Ihr Euch Eure Kirche neu und schöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof. Ein eiserues Gitter soll das alles umschließen. Seht, ich habe den Plan dazu schon in meiner Tasche. Seht ihn an, Herr Pfarrer gefällt er Euch? — Und dem neuen Gotteshause, meint ich, sollten wir den Namen geben: Kirche zum Glas Wasser."

„Was soll....? — ach, mein Gott! — wäre — wenn

Digitized by Google

ich nicht irre — diese Züge — diese Stimme — was soll das alles bedeuten?"

„Das soll bedeuten, mein lieber ehrwürdiger Freund, daß Jose de Ribeira vor Euch steht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber Jose genannt wurde. Ihr waret mein Wirth und Wohlthäter und der Vater meiner Kinder. Ach, kommt in meine Arme, meine Kinder, und umarmt Euren Vater!"

Er preßte die beiden Kinder in seine Arme, und als er sie zum öftern deteachtete und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend: „Nun, Alter, nehmt Ihr die Kirche zum Glas Wasser nicht an?"

Und der Pfarrer wandte sich zu Margarita und sprach bewegt und andächtig: „Wahrlich, ich sage Euch, wer immer dem mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergelten bleiben."

„Amen!" sagte die Alte, weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegekinder; aber bald darauf weinte sie bitter über den Abschied von den Letzteren.

Ein Zahr nachher wohnten Don Jose de Ribeira und seine Söhne der Einweihung der neuen Kirche von San Pietro „zum Glas Wasser," einer der schönsten Kirchen in der Umgegend von Sevilla bei.

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Dieses etwas sehr soldatische Argument sollte auf das rohe Gemüth Tatareau's, der sich besser auf ein muthiges Kämpfen, als auf einen logischen Streit verstand, eine bedeutende Wirkung hervorbringen. Er antwortete jedoch mit der größten Ruhe: „Mein General, weder die einstigen Dragoner, noch die Husaren der neapolitanischen Legion verdienen Räuber genannt zu werden. Sie haben stets vor dem Feind ihre Pflicht gethan, sie hängen aber mehr an ihrem Zopf, als an ihrer Haut, und man kann wohl einen Zopf tragen, ohne ein Verbrecher zu sein." Murat unterbrach ihn ungeduldig. „Ihr wollt den Befehlen Eures Chefs entgegenhandeln? . . . Nun gut! Ich, der Euch befehligt, ich den der Kaiser mit der Macht zu strafen und zu belohnen beliehnt, ich werde wohl Mittel finden, mich Eures Gehorsams zu versichern, und bei Dir am ersten!" setzte er hinzu, indem er mit dem Finger drohte. — „Sie haben das Recht, mein General," antwortete Tatareau, den keines die'er Worte bewegt hatte; dabei schlug er an seinen Kolpack und sagte: „man wird sich drein ergehen." — „Höre mich an," sprach Murat weiter mit viel sanfteren Tone, indem er den Arm des Unteroffiziers erfaßte: „Du weißt, daß ich ein Feind aller gewaltsamen Maßregeln bin; deßhalb, Alter laß Dir Zopf und Flechten abschneiden. Deine Kameraden werden bald Deinem Beispiele folgen, ich werde dann nicht genöthigt sein, gegen die braven Leute, die ich, wie Du weißt, wie meine Kinder liebe, streng zu verfahren. Denn Dich — Dich achte ich hoch. — So gieb denn das Beispiel; bringe zuvorlig Deinem General, Deinem alten Schulkameraden, dem Du einst das Leben gerettet, dieses Opfer; ich werde auch dem Kaiser von Deiner Ergebenheit benachrichtigen."

Diese Worte rührten Tatareau auf ganz wunderbare Weise. Er senkte den Kopf und verblieb einen Augenblick in Gedanken vertieft. In seinem Innern schien ein heftiger Kampf vorzugehen, der Soldatenehrgeiz schien aber doch endlich den Sieg davonzutragen, er wollte nicht von demselben ablassen, und noch weniger sich in den Augen seiner Kameraden etwas vergeben.

„Zequin," sagte er, indem er Murat mit thränenden Augen anblickte; dann aber fiel ihm das Unpassende dieser Anrede ein: „Mein General! verlangen Sie mein Leben, mein Blut, Pyramidenfacrement! aber fordern Sie nicht meinen Zopf! Sagen Sie zu mir: Tatareau, erkletterte zu Pferd, mit Waffen und Bagage den Katzedralthurm zu Mailand, und ich werde sogleich mein indisches Fohlen bestiegen, welches nicht mehr die Jeannette mit den kurzen Ohren ist, und im dreifachen Galopp hinaufreiten. Oder sagen Sie zu mir: Tatareau, schwimme mit verbundenen Augen und gefesselten Händen und Füßen durch den Arno, und ich werde willig den schönsten Husarenkopf, den man je in den Tauchereschulen gesehen, unter Wasser sehen, um Ihnen eine Freude zu machen! Aber meinen Zopf, General! es ist mir ebenso unmöglich, den herzugeben, als den Mond auf meine Schabracke aufzupacken." Bei diesen Worten brach der Soldat in Thränen aus. „Nun, so geh denn; und wenn dieser strafbare Eigensinn strenger an Dir, als an Andern, gerügt werden sollte, so hast Du es Die selbst zuzuschreiben. Geh, sag ich Dir, ich will Dich nicht mehr sehen!" — „Mein General, Sie können mit mir Alles machen was Sie wollen; zerschneiden Sie mich in tausend Stücke, zerfleischen Sie mich in einem Mörser, geben Sie mich den Bären der Menagerie zu fressen, Alles das thut nichts!" Nach diesem Ausdruch entfernte sich der Husar einige Schritte, doch kam er gleich zurück, wie von einem großen Gedanken erfaßt: „Ich hoffe, mein General," sagte er kaltblütig, „daß trotz unserer Meinungsverschiedenheit, Sie meine unveränderliche Anhänglichkeit und die unbegränzte Hochachtung, die ich für Sie hege, nicht bezweifeln werden."

Murat war indessen in der lebhaftesten Aufregung im Saale auf- und abgeschritten, jetzt stand er plötzlich still. „Deine Anhänglichkeit? Deine Hochachtung?" — wiederholte er, leicht mit den Achseln zuckend. „Ja, ich glaubte daran, als ich Dich um einen Beweis derselben bat. Aber geh nur; Freundschaften, wie die Deinige, sind sehr gebrechlicher Natur, sie zerschellen an einer Handvoll Haare. — Geh!" rief er mit furchtbarer Stimme, „ich liebe Dich nicht mehr, Du bist nicht mehr mein Landsmann, wir wurden nie zusammen erzogen. — Nein, Du heißt nicht mehr Tatareau, Du bist nichts als ein Undankbarer!" — „Sie lieben mich nicht mehr, mein General!" stammelte der Husar, während seine Glieder convulsivisch zitterten, „ich soll mich in der Frontennière auf dem Kirchplatze geboren sein? Wir wären nicht zusammen bei meinem Onkel in die Schule gegangen? Und in Aegypten hätte ich Sie nicht" — hier hielt er plötzlich inne, doch fuhr er gleich wieder fort: „Und ich sollte nicht mehr Tatareau heißen?" — „Nein!" sagte Murat, den Kopf heftig von ihm abwendend. — „Und ich wäre — ich wäre — ein Undankbarer" — fügte Tatareau schluchzend hinzu. — „Gut, schon gut — mein General!" Hierauf wendete er sich langsam auf der linken Ferse um, indem er die Hand an den Kolpack drückte, und wankte wie ein Trunkener zur Thüre hinaus.

Am andern Tag ließ Murat als allgemeine Maßregel einen Tagesbefehl ergehen, in dem weniger Napoleon's Wunsch, als der Wille des Generalgouverneurs ausgesprochen ward.

Wer vermag aber das Erstaunen, den Schrecken und die Unzufriedenheit der alten Krieger zu schildern, als sie diesen Befehl von des Kaisers Schwager vernahmen?

„Mein Zopf oder der Tod!" riefen sie Alle. „Ein Zopf kann auch dem Gouvernement zu etwas nützen! — Ohne meine Flechten," sagte ein alter Husar, „würden die Schurken von Mamelucken mir ein St. Andreaskreuz, das der Pabst nicht eingefegnet, auf das Gesicht gemalt haben. — Wenn ich nicht immer meinen Zopf bei mir gehabt hätte, so wäre ich, wie mein Pateon St. Denis, mit dem Kopf unter dem Arm aus Egypten zurückgekehrt."

Kurz nachher steigerten sich die Gemüther in ihrem Grimme, und Joachim echielt bald von allen Seiten Anzeige, daß in mehreren Regimentern, vorzüglich in den neapolitanischen Legionen, viel ernstere Reibungen, als die früheren, Statt gefunden. Dieser Widerstand mußte die traurigsten Resultate nach sich ziehen, und die Militärgerechtigkeit zu strengen Maßregeln treiben. Einige junge Husaren, in der Hoffnung auf das ihnen versprochene Avancemmt, hatten sich den Befehlen Murat's gefügt: aber kaum

Digitized by Google

war das Opfer ihrer Zöpfe gebracht, als sie unaufhörlich die Zielscheibe der Witzworte und Neckereien ihrer Kameraden wurden. Neun Duelle waren erfolgt, und französisches Blut ward auf den Wällen von Mailand vergessen, als wenn es die Vertheidigung der Nationalehre gälte. Joachim verzweifelte schon am Gelingen, als ihm eines Tages zu seinem Glück eine Hülfe kam, auf die er nicht gerechnet hatte. Eines Morgens beim Frühstücke meldete ihm nämlich der Dienstthabende Adjutant, daß ein Quartiermeister der neapolitanischen Legion ihn zu sprechen verlange.

(Fortsetzung folgt.)

## Ritter von Gerstner.

Der am 12. April b. J. in Folge wiederholter Schlaganfälle im 45sten Jahre seines Alters zu Philadelphia verstorbene, durch seine Leistungen und Schriften rühmlichst bekannte Franz Anton Ritter v. Gerstner, wirkte schon in seinem 28sten Lebensjahre mit Auszeichnung als Professor der Mathematik am k. k. polytechnischen Institute zu Wien. Diesen Kreis seiner Berufsthätigkeit verlassend, widmete er sich vorzugsweise dem Studium und der praktischen Ausführung der Eisenbahnen. Die erste der österreichischen Monarchie zwischen Budweis und Linz entstand unter seiner Leitung. Die Eisenbahnen zwischen Petersburg und Czarskojeselo und Pawlowsk wurden von ihm ausgeführt. — Das Handbuch der Mechanik seines Vaters, des k. k Gubernialrathes F. J. Ritter v. Gerstner, von jenem aufgesetzt, mit Bemerkungen vermehrt, in vier Quartbänden und einem Bande Kupfertafeln, ist ein anerkannt klassisches Werk. (Prag 1831.) Das erste für die wissenschaftliche Welt höchst interessante Resultat seines Aufenthaltes in Nordamerika sind die bekannten Berichte aus den vereinigten Staaten über Eisenbahnen, Dampfschifffahrten, Banken, und andere öffentliche Unternehmungen. (Leipzig 1839.) Er beschäftigte sich mit einem großen, umfassenden Werke über die vereinigten Staaten von Nordamerika, von welchem der erste Theil vollendet seyn soll. Der Tod ereilte ihn in voller Mannskraft und endete ein rastloses Streben und Wirken im Reiche des Wissens und der praktischen Nützlichkeit. Unter Allen, die ihn näher und entfernter kannten, ist über seinen Charakter als Mensch nur Eine Stimme. Verstand, Gemüthlichkeit, Wohlwollen und Herzensgüte waren seine auszeichnenden Eigenschaften.

## Gelübde vierzig Tage nichts zu essen.

Das „Journal de Liège" vom 19. April erzählt Folgendes: „Ein Mann von Bonsfoulx in der Provinz Hennegau wohnhaft, hatte den Entschluß gefaßt, während vierzig Tagen nichts zu essen, und war schon bis zum achtundzwanzigsten Tage gekommen. Ein Lütticher hatte kürzlich Gelegenheit, denselben zu sehen, und wir sind daher im Stande, einige zuverlässige Nachrichten über ihn mitzutheilen. Dieser Mensch, oder vielmehr dieser Narr, heißt Doncel; er ist 45 Jahre alt. Alles, was man Charakteristisches an ihm finden kann, ist, daß er niemals etwas nicht ausführte, was er versprach; er hat für sein Wort, sey es nun, daß er es zur rechten Zeit, oder zur Unzeit gab, eine heilige Achtung. Denceel arbeitete in einem Steinbruch, der durch den Eigenthümer seinem Sohne abgetreten wurde; da weigerte er sich, für den Sohn zu arbeiten, wie er es für den Vater gethan hatte. Seine Mutter konnte ihn nicht dazu bringen, seinen Entschluß zu ändern. Da ihre Bitten vergebens blieben, sagte sie ihm einmal, wenn er nicht in den Steinbruch gehen wollte, so würde er nichts mehr zu essen haben. „Nun denn," sagte der wunderliche Mensch, „laß uns nicht mehr davon sprechen, ich will leben wie Gott, und während vierzig Tagen nichts essen." Und wirklich hat er von der Zeit an nur Wasser getrunken, und es war unmöglich, ihn dazu zu bringen, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Er bereitete das Essen für die Familie, aber er berührte es nicht. Denceel ist sehr mager geworden; sein Gang ist ein wenig wankend; aber wenn man ihn dieß vorhält, so wird er böse, und spricht noch mit starker Stimme. Er behauptet, er werde am vierzigsten Tage noch leben. — Am vierundneunzigsten konnte er noch zweimal in die Kirche gehen, zur Messe und zur Vesper. (Späteren Nachrichten zufolge ist Denceel in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag gestorben, ehe er seinen Termin erreichen konnte. Er litt lange schon an ähnlichen Monomanien. Seit sein Barbier vor 7 Jahren starb, hat er sich nicht mehr rasiren lassen. Seit über einen Bach vor seinem Hause eine Brücke gebaut worden, die ihm nicht gefiel, ging er, selbst bei hohem Wasser, stets durch den Bach, ohne die Brücke zu betreten.)

## Abenteuerlicher Lebenslauf.

William Heron, Matrose, 36 Jahr alt, stand neulich vor den Assisen in Chester, angeklagt, unbefugter Weise zurückgekehrt zu seyn. Im Frühjahr 1821 war er von den Gerichten eines Einbruchs für schuldig erklärt und als sechzehnjähriger Knabe auf Zeitlebens verbannt worden. Er erzählt: „Ich bin aus Clifton bei Bristol gebürtig, nahm an einem Einbruche Theil, stand früher niemals vor Gericht, wurde zum Tode verurtheilt, meiner Jugend wegen deportirt, erst nach York und dann nach Neu-Süd-Wales (Sydney) gebracht. Dort blieb ich sechs Wochen, entwischte, ging heimlich an Bord eines Schiffes, fuhr mit demselben nach Ostindien, von dort nach England, und von hier nach Amerika. Diente auf einem Amerikanischen Kauffahrer längere Zeit. Ging hierauf in englische Dienste nach Westindien, trat dann auf einem englischen Handelsschiffe ein, und ließ mich nachher bei der mexikanischen Kriegsmarine anwerben. Blieb bei den Mexikanern elf Jahre, kehrte 1833 nach England zurück, wurde im Februar desselben Jahres in Portsmouth erkannt, verhaftet und wieder nach Sydney zurückgeschickt, von dort nach Port Maquarie (gleichfalls in Australien) gebracht, hielt mich dort zwei Jahre auf, entfloh wieder, ging nach Brasilien, nach dem vereinigten Staaten; ward 1839 Kapitain eines Kauffahrers, der zwischen New-Orleans und Mobile fegelte. Kam am 11. März 1840 im Schiffe Anna nach England zurück, stellte mich freiwillig den Behörden zu Sandbach in Cheshire. Bin fast zwanzig Jahre ununterbrochen zur See gewesen, war fleißig und lebte redlich; konnte aber der Sehnsucht, meine Verwandten einmal zu sehen nicht widerstehen; wollte wissen, wie viele von ihnen noch am Leben waren; hatte neunzehn Jahre lang kein Sterbenswort von ihnen vernommen. Ich bitte, daß man mir meine Strafe umwandle; ich lebte zwanzig Jahre in der Verbannung, weil ich als sechzehnjähriger Bube einen schlechten Streich begangen hatte. Wird mir meine Bitte abgeschlagen, dann suche ich darum nach, als freier Mann nach Neu-Süd-Wales gehen zu dürfen. Mein Vergehen habe ich bei Gott schwer genug gebüßt." — Was für ein Urtheil fällt das Gericht? Sechsmonatliche Einsperrung, Zwangsarbeit und abermalige Transporation auf Lebenszeit!!

## Pot-Pourri.

**Glas ohne Hülfe eines Diamantes zu schneiden.**

Dieses Mittelist, wie in der „Magdeburger Zeitung" zu lesen, sehr einfach, indem es dazu nichts Weiteres bedarf, als das Glas vorher mit Terpetin-Spiritus zu reiben; alsdann läßt es sich mit einer Scheere in jede beliebige Form zerschneiden.

**Jetzige Damenschirme.**

Herr: Den riesigen Schirm, wie nennen Sie Ihn, Fräulein? —

Dame: „Sonnenparaplui."

Herr: Doch dient der Schirm auch im Regen wohl?

Dame: „Ja; aber dann heißt er Regenparasol."

Digitized by Google

Nro. 24.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Rückblicke auf die Regierung Friedrich Wilhelms III. — Die Zopfrevolte zu Mailand. — Ein Scherzben Kaiser Josephs. — Die Holzpfuscherei. — Das Weib mit der gläsernen Zunge.

## Rückblicke auf die Regierung Friedrich Wilhelms III.

Königs von Preußen, geboren den 3. August 1770, gestorben den 7. Juni 1840.

Friedrich Wilhelm III. war der älteste Sohn Friedrich Wilhelms II., und wurde Anfangs von seinem Großoheim Friedrich II. und seiner Mutter, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt erzogen. Später genoß derselbe eine damals übliche strenge militärische Erziehung unter der Aufsicht des Grafen Adolph v. Bröbl. Sein religiöser Sinn, Charakterfestigkeit und persönlicher Muth zeichneten ihn bald auf eine anerkannte Weise aus und er fand, bei seinem Sinne für gesetzliche Ordnung und bei seinem sittlichen Ernste in gewisser Art, sich bald in einem Gegensatze zu dem, was sowohl in den politischen, als in den bloß geselligen Verhältnissen der Zeit sich öffentlich herrschend zu machen schien. An dem Kriege, der im Jahr 1792 gegen Frankreich anhub zur Aufrechthaltung der Würde des Königthums, nahm Friedrich Wilhelm als Kronprinz Theil. Zurückkehrend aus diesem Kriege, vermählte er sich am 24 Dezember 1793 mit Louise Auguste Wilhelmine Amalia, Prinzessin von Mecklenburg Strelitz, einer eben so schönen als geistreichen und liebenswürdigen Frau. Diese Verbindung war nicht durch Staatsklugheit, sondern durch die reinste und aufrichtigste persönliche Zuneigung und Hochachtung gestiftet worden, und wurde das Muster einer glücklichen Ehe. Die nachherige Königin wurde von ihrem Volke eben so sehr verehrt, ja angebetet, als von ihrem Gemahl geliebt. Bald nahm man in Preußen innigen Antheil an einem ehelichen Verhältnisse zwischen dem Kronprinz und der Kronprinzessin, wie es schon seit langer Zeit nicht mehr in dem königlichen Hause Statt gefunden hatte. Ohne in sehr enge Verbindung mit dem königlichen Hofe zu treten, einen großen Theil des Jahres in der Abgeschiedenheit ländlichen Lebens auf dem Meierhofe Paräz lebend, schien das junge Ehepaar im stillen Seelen- und Hausfrieden für ein königliches Leben heranzureifen. Wenn so die Milde einer menschlichen Gefühlen offenen Seele in dem Leben des Kronprinzen sich auszusprechen schien, so glaubte mit Freuden das Volk auch königliche Strenge und Ernst in ihm zu bemerken, als er, gleich nach seinem am 16. Nov. 1797 erfolgten Regierungsantritt scharfe Verordnungen gegen die in die Verwaltung eingedrungene Erschlaffung ergehen ließ. Was sonst noch für das Beste des Staats und Volks als zweckmäßig erachtet ward, unterblieb nicht. Der Alleinhandel des Staats mit Tabak ward allsobald aufgehoben; die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten ward der unter Wöllner's Leitung verhaßt gewordenen Partei entzogen und Männern freien Geistes und redlicher Gesinnung übertragen. Um den zerrütteten Zustand der Finanzen aufzuhelfen, wurde der Oberrechenkammer die Generalcontrole mit erweitertem Wirkungskreise hinzugefügt. Durch rege Aufmerksamkeit auf die niedern Schulanstalten wurde gesorgt für Volksbildung, so wie für den Unterricht der Soldaten. Eine dereinstige Befreiung der Bauern vom Dienstzwange wurde auf das lebhafteste vorbereitet und damit auf den königlichen Domänen der Anfang gemacht. Indem so im Innern des Volkslebens geschichtlicher Fortentwickelung auf jede Weise Raum geschaffen ward, wußte man jedoch sich zu mäßigen und in besonnener Festigkeit Herr der Verhältnisse zu bleiben.

Der Zerstörungswuth, wie sie in Frankreich wild und zügellos hervorgebrochen war, wußte man in Preußen wirksam zu begegnen. Wegen Unruhen, die in Halle unter den Studenten stattgefunden hatten, wurden in Fällen der Störung öffentlicher Ruhe die Studenten unter die allgemeine bürgerliche Gerichtsbarkeit gestellt. 1798 ward auch jede Theilnahme an geheimen politischen Verbindungen verboten. Die äußere Politik Preußen's ging seit dem Baseler Frieden dahin, die Macht des Staats als eine norddeutsche und protestantische immer geeigenter in sich zu befestigen. Dabei konnten die annoch bestehenden Formen des deutschen Reichs von den preußischen Staatsmännern um so weniger für sehr heilig geachtet werden, je mehr aller Geist und alles Leben daraus verschwunden war. Ueberhaupt war man in Preußen wenig geneigt, für den Fortbestand des Alten das Schwert zu führen und Theil zu nehmen an Kriegen, die für die Erhaltung der alten Ordnung der Dinge Oesterreich hartnäckig durchführte. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts schloß sich Rußland, Preußen und Frankreich näher an einander an, und darauf ließ der König von Preußen Hannover durch seine Truppen besetzen. In Folge der von Seiten Rußlands und Frankreichs dabei geleisteten Unterstützung wurde Preußen wegen seiner an Frankreich abgetretenen Länder auf dem linken Rheinufer (42 Q.-M. 172,000 Ew. 100,000 Thaler Einkünfte) nach dem am 9ten Februar 1801 zu Lüneville abgeschlossenen Frieden entschädigt, (241 Q.-M., 600,000 Einwohner und 1,430,000 Thaler Einkünfte.) Seit der Mitte des Jahres 1802 wurden nach und nach die dem preußischen Staate zugewiesenen neuen Länder in Besitz genommen. Kräftig schien er aufzutreten, da ohnedin, während die Nachbarvölker vom Kriege hatten leiden müssen, für das im Frieden lebende preußische Volk die Verhältnisse des Ackerbaues und des Handels sich sehr günstig gestaltet hatten. Tief in der Zeit jedoch lagen zu viele Elemente des Kampfes und des Zwiespalts, als daß der durch die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens hergestellte Ruhestand in Europa hätte von Dauer sein, oder nur Preußen eines dauerhaften Friedens hätte genießen können. Zwischen England und Frankreich brach der Krieg bald wieder aus; Bonaparte ließ in Folge dessen Hannover durch französische Truppen besetzen und fing damit an, sein Continentalsystem zu entwickeln. Der Kaiser von Rußland, mit dem der König von Preußen im engen Freundschaftsbunde lag, fand sich im Unwillen gegen Bonaparte aufgeregt, je mehr dessen Herrschsucht sich zu entwickeln begann; und nach der am 15. März 1804 geschehenen Aufhebung des Herzogs von Enghien und dessen nachfolgender Ermordung, sowie nach der Annahme der Kaiserwürde von Seite Napoleon's, entstand eine so feindselige Spannung zwischen Rußland und Frankreich, daß schon zu Ende des Jahres 1804 der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich schien. Die Län-

Digitized by Google

der des preußischen Staats waren dabei am ersten und geschärflichsten bedroht und konnten am leichtesten von den französischen Schaaren überschwemmt werden. Unmittelbar verletzt war von Seiten Frankreich's der König von Preußen nicht. Er suchte so lange als möglich seinem Volke den Frieden zu erhalten. In Preußen schien man die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, daß es möglich seyn würde, immer noch auf friedlichem Wege dem Kaiser Napoleon gegenüber in einem selbstständigen und freien Verhältnisse sich behaupten zu können. Als es dem Könige von Preußen im Jahre 1805 gelungen war, gegen Rußland die Behauptung seiner Parteilosigkeit durchzusetzen, mußte um so schmerzlicher die Beleidigung gefühlt werden, die sich Napoleon erlaubte, Er ließ nämlich französische Truppen durch die Markgrafschaft Ansbach rücken und verletzte die Gränzen des preußischen Gebiets. Man nahm von Seiten Preußen's nunmehr eine drohende Stellung gegen Frankreich an. Mit Rußland ward ein Bündniß abgeschlossen zur Aufrechthaltung der zu Lüneville abgeschlossenen Verträge. Oesterreich trat demselben bei. Der Kaiser von Rußland war zu seinem persönlichen Freunde, dem Könige F. W., nach Berlin geeilt, und dem freundlichen Einverständnisse beider Fürsten fand nunmehr Nichts weiter entgegen. Ehe der Kaiser die Hauptstadt Preußens verließ, besuchte er zuvor noch in Gesellschaft des Königs und der Königin in der Stunde der Mitternacht das Grab Friedrich's II. Preußen würde den Krieg gegen Frankreich begonnen haben, wenn nicht nach der Schlacht von Austerlitz Oesterreich geglaubt hätte, den Frieden suchen zu müssen und deßhalb der Kaiser von Rußland sein Heer in die Heimath hätte zurückgehen lassen. Der Graf Haugwitz, der als Unterhändler an den Kaiser von Frankreich geschickt worden war, um wegen der erlittenen Beleidigung Genugthuung zu fordern, glaubte den veränderten Umständen gemäß die Unterhandlungen erweiten zu müssen. Er kam mit Talleyrand überein wegen Abschlusses eines Bündnisses zwischen Preußen und Frankreich und wegen eines Tauschvertrages, Kraft dessen Preußen an Bayern das Fürstenthum Ansbach und Frankreich Neufchatel nebst dem Rest von Cleve mit Wesel abtreten sollte. Dagegen sollte Bayern an Preußen einen Bezirk von 20,000 Seelen abtreten, um das Markgrafthum Baireuth zu gründen, und Frankreich überließ an Preußen Hannover nebst allen deutschen Staaten des Königs von England. Die Bestätigung dieses Vertrages verweigerte zwar Anfangs der König von Preußen, gab jedoch später den dringenden Umständen nach. Mit einigen Abänderungen, die wegen der von Seiten Preußens verweigerten Bestätigung Napoleon den Bedingungen des Vertrages hinzufügte, kam das von Haugwitz eingeleitete Bündniß zu Stande. Doch mußte man in Preußen leicht einsehen, daß von nun an kein freies selbstständiges und unabhängiges Bundesverhältniß mit Frankreich, dem Kaiser Napoleon gegenüber, zu behaupten sey, und so schloß man eher an Rußland an. Es war der Augenblick eingetreten, in welchem Napoleon nunmehr sich vorbereitete zum Einschreiten in jenes Gebiet, in welchem man französischer Seits seit dem Frieden von Basel Preußen ruhig hatte schalten und walten lassen. Außer anderen Beleidigungen, die sich Napoleon gegen Preußen erlaubte, ging er so weit daß er theils bei Stiftung des Rheinbundes der Stiftung eines norddeutschen Bundes unter Preußens Schutz alle mögliche Hindernisse in den Weg legte, theils aber auch bei Friedensunterhandlungen, die er mit England anknüpfte, dem Könige von Großbritannien die Herausgabe seiner deutschen Länder anbot, ohne daß er deßhalb zuvor mit dem Könige von Preußen sich verständigen hätte. Kaum war die Nachricht hiervon in Berlin kund geworden, und als sicher bestätigt, als man nun mit größter Eile die Rüstungen zum Kriege unternahm. Es scheint, als ob damals der König den Krieg zwar nicht habe vermeiden, aber den Ausbruch desselben gern aufgeschoben wissen wollen. Die Umstände jedoch drängten zu sehr, so wie der im preußischen Heere wie im preußischen Volke waltende Geist.

Der Krieg im Jahre 1806 brach aus, und in Folge einer einzigen, bei Jena und Auerstädt gelieferten Doppelschlacht, so wie der darauf erfolgten schmählichen Uebergabe der meisten preußischen Festungen, gelangte Napoleon bald in den Besitz des größten Theils der preußischen Länder. Mit Ausnahme der Truppen, die jenseits der Weichsel standen, aber dort noch sich sammelten, war das preußische Heer aufgelöst. Ein russisches Unterstützungsheer kam heran, und in der Hoffnung, daß Oesterreich im Rücken Napoleon's losbrechen, auch England durch Landungstruppen mitwirken werde, ward der Krieg noch im Jahre 1807 jenseits der Weichsel fortgesetzt. Als man aber in dieser Hoffnung sich hatte getäuscht sehen müssen, die Festung Danzig gefallen und die Schlacht bei Friedland verloren war, trat für Preußen die Nothwendigkeit ein, auf irgend eine friedliche Ausgleichung für den Augenblick einzugehen. Nach einer persönlichen Zusammenkunft der drei Monarchen in Tilsit, ward am 9. Juli 1807 der Friede zwischen Preußen und Frankreich halbstarrig abgeschlossen. Preußen verzichtete auf alle Länder westlich von der Elbe, auf ganz Südpreußen, ganz Neuostpreußen und den südlichen Theil von Westpreußen, so wie auf den in der Niederlausitz belegenen Cottbusser Kreis und die Stadt Danzig. Vielfache verwickelte Unterhandlungen zwischen Preußen und Frankreich erzeugten sich noch in Folge dieses Vertrages, und nicht ohne vielfache Unbill erdulden zu müssen, ward später endlich, nach Unterhandlungen, die in Paris der Prinz Wilhelm von Preußen betrieb, der preußische Staat, wenn auch mit verringerter Macht, dennoch in Selbstständigkeit hergestellt. Anfangs, weil die dem preußischen Staate verbliebenen Länder noch nicht von den französischen Truppen geräumt worden waren, und später, weil in Folge der zwischen Oesterreich und Frankreich eingetretenen Spannung allerlei unruhige Verhältnisse in und für Deutschland entstanden, verweilte Friedrich Wilhelm vorläufig noch mit dem königlichen Hause in Königsberg. Von hier ging die Umgestaltung des preußischen Staats aus. Vorbereitungen wurden zugleich getroffen für den Zweck, in Zukunft den Kampf gegen Napoleon mit aller Kraft wieder aufzunehmen. Wenn die Königin ihre Gesinnungen weniger verbarg, so mußte jedoch der König, bei aller stolzen Haltung, die er im Unglück behauptete, und seiner Abneigung, sich an Napoleon anzuschließen, oder wohl gar in den Rheinbund zu treten, dennoch persönlich sehr sich zurückhalten und allen Schein vermeiden, durch den er dem französischen Kaiser Anstoß hätte geben können. In das engste Vertrauen zog er Stein und Scharnhorst und überwies Beiden ihren Wirkungskreis, zu welchem sie, auf eigene Verantwortlichkeit thätig zu seyn, berufen wurden. Die übrige Staatsverwaltung mit dem Beruf, die Verfassung des Staats zeitgemäß umzugestalten, ward dem Freiherrn von Stein anvertraut, dem General Scharnhorst dagegen die Heeresverwaltung mit dem Beruf, ein neues Heer in neuen Formen zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Fortsetzung.)

Murat war für alle Soldaten zugänglich, denn er hatte es nicht vergessen, daß er selbst als Soldat es dem General sehr übel würde genommen haben, wenn dieser ihn nicht empfangen hätte. Demungeachtet zog er die Brauen zusammen, als der Adjutant ihm halb leise zuflüsterte: „Herr Marschall, der Soldat ist einer von den großen Zöpfen der Legion, und gehört zu den Widerspenstigsten gegen das von Ew. Excellenz angeordnete allgemeine Haarabschneiden.“ — „Hat er seinen Namen gesagt?“ — „Zu Befehl, Herr Marschall, er heißt Tatarau.“

Bei diesem Namen erinnerte Murat sich des vor einigen Tagen Statt gefundenen Auftrittes und fühlte eine leichte Röthe in die Wangen steigen, denn er dachte mit Beschämung der so

Digitized by Google

harten und wenig edelmüthigen Weise, womit er dem Manne, der ihm das Leben gerettet, begegnet war.

Der Ernst der Sache trug jedoch bald den Sieg über die Privatempfindung davon, und er faßte sich bald wieder.

„Schon gut," sagte er, vom Tisch aufstehend, „ich kenne ihn, lassen Sie ihn eintreten und mit mir allein bleiben."

Tatareau wurde eingeführt und Murat nahm eine ernste Miene an, indem er alle Vortheile seiner hohen Stellung sich zu Nutze machte.

„Sie sind es?" sagte er, ohne ihn anzublicken. „Nun was wollen Sie? Was haben Sie mir zu sagen? Fassen Sie sich kurz."

Dieser eisige Empfang und das Sie, mit welchem Joachim ihn zum ersten Male seit fünfundzwanzig Jahren anredete, brach Tatareau das Herz. Er wurde bleich, und fühlte seine Beine erzittern; dennoch glaubte er, vorwurfsfrei zu seyn; und da er nicht der Mann war, der eine einmal gefaßte Meynung leicht aufgab, unterdrückte er die stürmischen Gefühle wieder und sagte mit leiser Stimme, „Pyramidensacrement, es geht schlecht!" und dabei schlug er mit der Hand an den Kolpack. — „Mein General — mein Marschall!" sagte er gleich darauf mit fester Stimme, „ich wollte fragen, ob Se. Majestät der Kaiser und König ganz erpreß die allgemeine Maßregel, Zöpfe und Fischten abzuschneiden, befohlen hat, da ich das noch nicht in dem angeschlagenen Tagesbefehl gelesen habe." — „Der Kaiser hat nichts befohlen," unterbrach Murat mit scharfem Tone; ich war es, der von den Unteroffizieren und Soldaten der Garnison, deren Bestellung er mir übertragen, das verlangte, wozu ich sie schon früher durch ihre Anführer auffordern ließ. Man hat aber meinem ausgesprochenen Wunsche nicht gewillfahrt, und, meiner Seele!" sagte er, indem er Tatareau einen fürchterlichen Blick zuwarf und in der Heftigkeit ihn Sie zu nennen vergaß, „Du weißt es besser, als irgend ein Unteroffizier der Armee! und ich hätte doch denken können, daß nach aller Auszeichnung, die auf mein Verlangen der Kaiser der neapolitanischen Legion hat angedeihen lassen, dieses mehr, als irgend ein anderes deßhalbige Corps, wohl das Opfer einiger unbequemen Haare hätte bringen können. Ein Beweis, daß dieses Opfer nicht so groß, ist der, daß die französischen im Mailand stehenden Regimenter anders gehandelt haben, als ihr eigensinnige Italiener." — „Entschuldigen Sie, mein General," sagte mit weicher Stimme Tatareau, der, wie Murat, auch wieder seine alte Gewohnheit angenommen hatte, „ich bin Franzos und von ganzer Seele Franzos! Pyramidensacrement!" — „Das kann wohl möglich seyn; aber die Franzosen haben ihre Haare abgeschnitten, wodurch der Ungehorsam derer, die, wie Du, Fischten und Zöpfe beibehalten haren, nur noch mehr hervortritt .... Und wozu nützt dieser schlechte Zopf!" fuhr Murat, lebhafter werdend, fort. „Wer trägt denn noch einen Zopf? Die Dragonerheime allenfalls, und das ist häßlich. — Doch Du, der Du Deinen Zopf so liebst — da er Dir theurer ist, als die Achtung Deines Chefs, so habe ich beschlossen, Dich aus meiner schönen Legion wegzuschicken und Dich wieder zu den Dragonern zu thun, unter denen Du einst dientest. Statt einen Zopf, wirst Du dann deren zwei haben, wie jener Pascha von Aegypten, der mich beinah getödtet hätte — — aber ich habe es Dir schon gesagt, und wiederhole es Dir, Du bist doch nur ein Undankbarer!"

Bei diesen Worten hatte Murat die Augen abgewendet. In Tatareau erwachte aber die Erinnerung an Aegypten vereint mit dem erneuten Vorwurfe der Undankbarkeit, den Schmerz von Neuem; und dieser ergriff ihn noch viel mehr, als die Drohung der Entlassung aus dem Regimente. Er trat einige Schritte zurück und sprach im Tone der tiefsten Ueberzeugung: „Mein General! in der ganzen Natur, im Departement Tor, in Aegypten und wo Sie wollen, giebt es keinen Arm, kein Herz, das Ihnen so ergeben wäre, als das von Severin Tatareau, der in der Frontonniere geboren ist, das weiß Ihrermann; und ich werde Ihnen beweisen, daß ich kein Undankbarer bin und auch kein Ungehorsamer! Der Kommandant Jacquemin sagte gestern bei der Ronde in den Sälen gesprächsweise: Die Männer, die ihre Zöpfe abschneiden lassen, thun wohl daran; diejenigen, welche es nicht thun, mögen es bleiben lassen, es hat jeder seinen freien Willen; aber das ist gewiß, daß ich denjenigen; der morgen bei der Abendfütterung noch Zopf und Fischten hat, auf einen Monat ins Gefängniß stecken werde, und wenn er da herauskommt, drei Monate auf die Stallwache; aber ich zwinge Niemand. Nun, mein General! Sie haben das Glück, schon seit länger meine gute Mutter, die alte Frau, und meine Schwester Josephine, die sich nicht verändert hat, zu kennen.

„Als ich damals in unser Vaterland ging, am heiligen Napoleonstage werden es drei Jahre seyn, um ihnen selbst die schöne Uhr zu bringen, die Sie mir in Aegypten gegeben (hier rannen zwei große Thränen von Tatareau's Wangen herab, während er doch ziemlich ruhig blieb), da haben mich alle Beide um Haare zu Halsketten und Armbändern gebeten, — und ich habe ihnen keine gegeben. Hören Sie auch warum! .... Ich liebe meinen Zopf so sehr, sagte ich, daß wenn der kleine Korporal, der jetzt in Boulogne ist (hier führte Tatareau die Hand an die Stirn), nach Mailand käme, um ihn mit abzuverlangen, und mir das ganze französische Kaiserreich und auch sein schönes Königreich von Italien dazugut böte, so würde ich ihm sagen: Entschuldigen Sie mich, mein Kaiser! das Alles ist nicht so viel werth, als mein Zopf, Sie müßten denn den Zopf mitnehmen; den auf diese Art allein ließe sich der Handel schließen."

Murat, der ruhig diese Rede angehört, konnte hier eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken, welche Tatareau nicht einging.

„Es ist die reine Wahrheit, sprach dieser weiter, „aber was Sie betrifft, mein General, so ist das was Anderes; Ihnen will ich wohl das Opfer bringen, weil es die andern Regimenter vor mir gethan haben. Ich werde zwar der einzige Quartiermeister der Legion seyn, der es thut, aber um so besser, Pyramidensacrement, ich will Ihnen beweisen, daß ich Sie mehr als alle meine Kameraden liebe und hochachte, aber nur unter einer Bedingung!" — „Nun," fragte Joachim schnell, indem er sogleich die wichtigen Folgen dieser Nachgiebigkeit des Soldaten einsah. „Wohl unter der Bedingung, daß Du nicht unter die Dragoner geschickt werdest?" — Tatareau machte mit dem Kopf ein Zeichen der Verneinung. — „Daß ich Dich zum Offizier ernenne?" — „Ich gebe meinen Zopf nicht um so geringen Preis hin; ich habe das Kreuz, und beim nächsten Treffen wird mir wohl mein Säbel zu den Epauletten verhelfen. Nein, das ist es nicht, was ich verlange." — „So erkläre Dich doch deutlicher," sagte Murat ungeduldig. — „Hier, mein General, ist die einzige Gnade, welche ich von Ihnen erbitte," sagte er, indem er langsam aus seiner Säbeltasche eine jener großen Scheeren zog, deren sich die Regimentsschneider zum Zuschneiden der Mäntel bedienen, und dieselbe an Joachim, der ihn nicht gleich verstand, reichte. — „Was soll ich mit dieser Scheere?" — „Mein General, ich will, daß Sie selbst den ersten Streich auf mein Haar führen, die Trennung wird mir dann weniger schwer."

Hier ließ er sich auf ein Knie nieder, beugte das Haupt und Murat erblickte einen Haarwuchs, der noch schöner als der seinige war; bei dieser Bewegung war aber das männliche Angesicht des Soldaten so verändert, seine Stimme so zitternd, daß Joachim einiges Mitleid mit dem Armen fühlte, als er diesen schönen Kopf sah, der so resignirt dem Schicksale sich fügte, einen Schmuck zu verlieren, auf den er selbst so stolz, als irgend Einer gewesen. — „Mein guter Alter," sagte er nach kurzem Besinnen, „da es Dir ein so großes Opfer ist, so will ich es nicht annehmen, behalte

Digitized by Google

Dein Haar." — „Mein General, es muß vor der Futterstunde fallen, denn Sie werden doch nicht wollen, daß ich ins Gefängniß komme? Ich weiß wohl, was meine Kameraden sagen werden, wenn ich ins Quartier zurückkehre, das thut aber nichts. — Ich bitte Sie, mein General, lassen Sie mich nicht so lange warten, nur der erste Schnitt thut weh, und für das Opfer, das ich Ihnen heute bringe, sieben Sie mich wieder wie sonst und sagen Sie nicht wieder, ich sey ein Undankbarer." — „Nun mein Freund," sagte Murat mit bewegter Stimme, „wenn Du es denn willst!"

Einige unsichere Schnitte mit der Schere streuten das schöne Haar um Tatareau her, und als es auf das Parket herabfiel, erzitterte dieser Mann, der weder unter dem Feuer der Mameluken, noch unter dem des Geschützes Furcht gehabt, wie ein Löwe, den man der Mähne beraubt.

„Es ist geschehen," sagte Murat bald leise. Dann half er dem Soldaten aufstehen, warf sich in seine Arme, und schloß ihn an seine Brust, indem er mit vor Schluchzen unterbrochener Stimme sagte: „Dank, Dank Dir, mein guter Tatareau, Du hast eine gute That gethan und Dein Freund und General ist Dir dankbar dafür." — „Ja, es ist geschehen!" wiederholte der Soldat mit gedämpfter Stimme, „und ich bin zufrieden Pyramidenfacrement!" — Dann bob er sorgfältig die langen Flechten und den schweren Zopf, die zu seinen Füßen lagen auf. — „Jetzt, mein General," sagte er mit gezwungenem Lächeln, „kann meine Schwester Armbänder und meine Mutter eine Kette erhalten zu der Uhr, die Sie mir geschenkt haben. — Adieu, mein General!"

Bei diesen Worten machte Tataeau den militärischen Gruß und eilte schnell hinaus. Als er fort war, weinte Joachim wie ein Kind. (Forts. f.)

## Ein Schreiben Kaiser Josephs.

Als Kaiser Joseph den Sitz verschiedener Landeskollegien von Preßburg nach Ofen verlegt hatte, und ihm die Stadt Ofen, um dafür ihren Dank zu beweisen, eine Ehrensäule errichten wollte, lehnte er dieß durch folgendes Schreiben ab, welches wohl verdient, bei der Nachwelt nicht in Vergessenheit zu kommen: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt, und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste des Monarchen beigebracht seyn; wenn Jedermann in einem gleichen Maaße das Seinige mit Freuden zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Christlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den christlichen Gesetzen; wenn bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesses des Herrn gegen seine Unterthanen, und dieser gegen ihren Herrn; wenn die Industrie, Manufakturen und deren Betrieb und Zirkulation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe, alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch meine, zur leichtern Uebersicht getroffene Uebersetzung der Stellen dahin einen mehreren Vertrieb ihrer Weine, und einen höhern Zins ihrer Häuser erhält. Wien, den 23. Juni 1774. Joseph."

## Die Holzpflasterung

kommt in London immer mehr in Gebrauch. Der erste Versuch ward vor etwa 16 Monaten bekanntlich in der Oxfordstraße gemacht, und bewährte sich vollkommen; denn seit dieser Zeit gingen im Durchschnitt täglich 7000 Wagen, von 400 — 10,000 Pf, jeder, und 12,000 Pferde, über das Pflaster hinweg, ohne daß es irgendwie bedurtend abgenutzt erscheint. Es bildet eine gleichförmige Ebene, auf welcher, wie bei Eisenbahnen, die Friction so außerordentlich vermindert wird, daß ein Pferd auf demselben so viel, als vier auf dem gewöhnlichen Pflaster, leisten dürfte.

Außerdem fällt auch das Rasseln der Wagen weg und das Pflaster ist frei von Staub und Straßenkoth. Die Behörden, welche die Aufsicht über die Oxfordstraße führen, wollen jetzt noch 4000 Fuß auf dieselbe Weise pflastern lassen, die auch auf allen Kirchplätzen des großen Kirchspiels Marylebone zur Anwendung kommen soll, damit die Andacht der Gemeinde nicht ferner durch das Wagengerassel gestört werde. Die Einwohner mehrerer anderer Theile Londons sind bei ihren Behörden eingekommen, die verbesserte Methode in ihren Bezirken einzuführen, und die Regierung wird gleichfalls Versuche damit anstellen lassen. Der Graf de Lisle, der Inhaber des Patents, schneidet die Blöcke in convergirenden Dragenalen und fügt sie so zusammen, daß sie, gegen das Trotteir geführt, sich gegenseitig halten und eine vollkommene Ebene bilden. Sie sind ungefähr 2 Fuß lang und der obere, wie der untere Theil endet in eine Fläche von 9 — 10 Quadratzoll. Sie ruhen auf einem Lager von trockenem Kalk und Sand, und eine gleiche Composition in flüssigem Zustande wird über die Oberfläche gegossen, bis alle Spalten ausgefüllt sind, worauf die Masse mit schweren Rammern hinuntergeschlagen wird.

## Das Weib mit der gläsernen Zunge.

(Parabel von Leopold Schefer.)

Wer das letzte Wort behält — der behegt die ganze Welt.

Es war einmal ein Weib
Mit einer gläsernen Zunge,
Sonst kerngesund vom Leib
Und unverwüstlicher Lunge.

Drob' war sie so gut wie verdammt
Bei schwerem entsetzlichen Schweigen!
Was ihr im Busen geklammt,
Das konnte sie Keinem zeigen.

Die Zunge brach ihr ab
Bei jeder heftigen Rede;
Drum lebte sie wie im Grab,
Mit sich in ewiger Fehde.

Und wuchs ihr auch über Nacht
Die gläserne Zunge wieder, —
Bald fiel sie ihr unbedacht
Vom Mund als Scherben nieder.

Da kam ein Zaub'rer zu ihr,
Den jammerte sehr ihr Schweigen;
Leicht, sprach er, helfe ich Dir,
Bist du mein Weib, mein eigen!

Da ward' sie seine Frau
Für eine eherne Zunge,
Und schwatzt vom Himmel das Blau,
Und schwatzt vom Affen das Junge.

Und fragt Ihr: Wer ist das Weib?
Und wer ist der Zaubermeister? —
„Die Welt" ist der heilige Leib,
Ihr Mann — nun, Guttenberg heißt er!

Sie singet zu aller Stund',
Sie schreiet in alle Lande;
Ihr unverwüstlicher Mund
Macht keiner Göttin Schande.

All' ihre Schätze, ihr Gold
Froh schenket sie ihrem Manne,
Ihm treu, gewärtig und hold
Und füllt ihm mit Wein die Kanne.

Ganz müßig kann Er nun seyn!
Ganz ruhig kann er nun liegen, —
Sie weiht zum König ihn ein,
Die Welt wird sie ihm besiegen.

Digitized by Google

**Nro. 25.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen. — Die Zopfrevolte zu Mailand. — Der Sonntagsliebhaber. — Ehrerbietiges Gesuch des brandenburgischen Predigers Wechsel an den Geheimerath v. Busch in Berlin. — Anekdoten.

## Friedrich Wilhelm IV.
### König von Preußen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz, nunmehr König von Preußen, wurde am 15. Oct. 1795 geboren und zeigte schon in frühester Jugend einen lebhaften, für alles Edle und Schöne empfänglichen Sinn. Während unter der sorgfältigen Pflege einer liebenden Mutter, die es im vollsten Sinne des Wortes war, diese Keime gepflegt und entwickelt wurden, wies der königliche Vater dem dereinstigen Erben des Thrones frühzeitig diejenige Laufbahn an, welche für den Herrscher eines Staates, der vornehmlich auf den Waffen und der Intelligenz beruht, die angemessenste seyn dürfte. Unter der Leitung von Delbrück und Ancillon in Schulwissenschaften und Philosophie, unter der von Scharnhorst und Knesebeck in Militärwissenschaften unterrichtet, ging der Kronprinz später zu einem akademischen Cursus der Rechts- und Staatswissenschaften unter Savigny, Ritter und Lancizolle über, während zugleich die Vorliebe und das ausgezeichnete Talent für die zeichnenden Künste durch Schinkel, Rauch und andere berühmte Meister gepflegt wurden. Wie aber Goethe so wahr sagt, daß sich ein Talent wohl in der Stille, ein Character nur im Strome der Welt bilden könne, so findet dieß auch auf den Kronprinzen Anwendung, dessen frühste Jugend in die unglückliche Katastrophe nach der Schlacht bei Jena, dessen Jünglingsjahre in die schöne Zeit der Begeisterung des Befreiungskrieges fallen. Der Kronprinz wohnte den meisten Hauptschlachten der Feldzüge von 1813 und 1814 bei und wenn er auch noch viel zu jung war, um selbst ein Commando führen zu können, so war der Krieg selbst und der Geist, mit welchem er geführt wurde, die beste Schule für einen deutschen Fürstensohn. Die Kunstschätze in Paris gaben seinem empfänglichen Gemüth eine bestimmtere Richtung auf die Kunst, und noch mehr wurde diese durch eine Reise nach Italien im Jahr 1828 gefördert, wo er die Protection des damals durch Gerhard in Anregung gebrachten Instituts für archäologische Correspondenz übernahm. Seinem Kunstsinne verdankt auch der ehemalige Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens, die Hochburg zu Marienburg, ihre Wiederherstellung. Gegenwärtig bildet der Kronprinz in allen Angelegenheiten, wo der Staat mit den bildenden Künsten zu verkehren hat, die höchste Instanz, an die der dennoch richtige oder verfehlte Geschmack sich gern wendet. Wenn er weniger entscheidend auftritt, als einsgebend in großartige Projecte und sie pflegend mit seinem reichen, künstlerisch durchgebildeten Geiste, so geschieht es aus Rücksichten pietätvoller Selbstbescheidung. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern von Lehre kenntnissen in allen Fächern ist ihm Erholung und Studium. Seine architectonischen Studien reichen weit über den Dilettantismus. Die Gebäude seines kleinen Lustschlosses Charlottenhof bei Potsdam sind die Beweise, was ein geläuterter phantasiereicher Geschmack auch mit beschränkten Mitteln zu wirken vermag. Theilnehmend mit Vorliebe an allen Forschungen, welche die naturkundliche Geschichte und deren Alterthümer zum Gegenstande haben, ist er auch Vorsteher der zu diesem Zwecke gestifteten Gesellschaft in Pommern. Die Aussprüche seiner lebhaften Anschauungsweise über manche Sachverhältnisse und Persönlichkeiten, die dem Tagesgespräch angehören, werden vom Publikum stets mit Interesse aufgegriffen, wiewohl nicht Alles von ihm herrührt, was man gern dafür ausgibt. Ueber des Kronprinzen Thätigkeit und Ansichten im Staatsministerium und Staatsrathe steht der Oeffentlichkeit noch keine Stimme zu. Wenn man fehler im Publikum wegen der Neigung für Institutionen, die sich überlebt haben, und wegen zu lebhafter Entschlüsse Besorgniß hegte, so hat die Erfahrung die Thorheit solcher Befürchtungen ans Licht gestellt. Mit dem unerschütterlichen Gerechtigkeitssinnne seines königlichen Vaters und mit der Ueberzeugung, daß der Staat Preußen auf Intelligenz beruhe, die in ihrer freiern Entwicklung immer wieder zur Religion zurückkehrt, hat er sich nur den Neuerungen feindlich gezeigt, welche den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden zum Ziele haben, während er, zwar mit poetischer Vorliebe für die ehrwürdigen Formen der germanischen Vorzeit, doch jeder geistigen Ansicht ihr Recht gönnt, sich selbst aus sich heraus zu entwickeln. Wo sich der Prinz in officieller Thätigkeit zeigen darf, wie als Militärgouverneur von Pommern, kommt ihm die ungekünstelte Liebe seiner Untergebenen entgegen. Seine am 29. Nov. 1823 geschlossene, aber bis jetzt kinderlos verbliebene Ehe mit Elisabeth Ludowika, geboren am 13. Nov. 1801, der Schwester des Königs Ludwig von Bayern, erinnert an die musterhafte Eintracht in jener seiner erlauchten Eltern, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts bestimmt war, den sittlich zerrissenen Zustand der preußischen Hauptstadt durch ihr erhabenes Vorbild wieder zu kräftigen.
(Convers. Lex. d. Gegenw.)

## Die Zopfrevolte zu Mailand.
(Fortsetzung.)

Nachdem der Präsident das Resultat der Debatten vorgelegt, befahl er, Tatareau abzuführen, und warf die Inhaltschwere Frage auf: „Ist der Angeklagte schuldig?“ Die Richter antworteten einstimmig: „Ja!“ Man führte Tatareau wieder zurück, und der Präsident verkündigte ihm seine Verurtheilung zur Todesstrafe, ihn benachrichtigend, daß die Vollziehung derselben am andern Morgen auf dem Waffenplatze nach militärischer Degradirung Statt finden werde. Bei diesen Worten verwandte man einen klagenden Laut von der Tribune im Winkel des Saales. „Einverstanden!“ sagte Tatareau mit halber Stimme. „Habt Ihr nichts gegen diese Strafe einzuwenden?“ fragte der Präsident. Der Verurtheilte stand auf und führte die Hand an die Stirn: „Nein, mein Herr Oberst,“ anwortete er in ruhigem, achtungsvollem Tone; „ich möchte nur, daß meine alte Mutter und meine Schwester davon in Kenntniß gesetzt würden, daß ich nicht wegen Feigheit füsilirt werde, sondern weil es dem kleinen Korporal, den ich hoch verehre, gefallen hat, aus der neapolitanischen Legion ein Regiment kurzgeschwänzter Ratten zu machen. Ihr verstehet mich, Herr Oberst? Im Uebrigen war Tatareau immer so gut,

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

wie ein Anderer. Pyramidenfactrement! es lebe der Kaiser! Und da er also befohlen, werde ich gewiß nichts dagegen einzuwenden haben."

Man führete ihn in's Gefängniß zurück. Einige Stunden später begab sich Murat in's Quartier der Legionen und benachrichtigte sie von den gnädigen Gesinnungen Sr. Maj. stät, daß der Kaiser dem Kriegsrathe Nachsicht anempfehlen, und erklärete dann barsch, wie gewöhnlich: „Nur ein Einziger von Euch soll stillstirt werden, und dieser Mann ist der Quartiermeister Tatareau!"

Bei diesen Worten war das Erstaunen und die Betrübniß allgemein. Einige riefen Gnade! — Joachim schüchterte diese aber mit kräftiger Stimme ein: „Stille! Morgen werdet Ihr Alle der Execution beiwohnen, ehe Ihr Mailand verlaßt."

Dann in der Mitte der Nacht ließ er dem Campo-Dolcino den Befehl ertheilen, sich heimlich mit dem Verurtheilten bei ihm im Pallaste einzufinden, und als Tatareau den langen Gang der Citadelle durchschritt, flüsterte ihm eine Unbekannte Stimme leise zu: „Habe Muth und Hoffnung!" — „Ich habe den Muth, als Soldat zu sterben!" antwortete er, ohne denjenigen zu errathen, der diese geheimnißvolles Worte ihm zugereichen. Als er Murat's Cabinet betrat, konnte dieser kaum seine Gemüthsbewegung unterdrücken; doch bemäthte er sich, den Ausdruck des Zorns beizubehalten.

„Du wirst morgen um 6 Uhr Abends füsiliert werden," sagte er ihm barsch. — Der Husar blieb regungslos schlug die Augen nicht zu seinem alten General empor und antwortete mit dumpfer Stimme: „Je eher, desto besser, Pyramidenfactrement!" — „Bereust Du nichts?" — „Ich habe gethan, was ich thun mußte. Wenn ich auch den Beweis abgelegt, wie viel ich aus Liebe zu Ihnen vollbringen konnte, so hatte ich doch nicht das Recht, meine schwer beleidigten Kameraden zu verlassen, und obgleich sie mir manches harte Wort zu schlucken gaben, so würde ich doch wieder so handeln, wenn die Gelegenheit sich wieder so böte, mein Zopf hat mir dießmal Unglück gebracht. Doch das gilt jetzt gleich!" — Schweig, Trotzkopf . . . Ich hoffe, Du wirst wenigstens als tapferer Soldat sterben? Nur auf diese Weise kannst Du für Deinen Fehltritt Vergessenheit erringen." — „Mein General, Sie wissen, daß ich mich nie vor den Kugeln gesträubet habe, ein wenig näher oder ferner, galt mir immer gleichviel. Morgen werde ich sie nicht pfeifen hören, das ist der ganze Unterschied. Es ist ausgemacht und gewiß, daß ich lieber auf dem Schlachtfelde und an Ihrer Seite gestorben wäre," setzte er traurig, den Kopf schüttelnd hinzu. — „Das glaube ich wohl, meiner Treu! Aber alle Leute können nicht glücklich seyn. Ich will es übernehmen, Deiner Mutter und Schwester Deinen letzten Willen zu hinterbringen . . . Du dachtest also dieser armen Frauen nicht? Hättest Du es gethan, so wäre Manches gewiß nicht geschehen."

Bei der Erinnerung an Mutter und Schwester brach Tatareau, der bis jetzt seine Fassung beibehalten, in Thränen aus, und deckte das Gesicht mit beiden Händen. Murat wendete sich ab, um ihm die seinigen zu verbergen. „Ja, mein General," sagte er schluchzend, „Sie müssen das thun, ich danke Ihnen dafür. Ich weiß, daß diese Nachricht meine arme alte Mutter in die andere Welt schicken kann," und Josephine . . . „nun, die wird sich verheirathen, wenn man sie nicht allzusehr meinetwegen verachtet." — „Du mußt jetzt nur noch an Gott denken," unterbrach ihn Joachim, der die tiefste Frömmigkeit im Herzen hegte, wovon er später in seiner eigenen Todesstunde Beweis gab. „Von jetzt an," fügte er hinzu, indem er das Taschentuch in die Augen drückte, darfst Du nicht mehr dieser Welt angehören; so lebe denn wohl, ich wollte Dich noch einmal sehen; habe Muth, und ich werde Deinen Auftrag ausrichten."

Nach diesen Worten machte Joachim eine Bewegung, sich zu entfernen; der Husar hielt ihn aber an dem Schooße seines Rockes zurück, fiel vor ihm auf die Kniee und bat, daß er ihm verzeihen möge vor seinem Sterben. „Ach, mein General," sagte er ihm, die Arme entgegenstreckend, „sagen Sie mir, daß Sie mir nicht mehr zürnen, und ich werde zufrieden sterben." — „Und wenn ich nun will, daß Du nicht stirbst?" rief Murat, ihn fest anblickend; „wenn ich es über mich nehme, Dich zu begnadigen!" Er zog den Soldat in die Höhe und in einen dunklen Winkel des Saales. Hier drückte er ihm die Hand und sagte: „Ich will nicht, daß Du stirbst; bin ich nicht Herr hier?"

Tatareau richtete seinen verwunderten Blick auf den Marschall; ein hoffnungsvolles Lächeln umspielte seine bleichen, zitternden Lippen; bald nahmen seine Züge aber den alten Ausdruck wieder an und er erwiederte des Marschalls wohlmeynende Reden nur mit einer traurigen, verneinenden Bewegung des Kopfes.

„Ich rette Dich!" sagte Murat mit festem Tone. — „Es ist Unrecht von Ihnen, mein General, mit mir zu scherzen," antwortete der Soldat mit sanfter, vorwurfsvoller Stimme. „Lassen Sie mich immerhin meine Portion Blei empfangen; es ist abgewogen! Pyramidenfactement! Sie vergessen wohl den kleinen Corporal!" — „Hast Du denn vergessen, daß Du mir das Leben geretet hast, und daß ich mein militairisches Glück größtentheils Dir und Deiner Hingebung verdanke? Höre mich an." — „Ich höre nichts, mein General," unterbrach Tatareau mit größerer Heftigkeit; „in dem Schreiben, das der Pfarrer, den Sie in's Gefängniß geschickt, mir verlas, steht geschrieben, daß ich nicht mehr den Orden tragen darf. So möge man mich denn erschießen . . . es ist gut und ich will es so." — „Ich aber will es nicht. Ich habe immer nur Feuer gegen den Feind des Vaterlandes kommandirt, und ich sollte auf Dich, meinen Landsmann schießen lassen, auf Dich, meinen Freund! . . Das wäre! . . Du vergißt, daß Gott mir einst Rechenschaft von Deinem Blute abfordern kann, denn Du bist nicht der einzige Schuldige bei dieß verwünschten Geschichte, und Du sollst nicht sterben, das ist entschieden." — „Ach, Joquin! Joquin! . . Mein General, wollte ich sagen," rief Tatareau mit vor Weinen unterbrochener Stimme, indem er Murat's Knie umfaßte;" ich werde Sie selbst noch nach dem Tode lieb haben!" — „Höre mich an und suche mir beizustehen. Du mußt für die ganze Welt todt seyn, für Mutter, Schwester und vorzüglich für Dein Regiment. Morgen vor dem Untergange der Sonne wirst Du nicht nach dem Exercierplatze, sondern nach dem römischen Thore hinter die Wälle geführt werden; die zu Deiner Execution kommanditten Jäger werden blindt Patronen haben; man wird auf zwanzig Schritte schießen; dann fällst Du nieder, wie wenn Du tödtlich getroffen wärest; Niemand wird sich Dir nahen. Wenn dann die letzte Compagnie der neapolitanischen Legion an Dir vorüber Defilirt hat, werden drei Männer, deren Verschwiegenheit ich erkauft habe, und unter diesen Campo-Dolcino, der mir mehr als das Leben verdankt, Dich auf einen Karren laden, mit Stroh bedecken und nach dem eine Viertelmeile entfernten Gottesacker fahren. Bei dem Todtengräber findest Du Matrosenkleider und einen Paß auf den Namen Popoli. Campo-Dolcino wird Dir zehntausend Franken in Gold auszahlen; dort wirst Du verborgen bleiben, bis die Männer, die Dich dahin gebracht, wiederkehren, um Dich nach Genua zu führen, wo ein amerikanisches, Gott weiß wohin segelndes Schiff im Hafen liegt. Schiffe Dich so bald wie möglich ein; segle nach Peru, China, gleichviel. Geh zum Teufel, wenn Du willst, wenn Du nur nie wieder nach Frankreich oder Italien zurückkehrst. Hast Du Alles, was ich Dir gesagt, wohl verstanden? . . . So geh! denn die Zeit drängt. Denke zuweilen Deines alten Generals, und umarme mich zum letzten Male. Deiner Mutter und Schwester soll es an nichts fehlen. Und jetzt sind wir quitt."

Tatareau stürzte sich in Joachim's Arme, ohne ein Wort vorbringen zu können, und lange hielten sich die beiden Tapfern umschlossen. Da war weder an einen Marschall noch an den

Digitized by Google

gemeinen Soldaten zu denken; man sah nur zwei Männer, die sich wie Brüder liebten und sich wie Helden hochachteten.

### Die Execution.

Der Husar ward vom Campo-Dolcino wieder in die Citadelle zurückgeführt, und keiner sprach ein Wort während dieses Ganges. Am andern Tage, um sechs Uhr des Abends, ward der Verurtheilte vom Executionskommando nach dem römischen Thor escortirt. Von der jeden zum Tode Wandelnden begleitenden Theilnahme des gemeinen Haufens und von jenem neugierigen Mitleid des Volks belästigt, mußte er die Hälfte der Stadt durchziehen, um zu der Unglücksstätte zu gelangen. Die ganze Garnison von Mailand war da versammelt, und die neapolitanische Legion stand in der ersten Reihe. Trommeln wirbelten, und der mit dem Feuerkommando beauftragte Adjutant bezeichnete den Platz, den er einnehmen sollte. Maschinenmäßig begab sich Tatareau dahin, und in diesem Augenblicke kam ihm plötzlich der Gedanke, daß die Kugeln vielleicht nicht aus den Patronen gezogen wären.

„Nun, um so schlimmer!" sagte er zu sich selbst.

Vor den zwölf, in einer Entfernung von zwanzig Schritten von ihm aufgestellten Soldaten machte er Halt; der Adjutant beaab sich auf die rechte Seite des Pelotons und kommandirte: „Schultert's Gewehr! Fertig!"

Und nachdem er das verabredete Zeichen gegeben, rief er kurz: „Schlagt an! — Feuer!"

Tatareau fiel zusammen, ohne recht zu wissen, ob er todt oder lebendig sey. Erst als er die ferne Musik der sich nach der Kaserne zurückbegebenden Regimenter vernahm, betastete er sich, um sich von seinem Leben zu überzeugen. Dann hob er vorsichtig das Haupt, um zu sehen, was um ihn her geschähe, und erblickte in einiger Entfernung drei Männer, die er jedoch wegen der Dunkelheit nicht erkannte. Er zweifelte nicht, daß es die von Joachim aufgestellten seyen, und im Uebermaaße seiner Freude konnte er nicht umhin, leise zu sagen: „Der Streich ist gelungen, Pyramidenfacrement! Es lebe der Kaiser!"

Alles geschah, wie Murat es beschlossen. Ein abschreckendes Beispiel war in der Garnison gegeben und kein Blut dabei vergossen worden. Napoleon wünschte sich Glück, nur einen einzigen Mann der unbeugsamen Strenge und Disciplin geopfert zu haben, und verfuhr nichts von der List, wodurch sein Schwager das Leben desjenigen, dem er das seine verdankte, gerettet hatte.

### Eine Abendstunde auf St. Helena.

Eines Nachmittags, im Monat Februar 1816, als Napoleon, trotz dem traurigen Wetter, allein und stillschweigend, wie Alles um ihn her, in den feuchten Alleen von Longwood auf und abspazierte, gesellte sich Las Casas zu ihm. Er hielt einige englische Journale, die der Capitain der in St. Helena anhaltenden Fregatte la Zhebaine ihm heimlich hatte zukommen lassen, und Las Casas breitete sich, gewohnter Maßen diese Zeitungen dem Kaiser zu übersetzen. Die eine enthielt folgende Nachricht vom Monat November 1815:

„Der Erkönig Joachim Murat, Schwager Napoleon's nachdem er in Calabrien mit einigen Mann seiner Bande gelandet, ward von einem gewissen Campo-Dolcino, einem edlen Piemontesen, einem der Opfer der Tyrannei des Erkönigs während seines Gouvernements von Mailand 1805 verfolgt und arretirt. Joachim Murat ward verurtheilt und am vergangenen 15. Oktober füsilirt."

Napoleon erblaßte bei dieser unerwarteten Nachricht.

„Campo-Dolcino!" wiederholte er, das Haupt nachdenklich in die Höhe richtend, um seine Erinnerungen zu sammeln. Ich sollte diesen Namen kennen. Campo-Dolcino — wiederholte er noch einmal, das war ja ein Unglücklicher, der gehängt werden sollte, und dem ich auf Murat's inniglstes Bitten das Leben schenkte und ihn sogar irgendwo anstellte."

Dann ergriff er Las Casas Arm, der von dieser Nachricht tief erschüttert war, und rief: „Die Calabrier haben menschlicher und edler gehandelt, als diejenigen, die mich hieher gesandt."

Nachdem Las Casas sich gesammelt, um weiter zu lesen, sagte Napoleon mit Bitterkeit: „Murat hat sich selbst zu Grunde gerichtet. Ein unglückliches Ende entspricht seiner ganzen frühern Handlungsweise. Aber deßhalb ist diese Hinrichtung nicht weniger ein schreckliches Verbrechen, ein ungeheures Ereignis der Nationalsitten. Es ist ein Beyspiel gegen die Schicklichkeit der Polizei und der Völkermoral. Wie! Ein König mag es, einen von allen Anderen als König Anerkannten erschießen zu lassen? Welchen Zauber hat er damit gestiftet! — Und jetzt," fügte er mit verächtlicher Miene hinzu, „wenn ein König von Europa entthront und aus seinen Staaten verjagt werden sollte, wie könnte er sich darüber beklagen! — Was diesen Campo-Dolcino betrifft, so kenne ich Viele seines Gleichen. Großer Gott!" — rief er noch, indem er beide Hände über seinem Haupte gen Himmel erhob.

Napoleon ging nach Hause und wollte den ganzen Abend allein seyn.

(Schluß folgt.)

## Der Sonntagsliebhaber.

Im besten Sonntagspuze, das Kinn in einer nagelneuen Kravatte, die Hände aufs Sauberste behandschuht, kurz, ganz und gar in der höchsten Eleganz der Pariser Vorstadtdeutzerseife, wandelte Jean Fringard an einem schönen Aprilmorgen dieses 1840sten Jahres zum Bürreau der Wagen, welche nach Bourgla-Reine gehen. Es war höchste Zeit. Es muß aber bemerkt werden, daß unser Mann leider mit einer sehr gewandten Zunge gesegnet wurde. Natürlich flüpfte er auch sosleich mit seinen Reisegefährten ein Gespräch an. Nun machte sich dort besonders ein wohlbeleibter Passagier in einer Blouse dadurch bemerkbar, daß er auf der Bank Raum für drei Pücke einnahm, und seine Nebenmänner gar sehr in die Enge trieb. An diesen wandte sich Jean mit der Bemerkung: „Mein Herr, ich war noch nie in Bourg-la-Reine; und Sie?" — „Und ich im Gegentheil bin dort zu Hause." — „Da haben Sie mit Ihrem im Gegentheil ganz recht, denn in dem Falle waren Sie gewiß schon mehr als einmal dort." — „Natürlich, ich wohne ja dort, wie ich sagte." — „Das wollte ich ja auch nur bemerken. Sehen Sie, das ist Gottes Finger." — „Wie so?" — „Nun, daß der Himmel mich, der ich noch nie in Bourg-la-Reine war, auch einmal hinschickt. Uebrigens ist die Ursache meiner Reise höchst merkwürdig, muß ich sagen." — „Wie so?" fragt der Bleusenmann noch einmal. — „Das sehr Sie in Erstaunen? Es verwundert Sie? Aber es ist doch, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen.... Denken Sie sich, diesen Morgen — Doch vor allen Dingen muß ich sagen, daß ich verheirathet bin." — „Verheirathet?" — „Kaum sechs Wochen!" Mit einem ganz vortrefflichen Weibchen, aber eifersüchtig für zehn andere. Meine Frau hat einen Bruder, der früher Korporal war, und brutal wie ein Rhinoceros ist. Der Mensch nimmt, denken Sie sich, Partei für seine Schwester, und wäre wohl im Stande, mit seinen verrosteten Säbel in den Leib zu rennen, wenn ich meiner Frau zu nahe träte. Nun brauch mir nur Jemand etwas zu verdieten, so thue ich es gewiß. Meine Frau ist eifersüchtig! unter andern Verhältnissen würde ich ihr gewiß nicht untreu, hätte auch gar keine Veranlassung dazu; indeß wie die Sache jetzt steht, soll sie Grund haben eifer süchtig zu seyn, und aus diesem Grunde fahre ich nach Bourg-la-Reine, nach Ihrer Heimath! Denken Sie nur, ich bekomme gestern mit der Briefpost ein Billet . . . ein Billet doux von einer Frau von einer Unbekannten, die sich in mich verliebt hat, mir ein Stelldichein geben will, eine Zusammenkunft auf ihrer Villa in Bourg-

Digitized by Google

la-Reine. Eine Villa! Sie ist mindestens eine Herzogin!" — „Ich kenne aber in der ganzen Gemeine kein solches Ding." — „Ruch gut, sie hat das Haus nur so genannt, aus Vorsicht, denn Verschwiegenheit ist ja doch die erste Bedingung bei einem Liebesabenteuer!" — „Das merk' ich bei Ihnen." — „Da hatt' ich aber meine liebe Noth, einen Vorwand zu finden, um von meiner Frau und dem Exkorporal los zu kommen; endlich setze ich es doch durch, und nun bin ich hier, und eile auf den Flügeln der Liebe zu meiner Unbekannten." In diesem Augenblick hielt der Wagen, Fringard stieg ab, und erkundigte sich nach dem Landhause, das ihm in dem Briefe bezeichnet war. Mit Herzklopfen macht er sich auf den Weg, pocht an, eine Fremde öffnet die Thür und führt ihn in ein Zimmer, dessen Fenster durch Jalousieen verschlossen sind. Unser Sonntagsliebhaber ist setzig vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Er steht, er geht auf und ab, er wartet, seine Ungeduld erreicht den Siedepunkt; endlich, endlich geht die Thür auf — die Unbekannte? Nein, ein Unbekannter! Und dieser springt auf ihn zu, zibt ihm eine Ohrfeige auf den rechten Backen, eine zweite auf den linken, und wieder rechts und links, bis Fringard wie rasend aus Fenster eilt, die Jalousieen aufreißt, und seinen Schwager nebst Frau Gemahlin erkennt. In die Erde hätte er sinken mögen! — — Der Tölpel war in die Falle gegangen! Gerächt wollte er seyn; er verklagte seinen Schwager; aber das Gericht sprach den Exkorporal, als den nächsten Beschützer der ehelichen Rechte seiner Schwester, frei. Fringard verschwor sich, in Zukunft klüger zu seyn, und sich nie wieder in einer solchen Schlinge fangen zu lassen. Wenn er Wort hält, so wird er gewiß der beste Ehemann zehn Meilen im Umkreise. (Mz. Unterh. Bl.)

## Ehrerbietiges Gesuch des brandenburgischen Predigers Wetzel an den Geheimerath v. Busch in Berlin.

Mein Herr König (Daniel 3. 9) hat uns Hirten und Lehrern seinen gnädigen Gruß entbieten lassen (1. Maccab. 14. 20) und befohlen, das baare Geld der Kirchen nach Berlin zu senden, und das sind wir schuldig zu thun (Römer 3. 19 — Jacobi 2. 10); ja, wir haben gar keine Widerrede in unserm Munde (Psalm 38. 15), sondern ehren vielmehr den König in seinem Befehl (1. Petri 2. 13). Sintemal aber zu Mauschau arme Leute (2. Maccab. 4. 47), ja sehr arme Leute wohnen, und daselbst in der Kirche, wo Gottes Ehre wohnt (Genesis 49. 6), in dem Gotteskasten (Lucas 21. 1.) kaum 50 Thaler (Lucas 16. 6) liegen, und das Geld mit Mühe zusammengesteppet ist (2. Kön. 22. 9); da ferner der getäfelte Fußboden des Gotteshauses (1 Kön. 6. 15) ausgebessert werden muß, und die Mauer sehr baufällig ist (Jerem. 2. 8), und da überdem der Kirchhof nicht Raum genug hat (Jesaias 49. 20), so daß viele Leichen (Amos 8. 3) aus ihren ehrlichen Gräbern (Genesis 23. 6), ehe sie zu Staub geworden sind (Psalm 16. 7, 10), ausgegraben werden, und also immer Zank ist unter den Lebenden über die Leiche (Genesis 13. 7; Jud. 9), weshalb der Herr Oberammann zu Lebus mit zugestanden hat, den Todten mehr Raum zu machen (Psalm 31. 9); der Mauer hat die Wand bereits abgemessen (Apokal. 21. 17), wie diese Skizze Ihnen zeigt (Hesek. 43. 11); und acht Tonnen Kalks sind nöthig (Genes. 11. 3; Deuteron. 27. 2) nebst 20 Thalern Arbeitslohn (Matth. 20. 8). O so bittn die Priester und die Gemeinde des Herrn (Exodus 16. 3) im Namen Jesu (Joh. 16. 24 u. 26) Sie, als des Königs Geheimerath (Genesis 41. 45) in des Königs Kammer (Judith 2. 10; 2 Sam. 1. 11), unsern allergnädigsten Landesvater (Genes. 41. 42) den König und Fürsten, den Pflegevater und die Liebe der Kirche (Jes. 49. 23), anzuflehen, daß wir in dieser Beziehung Gnade vor unserm Könige finden (1. Maccab. 1. 24) und daß er schreibe ein gnädiges fiat: Was ihr bittet das soll euch gegeben werden (Esther 7. 2). Gott, unserm ewigen König, wird dafür Ehre geschehen, und wir werden beständig für unsern guten König bitten (1. Timoth. 2. 1, 2), daß Gott ihm ein langes Leben verleihe (Dan. 3. 9), für die Königin (1. Buch der Kön. 10. 1), für des Königs Söhne (Baruch 1. 11) und für die übrigen königlichen Kinder (1. Buch der Kön. 10. 2), daß ihre Tage auf Erden so lang, wie die Tage des Himmels währen mögen (Baruch 1. 11). Zuletzt (Ephes. 6. 10) wünsche ich Ihnen Glück zu dem bevorstehenden Osterfeste (Matth. 26. 2); denn nach zwei Tagen wird Ostern seyn (ibid.). Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit Ihrem Geiste (Philemon 25) und mit Allen in Ihrem ganzen Hause (Joh. 6. 53), wie Ihr Fleisch und Blut (Hebr. 2. 14). Ich bleibe bis zu meinem Ende beständig (Matth. 10. 22) Ihr getreuer Fürbitter und Knecht unsers Herrn (Philipper 1. 1).

J. C. Wetzel.

Geschrieben zu Gorgau am Rüsttage (Matth. 27. 62) im Jahr 1723.

## Anekdoten.

Der wegen seiner Calembourgs berühmte Schauspieler Odry wurde gefragt, was er über die Beisetzung der sterblichen Ueberreste Napoleons denke. Er erwiederte: „Ich finde es sehr seltsam, daß der gallische Hahn die schöne Henne (belle poule, Name des Schiffes) absendet, um den kaiserlichen Adler zu holen."

In einem Münchner Blatte ward angefragt, warum der Fußboden von der und der Kirche nicht reinlicher gehalten werde. Am andern Tage las man folgende Antwort: Weil Du Gott im Staube anbeten sollst.

Jemand erzählte von einem Echo, das 99mal wiederhallte. „Kleinigkeiten," sagte ein Anderer, „auf meinem Landgute ist ein Wiederhall, wenn ich dem zurufe: Guten Tag, Frau Echo! — da antwortet es: „Schön Dank, Herr Baron."

### Vielseitigkeit.

In Schleswig lebt ein Ehepaar, das zusammen vier verschiedene Geschäfte treibt: Er ist Goldarbeiter und Komiker des dortigen Theaters; Sie ist Hebamme und — redigirt eine in Flensburg erscheinende Zeitschrift. Flensburg liegt nur einige Meilen von Schleswig entfernt. Außerdem schreibt sie auch für ein Schleswiger Blatt Kritiken über das dortige Theater, und diese sollen oft sehr geköpfelt seyn, so daß sie mit dem ganzen Blütenreprefenal, und mit ihrem Herrn Gemahl am allermeisten, in steter Fehde lebt.

In Norddeutschland erscheint eine „Gesundheits-Zeitung"; der Arzt, der sie herausgiebt, heißt Krank.

### Seltsame Grabschrift.

Folgende seltsame Grabschrift auf dem Kirchhofe zu Bingen erhält ihre eigene Bedeutung, wenn man die Anfangsworte jeder Zeile heruntertliest:

Wohl auch die stille Häuslichkeit
Ist eines Denkmals werth;
Ihr sey es drum von mir geweiht,
Und vor die Jugend ehrt
Auch in dem einfachen Gewand,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt.

### Bewährtes Mittel gegen die Wanzen.

Man nehme ungesalzene Butter, wie solche aus dem Buttermilchfasse kömmt, das aber nicht ausgewaschen werden darf, und bestreiche damit die Risse, wo sich die Wanzen aufhalten, so verlieren sich solche sogleich. Zur Probe mag man einen Kreis von Butter um einige machen, und man wird sehen, daß sie sich zu Tode laufen.

Digitized by Google

Nro. 26.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Noch Einiges aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. — Die Zopfrevolte zu Mailand. — Das Kontrebande-Museum. — Ein theurer Frack. — Pot-Pouri. — An Fräulein Caroline Spitzeder.

## Noch Einiges aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III.

Der lebhafte Antheil an Allem, was den verstorbenen König berührt, zieht noch die Aufmerksamkeit des Publikums nur nach dieser Seite. Wie theilen daher einige Anekdoten mit, welche erst jetzt bekannt geworden sind, so wie einige allgemeine Charakterzüge desselben; sie bezeigen alle, welcher wohlwollenden und milden Sinnesart der Monarch war. Wenn derselbe einmal in Aufwallung gegen irgend Jemand seiner Umgebungen gerathen war, so durfte dieser gewiß seyn, nachher die entschiedensten Zeichen des Wohlwollens zu erhalten. Während der Krankheit des Königs gab es eine Periode, wo man mit Angst darauf harrte, daß er Eßlust bekomme. In dieser Zeit hatten die Aerzte es verboten, dem Könige alle Rapporte vorzulegen, weil ihn dieß zu sehr aufregen würde. Eine Person seiner nahen Umgebung überbrachte ihm daher nur einen Theil. Der König merkte es, wurde sehr heftig darüber, und schalt, daß man ihn bethöre. Da er die trauernde Bestürzung des Gescholtenen sah, schwieg er und, sprach nach einigen Augenblicken: „Ich habe Appetit bekommen — reicht mir einen Zwieback.“ Voll Freude über dieß günstige Zeichen springt der Gescholtene nach dem Teller mit Zwieback, der auf dem Tische steht. Der König nimmt einen davon, und winkt ihm, sich zu entfernen. Als er hinaus ist, bittet Se. Maj. die Fürstin von Liegnitz, den Zwieback zu essen, um dem treuen Menschen die Scheinfreude zu machen, daß der König in der Besserung sey. Gewiß ein eben so rührender, als feiner Zug der Güte. — Vor einigen Jahren kommt der Kriegsminister, der verstorbene General v. Witzleben, zum Könige, und findet ihn in höchster Aufregung über einen so eben empfangenen Brief. „Lesen Sie,“ ruft der König, und reicht ihm den Brief dar; „mir so zu schreiben!“ Der Brief war von einem verabschiedeten Offizier mit starker Familie, dem es nicht gelungen war, eine Versorgung zu erhalten. Er schrieb in den heftigsten Ausdrücken: „Der König heiße der Gerechte, doch er könne ihm diesen Namen nicht geben, denn ein gerechter König würde einem Manne, der Blut und Leben für ihn eingesetzt, nicht so vergelten, daß er Hungers sterben müsse u. s. w.“ Der König befahl, immer noch sehr aufgeregt, eine Untersuchung der Sache; doch forderte er den Brief vom Kriegsminister zurück. Andern Tags berichtete dieser, daß jener Offizier sich wirklich in einer sehr traurigen Lage befinde, indem er das Unglück gehabt, stets mit Bewerbern zu concurriren, die stärkere Berechtigungen und Beschädigungen zu den Posten gehabt hätten, als er; deßhalb sey er unversorgt geblieben; inzwischen müsse seines Schreibens wegen natürlich ein strenges Verfahren eingeleitet werden. Der König erwiederte: „Nein! ich habe mich besonnen. Der Mann ist entweder in Folge seines Unglücks sehr krank, und dann dürfen wir nichts gegen ihn thun, oder er ist gar in seinem Recht gegen uns, und dann hätten wir sogar schwere Verschuldung. Stellen Sie ihm also diese 100 Louisdor, von mir zu, und lassen Sie ihm wissen, daß für seine Anstellung gesorgt werden solle.“ — Im Jahr 1828 hatte der König sich den Fuß gebrochen. In dieser Zeit erhielt der Kriegsminister plötzlich eine Meldung aus Glatz, daß der bekannte rüst v. Massenbach, der wegen seiner schriftlichen Angriffe auf den König zur Festungsstrafe verurtheilt war, in Folge der eingegangenen Cabinetsordre auf freien Fuß gesetzt, und nach seinen Gütern abgereist sey. Der Kriegsminister, welcher von nichts wußte, war höchst bestürzt, denn er vermuthete eine verfälschte Ordre — ein Weg, auf welchem schon öfters Freilassungen betrügerisch erwirkt waren. Er eilt zum König, und trägt diesem den Fall vor. Der König, noch krank, lächelt und spricht: „Es hat seine Richtigkeit so. Vor einiger Zeit lag ich hier Nachts und konnte vor Schmerzen an meinem Fuß nicht schlafen, da dacht ich: wer mag dir wohl im Leben am feindseligsten begegnet seyn, dich am bittersten gekränkt haben? Dem möchtest du wohl vergeben, und ihm eine Freude machen! Massenbach fiel mir ein, und ich befahl, ihn auf freien Fuß zu setzen.“

Wie der verstorbene König von Preußen die hohe Wichtigkeit der Buchdruckerkunst würdigte, dürfte folgendes Schreiben erweisen, das der Monarch unterm 17. Mai mit dem rothen Adler-Orden 3ter Klasse an den bekannten belgischen Typographen August Wahlen richtete: „Mit Vergnügen erkenne Ich die Bemühungen an, die Sie auf Vervollkommnung der Typographie verwenden, und in Hinsicht auf die Dienste, die Sie den Wissenschaften und der Bildung überhaupt geleistet haben, verleihe Ich Ihnen die dritte Klasse Meines rothen Adler-Ordens, deren Dekoration hier beiliegt. Indem Ich Sie auffordere, dieses öffentliche Zeichen als einen Beweis Meiner Zufriedenheit und Meines Wohlwollens anzunehmen, danke Ich Ihnen für die Uebersendung einiger Ihrer neuesten Ausgaben, die Mir wieder darthun, daß Sie sich gerechte Ansprüche auf die Achtung und Dankbarkeit aller civilisirten Nationen erworben haben. Friedrich Wilhelm.“

## Die Zopfrevolte zu Mailand.

(Schluß.)

Eine Pfütte in den Landes am Mississippi.

In den Carolina am Mississippi von den vereinigten Staaten trennenden Landes ritt ein Reisender auf einem Pferde Calabrischen Ursprungs langsam auf dem spitzigen Kies einer neuen Landstraße einher. Es war im Monat August 1819 am frühen Morgen; große, toth und schwarze Wolken zogen an dem Himmel einher und fingen die Strahlen der Sonne auf; aus diesen Wolken leuchteten von Zeit zu Zeit vom lauten Rollen des Donners begleitete Blitze, und bald strömten Regengüsse herab. Der Reisende hatte angehalten; der Sturm erlaubte kaum dem ermüdeten Pferde, gegen das Gewitter zu kämpfen.

„Armer Adubkr!“ sagte der Fremde, indem er den Hals des Thieres streichelte, „armer Adubkr! nur Arbeit und Mühe folgt dir nach Amerika, und für dich gibt es eben so wenig Ruhe mehr, als für deinen Herrn. Geh immer weiter, immer weiter! — Das sind die Worte, die man mir stets wiederholt, und ich muß mich wohl darein finden.“

Digitized by Google

Gleichsam, als ob das Thier seinen Herrn verstanden, begann es zu wiehern und den feuchten, steinigen Boden zu stampfen. „Wenn ich nur wenigstens irgend eine Hütte oder den armseligsten Schutz für dich entdecken könnte," sagte der Reisende traurig, „so würde ich mich trösten über den falschen Weg, den ich eingeschlagen; aber nichts, gar nichts! — Doch ja — dort unten am Rande des Waldes seh ich ein hübsches Haus. — Allons, Abukir, wir sind gerettet!" sagte er weiter und sprang vom Pferde, denn der Weg war noch schwieriger geworden. „Komm! dalo wirst Du etwas Stroh und ich vielleicht ein wenig Brod erhalten." Der also Sprechende war ein schlank- und hochgebauter junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren. Sein gelocktes Haar war dunkelblond, und fiel auf die hohe und offene Stirn herab. Seine Augen waren blau und voll edlen Stolzes, und seine sehr einfache, aber geschmackvolle Kleidung verrieth, daß er einem höheren Stande angehöre. Er setzte so ungefähr während einer halben Stunde seinen Weg durch den Regen fort, und gelangte endlich an der Thür eines Hauses von ziemlich gutem Aussehen an. Er pochte dreimal, ehe man ihm antwortete; als er aber den Arm wieder erhob, um abermals anzupochen, vernahm er im Innern des Hauses schnelle Schritte. Die thür öffnende Frau war groß und noch sehr schön, obgleich sie ungefähr vierzig Jahre alt schien. Das schwarze, geschiedelte, glänzende Haar war am Hinterkopfe in einen breiten Zopf zusammengeflochten. Die Hände waren weiß und die Taille äußerst schlank. Im Anzuge schien sie der französischen Mode zu folgen. Als sie den Fremden erblickte, schien sie verlegen, zu etwas erschrocken zu seyn; er aber breitete sich, sie zu beruhigen, und sprach mit freundlich lächelnder Begrüßung: „Ich bin ein armer verirrter Reisender, und in diesem Lande gänzlich fremd. Darf ich um ein Obdach bitten, bis das Wetter es mir erlaubt, meine Reise weiter fortzusetzen?" — „Sie sind ein Franzose, mein Herr?" fragte sie, indem sie den sanften Blick auf ihm ruhen ließ. — „Ja, ich habe diese Ehre." — „Ach!" sagte sie, traurig den Kopf senkend, den sie jedoch bald wieder in die Höhe richtete, „wir haben also eine doppelte Verpflichtung, Sie aufzunehmen. Mein Bruder ist im Garten; ich will ihn sogleich holen lassen. Er wird sich sehr freuen, in seine Wohnung einen Franzosen aufzunehmen." — „Sagen Sie lieber, einen Freund," setzte der junge Mann schnell hinzu; „denn nach Ihrer Sprache zu urtheilen, ist Ihr Bruder auch ein Franzose. Vielleicht ist er Einer von den durch die letzten politischen Ereignisse des Continents nach Amerika Getriebenen?" fragte er neugierig. — „Ja, mein Herr!" antwortete die Unbekannte nach einigem Bedenken. „Er hat sich seit — seit lange schon hier niedergelassen, und, Gott sey Dank! bis jetzt hatte er noch keine Ursache, es zu bereuen. Treten Sie aber ein, mein Herr! und überlassen Sie es mir, das Pferd in den Stall zu führen, wo ihm nichts abgehen soll."

Sie machte dem Fremden eine anmuthige Verbeugung und entfernte sich, um den Bruder zu holen.

Der R gen hatte indessen nachgelassen; der Reisende übergab sein Pferd einem kräftigen virginischen Bauer, der auf den Ruf seiner Gebieterin herbeigeeilt war, und trat in den niedern Saal, in dem ein großes Feuer brannte. Er legte den Mantel ab; und nachdem er seine erstarrten Glieder erwärmt hatte, blickte er sich in dem Zimmer um.

Der Saal war ziemlich geräumig, aber auf sehr einfache Weise meublirt; ein Tisch und ein Büffet von Mahagoni und einige Stühle von Bambus machten das ganze Geräth aus: bei dieser Einfachheit herrschte aber Reinlichkeit und Wohlstand. Vorzüglich die Ausschmückung dieses Zimmers zog die Aufmerksamkeit des Reisenden an; der Thür gegenüber sah man ein in Kupfer gestochenes lebensgroßes Bild Murat's im Reichsmarschallcostüm, und über demselben war auch ein durch die Zeit vertrockneter und vergelbter Kranz von Lorbeer und Immortellen angebracht, in dessen Mitte eine schöne Uhr hing. Unter dem Bilde war ein französischer Säbel der leichten Kavallerie aus der Zeit der Republik aufgehängt; rechts in einem kleinen Rahmen sah man ein Stück Band von zweifelhafter Farbe mit dem Kreuz der Ehrenlegion, und links unter einem halbgewölbten Glase einige Locken schwarzer, schöner, mittelst eines Stückchens Crêpe zusammengebundener Haare. Außerdem erblickte man noch an den getäfelten Wänden von jenen grobgemalten, Napoleon's Heldenthaten und Schlachten vorstellenden Kupferstichen. Nachdem der Fremde alle diese Dinge sich hinreichend besehen hatte, nahm er Platz am Kamin, und bemühte sich, die sonderbare Zusammenstellung zu deuten.

In diesem Augenblick trat der Herr des Hauses mit seiner Schwester ein; er mochte ungefähr 50 Jahre alt seyn. Er war klein und kräftig gebaut. Seine regelmäßigen ernsten Züge hatten einen offenen, gutmüthigen Ausdruck und man konnte die vollkommenste Seelenruhe in denselben lesen; doch deuteten die zahlreichen, seine Stirn furchenden Falten, daß Kummer ihm seinen Stempel aufgedrückt. Er trug eine Art von Schlafrenmütze, unter welcher weiße Haare hervorragten. Wie die reichen Landbesitzer der Vereinigten Staaten trug er Beinkleider von Leinwand, die durch einen breiten, lackirten, ledernen Gürtel um die Hüften festgehalten waren. Seine blaue Tuchweste war mit zwei Reihen runder, ungleicher, schlecht vergoldeter Knöpfe verziert, auf denen man den gekrönten kaiserlichen Adler noch erkennen konnte. Die etwas rauhen Reden und Manieren des Bruders contrastirten auf wunderbare Weise mit den so feinen der Schwester. Man konnte gleich sehen, daß die Erziehung des Einen sehr vernachlässigt seyn mußte, während die Andere einer Bildung über ihrem Stand sich zu erfreuen schien.

„Mein Freund," sagte sie zu ihrem Bruder, „dieser Herr hat uns die Ehre erzeigt, bei uns einzukehren, um sich auszuruhen; er ist ein Franzose," setzte sie schnell hinzu. — „Ein Franzose!" wiederholte der Bruder, indem er die Hand auf altmilitärische Weise zum Gruße an die Stirn führte, „er sey willkommen! Poramidensacrement!" Darauf trat Tatarenau, denn man hat ihn wohl schon erkannt, dem Reisenden einige Schritte entgegen und reichte ihm freundlich die Hand dar. „Gott!" rief er, einige Schritte zurücktretend, wie von einer schnellen Erscheinung erschrocken. — „Was ist Ihnen denn?" fragte der Fremde freundlich, seine Hand ergreifend, die er jedoch in der seinigen zittern fühlte. „Sollte ich die Ehre haben, von Ihnen gekannt zu seyn? Hätten wir uns schon irgendwo begegnet?" — „Nein, nein! mein Herr," stammelte der alte Soldat, ohne jedoch das Auge von der Physiognomie der Gastes, dessen Stimme ihn noch mehr gerührt zu haben schien, abwenden zu können. „Es ist nichts, es ist nur eine Erinnerung aus alter Zeit — eine Aehnlichkeit." Er konnte nicht weiter reden. — „Meiner Treu, das ist leicht möglich," sagte der junge Mann auf ungezwungene Weise, um dem Herrn des Hauses wieder zur Fassung zu verhelfen, „alle Menschen haben mehr oder weniger Aehnlichkeit miteinander." — „O nein," sagte mit halber Stimme Tatarenau, „dem Einen konnte Niemand so ähnlich sehen. „Sie verzeihen, mein Herr, mich wohl für sehr zudringlich halten, — aber sagen Sie mir, mit wem ich die Ehre zu sprechen habe?" — „Sie wollen meinen Namen wissen?" Tatarenau nickte bejahend. — „Das ist das Einzige, was ich Ihnen verschweigen muß, wenigstens für den Augenblick. Ich könnte mir einen falschen Namen geben, und Sie täuschen; wenn man aber einen Namen wie den meinigen führt, kann man nicht lügen. Und jetzt, da ich Ihnen meinen Namen vorenthalte, würde es sich wohl schlecht schicken, wenn ich Sie nach dem Ihrigen fragte." Tatarenau schlug die Augen nieder, während ein bitteres Lächeln in den Lippen zuckte. „Ach!" fuhr der Fremde fort, „Sie sind wahrscheinlich wie ich genöthigt denselben zu verschweigen." — Tatarenau seufzte; nach einigen

Digitized by Google

Augenblicken schien er aber sich zu sammeln und antwortete: — „Ja wohl, Pyramidensacrement! es ist kein Schimpf dabei, man kennt mich im Land nur unter dem Namen Popoli!“ — „Sie müssen aber darum nicht glauben,“ setzte die Schwester schnell mit Stolz hinzu, „daß mein Bruder Ursache habe, wegen seines Namenswechsels zu erröthen. Nicht wahr, mein Freund,“ sagte sie, ihn zärtlich anblickend, „politische Gründe — ganz besondere Veranlassungen, wie Sie soeben sagten, mein Herr.“ — „So geht es mir auch,“ versetzte der Reisende, „ich sage meinen Namen nur denen, die denselben in früheren Zeiten gehört haben, und die meines Vertrauens würdig sind. Ihr offenes Wesen hat Ihnen meine ganze Theilnahme erworben und Sie können ohne Furcht vor mir reden, und wenn die Freundschaft eines Geächteten Sie nicht erschreckt, so seyen Sie meiner Freundschaft versichert. Sind Sie aus Frankreich verbannt?“ — „Noch mehr als verbannt, Pyramidensacrement! Man hält mich für todt.“ „Das heißt für bürgerlich todt?“ sagte der junge Mann, dessen Erstaunen immer mehr zunahm. — „Todt, militairisch, bürgerlich, ganz und gar, auf immer und ewig!“ versetzte Tatareau. „Sehen Sie, junger Reisender, das ist eine der wunderbarsten Geschichten und ich will sie Ihnen erzählen. Aber warten Sie noch einen Augenblick.“

Er gab seiner Schwester ein Zeichen und sagte ihr einige Worte ins Geheim.

„Ich danke Gott, daß ich mich in dem bösen Wetter verirrt habe, da ich dadurch in dem Hause eines Landsmannes und alten Soldaten des Kaiserreichs Aufnahme gefunden, denn, nicht wahr, Sie haben unter Napoleon gedient, das ist beinah nicht zu bezweifeln.“ — „Ob ich gedient habe! Pyramidensacrement!“ Darauf fuhr er weiter fort mit seiner Schwester zu sprechen: „Du verstehst doch, Josephine, von dem Getränke, das ich Eau de Cologne der Husaren nenne, geh, das wird ihnen behülflich seyn, das Mittagessen mit Ruhe abzuwarten.“

Nachdem Josephine die Flasche Branntwein auf den Tisch gestellt hatte, füllte Tatareau zwei Gläser und bot eines derselben dem Fremden, und nachdem er das andere auf dessen Gesundheit geleert hatte, deutete er auf Murat's Bildniß. — Hier sagte er, indem er die Mühe abnahm, ist derjenige, der mir das Leben gerettet.“ — „In einer Schlacht?“ unterbrach ihn der junge Mann lebhaft sich erhebend. „Nicht wahr, auf dem Felde der Ehre?“ — „Nein, auf dem Felde der Schmach.“ Der Reisende machte eine Bewegung. „Hören sie mich an.“ — Hierauf erzählte Tatareau Alles, was wir schon wissen. „Meine Mutter starb vor Kummer, als Sie von meiner Hinrichtung hörte; das hatte ich erwartet. Zwei Jahre später schrieb ich meiner Schwester, die Sie hier sehen, und bat sie zu mir zu kommen. Diese gute Seele, die schon seit lange durch ein Schreiben von meinem Tod war benachrichtigt worden, wäre beinahe auch gestorben, aber vor Freude. Josephine, sagte ich ihr, als ich sie als ein so schönes Weib wiedersah, wenn Du Dich verheirathen willst, so kannst Du hier eine Million Freier finden. — Nein, mein Bruder, sagte sie, Du müßtest Dich denn auch verheirathen. — Das ist nicht möglich, ich habe zu vielerlei auf dieser Welt gelitten. — Meine Mutter, Dich Joquin, und den großen Napoleon, und kann nun keine Frau mehr glücklich machen. Meine Sehnsucht nach Liebe ist aufgezehrt. — Bleiben wir also beide unvermählt, sagte Josephine, und wir wollen uns nicht mehr verlassen. Das ist geschehen, wir haben nicht aufgehört zu arbeiten, Jeder in seiner Art, und nun sind wir reich, Pyramidensacrement! — Sollte aber der Sohn Joquin's, das Kind meines Wohlthäters, den diese Heiden in die weite Welt getrieben haben, nachdem sie den Vater wie einen gewöhnlichen Unbekannten umgebracht, sollte dieser sein Sohn mir nur ein einziges Wort schreiben, so schwöre ich bei den Ueberresten meines Zopfes, die ich da unter dem Glase aufbewahrt habe, und bei meinem Ehrenkreuz! mein Leben, mein Arm, mein Hab und Gut, Alles, was ich besitze, soll sein gehören, und nun, junger Reisender, werden Sie mir die Ehre erzeigen, mir Ihren Namen zu sagen?“ — Der Fremde, der Tatareau's Bericht angehört, ohne sich zu bemühen, die tiefe Bewegung, die dieser im Verein mit Erinnerungen in ihm hervorgebracht, zu verbergen, erhob sich jetzt und sagte auf eben so würdige, als herzliche Weise: „Sehen Sie mich nur recht an! — Ich heiße Achilles, und bin Murat's Sohn.“ — „Tausend und abertausend Pyramidensacrement!“ rief Tatareau sich aufrichtend, „das hätte ich wissen sollen.“ — und indem er Josephinens Arm mit der größten Heftigkeit erfaßte, rief er: — „Knie nieder, Schwester, knie nieder!“ Und Beide sanken mit dem Angesicht zu Boden, wie vernichtet von den Worten des jungen Prinzen. — „O, mein würdiger Vater!“ rief der Sohn Murat's mit gen Himmel gerichteten Augen. — „Nehmen Sie Alles,“ wiederholte Tatareau schluchzend, „nehmen Sie Alles,“ denn er hat mich begnadigt!“ — „Ihn hat man nicht begnadigt!“ — sagte der Prinz leise mit gesenktem Haupt. Bei diesen Worten erhob sich der alte Soldat, und mit Augen und Hand gen Himmel deutend, sagte er mit feierlichem Ton: „Er ist dort oben, Pyramidensakrement!“ — „Tröste Dich, mein Freund,“ rief Josephine, ihre Arme um des Bruders Hals schlingend, „Du weißt wohl, daß ich alle Tage für ihn bete.“

## Das Kontrebande-Museum.

Ich machte, erzählt ein Reisender, einen Spaziergang durch die Straßen von Paris, und bemerkte an dem Fenster eines Bureaus des Maire des 12ten Bizirks den Körper eines an dem Halse aufgehangenen Negers. Beim ersten, und wohl auch noch beim zweiten Blicke hielt ich ihn für ein menschliches Wesen, das durch rasche Justiz auf diese Weise aus dem Leben herausbefördert worden; indeß überzeugte ich mich bald, daß der feaglich Schwarze nur eine Art Puppe in Lebensgröße war. Was ich davon halten sollte, wußte ich freilich nicht, und ich wendete mich deßhalb an den Thürsteher. „Das ist das Kontrebande-Museum,“ war die Antwort; und als ich den Wunsch äußerte, daselbe näher in Augenschein zu nehmen, führte er mich mit gefälliger Bereitwilligkeit hinein. In einem geräumigen Lokale befanden sich auf dem Fußboden, an den Wänden und oben an der Decke alle Erfindungen und Vorrichtungen zum Betrug, die von Zeit zu Zeit von den Douanenbeamten weggenommen worden sind. Es ist ein vollständiges Arsenal der Waffen zur Schmuggelei. Da ist ein großes Faß, geformt als Amme mit einem Kinde in den Armen; da sieht man Holzstücke, die so hohl sind wie das trojanische Pferd, und mit ganzen Armen von Cigarren gefüllt waren. Am Boden liegt eine gewaltige Boa Constrictor, die mit chinesischer Geduld vollgestopft war, und gleich daneben ein Haufen von Kohlen, die ebenfalls ausgehöhlt waren, und baumwollenes Garn enthielten. Der Schwarze, der meine Theilnahme erregt hatte, wurde unter folgenden Umständen hierhergebracht: Er war von Blech gemacht, schwarz angestrichen, und stand als Hedbuck oder äthiopischer Jäger hinten auf einer Equipage, wo er an den Füßen und Händen festgemacht war. Er war häufig durch das Thor gefahren und von Ansehen den Soldaten wohl bekannt, die derwerten, daß er immer die Zähne fletschte, was, wie sie meinten, in seinem Vaterlande wohl Sitte seyn möge. Eines Tages wurde der Wagen, zu dem er gehörte, durch eine ansehnliche Menschenmenge im Thore aufgehalten. Die Kutscher fluchten und schrieen wie gewöhnlich entsetzlich, und hieben mit den Peitschen nach einander. Der Neger allein sprach kein Wort. Sein ruhiges Benehmen gefiel den Soldaten, welche ihn der Menge zum Muster aufstellten. „Bravo, Neger, bravo!“ riefen sie. Der Schwarze blieb auch bei diesem Beifalle ganz gleichgültig. Endlich stieg einer der Zollbeamten zu ihm hinauf, und schlug ihm auf die Achseln. Welche Ueberraschung, die Schultern klangen wie Blech. Der Mann untersuchte den Schwarzen über und über, und über-

Digitized by Google

zeugte sich, daß er hohl und durchaus mit dem besten Kontrebande-Liqueur gefüllt war. Man bemächtigte sich des gehaltreichen Sterblichen, und trug ihn im Triumphe fort. In der ersten Nacht-wachen die Zollbeamten fast einen seiner Arme leer, und bald liefen sie ihn ganz verbluten. Es ist nun sechs Jahre her, daß er zu einem dürren Skelett geworden ist.

## Ein theurer Frack.

Zur Zeit, da Brummel, der König der englischen Fashion und Kamerad des Prinzen von Wales, seine Kleider von Paris bezog, bekam man den herrlichsten Frack für 60 Francs. Derselbe Frack, der vor zehn Jahren 100 Franks kostete, wird jetzt den großen Männern in der Schneiderzunft mit 150 Francs bezahlt; kurz, kurz, der Frack schlägt jährlich um 4 Francs auf. Ein neuer Deputirter hatte zu Hause einen eleganten Freund, der zu einer Zeit, als der Frack noch wohlfeiler war, als jetzt, einen ganz frischen Anzug aus Paris mitgebracht hatte. Dieser sagt ihm vor der Adreise: „In Paris macht das Kleid den Mann. Du sprichst bei den Ministern vor, Du kommst in ihre Logen in der Oper, wenn Du anders gut stimmst: ein regelrechter Frack darf Die dabei nicht fehlen; ist Dein Frack gut konditionirt, so verweilt das Auge des Gouvernements mit Wohlgefallen auf Dir, und der Gedanke liegt ganz nah', wie gut sich ein rothes Band im Knopfloch des hübschen Fracks ausnehmen würde. Ich gebe Die ein Paar Worte an meinen Schneider, den ersten in der Hauptstadt." Dieser Weisung zufolge läßt sich denn der Honorable beim Schneider seines Freundes das Maaß nehmen, und fragt: „Wie hoch kommt der Frack?" — „Hundert und fünfzig Francs." — „Was? so viel für einen einfachen blauen Frack? Ei, da geht wohl etwas ab." — „Wir handeln nie," erwiederte der Schneider vornehm lächelnd; „treten Sie gefälligst in unser Büreau, und lassen Sie sich die Bücher zeigen." — „Bei uns," meynte der Quinze-avril, „bekommt man einen ganzen Anzug für 80 Frcs.; freilich kaufe ich das Tuch selber. Machen Sie mir den Frack, wenn ich das Tuch dazu gebe, so daß ich nur den Machelohn zu bezahlen habe?" — „Wie es Ihnen gefällig ist, schicken Sie nur Ihr Tuch." Der Deputirte kaufte für 75 Frcs. blaues Tuch, schickte es dem Schneider, und dieser bringt ihm drei Tage darauf einen wundervollen Frack. „Wie viel bin ich Ihnen denn schuldig?" — „Wie schon gesagt, 150 Frcs." — „Ja, aber Sie wissen wohl nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?" — „Das Tuch! was liegt am Tuch! wenn ich einen Frack konstruire, so ist der Zeug völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage den Machelohn zu 150 Frcs. an, und gebe das Tuch drein."

## Pot-Pourri.

### Scheintod.

In Fontainebleau war kürzlich ein Dachdecker gefährlich erkrankt; man hielt ihn für todt, und die Erben ließen einen prachtvollen Sarg anfertigen. Allein der Dachdecker ist jetzt frisch und gesund, und weigert sich, den Sarg zu bezahlen, obgleich man ihm vorstellt, daß er ihn früher oder später doch gebrauchen werde. Er verweist den Schreiner an Diejenigen, welche den Sarg bestellt haben. Wie es scheint, wird die Sache zu einem merkwürdigen Rechtsstreit führen.

### Das sicherste Mittel vor dem Lebendigbegrabenwerden

ist, wenn man einer Leiche nach etwa zwei Tagen die Augen öffnet und findet den Augapfel verschwommen, so daß nichts mehr davon zu sehen, das ganze Auge aber in eine molkige Masse aufgelöst ist, so ist der wahre Tod wirklich vorhanden. Wo dieß Zeichen fehlt, ist der Tod unsicher. — Alle Aerzte sind darin einig.

### Merkwürdige Geburt.

Frau Rosine Borghini von Certalde-Alto (Großh. Toskana) gebar am 28. April l. J. ein Mädchen. Schon nahm sie, das Wochenbett verlassend, ihre häuslichen Beschäftigungen wieder vor, da wurde sie am 15. Mai l. J. plötzlich von einem zweiten Mädchen entbunden, das wie das andere sehr lebenskräftig ist. Die Kinder und Wöchnerin befinden sich wohl.

### Ein Kalenderwitz

in Beziehung auf die Feier des Guttenbergfestes in Leipzig hat großen Beifall gefunden. Der erste Tag des Festes fällt nämlich, wie bekannt, auf den Tag Johannes des Täufers, da wird denn, heißt es, Guttenberg mit Wein getauft; der zweite Tag heißt Elogius, da sagen die Herren sich unter einander Elogen; der dritte ist: Jeremias, da kommen schon die Klageliedet, und der vierte ist der Siebenschläfer, um den Festesrausch auszuschlafen.

An

## Fräulein Caroline Spitzeder

als sie am 26. Juni 1840 in München als „Gabriele" in Kreuzers „Nachtlager in Granada" zum erstenmale die Bühne betrat.

(Aus München eingesandt.)

Aus fernem Norden kam vor sieben Jahren
Ein edler Mann zu uns zum Isarstrand,
Gleich groß als Künstler und als Mensch erkannt,
Geehrt von Allen, die ihm nahe waren.

Den Schatz der Lorbeer, den Er Sich errungen,
Trug er zum Sitz der Musen zu uns her —
Und Seine Opfer bringen wollte Er —
Doch einmal nur, nur einmal war's gelungen.

Statt neuer Lorbeern, die Er sammeln wollte,
Reicht' ihm mit unerbittlich strengem Sinn,
Die falsche Muse die Cypresse hin —
Auf daß sein Dienst für sie nun enden sollte!

Doch um die ernste, stille Todtenblume
Schlang ewig grün sich eines Lorbeers Reis
Und blühet fort zur Ehre und zum Preis'
Des früh' Geschied'nen und zu seinem Ruhme!

Du, Seine Tochter, sollst in diesen Hallen
Uns wieder bringen jene alte Zeit —
O daß Er seinen besten Segen beut! —
Daß Seine Manen zu Dir niederwallen!

Hier wo Er einst Sein Schwanennied gesungen,
Mögst Du, o Liebliche, für immer seyn,
Und so wie Er, Die Lorbeern ärndten ein,
Des' frohe Lieder, ach, so früh verklungen!

☞ Der nächste „Sammler" beginnt mit der Beschreibung der Festlichkeiten, welche die vierhundertjährige Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst in den verschiedenen Gauen Deutschlands hervorgerufen hat. Er wird durch Beilagen vermehrt, die Runde so schnell als möglich machen; wenn er aber in seinen Ergänzungen für Manche etwas zu weitschweifig werden sollte, so wolle man es dem Enthusiasmus für diese Kunst zu gute halten, deren Leid und Leben der Herausgeber ihr gewidmet hat, und manche Thräne wird die Correkturblätter benetzen wenn er bei Lesung derselben den Gedanken nicht unterdrücken konnte, daß er nur dazu bestimmt war, von andern zu erzählen und das, was ihm zunächst liegt, umgehen zu müssen.

Digitized by Google

**№ 27.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Feier des Vierhundertjährigen Sekularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst. — Das Universum. — Der gerechte Richter. — Madame Uebermorgen.

## Die Feier des Vierhundertjährigen Sekularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst am 24sten Juni 1840.

### Vorwort.

Noch vor vierhundert Jahren lagen in den engen Mauern abgeschiedener Klöster, in den düsteren Stuben vereinsamter Schriftkundiger, in den beschränkten Hallen weltentfernter Schulen die Schöpfungen der größten Geister der Vor- und Mitwelt verschlossen; ein Menschenalter reichte oft nicht hin, ihren Fundort zu erspähen, ein Menschenleben vermochte kaum, ein einziges Schriftwerk abzuschreiben, und selten genügte die Ersparniß vieler Jahre zum Ankauf solcher Abschrift. Die Geisteskräfte der Menschen waren wieder erwacht, die göttliche Flamme in ihnen sprühte überallhin erleuchtende Funken, aber wie oft auch die Besten der Zeitgenossen sie zu sammeln, zu bewahren versuchten, auf daß sie zu weit erhellenden, nimmer erkaltenden Strahlen heranwachsen, Keinem wollte das Wagniß gelingen, das Licht des Geistes zu verkörpern und festzuhalten für alle Generationen.

An den Ufern unseres deutschen Rheines, zu Mainz, lebt ein deutscher Mann, edel von Geburt, noch mehr von Geist, den Wissenschaften ergeben, ein zweiter Prometheus, umsichtig und klug, alle Kraft seines Verstandes, alles Vermögen seines Lebens daran, solches Wagniß auszuführen.

**Johannes Guttenberg**, ein Zeitgenosse eines anderen Begründers deutschen Ruhmes, Albrecht Dürer's, ersann, löste die Kunst, die Schriftzüge in bewe glichen, beliebig zusammenfahrten, überall anwendlichen Formen nachzubilden, und so das Wort, die Sprache, den Ausdruck der Idee, die Verkörperung des Geistes in tausend und tausend feurigen Zungen reden, sich verbreiten zu lassen über alle Länder der Erde.

Der finstere Bann, der auf den Wissenschaften lastete, war gebrochen; die Ideen der Vorwelt entstiegen neubelebt den Gräbern der Jahrhunderte, die Blüthe des Geistes durchzuckten reinigend alle Reiche des alten Europa, und entzündeten fortzeugend die Flammen der neuen Kultur, aus deren Zusammenschlag alsbald, die Reste der Barbarei verzehrend, der Phönix der Civilisation siegreich sich emporschwang.

Mit dem Augenblicke, in welchem das erste Buch aus Johannes Guttenbergs kleiner Druckerwerkstätte hervorging, war der unerschütterliche Grundstein gelegt zu dem unermeßlichen Riesenbaue der Wissenschaft und Kunst, der seitdem die edelsten Genossen aller Zeiten und aller Weltheile in seinen mächtigen Hallen versammelt. Das Reich der geistigen Bildung war mit diesem Momente für immer fest begründet, das Band der Vereinigung aller Völker unlösbar geschlungen, und gleich der ewigen Sonne, wenn sie, das mächtige Chaos der Nebelfluthen durchbrechend, mit ihrem lebenerweckenden Strahlenglanze die Firnen der Hochalpen und die verborgsten Thalschluchten erleuchtet, verbreitete das der Druckerpresse entsteigende Buch, die Nacht des Unglaubens und der Unwissenheit zerstiebend, das Licht des Geistes nach allen Regionen.

Nicht in den Jahrhunderten vor uns brauchen wir zu forschen nach den Folgen dieser Erfindung, welche einen völligen Umschwung aller geistigen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse herbeigeführt hat; nur uns selbst dürfen wir fragen, was wir sind, wo wir stehen und wodurch wir dahin gekommen, um ihren allumfassenden Einfluß zu erkennen. Die intellectuelle, die sittliche Ausbildung ist es, der wir unser geistiges Leben, dessen Träger nur das physische ist, verdanken, und diese Ausbildung selbst, so wie die Möglichkeit ihres Erwerbes, verdanken wir nur dem Erfinder der Buchdruckerkunst. Das kleine Büchlein, in dem wir lesen lernen, verschafft uns den Talisman, der uns die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Wissens hebt, überliefert uns den Schlüssel, der uns die Mysterien der göttlichen Offenbarung erschließt, und wirft in unsere Seele den Lichtstrahl des Himmels, der uns ihre Unsterblichkeit und ihre Heimath in den Gefilden einer höheren unvergänglichen Welt ahnen läßt.

Wenn wir der Bildung und Aufklärung stolz uns rühmen, wenn wir die geistigen Früchte aller Jahrhunderte vor uns freudig genießen, wenn wir uns hingestellt fühlen auf die Höhe der Zeiten und Menschengeschichte und alle Anordnungen ihrer moralischen Entwickelung vor uns ausgebreitet sehen zu unserer Auswahl und Verfügung, wenn wir selbst mit schöpferischer Hand neue Werke des Wissens, der Kunst, der Industrie für die Zeitgenossen und die Nachkommen zu Tage fördern, wenn wir die Forschungen jenseits unserer Landesmarken, der fernsten Gegenden vernehmen, und unsere eigenen Reden und Schriften über Weltmeere getragen werden, wenn der Austausch der Ideen, der Kenntnisse, die Völker gegenseitig nähert, bildet, und so zu ewigem Frieden verbindet, wenn die Lehren der Religion, dieser Grundlage aller menschlichen Bildung, die Worte der Bibel, der ersten Schrift der Welt und des ersten Werkes der Buchdruckerkunst, auf den Fittichen des Himmelslichts und in den Urwäldern der neuen Welt segnenspendend wiederhallen, wenn wir entzückt die beseligsten Gesänge der Dichter, die glutdurchströmten Ergüsse der Heroen der Literatur in allen Sprachen der Erde hören, und Göttern gleich in den schönsten und heiligsten Genüssen der Seele, des Geistes und Herzens schwelgen — der Erfindung der Buchdruckerkunst, ihrem Schöpfer und ersten Meister Johannes Guttenberg gebührt dafür unser Dank!

Der Gedanke entflieht wie der Blitzstrahl des Himmels, das Wort verhallt im Hauche des Windes, aber gefesselt an den Buchstaben, beschwingt mit den Flügeln der Presse halten wir sie fest als kostbares Besitzthum, und lassen sie in tausendfacher Vervielfältigung, überall neuen Saamen des Geistes ausspendend, die ganze Erde durchfliegen.

Und so ist diese edle, erhabene Kunst, diese sorgsame Mutter

Digitized by Google

und Pflegerin aller Kultur, eines der herrlichsten Geschenke, ihr Erfinder einer der größten Wohlthäter der Menschheit. Mit Mühen, mit Mangel und Mißgunst kämpfend, wie so viele der Großen im Reiche des Geistes, mußte Johannes Guttenberg, ähnlich dem mythischen Prometheus, sein Leben genußlos dahin bringen, aber die Nachwelt läßt seinen Namen, sein Andenken im reichsten Glanze des Ruhmes, im schönsten Schmucke der Dankbarkeit unvergänglich leuchten. Möge sie auch ihm den besten Lohn, der einem für die große Sache der wahren Aufklärung und Bildung wirksamen Manne zu Theile werden kann, bewahren; möge sie seine Erfindung stets nur im Dienste der reinsten und edelsten Interessen der Menschheit, der bürgerlichen Gesellschaft gebrauchen, und dann keiner frevelhaften Entweihung, wie keiner knechtischen Herabwürdigung je Raum geben.

## I. Feier in Stuttgart.

Nicht leicht wird ein Fest in allen Theilen so gelungen genannt werden können als das, welches wir heute gefeiert haben. Selbst die kleinen Regenschauer und Windstöße dienten dazu, die heitere Laune und den Entschluß sich nicht irre machen zu lassen, an den Tag zu legen. Vorerst muß die große Liberalität der Regierung gerühmt werden, welche nicht nur keinerlei Hemmnisse in den Weg legte, sondern auch den Redoutensaal zum Festmahl bewilligte. Sodann ist es Pflicht, den Festausschuß, an dessen Spitze der Präsident der Kammer der Abgeordneten, Kanzler v. Wächter, stand, und die freundliche Beihülfe aller städtischen und Regierungsbehörden mit gebührendem Lobe zu erwähnen.

Am Vorabend, den 23. Juni, fand in dem königlichen neuen Reithause eine Aufführung des Oratoriums „Messias" von Händel statt, wobei die ersten Sänger der Hofbühne die Soloparthieen sangen. So groß die Menge der Zuhörer bei dieser Aufführung war, so war die Zahl derer, die auf der Weißenburg und in andern öffentlichen Gärten den Abend zubrachten, nicht minder groß. Von der Weißenburg herab tönten noch in später Nacht die Lieder der dort versammelten hiesigen und einiger schon eingetroffenen auswärtigen Sänger-Gesellschaften, und heute Morgen weckte uns die Reveille unserer Bürgerkorps, die feierliche Musik von den Thürmen. Die Straßen belebten sich; die Stuttgarter strömten zu den Thoren, um die vielen Verzierungen zu schauen und um erwarteten Freunden entgegen zu gehen, und die Fremden zogen in immer größeren Massen herein; bekränzte Wagen, eilende Gefährte und fröhliche Fußgänger füllten die Straßen. Die Thore, die Stiftskirche mit ihren beiden Thürmen, der Redoutensaal (in welchem das Festmahl stattfand), das Schulhaus, das Rathhaus, so wie die Privathäuser aller Straßen, durch welche der Zug ging, und die des Marktplatzes waren festlich geschmückt. Vorzüglich gut nahm sich die v. Cottasche Offizin aus. Die großen Säle waren mit Guirlanden und Blumenkränzen durchzogen, die Büsten von Schiller, Göthe, Wieland und Herder aufgestellt. Der Hauptzug der Menschenmenge ging zum Schulhause in der Eberhardsstraße und zum Tübinger Thore. Bei Koppenhöfer, in der Druckerei der Cottaschen Buchhandlung und in der Schule versammelten sich die zahlreichen Theilnehmer, die noch zahlreicheren Zuschauer aber vor diesen Lokalen und in den benachbarten Straßen. Die Theilnehmer erhielten ihre Hutschleifen nach den verschiedenen Abtheilungen, denen sie angehörten: rosenfarb (Sänger), hochroth Männer vom Fache), grün (die übrigen Arbeiter der Buchdruckereien, Buchbindereien und Buchhandlungen) hellblau (andere Theilnehmer), gelb (Festordner) und dunkelblau (Comité), auf allen die alte Presse, wie sie im Basrelief von Guttenbergs Denkmal in Mainz steht, abgedruckt. Eine Zahl Jungfrauen hatte die Gefälligkeit, in den verschiedenen Lokalen die Befestigung der Bänder an die Kopfbedeckung zu übernehmen. Mehr und mehr drängte sich die Menge der Anwesenden, und die Geschäftsführer konnten nur mit größter Anstrengung die Einordnung der Vielen leiten; doch bis zur bestimmten Stunde Morgens 9 Uhr hatten sie ihr Werk vollbracht, und der Zug setzte sich in Bewegung durch die Hauptstätter- und Eberhardsstraße, wo er beim Schulhause die bedeutende Verstärkung der dort Versammelten erhielt. Der Zug ging in folgender Ordnung: Voraus die Stuttgarter städtische Bürgergarde zu Pferd (Stadtreiter-Korps) mit Trompeter-Musik. Sodann erste Hauptabtheilung: Ein Musiker-Korps; die fremden Liederkränze, Sängergesellschaften und Deputationen mit ihren Fahnen, und zwar die von Bietigheim, Blaubeuren, Cannstatt, Darmsheim, Denkendorf, Eßlingen (2), Fellbach, Heidenheim, Heilbronn, Herrenberg, Kaltenwesten, Kirchheim, Ludwigsburg, Renningen, Stetten, Tübingen, Untertürkheim, Ulm, Vaihingen, Waiblingen, Wangen, Weinsberg ꝛc. und viele einzelne Sänger aus andern Orten. Zweite Hauptabtheilung: Ein Musik-Korps und dann die Kunstgenossen, voraus vier Träger mit Fahnen, vorstellend Mainz, Faust und Schöffer, Guttenberg, Straßburg; eine Quadriga (Wagen mit vier nebeneinander gespannten Pferden) Rappen, nach alter Art geschirrt, worauf eine alte Presse; hinter ihr sechs Fahnen, die Wappen der Städte, in welchen bei uns zuerst gedruckt wurde: Blaubeuren, Eßlingen, Stuttgart, Urach, Ulm, Tübingen; Träger mit den ältesten Drucken: ein Katholikon, das erste erweislichermaßen von Guttenberg selbst gedruckte Buch, die älteste in Würtemberg gedruckte Bibel und das erste erweislich in Stuttgart gedruckte Buch. Die große Hauptfahne der Stuttgarter Buchdruckergehülfen, auf welcher das Buchdruckerwappen auf blauem Sammt, getragen von drei Gehülfen; alle Vorgehenden, Gehülfen hiesiger Druckereien und Gießereien, in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, mit schwarzen Wämsern und Hosen, orange, roth oder Blau ausgeschlagen, mit schwarzem Barret mit Eichenlaub, Leibgürtel und Schuhen, alle mit langen Bärten. Hierauf die Mitglieder der Druckerei- und Schriftgießerei-Offizinen, zuerst die auswärtigen mit vielen Fahnen, dann die Stuttgarter, und zwar: die Laufjungen (mit dem Namensschilde jeder Offizin), die Packer, Radtreiber u. s. w., die Lehrlinge, die Gehülfen mit der Fahne jeder Offizin, und die Prinzipale. Es waren die Druckerei- und Schriftgießerei-Offizinen von Arnold, Autenrieth, Balz, Berge, Bibeldruckerei, Cotta, Elben, Erhard, Gaertner, Gmehling, Griesinger, Hallbeeger, Hasselbrink, Henne, Hering, Hoffmann, Kienzle, Kreuzer, Mäntler, Metzler, B. Müller, F. Müller, Mundee, Rieger, Schweizerbart, Steinkopf, Vogel u. Blum und Wachendorf. Es folgten die Buchbinder mit Musik, in derselben Ordnung; voraus viele Fremde aus allen Theilen des Landes mit vielen Fahnen, sodann die Stuttgarter mit zwei großen, geschmackvoll auf blauem und grünem Sammt gemalten Fahnen; die Gehülfen alle mit gleichen weißen Mützen; dann die Buchhändler in voriger Ordnung. Die Gehülfen wurden angeführt von sechs Marschällen in schwarzer Kleidung mit Degen und Claquehut; jedem zur Seite zwei Chapeaux d'honneur; die Marschälle repräsentirten, nach den Farben ihrer Schärpen, die sechs größten deutschen Bundesstaaten: voraus Würtemberg (roth und schwarz), dann Oestreich (gelb und schwarz), Preußen (weiß und schwarz), Bayern, (weiß und hellblau), Sachsen (weiß und grün), Hannover (roth und gelb). Die Papier- und Farbefabrikanten waren die nächsten im Zuge. Die folgenden Fahnen bezeichneten die neuesten Verbesserungen der Buchdrucker-Presse: Hagae, Erfinder der eisernen Pressen; Bauer und König, Erfinder der Schnellpressen. Eine zweite Quadriga mit Schimmeln und neuer Bespannung, auf derselben eine neue eiserne Presse, von unserem Mitbürger, Mechaniker Gros hier gebaut, rechts und links Träger der jetzigen Druckwerkzeuge, vier Träger mit Fahnen der gegenwärtig bedeutendsten Städte für Buchdruckerei und Buchhandel in Deutschland: Stuttgart, Leipzig, Frankfurt,

Digitized by Google

Berlin. Nach ihnen kamen neue Drucke, ausgezeichnet durch Inhalt, Druck oder Prachtband, dieser von den geschickten Meistern Closs, Hartmeck, Kofstetzky ꝛc. gefertigt, getragen auf Kissen und Pulten, von Buchbindergehülfen, unter ihnen: die Würtembergische Verfassung, die Werke von Schiller, Göthe, Herders Eid, die Jubelfest-Ausgaben des N. Testaments von Liesching und von Metzler; der Jubelfestdruck: Geschichte der Buchdruckerkunst in Ulm von Haßler, bei Stettin in Ulm; eine Fahne von sechs Schuh Länge, gebildet aus einem Exemplar einer amerikanischen Zeitung; und endlich endloses Papier aus der Fabrik von Schwarz in Göppingen auf Rollen. Den Schluß der Abtheilung des Gewerbes machte der große Frachtwagen des Frachtfahrers Mühlhauser von hier, achtspännig, Fuhrknecht, Pferde und Wagen festlich aufgeschmückt mit vier Fahnen von Würtemberg, Bayern, Preußen und Sachsen (durch welche Länder der Wagen fährt) und mit einer Menge von Inschriften versehen welche der Fuhrmann gedruckt ausstheilte. Eine derselben lautet:

„Herrn Gutenberg dank ich die Fracht
Die mich zum Musenfuhrmann macht.
Drum will ich auf sein Angedenken
An jedem guten Berg Eins trinken.
An diesem Reime merken die Sachsen,
Wo ich und meine Fracht gewachsen."

Der Wagen war von den Rößischen Wagenspannern in Sonntagstracht umgeben und fuhr gerade aus vom Zuge nach Leipzig mit neuen Büchern und Musenfuhrmann nach der Anderung bis Leipzig. Ein Musikkorps eröffnet die dritte Hauptabtheilung, in welcher alle übrigen Festtheilnehmer, welche keiner der beiden ersten Hauptabtheilungen angehörten. Wir sahen in derselben neben vielen andern achtbaren Männern aus allen Ständen: Viele Studenten der Landes-Universität Tübingen, doch zu unserem Bedauern nicht einen Einzigen der Lehrer der Hochschule. Dagegen waren anwesend sehr viele Lehrer und die Studirenden des land- und forstwirthschaftlichen Institute Hohenheim, voraus die große Institutsfahne, geziert mit den Emblemen der Landwirthschaft, sodann die Flaggen aller der Staaten, aus welchen in Hohenheim Studirende anwesend sind; Schüler des Gymnasiums, der Kunst- und der polytechnischen Schule, beide mit schönen Fahnen; Zöglinge mehrerer auswärtigen höhern Lehranstalten von Blaubeuren, Stetten, Maulbronn ꝛc.; höhere Beamte, eine große Zahl Geistlicher aller Glaubensbekenntnisse, Lehrer Schriftsteller, Gelehrte, Künstler; ihnen folgten der Stadtrath und Bürger-Ausschuß von Stuttgart; Gerichts-Beisitzer, städtische Beamte und endlich das Fest-Comité. Den würdigen Schluß des Festzuges machten die Stuttgarter Sängergesellschaften und das Stuttgarter Bürgerschützen-Korps. Der ganze Zug wurde angeführt und geleitet und die Ordnung aufrecht erhalten von hundert und fünfzig unserer Mitbürger, welche die Gefälligkeit hatten, das Ordnungsamt auf sich zu nehmen. Die Zahl der Theilnehmer am Zuge genau anzugeben ist uns nicht möglich; es waren 3000 Hutschleifen gedruckt worden; am Morgen des Tages aber meldeten sich so viele Theilnehmer, die sich früher nicht angekündigt hatten, daß bald alle Schleifen vergriffen waren und ganze Züge ohne solche aufzogen. Am Schlusse wurde dem Zuge die Freude zu Theil, Se. Majestät den König und seine hohe Familie auf dem Balkon des weißen Saales zu erblicken. Jubelnd begrüßten die Glieder des Zuges den geliebten Landesvater, unter dessen weiser, kräftiger Regierung Ackerbau und Gewerbe, Wissenschaften und Künste emporblühen, ehrerbietig sanken sich die Fahnen und ein donnerndes Lebehoch erfüllte die Luft. Die sechs Musikchöre hatten während des Zuges abwechselnd gespielt, und dazwischen die Liederkränze gesungen. Feierlich tönte dazu das Glockengeläute der vier Stadtpfarrkirchen. Ehe man sich der Kirche näherte, ward der Choral: Lobe den Herrn ꝛc. von Tausenden gesungen, und in stiller Haltung traten die Festtheilnehmer durch die einfach verzierte Pforte in die Kirche ein. Die Emporkirche war schon zuvor besetzt, und der weite untere Raum der Kirche wurde von den mit dem Zuge Eintretenden gefüllt. Vom Mittel der Kirche an bis in den Chor stand Fahne an Fahne dicht gedrängt. Das Bibelbuch und die neuen Testamente wurden auf dem Altare niedergelegt. Der 105. Psalm, komponirt von Kocher, gesungen von den sämmtlichen Gesang Vereinen, unter voller Instrumentalbegleitung, eröffnete den Gottesdienst, worauf das Lied: Nun danket alle Gott, von der Gemeinde, die zwei ersten Verse vor, der letzte nach der Predigt gesungen wurde. Die Predigt hielt Herr Hofprediger Ober-Consistorialrath Dr. v. Grüneisen.

Nach dem Gottesdienste begab sich die Versammlung in der frühern Ordnung auf den Markt. Hier war eine bedeckte Tribüne mit spitzen Giebeln, in gothischer Art gehalten, nach den Anordnungen des Hrn. Prof. Mauch, im Mittel erbaut. Fahnen und Kränze aus Tannenreis und Blumen verzierten die Tribüne, auf der hoch oben vier Flaggen mit den Würtembergischen Farben wehten. Rings herum führten Stufen hinauf. Die Tribüne selbst war noch verschlossen. Die sämmtlichen Theilnehmer des Festes reihten sich um die Tribüne, Tausende von Zuschauern hatten den übrigen Raum des Marktplatzes eingenommen. Die Sängerinnen standen auf den Stufen der Tribüne, die Sänger vor derselben. Eine Festbegrüßung, komponirt von Emilie Zumsteeg, fechsstimmig gesungen, begann den Akt. Hierauf bestieg Hr. Dr. Menzel die Rednerbühne und hielt die Festrede. Unmittelbar nach seinen letzten Worten fielen die Vorhänge, und die Tribüne auf der Festtribüne erschienen in voller Thätigkeit. Großer Freudenruf entstand, der lange anhielt. Eine alte deutsche Presse druckte ein Blatt in Mönchsschrift und in alter deutscher Mundart, eine Seite aus dem 119. Psalmen, Vers 129—136, der die lateinische Uebersetzung der Vulgata und eine neuere deutsche Uebersetzung beigegeben waren. Neben dieser Presse stand der Giesser, an welchem Buchstaben gegossen wurden; die Ueberbleibsel dieser beiden Werkstätten in alterthümlicher Tracht. Den Mittelpunkt nahm eine Schnellpresse von Bauer und König ein; sie stand kaum hundert Schritte entfernt vom Vaterhause des Erfinders, Andreas Bauer, der unter Stuttgarter Mitbürger ist. Auf ihr wurde zuerst eine kurze Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt. Indessen waren die Schriftsetzer, deren Werkstätte rechts und links der Schnellpresse aufgeschlagen war, emsig mit dem Satze von Dr. Menzels so eben gehaltener Rede beschäftigt, und sobald sie solche beendet hatten, wurde diese in die Schnellpresse genommen und nach wenigen Minuten schon in vielen Hunderten von Abdrücken verbreitet. Nächst der Schnellpresse stand eine neue eiserne Presse, auf welcher ein Gedicht von N. Müller (Drucker in der hiesigen Cotta'schen Offizin, bekannt durch seine lieblichen Gedichte, welche G. Schwab in die Lesewelt einführte) gedruckt wurde. Eine Farbreibmaschine neuer Bauart von Mechaniker Baisch lieferte Druckerfarbe. Die Buchbinderwerkstätte war auf der äußersten Rechten der Tribüne aufgeschlagen; sie verarbeitete fleißig, was die Pressen geliefert hatten, und sobald einiger Vorrath vorhanden war, setzten sich 24 Druckereijungen in Bewegung und vertheilten unter den Anwesenden auf dem Marktplatze und in den benachbarten Häusern das Gedruckte und neu gegossene Lettern als Festgabe zur Erinnerung an den heutigen Tag. Von der Tribüne herab flogen fortwährend Druckblätter von allen Farben und wurden begierig aufgefangen. Der Choral: Gott ist gegrenz, sein Herz ic., gesungen von sämmtlichen Sängern und Sängerinnen, beschloß die Feier des Vormittags. Die Versammlung löste sich auf, jedoch die Menschenmenge um sie noch eine halbe Stunde fortdarbietenden Werkstätten nahm nur langsam ab; und noch lange nachher traf man fröhliche Beschauer um die Tribüne und um die auf dem Schillerplatze aufgestellten Quadrigen. Um 2 Uhr begann das Festmahl im Redoutensaale. Die Fahnen waren rings an den Säulen aufgestellt. Würdige Haltung und heiterer Frohsinn belebte die Versammlung von mehr als 700 Theilnehmern. Mit allge-

Digitized by Google

meiner Begeisterung wurde der erste Sr. Maj. dem König geweihte vom Vorstande des Comité, Kanzler v. Wächter, ausgebrachte Trinkspruch begrüßt. Hierauf brachte Freiherr v. Cotta den zweiten für Johannes Guttenberg und seine Typen aus. Der dritte von J. F. Steinkopf galt Deutschland und der Presse! — Während die Männer vom Fache vorzugsweise am Festmahle Theilnahmen, speisten die meisten der Liederkränze in verschiedenen Gasthöfen. In anderen Lokalen waren Handarbeiter und Lehrlinge der Buchdruckereien rc. bei einem fröhlichen, für sie bereiteten Mahle versammelt. Schon um 3 Uhr zogen die Liederkränze unter Gesang in die Aller, und nach einer kleinen Stunde folgten alle übrigen Festtheilnehmer dahin. Musik und Gesang füllten hier den Abend, und die zahlreich aufgeschlagenen Wirthschaften hatten starken Zuspruch, denn es hatte sich außer den eigentlichen Festtheilnehmern noch eine außerordentliche Menge anderer Gäste hier eingefunden, und die Aller blieb bis zur Nacht belebt. Abends waren mehrere Bälle. Die glänzende Beleuchtung der Weißenburg und ihres Gartens zog eine große Menschenmenge dahin. Die Buchbinder hielten im römischen König, die Buchdrucker und Schriftgießer auf dem Museum Bälle, die eben so zahlreich besucht waren und dem jugendlichen Theile der Genossen heitere anständige Freude boten, während die Alten sich im traulichen Zirkel des schönen Tages freuten. Es erschienen Deputationen von verschiedenen Städten! Festgaben und Beglückwünschungs-Schreiben mit Jubeldenkschriften Drucken, Gedichten, Medaillen rc. kamen viele ein, unter Anderen von Frankfurt, Leipzig, Mainz, Zürich rc. Diese Geschenke wurden theils im Zuge mitgetragen, wie das schöne Festgeschenk von Mainz, ein Congreßdruck, der als Fahne unter den Erzeugnissen der neueren Kunst im Zuge sich auszeichnete; theils wurden sie auf dem Rathhause zur Beschauung ausgestellt, wie Faltensteins Geschichte der Buchdruckerkunst, von Leipzig eingesendet.

Für den zweiten Tag war eine Landpartie nach der Solitude angeordnet. Leider war dieselbe vom Wetter nicht begünstigt, doch zog eine unermeßliche Menschenmenge mit Musik, die Liederkränze mit ihren Fahnen rc. nach dem Bestimmungsorte, wo man sich den Tag über vergnügte und Abends der Fackelschein wieder nach der Stadt zog. — Die Einwohner aller Stände überhaupt wetteiferten, den Ehrentag eines Standes als den ihrigen anzusehen und mitzufeiern, sie machten daraus, was das Comité von Anfang an drabsichtigt hatte, ein allgemeines Volksfest. Sie schmückten freiwillig ihre Häuser mit Blüthen und Grün, mit Erzeugnissen ihres Gewerbesfleißes, mit Teppichen und bunten Tüchern, und zwar nicht blos die Reicheren: nein eben so freudig und eben so sinnig waren auch die kleinsten Häuser, an denen die Züge vorüberzogen, verziert, ohne alle Aufforderung, ja selbst ohne Bitten von Seite des Comité. Und Diejenigen, welche das Fest feierten, Familienväter wie junge Arbeiter, waren sich bewußt, was sie dem Zutrauen schuldig waren, das ihnen bewiesen werden, sie setzten eine Ehre darein, sich dessen würdig zu zeigen, und so gieng das Ganze so gut, durch gegenseitiges Zutrauen zwischen Obrigkeit und Bürger, zwischen Bürger und Mitbürger, daß noch lange Jahre daran mit Freuden gedacht werden wird.

## Das Universum.

Wenn die Flügel eines Seraphs auch mit der Schnelligkeit des Lichts Millionen Jahre hindurch den unermeßlichen Raum durchflögen, so würden sie doch nie an einem Ziele anlangen, wo sie sagen könnten: „Bis hieher und nicht weiter!“ Und wir haben allen Grund zu glauben, nach der Kenntniß, die wir bis jetzt von Gott und seinen Werken haben, daß während der ganzen Flugs durch die Unendlichkeit dem Seraph stets neue Scenen der Herrlichkeit und Pracht vor das Auge treten würden. Einen anderen Glauben hegen, diese dem Raume und der unendlichen Vollkommenheit Gottes Schranken setzen. Dieß unbegreifliche Wesen erfüllt das ganze Weltall mit seiner Allmacht, Weisheit und Güte, welche unbegränzt und allgegenwärtig sind; darum müssen wir uns auch für fest überzeugt halten, daß der Plan, nach welchem Gott das Weltall geschaffen, unbegreiflich und unendlich ist, wie er selbst ist für uns Sterbliche ein ewiges Räthsel. Fänden wir, daß der Plan, nach welchem das Universum geschaffen wurde, umschrieben und beschränkt sey, gleich jenem, nach welchen die alten Astronomen das Weltall entstehen ließen, welche sich das Firmament als eine feste Halbkugel dachten mit einer Unzahl brennender Kerzen, die sich mit jener um die Erde drehten, so würden wir uns den Schöpfer der Welt als ein beschränktes Wesen denken; wenn wir aber den ungeheuren Umfang der Planetensysteme betrachten und die Abstände, durch welche sie von einander getrennt sind, so sehen wir einen Plan und Ausführung, welche in vollkommener Harmonie stehen mit der Unendlichkeit des Wesens Gottes, seiner unbeschränkten Macht, seiner unwiderstehlichen Wirkung und Allgegenwart. Wo wir immer in dem ganzen Reich der Natur unser Augen hinwenden, und unsere Aufmerksamkeit auf ihre Systeme und Bewegungen richten, finden wir den Schöpfer überall seinem göttlichen Wesen entsprechend thätig, und niegends zeigt sich dieß auf eine überzeugendere Weise als bei der Größe und Herrlichkeit der Himmelskörper und der unermeßlichen Räume, von welchen sie umgeben sind. (The Sideral Heavens.)

## Der gerechte Richter.

Ein Franzose, welcher durch die Schweiz reiste, kam in einem Dörfchen, nahe bei L.... an. Er fragte nach einer Herberge, und man zeigte ihm den besten Gasthof im Orte; er begab sich dahin und nahm ein mäßiges Mahl ein. Als es zum Bezahlen kam, begehrte der Wirth 12 Franken. „Wie?“ rief der Reisende erstaunt, „12 Franken? Für diese Summe hätte ich ja eine herrliche Mahlzeit bei Borg oder Beauvilliers halten können.“ — „Ich kenne diese Herren nicht,“ versetzte der Wirth, „aber ich kann auch nicht einen Sou von der verlangten Summe ablassen.“ — Der Franzose schrie nun: „Wir? ist denn gar keine Gerechtigkeit hier zu Lande?“ — „Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiederte der Wirth mit heiterstem Gleichmuthe, „es ist allerdings eine Gerechtigkeit und auch ein Gericht hier im Orte.“ — „Nun, so will ich mich bei den Herren beklagen,“ entgegnete der Reisende und lief ins Gemeindehaus, wo er einige Zeit warten mußte. Endlich wird er ins Gerichtszimmer geführt, und — man denke sich sein Erstaunen — sein Wirth ist der Richter, dem er die Klage vortragen soll. — „Sind Sie es, mein Herr, der zu Klagen hat?“ so redete ihn der Wirthrichter oder Richterwirth an. — „Ja, mein Herr.“ — „Worüber haben Sie Beschwerden zu führen?“ — „Parbleu! Sie wissen es ja ohnedin, hier ist die Rechnungskarte, nun urtheilen Sie über sich selbst.“ — „Sie haben Recht,“ sagte der Mann. Der Richter verurtheilte den Wirth dazu, sich mit sechs Franken zu begnügen: Jedem sein Recht auf der Welt, sagt er.

## Madame Uebermorgen.

Beim Theater in Merseburg hat der Capellmeister Morgen die Dlle. Uiber geheirathet. Sie nennt sich nun Mad. Uiber-Morgen. Da beide sehr verschuldet waren, so gingen sie heimlich fort. Wenn die Gläubiger nun fragen: „wann werden wir unser Geld bekommen?“ so antworten die Spaßvögel: Uibermorgen.

Digitized by Google

# Die Feier des Vierhundertjährigen Sekularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst

am 24sten Juni 1840.

(Fortsetzung.)

## II. Feier in Karlsruhe.

Obgleich es längere Zeit im Zweifel stand, ob wir hier die Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Stande bringen würden, — obgleich mancherlei Beschränkungen der Ausdehnung der projektirten Festlichkeiten im Wege standen, erfreuten wir uns endlich doch einer Feier, welche die schönsten Eindrücke hervorbrachte und uns in der freundlichsten Erinnerung bleiben wird! Ein nicht gerade imposanter, aber schöner Festzug nach der Kirche eröffnete das bereits am Frühmorgen durch Choralmusik vom Rathhausthurme angekündigte Fest, dessen kirchlicher Theil wahrhaft erhebend zu nennen war. Von der Kirche bewegte sich der Zug unter passender, vom Balkon des Rathhauses ertönender Musik nach dem großen Saal desselben, wurde von einem schönen Männerchor empfangen und durch eine das Geschichtliche der Feier berührende Rede erfreut. Nach derselben war unter wechselnder Vokal- und Instrumentalmusik eine im Saale aufgestellte Presse mit ihrer Bedienung thätig, ein sogleich nach Vollendung ausgetheiltes Festgedicht zu vervielfältigen. Ein Festmahl von 200 Gedecken, bei welchem die ansändigste Heiterkeit die Gesinnungen der Theilnehmer durch passende Toaste, mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen, wie ausgebracht, erkennen ließ, fand in dem geschmückten Saale der Lesegesellschaft statt. Der Abend wurde in dem Garten der Eintracht zugebracht, und somit das Fest der so einflußreichen, wohlthätigen Erfindung geschlossen. Daß die freigebig vertheilten Gedichte glänzende Beweise von dem trefflichen Zustande unserer hiesigen Druckereien gegeben, mag unter anderm denkenswerthe Erwähnung finden. Dem Fest-Comité, welches uns mit unermüdlicher und umsichtiger Thätigkeit diese, eben so würdige, als gemüthliche Feier bereitete, mag der gebührende Dank hier aus vollem Herzen ausgesprochen werden. Daß bei diesem Anlasse ein Unterstützungsfond für geschäftsunfähige Buchdrucker begründet wurde, ist eine erfreuliche Erscheinung und wie man vernimmt, sollen die beiden Festreden, deren Erschinen allgemein gewünscht wird, zu Gunsten des genannten Fonds gedruckt werden. War unser Fest nicht so großartig, wie an andern Orten, so wurde doch — dieß hat sich deutlich ausgesprochen — die hohe Bedeutung desselben richtig erkannt, der Zweck vollkommen erreicht.

## III. Feier zu Frankfurt.

Am 23. Juni, als am Tage der Vorfeier, was Alles in der regsten Bewegung und freudigsten Erwartung. Während sich in den Bureaus der Festordnungskommission das Publikum drängte, um sich mit den nöthigen Eintrittskarten für den Circus und das Festmahl zu versehen, während Fremde aus der Nähe und Ferne zu Fuß und zu Wagen herbeiströmten, während zu ihrem Empfange überall fleißige Hände und dankbare Herzen sich regten, während auf dem Roßmarkt an den Tribunen und dem Monumente noch immer rüstig fortgearbeitet wurde, vergingen schnell die Stunden des Tages und gegen Abend wurde durch feierliches Glockengeläute und Abfeuern von Kanonen das Fest eingeführet. Im Theater gab man bei überfülltem Hause und festlicher Beleuchtung die Oper „Belisar" von Donizetti, welcher ein Prolog vorausging, von Dem. Lindner mit wahrer Würde und schöner Empfindung gesprochen. Durch die ersten Mitglieder der Bühne, die verschiedenen Stände darstellend, wurde die Büste Guttenbergs bekränzt und mit dem Lorbeer gekrönt. Die Aufführung der Festoper war eine ausgezeichnete. Nach Beendigung derselben verbrachte man in geselligen Kreisen die letzten Stunden des Tages.

An diesem Vorabende erschien auch das von den hiesigen Buchdruckern, Schriftgießern und Buchhändlern herausgegebene Gedenkbuch unserer vierten Säculatfeier, auf welches wir das Publikum aufmerksam machen müssen. Wer wird nicht wünschen, eine dieübende Erinnerung an diese hohe Feier zu bewahren und wo möchte sie sich besser darbieten, als in dem Gedenkbuche, welches Geistesblüthen einer großen Vergangenheit und einer strebenden Gegenwart in unserer Literatur in würdiger Zusammenstellung vereinigt. — Das Album umfaßt, ohne die später erscheinende und dazu gehörige Festbeschreibung auf 208 Seiten einen reichen und anziehenden Inhalt. Papier und Druck sind ausgezeichnet schön und machen der Offizin des Hrn. Benjamin Krebs die größte Ehre.

In der Frühe des Johannistages (24. Juni) waren tausend Herzen in ängstlicher Bewegung; denn der Himmel hatte sich umschleiert und es fiel ein ziemlich starker Regen. Bald aber blickte die Sonne wieder freundlich und tröstend durch das zerrissene Gewölk, um sechs Uhr floß von den beiden Hauptthürmen unserer Stadt ein feierlicher Choral von Blechinstrumenten und zwischen 8 und 9 Uhr versammelten sich die zum Festzuge Gehörigen auf den bezeichneten Plätzen. Mit dem neunten Glockenschlage setzte sich der aus mehreren Tausenden bestehende Zug unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen in Bewegung, zu beiden Seiten begleitet von Abtheilungen hiesiger Stadtwehr und nach der bereits bekannten, durch das Programm bezeichneten Ordnung. Alle Straßen und Häuser waren mit Zuschauern gezogen, von den Erkerfenstern bis zu den Giebeln hinauf. Obwohl der Andrang der Beschauer außerordentlich groß war, so fand doch der Zug keinerlei Störung und Hemmniß, sondern ging mit einer nicht genug zu rühmenden Regelmäßigkeit und Präcision von Statten, welche den trefflichen Anordnungen des Comité, wie dem Ordnungssinne unserer Population alle Ehre macht. Da kamen sie gezogen unter Sang und Klang, mit flatternden Fahnen und mit Blumen und Kränzen geschmückt, sie Alle, die sich der Segnungen jener großen Erfindung zu erfreuen haben, — zuerst die Jugend, bestehend aus den obern Klassen aller hiesigen Schulen und Privatlehranstalten, dann die Repräsentanten aller öffentlichen Anstalten und Behörden, Vereine und Gesellschaften, der Künstler und Gelehrten, der bewaffneten Macht, des größern Festcomité, — weiter sämmtliche Druckereis- und Schriftgießereibesitzer und Buchhändler mit ihren Gehülfen und Lehrlingen und endlich die Abgeordneten von sämmtlichen Zünften und Innungen. Ihnen allen hat das Licht der Erfindung des Mainzer Patriziers geleuchtet. Den Kindern hat es zur freudigen Erschließung der ersten Geistesknospen und ihren Lehrern zur höhern Ansicht von Menschenerziehung verholfen; Künsten und Wissenschaften hat es weite Bahnen des Strebens und gemeinnützigen Bestrebungen neue Felder eröffnet; den Gewerbetreibenden hat es mächtig weiter gefördert und von den Fesseln des Mechanismus befreit, jeden Stand, jedes Alter hat es umfaßt, und, wie es in unserem Festlathm heißt:

„Weites Schriftverbreiten
Muß den Geist erreiten,
Der sich Bahn zum Höchsten bricht."

Bei dem Festzuge waren es besonders die Zünfte und Innungen, welche sich namentlich durch ihre Fahnen und Embleme auszeichneten.

Digitized by Google

Auf dem Roßmarkt und in den Schranken des Reitcirkus angelangt, wurde der Zug mit Musik begrüßt, worauf die verschiedenen Abtheilungen deß.selben ihre Plätze einnahmen, unmringt von Tausenden von Zuschauern. Hoch und hehr strahlte das festliche Kunstmenument, in den Heldengestalten von Guttenberg, Fust und Schöffer, dem Lichte entgegendrückend und der Welt ihre segenbringende Erfindung verkündend. Auf dem Piedestal sahe man Wissenschaften und Künste allegorisch dargestellt. Hr. Dr. theol. Pfarrer Friederich hielt die, der großen Zoee des Festes und insbesondere dem Andenken von berühmten und ausgezeichneten Frankfurtern gewidmete Rede. Nach derselben setzte sich unter einem Trompetenstuch die Preßfreiheit in Bewegung. Man sah Schriftgießer, Buchdrucker und Buchbinder in voller Thätigkeit und ein enthusiastischer Jubel durchdrönte den Cyrcus und die weiten Räume des Platzes. Musik, Gesang und die Ausführung des herrlichen Te Deums von Neukomm beschlossen eine Festlichkeit, deren Erinnerung stets in uns fortleben wird. Des Nachmittags fanden in verschiedenen Sälen der Stadt und auf der Mainluft unter grünen Bäumen Festmahlzeiten statt, an letzterem Orte das vom Comité angeordnete Hauptfestmahl, an welchem Mitglieder der ersten Staatsbehörden und Repräsentanten aller Stände Theil nahmen, gegen 600 Personen, für welche ein wohlbesetztes Mahl serviert wurde. Dasselbe war vom Geiste der Humanität und der Heiterkeit belebt und kräftige Toaste waren die Würze der Tafel. Nach Beendigung desselben schloß sich ein Festabend bei glänzend erleuchtetem Gartenlokale an, zu welchem auch Damen zugelassen wurden. Zu gleicher Zeit wurde das Guttenbergmonument auf dem Roßmarkt festlich erleuchtet. Die Factoren, Gießer, Setzer und Druckereigehülfen feierten theerleits diesen denkwürdigen Tag in dem schön decorirten Saale des Hrn. Fay durch ein Festmahl und darauf folgenden Ball. Bis spät in die Nacht wogten Freude und Jubel durch alle Straßen und Plätze unserer Stadt. Kein Mißton störte die schöne Harmonie eines Tages, dessen Begehung unserer Stadt zur Ehre und uns zur höchsten Freude gereicht.

Damit das aus Gyps geformte momentane Denkmal, an welchem man nicht vorüber gehen kann, ohne es mit Ehrfurcht zu betrachten, und dem herrlichen Meister seine Bewunderung zu zollen, — damit es ein bleibendes werde, wurde im Laufe des Banquets eine Subscription eröffnet, ein in demselben Style in Stein aufzuführen, und es sind zu diesem Zwecke bereits bedeutende Summen unterzeichnet.

## IV. Feier zu Mainz.

Wir hatten schon am Vorabend den 23. Juni einen Festtag. Die Fahnen wehten bereits von allen Stadtthürmen; Musik durchzog die Straßen mit den festlich eingeholten Fremden; Wagen durchkreuzten sich in allen Gassen; der Guttenbergsplatz, der Zusammenfluß aller derer, welche etwas sehen oder hören wollten, war schon seit dem frühesten Morgen so mit Menschen angefüllt, die die noch nicht ganz vollendeten Vorbereitungen zu dem Feste beschauten, daß man Mühe hatte, sich über denselben durchzudrängen. — Die Mitglieder der hiesigen Liedertafel, die es sich zur steten Aufgabe machten, den Empfang auswärtiger, unsere Festlichkeit beehrender Gäste mit jener herzlichkeit und mit dem regen Eifer zu besorgen, welche Urbanität und Sitte erfordern, waren diesmal, unterstützt von den Besitzern von Equipagen, im Stande, den hier zu Wasser oder auf der Eisenbahn eintreffenden Damen elegante Wagen anzubieten und sie so auf die artigste Weise in die Stadt einzuführen, deren Fest zu verherrlichen sie gekommen waren. Unter dem Donner der Geschütze, dem Klange türkischer Musik und der Begrüßung einer zahlreichen Bevölkerung trafen die mit dem Binger Lokalboote, die mit dem Mannheimer und Koblenzer Boote und die mit den Eisenbahnzügen von Wiesbaden und Frankfurt angekommenen mitwirkenden Herren und Damen hier ein. Besonders zahlreich kamen die Mannheimer und Hanauer. Wir wurden auch von der Landes-Universität Gießen mit einer Deputation beglückt, deren Mitglieder, die berühmten Professoren Geheimerath Ritter von Löhr und Professor Umpfenbach, zwei geborne Mainzer, zu den Coriphaen der gelehrten Welt gehören. — Die Theatervorstellung begann mit einem Prolog, der die Feier des Tages behandelte, worauf „Albrecht Dürer in Benedig" gegeben wurde. Die Vorstellung endete mit einem Epileg, der sich gleichfalls auf die Feier bezog.

Um 10 Uhr ging der Fackelzug aus dem ersten Druckerhause zum Jungen aus; wir haben hier schon viele Fackelzüge gesehen, aber einen so zahlreichen nie. 4 bis 500 Fackeln, 2 türkische Musiken und eine Bevölkerung von vielleicht 40,000 Menschen bewegten sich durch die Hauptstraßen nach dem Guttenbergsplatze. Auf dem Wege dahin wurden vor allen Druckerhäusern und den Stammhäusern Guttenbergs, vor den Hotel's des Hrn. Vicegouverneurs, des Hrn. Festungskommandanten und des Hrn. Regierungs-Präsidenten Vivats gebracht. — Das Fiat lux hielt uns alle bis spät in die Nacht munter; wer das Unmögliche erwartete, wurde nicht davon befriedigt, wer billig war, der gestand zu, daß der Effekt des dreimal in verschiedenen Farben aufstrebenden Lichtes großartig war und auf mehrere Stunden weit sichtbar seyn mußte. Der Geschützdonner der auf dem Rheine fahrenden Schiffe und die Tausende versammelter fröhlicher Menschen gaben der Mitternacht-Scene ein Leben, wie man es nur selten sieht. — Viele blieben versammelt bis es lichter Tag war und sahen freudig der großen Feier entgegen.

Am frühen Morgen des 24. Juni, als die Geschütze donnerten, alle Glocken läuteten und eine andächtige Hörner-Harmonie von dem hohen Dome herab den Anfang des Jubeltages verkündete und dabei dicke Tropfen auf die zahlreich versammelte Menge frömten, da den Markt und Guttenbergsplatz bedeckte, erfüllten diese Beförgnisse manche Brust. Sollte der Himmel uns diesmal ungnädig seyn, sollte er uns alles Vergängliche der menschlichen Freuden fühlen lassen? Die Anstalten zum Festzuge waren beendet, zu Wasser und zu Land kamen noch zahlreiche Gäste; alle wollten sich mit uns freuen, und so manche trübe Wolke zog an uns vorüber! — Unterdessen klärte sich gegen 8 Uhr das Wetter auf, der Zug setzte sich von dem Geburtshause Guttenbergs, dem Stammhause der Gensfleische, in Bewegung, mit seinen Musiken, mit seinen Fahnen und Emblemen, mit seiner schön verzierten Druckerpresse, mit den Deputirten von mehr als fünfzig Städten und Städtchen, von Universitäten und Vereinen, von Gewerben und Zünften, mit unsern Gerichts- und Civilbehörden und Vorständen, alle schön geordnet in Reihen, voran die Jugend mit ihren Lehrern. So schritt er vor zwischen festlich verzierten Gebäuden zu der Cathedrale, wo unser hoher Clerus mit dem Herrn Bischof ihn empfing und der Feier am Altare die heilige Weihe ertheilte. Unterdessen füllte sich der Guttenbergsplatz mit einer zahllosen Menge, das Schaugerüste, der Balkon am Theater, alle den Platz fren und nah umgebende Häuser, selbst die Thürme waren mit Personen bedeckt, die der Dinge harrten, die kommen sollten; endlich hörte man die Salven, die Musik erklang, die Glocken läuteten, die Festordner mit ihren weiß und und rothen Schärpen traten durch den Triumphbogen ein, und ihnen folgten die Männer, die von nah und fern gekommen waren, der neu erwachten Intelligenz ihren Tribut zu bringen. Bis jetzt hatte der Himmel sich gnädig gezeigt, die Fest-Cantate von Neukomm, der selbst hier eingetroffen war, um sie zu leiten, wurde von mehr als 1000 Sängern und Musikern aufgeführt, als ein Anfangs unbedeutender Regen in Strömen zu fallen begann und den zuvor so belebten Platz in einem Momente in ein verlaßbares Dach von Regenschirmen umänderte; der Gesang wurde augenblicklich unterbrochen, endlich ließ der Regen etwas nach, die Cantate begann von Neuem, allein nun wurde es noch ärger, Jeder flüchtete ein Sauve qui peut, dennoch blieben dennoch

Digitized by Google

Alle fest auf der Stelle, selbst die 24 Mädchen in weißen Kleidern, die die Kränze für das Monument emporhielten, blieben.

Doch jetzt klärte sich das Wetter wieder etwas auf, mancher schöne Hut, manche Haube hatte gelitten, aber alles war schon vergessen, des Festes wegen. Nun bestieg der Hr. Bürgermeister die Rednerbühne, um die Festrede zu halten; er machte sie kurz, gewiß kürzer, als er gedacht hatte, denn er sah die drohenden Wolken gegen ihn heranziehen; indessen in dem Momente, wo er, zu dem Standbilde sich wendend, Guttenberg ein Lebehoch brachte, brach ein milder Sonnenstrahl durch die trübe Umhüllung, und beleuchtete den berühmten Erfinder sowohl, als die ihn umgebenden Tausende; „Es ward Licht." — Jetzt umkränzten die jungen Damen das Monument, die Cantate begann von Neuem, der Geschützdonner spielte den Baß, aber nun kam auch der Regen wieder und machte der schönen Feier ein Ende. Um 1 Uhr nahm das Bankett im Hofe zum Gutenberg seinen Anfang, es zählte nur ohngefähr 160 Gäste, obgleich 250 bis 300 Theil daran nehmen konnten, es soll ein Versehen dabei vorgegangen seyn; die Gesellschaft war, wie wir vernehmen, sehr munter, und die Toaste, worunter der erste Sr. königl. Hoheit unserm allverehrten Großherzoge dargebracht, allgemeinen Enthusiasmus erregte, dem Feste entsprechend.

Das Musikfest, das die Mainzer Liedertafel, in Verbindung mit 40 bis 50 Gesang- und Musikvereinen in der festlich gezierten Fruchthalle gab, erfreute sich einer Anzahl von 3 bis 4000 Zuhörern; über 1000 Musiker und Sänger nahmen daran Theil, und die Soli's wurden von Madame Pischek und den Herren Staudigl und Haitzinger vollführt. Kaum war das Musikfest zu Ende, so nahm die Beleuchtung ihren Anfang, der ganze Gutenbergsplatz war in ein Feuermeer verwandelt, schöne Transparente, Allegorien und geschichtliche Scenen aus dem Leben Guttenberg's, Fust's und Schöffer's vorstellend, von unsern Malern Nik., Müller, Lindenschmitt und Hämmerlein ausgeführt, umgaben den ganzen Platz, in dessen Hintergrunde ein zahlreiches Musikkorps spielte; die Anzahl der Beschauer, die sich hier zusammendrängte, überstieg allen Begriff, Manche waren in Gefahr, erdrückt zu werden, und auch einige Taschen wurden geleert. Die den Platz umgebenden Gebäude, die Ludwigs- und Schusterstraße, der Markt, die Stadthausstraße und große Bleiche reihten sich dieser Beleuchtung würdig an, nur wenige Gebäude machten eine Ausnahme; manche derselben waren wegen ihrer schönen Beleuchtung besonders bemerkenswerth; die Buchhandlung der Herren Kirchheim, Schott und Thielmann, mit einem großen Transparente, Gutenberg, Frauenlob und Walbeden vorstellend; das Haus zum Gensfleisch, das Stadthaus, das Haus zum Gutenberg und das Schukan'sche Haus zeichneten sich sehr vortheilhaft aus. — Zahlreiche Reihen munterer Sänger durchzogen bis zum Morgen die Straßen und gaben ihre Freude durch Gesänge zu erkennen. — Möge der schöne Tag einen freudigen und fruchtbringenden Eindruck in der Brust der Theilnehmer zurücklassen!

## Milianah.

das, nach den neuesten Berichten, von dem französischen Heere unter Marschall Valée besetzt worden ist, war das Manlana der Römer. Es war damals eine blühende Stadt, die durch ihre schöne Lage und Fruchtbarkeit der Gegend eine Menge römische Familien bewog, sich dort anzusiedeln. Der Sohn des Pompejus starb dort, und soll auch daselbst begraben seyn. In Milianah selbst, so wie in der Umgegend, namentlich im Umfang des Chelif, stößt man noch überall auf Trümmer römischer Herrlichkeit. Jetzt ist Milianah nur ein ärmlicher Flecken, aber noch immer wichtig durch seine Lage, als Schlüssel zum Innern des Landes und zu den reichen Ebenen und fruchtbaren Thälern, die zwischen dem Chelif und Mazagran liegen, so wie endlich als der höchste Punkt der Gebirgskette, welche die Ebene von Medidjah nach ihrem Ausgang hin beschützt. In den letzten Jahren hatte Abd-el-Kader in Milanah eine Art Arsenal errichtet, wo die Gefangenen, unter Leitung von Deserteurs beschäftigt werden; auch betrieb er dort die Organisation seiner regulären Truppen.

## Moritz Rugendas.

— Augsburg. Von unserem Landsmann und berühmten Reisenden, Herrn Moriz Rugendas sind wieder erfreuliche Nachrichten bei seiner Familie eingetroffen. Er befindet sich wohl, und schrieb unterm 9. März aus Valparaiso, daß er nun Chili verlassen werde. Die schnellsegelnde prächtige englische Fregatte „Calliope" wird ihn aufnehmen und er ist Willens, noch alle Hauptpläze Südamerika's bis Panama zu besuchen. „Diese Tour durch den stillen Ocean nach dem Archipel, den Sandwich-, Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln (schreibt er) gehört zu den angenehmsten, und ich hoffe, solche in zehn Monaten zu beendigen; dann hätte ich auf dieser Seite unseres Erdballs die Runde gemacht und gedenke nun, nach einer Abwesenheit von vollen zehn Jahren meine Rückreise nach Europa im Jahre 1841 anzutreten."

## Fanny Elsler in Amerika.

Die Abgötterei, welche die freien Söhne der neuen Welt mit der Tänzerin Fanny Elsler treiben, streift an das Gebiet des kolossalsten Unsinns an. Eine Zeitung von Newyork versichert, die ganze Stadt sey durch diesen tausendgestaltigen Zaubergeist liebestoll geworden, so daß selbst ein Quäker — ja, ein Quäker! dem Direktor des Parktheaters so viel Gold, als er nur verlangen würde, für einen — Panteoffel von Fanny anbot; der Direktor wies ihn an ihr Kammermädchen. Auf jedem Schritt und Tritt wird Fanny von Andetern verfolgt; der Herausgeber des Morning-Herald läßt ihr sogar seinen Berichterstatter zur Seite gehen, und gibt tägliche Bulletins über das Thun und Lassen der Göttin, die im American Hotel, zweiten Stock Nro. 6, logirt, über ihre Audienzen, Levers, Spazierfahrten u. s. w. heraus. Auch beschreibt jenes Blatt einen Besuch, den die Tänzerin auf dem Kriegsschiffe North-Carolina abstattete, wo Kapitän Gallaghan Ihre kunstlustlerische Majestät in voller Uniform auf dem Verdeck empfing, und wo sie mit der Behendigkeit einer Gagele herumkletterte. Der galante Kapitän erbot sich, sie seiner Zeit auf seinem Schiff nach Frankreich zurückzuführen, und die Zuschauer waren so von ihr bezaubert, daß sie äußerten: sie gehen zu sehen, sey allein schon zehn Dollars werth! Fanny Elsler wird in dem Benefize eines verarmten Schauspielers umsonst tanzen — was, als ein unerhörter Fall bei den gewinnsüchtigen Amerikanern — ihr sehr hoch angerechnet wird.

## Verbrechen aus Ehrsucht.

Zu Paris hat sich am 19. Juni ein schrecklicher Vorfall ereignet. Hr. C....., an der Spitze eines sehr angesehenen Handlungshauses, war bankrott geworden und sah sich genöthigt, die Stelle eines Commis anzunehmen. Seine Gattin hatte ihm zum Vater von vier Kindern gemacht, und ihr Herz blutete, denselben nicht die glänzende Erziehung geben zu können, welche sie selbst genossen hatte. Sie wandte sich deßhalb an ihren Vater, der in besseren Verhältnissen war, ihn ersuchend, wenigstens ihre 15jährige Tochter in einem Pensionate unterzubringen; allein dieser schlug ihre Bitten ab, weil er es für unzweckmäßig hielt, Kindern, denen die Eltern kein Vermögen hinterlassen können, eine mehr als einfache Erziehung geben, und namentlich die Tochter auf hohem Fuße erziehen zu lassen, während die drei Brüder derselben, Knaben von 12 bis 15 Jahren, nur einfache Handwerker werden könnten. Durch diese bestimmte Abweisung ihres Vaters wurde der Stolz der Mutter verwundet; sie konnte die Richtigkeit derselben nicht begreifen, und als am 19. Abends ihr Mann

Digitized by Google

abwesend war, schickte sie ihre vier Kinder schlafen, schrieb mehrere Briefe, schlich sich in das gemeinschaftliche Schlafzimmer, verschloß die Thüre, zündete einige Kohlenpfannen an und erstickte sich und die vier armen Geschöpfe, welche sie einst unter ihrem Herzen getragen hatte. Der unglückliche Gatte kam erst am anderen Morgen nach Haus und fand — ein schrecklicher Anblick — nur noch fünf Leichname. Die hinterlassenen Briefe seiner Gattin fand sie rührend geschrieben und erklären umständlich die oben angedeutenen Beweggründe ihrer schrecklichen That.

## Anekdoten.

Der Pastor eines Dorfes war mit dem etwas hartherzigen, reichen Wirthe desselben zerfallen. Eines Sonntags hob er, um ihm eine verständliche Lehre zu geben, in der Predigt die Tugenden der Nächstenliebe besonders hervor, und wies dabei auf die Speisung der Armen durch Christus hin. Ueber im Eifer versprach er sich, und rief: „Ja, also hat der Heiland mit zehntausend Broden fünf Menschen gespeist, was sagt Ihr dazu, meine Lieben?“ — „Das kann ich auch, Herr Pastor“ — erwiederte Laut und trocken der Wirth von seinem Kirchstuhle dem Eiferer auf der Kanzel, und das Gelächter der andächtigen Gemeine schloß die Predigt. Am nächsten Sonntage wollte der Pfarrer den verkauten Wirth zur Strafe noch schärfer auf's Korn nehmen; er wählte den nemlichen Text, redete mit noch größerer Salbung, und wendete sich zuletzt mit den Worten an den Wirth: „So also hat der Herr aus Barmherzigkeit mit fünf Broden zehntausend Hungrige gesättigt, kann Er das auch?“ — „Mit Dem, was vom vorigen Sonntag übrig geblieben ist, allerdings, Euer Ehrwürden,“ erwiederte dieser.

### Fleischer-Correspondenz.

Ein Schlachterjunge schrieb an seinen Vater: „Ich melde Ihnen, daß ich untergekommen bin. In einem Monat sind es sechs Wochen, seitdem ich mich zum Schlachterburschen erboden habe. Mein Meister ist zufrieden mit mir. Er hat mich schon dreimal todstechen lassen, und wenn ich mich gut halte, so wird er mich auch bald schlachten lassen.“

In einem sächsischen Intelligenzblatt liest man folgende Anzeige: „Vorgestern ist ein Pferd entlaufen und hat die Deichsel mitgenommen; wem diese in's Gesicht gekommen, beliebe sie abzugeben an H. K. alltäglicher Lohnwagenvermiether.“

Ein Leipziger Journal besingt eine gastirende Schauspielerin vom Berliner Theater wie folgt:

„Der Schöpfung größtes Meisterwerk,
Du bist es, theure Hulda Ert.“

### Die Jordan-Pilger.

Am Ostermontage badeten sich 4000 Pilger in den heiligen Fluthen des Jordan. Eine Schaar von den Truppen des Pascha diente ihnen zur Bedeckung. Da kamen die Beduinen, bemächtigten sich des Zeltes des Befehlhabers, und stahlen einen großen Theil des Kochgeschirres. Letzterer Verlust ward jedoch erst bemerkt, als man das Mittagsessen kochen wollte, und so waren denn die Jordan-Badenden gezwungen, die Ostertage wider ihren Willen zu Fasttagen zu machen.

## Napoleons Aschenlied.

Von M. G. Saphir.

(B. Landois.)

Es liegt im Meere da
Die Insel Corsika,
Es heigt so riesengroß
Ein Berg aus ihrem Schooß,
Der Feuerströme speit
Und Flammen schleudert weit,
Doch wenn er endlich ruht,
So bleibt von aller Gluth
Ein Aschen! Ein Aschen!

Es liegt im Meere da
Die Insel Corsika,
Es stieg gar riesengroß
Ein Mann aus ihrem Schooß,
Der Feuer hat gespeit
Auf Länder weit und breit;
Doch da der Mann jetzt ruht,
Was blieb von seiner Gluth?
Ein Aschen! Ein Aschen!

Es liegt im Meere da
Die Insel Helena,
Ein kleines Stückchen Land,
Verzaubert und verbrannt,
Darauf ein kleines Mahl
Dem kleinen Korporal,
Und in dem kleinsten Raum
Da liegt vom größten Traum
Ein Aschen! Ein Aschen!

Da liegt im kleinen Grab
Panier und Feldherrnstab,
Und Konsulat und Kron',
Und Dioden und Tyron,
Und Ehrgeiz, Glück und Ruhm,
Und Weltbeherrscherthum,
Am kleinen Grabesberg
Da liegt vom Feuerwerk
Die Aschen! Die Aschen!

Der Tod hat ihn verklärt,
Das Unglück ihn bewährt,
Und Bosheit, Feindschaft, Haß,
Und Neid ohn' Unterlaß,
Verläumdung, Gift und Gall',
Verstummt sind sie nun all',
Der Haß ist ausgebrannt,
Und gibt uns d'rauf zum Pfand
Ein Aschen! Ein Aschen!

Am schönen Seinestrand
Wo einst sein Licht gebrannt,
Da lodern Feuer viel
Ohn' End' und ohne Ziel,
Ein jeder bläst hinein,
Die „Freiheitslgut“ soll's seyn,
Doch, wenn nach Haus man kehrt,
So liegt auf jedem Herd
Nur Aschen! Nur Aschen!

Jetzt wird in Frankreich schwer
Ein Revner populär,
Da kam ein kluger Mann,
Der fing das pfiffig an,
Rief: „Ich bin populär,
O kommt und schauet her,
Und wenn ihr mir's nicht glaubt,
So streu' ich euch auf's Haupt
Ein Aschen! Ein Aschen!“

Da sitzt der Aschenmann,
Den Kammern obenan,
Und spricht, wie er im Land
Gelöscht den großen Brand,
Wie nun im ganzen Haus
Kein Feuer mehr kömmt aus,
Und wer ihm widerspricht,
Dem bläst er in's Gesicht
Ein Aschen! Ein Aschen!

Und kommt dann Eber's Meer
Das Bischen Asche her,
So soll am place Vendôme,
Im Invalidendom,
Im Dom der Madelaine
Das Bischen Asche steh'n,
Denn in der Gruft des Königs
Da fürchtet man vom Phönix
Die Aschen! Die Aschen!

Digitized by Google

**Nro. 28.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Vision — Die aufmerksame Frau. — Pot-Pourri. — Mariniete Tutti-Frutti von M. G. Saphir.

## Eine Vision.

In einer der arbeitsamsten Straßen der Vorstadt St. Marceau, die von einem großen Theil der Bevölkerung von Paris gar nicht gekannt ist, wo sich der Fashionable niemals zeigt, und nach welcher der Lion und die Lione (Löwe und Löwin, wie man die Anführer der Fashionables nennt) den Weg gar nicht kennen, lebt einer der Ueberbleibsel unserer alten Armee, der über seine Thüre folgende Inschrift, in welcher sein Name dreimal mit verschiedenen Beiſätzen glänzt, geschrieben hat: Maréchal, exmaréchal de Logis, maréchal ferrant, artiste veterinaire, (d. h. Marschal, Ex-Wachtmeister, Huf-Schmidt, und Thierarzt.)

Dieser wackere Mann, der Sonntags an seinem Rock von Eibeuf mit rechtmäßigem Stolze das Kreuz der Ehrenlegion trägt, war dem Kaiser beinahe in allen seinen Feldzügen gefolgt; von Arcole zu den Pyramiden, von Heliopolis nach Jena, dann nach Moskau, nach Champaubert und endlich nach Waterloo. Marschal glaubt sich stets unter den Augen des Kaisers den Säbel und die Zügel seines Pferdes in der Hand zu befinden. In den Abendstunden, umgeben von den Fuhrleuten und Kutschern, deren Pferde er beschlägt und behandelt, rühmt er sich gerne, daß er von dem großen Mann persönlich gekannt gewesen sey, und sagt, indem er auf seinen Namen anspielt, was eine von seinen Schwachheiten ist, seit beinahe zwanzig Jahren zu seinen stets wechselnden Zuhörern: „Sehr, der Kaiser hat mich sehr oft beim Ohr genommen; er lächelte so oft er mich sah, denn er hatte mein Gesicht gerne, und ich bin einer von den Leuten, an die er am meisten dachte. Wenn er einen Marschal empfing, oder einem Marschal einen Befehl ertheilte, jedesmal dachte er dabei an mich, selbst unwillkührlich .... wegen meines Namens .... er hat es mir gesagt."

Marschal hat eine hübsche Tochter von zwanzig, und einen Neffen von vierundzwanzig Jahren. Die Erstere besorgt seinen bescheidenen Haushalt, der Letztere arbeitet am Ambos und beschlägt die Pferde, die sein Oheim in der Behandlung hat, und deren Anzahl immer hinlänglich groß ist, um den Stall des geschickten Veterinairs voll zu machen. Die Pension der Ehrenlegion, ein ärmlicher Gnadengehalt, und der Ertrag fortwährender Arbeit haben das Hauswesen Marschals in einen Zustand gesetzt, der beinahe an Reichthum gränzt; glücklich würde er seyn, hätte ihm nicht der Tod die drei Gegenstände seiner innigsten Neigungen geraubt: zuerst den Kaiser, dann den Jacques Leroux, seinen Waffengefährten, mit dem er stets in der Kaserne in einem Bett und im Bivouacq auf einem Bund Stroh gelegen hatte: und endlich seine Frau, an die er fortwährend durch seine Tochter erinnert wurde, ohne Trost darin zu finden.

Gestern um Mitternacht war die Werkstätte Marschals geschlossen, die Pferde schliefen auf ihrer Streu, und er selbst hatte sich schon lange zu Bette gelegt, als Antoine sein Neffe, der im Stall schläft, eine zarte Hand an seiner Seite fühlte; er erwacht plötzlich und richtet sich in seinem Bett auf. Da erblickt er seine Base Marie, die eine Lampe in der Hand hält, und ihm Stillschweigen anbefiehlt, indem sie ihn zugleich auf einen Gegenstand, der sich am andern Ende des Stalles bewegt, aufmerksam macht.

„Still, still," flüsterte sie ihm zu, „blick hin, es ist mein Vater .... er sieht uns nicht, denn er schläft...."

„Hat er jenen Anfall wieder?" sagte Antoine indem er sich die Augen reibt.

Der Greis schlief jenen Schlaf der Nachtwandler, der dem Körper die Fähigkeit zu handeln läßt, und ein besonderes Gesicht verleiht, dem sich zu widersetzen man für gefährlich hält. Er trug eine vollständige Dragoner-Uniform, sein Säbel schleift auf dem Pflaster des Stalles; seine weißen Locken hingen unter dem Helme vor; so trat er zu einem schönen Rappen und schmeichelte ihm zuerst mit der Hand.

„Mein Gott! mein Gott! was wird er thun," sagte Marie zu Antoine, „kleide Dich an, mein Freund, und verlaß ihn nicht."

Der junge Mann, der seine Stallhosen gar nicht abgelegt hatte, war schnell ganz angekleidet, und beide erwarteten nun voll Angst, was der alte Mann beginnen würde. Dieser stieg jetzt auf einen Schemmel, nahm einen an der Wand aufgehängten Sattel herab, und sattelte und zäumte das Pferd, das er sich mit einer gewohnten Gewandtheit gewährt hatte, hierauf führte er es aus seinem Stande heraus, und mit festem Schritt gegen die Stallthüre, öffnete diese, und saß dann auf. Der eben so flinke Antoine nahm eine kleine Limousiner Stute, trat ihr schnell einen Zaum auf, schwingt sich darauf, und begibt sich so an die Seite seines Oheims.

„So ist's recht, Freund Leroux," sprach nun der Greis, ihm die Hand bietend; „auf Dich hab' ich gewartet .... der Kaiser reitet ab.... Sieh', da ist er schon."

Nach diesen Worten trieb Marschal sein Pferd an, um jener Heldengestalt zu folgen, die seine Phantasie ohne Unterlaß beschäftigte, und die er vor sich zu haben glaubte; sie ritten die Straße entlang und schlugen dann den Weg ein, der zu den Quais der Seine führt. Am Abend zuvor war das Wetter trüb, der Himmel umwölkt, und stürmisch; der von den Parisern seit lange ersehnte Regen fiel in eiskalten Tropfen; allein für Marschal, dessen Traum, wenn gleich vollständig, blieb doch nicht ohne Irrthümer in Thatsachen und in der Zeit, wo diese vorgefallen waren; glänzend, wie das Dämmern eines Sommermorgens, war die Nacht, alle Sterne funkelten, und der Mond vermehrte noch die Klarheit der Nacht.

„Er hält," sagte nun auf einmal Marschal zu seinem Begleiter, den er für seinen bei Waterloo gefallenen Freund Leroux hielt; er betrachtet den Lauf der Seine; er begibt sich auf die Brücke, er wendet den Tuilerien den Rücken .... „Wo reitet er denn hin? Gallop, Leroux, der Kaiser hat sein Pferd schon in Gallop gesetzt."

Nachdem sie über den Cours la Reine geritten, und die elysäischen Felder erreicht hatten, hielt Marschal sein Pferd an, und sich zu Antoine herüberbeugend, sprach er:

„Leroux, ich dachte mir's, sein erster Besuch gilt ihr; wir sind zu Ruel. Er steigt ab; die Thüren gehen auf; er nimmt

Digitized by Google

seinen Hut ab; er geht hinein; er besucht sie in ihrem letzten Pallast, die gute Kaiserin! Diese liebe er! Siehst Du, Leroux, das unsinnige Verlangen, ein Kind zu haben, richtete ihn zu Grund; als ob Eugen nicht da gewesen wäre! Armer, kleiner König von Rom! ich rede nicht gegen ihn, aber . . . Achtung, Leroux, siehst Du, er kommt aus der Kirche, er weint; er hat für sie gebetet! . . . Vorwärts, Leroux, wir reiten nach den Tuilerien.

Während der alte Soldat durch die elysäischen Felder galoppirte, und wirklich den Weg zu dem Pallast wieder eingeschlagen hatte, rief er aus:

„Siehst Du, Leroux, sieh; sie sind alle gekommen, um ihn zu begrüßen; ach! heute ist kein Tag der Musterung, die Reihen sind gemischt und durcheinander, die Infanteristen gehen neben den Reitern, der Adler ist nicht mehr an der Spitze der Regimenter; die Soldaten richten sich nicht mehr nach dem Degen des Kapitäns. Doch sehen sie freudig aus. Ich erdicke einige, die ich schon lange Zeit nicht mehr sah: Da ist mein Kleber und mein Lafarelli aus Aegypten, hier mein Duroc, den man den Groß-Marschal nannte, und ich war der Kleine," sagte er mit melancholischem Lächeln hinzu. . . . „Aber wo ist denn der Kaiser? Aha, dort auf dem Balkon der Tuilerien. Die Armee wird im Garten defiliren, die Schwanen im See haben Angst, sie flüchten sich in ihre Häuschen; übrigens hat noch nie eine solche Stille in den Gliedern geherrscht, man könnte eine Ameise gehen hören. . . . Wie alt und bleich sie sind! . . . Ach, Leroux, die Zeit, die großen Armee ist vorüber, sie muß den Säbel und die Musikete den Händen Jüngerer Soldaten überlassen. Jetzt vorwärts der Kaiser den Balkon," sagte er endlich, und verließ selbst den Konkordia-Platz und ritt im Galopp in die Straße Rivoli, um an eine der Thoren des Karoussels zu gelangen.

Vor der Straße des Scheins hielt er an, gab den militärischen Gruß ab, und that als ließe er Jemand vor sich vorbeigehen.

„Wir gehen zur Säule," sagte er zu Leroux.

Allein das Phantom, dem er folgte, bekrte dem Anschreine nach wieder um, und schlug den Weg in die Straße Richelieu ein.

„Wir gehen in das Theater français?" sagt jetzt Marschal: „nein, Leroux, nein, Hr. Talma spielt nicht. Du erinnerst Dich doch jenes schönen Mannes mit braunen Haaren, der in Dresden spielte, als die Könige im Parterre waren. . . . Der Kaiser geht nicht in's Schauspiel, mein Freund, hier sind wir vor der Säule: Franz II., da sind Deine Kanonen, wenn wir vernünftig gewesen wären, hätten wir sie Dir statt Deiner Tochter zurückgegeben. . . . Mein Gott! wie halten hier noch nicht! Wo werden wir denn heute Nacht schlafen? Das Pferd des Kaisers fällt vor Mattigkeit um. Langsam, Leroux, damit wir Seiner Majestät nicht zu nahe kommen. Du siehst ja, daß er im Schritt reitet. Am Ende schlafen wir in Malonaison, wie zur Zeit des Konsulats. Erwartet Hr. v. Bassano den Kaiser zu St. Cloud? Nein, wir verlassen Paris nicht, wie zählen unsere Schritte, wie wenn es unsere letzten wären. . . . Ja, Sire," sagte nun Marschal, indem er sich gegen den Hals seines Pferdes vorlegte, gleichsam um mit Jemand zu sprechen, „das Gas. . . . Dieser Weg ist mit Gas beleuchtet, . . . und jenes auf der Seine rauchende Schiff; das ist keine Feuersbrunst, mein Sire, es ist ein Dampfboot, ah, wenn wir solche bei Boulogne gehabt hätten! . . . Jener zu spät gekommene Soldat, der mit seinem Gräpprot und seinem schwarzen Lederwerk dahingeht? . . . Ein Soldat aus Afrika, Sire. Euer Majestät sprechen von Charthago, von Hannibal? Ja, Sire, zu Algier. . . . Vorwärts Leroux, vorwärts, wir gehen zu den Invaliden. Werden alle diese alten Verstümmelten erfreut seyn, wenn sie ihren Kaiser wiedersehen; der alte Marschal wird seine Garnison unter die Waffen treten lassen. Jetzt sind wir in dem großen Karré. Wo sind denn die Pagen? Wo sind die Adjutanten, die Leute des kaiserlichen Hauses, welche die Pferde für das Gefolge herbeizuschaffen haben? Ist denn Niemand da, der Seiner Majestät ein frisches Pferd bringt? Gott im Himmel! Leroux, sollte etwa der Reiter und das Pferd beide schon am Ziele ihrer Reise seyn? Der Kaiser wendet sich gegen uns um, er grüßt uns, er entläßt seine Eskorte. Leroux, Leroux, verlaß mich nicht."

Der Greis hatte still gehalten, und Antoine glaubte aus seinen Bewegungen und seinen Seufzern schließen zu dürfen, die Visions sey verschwunden, und dieser sonderbare Schlafer habe gesehen, wie sich die Pforten der Invaliden vor der Erscheinung des Kaisers geöffnet und wieder geschlossen haben. Leroux war Napoleon gefolgt, und mit ihm verschwunden.

Marschal erwachte unterdessen nicht; er befand sich in der That in dem Karré der Invaliden und schlug stillschweigend den Weg in die Vorstadt St Marceau wieder ein; sein Haupt hing abwärts gegen die Brust; es sprach kein Wort mehr, und große Thränen flossen auf seine Hand. In diesem Zustande kam er an der Thüre seines Hauses an: hier stieg er ab, und nachdem er das Pferd abgesäumt und abgesattelt hatte, führte er es wieder in den Stand, aus welchem er es geholt hatte. Hierauf ging er in sein Zimmer und in sein Bett.

„Nun Antoine;" sprach Marie zu ihrem Vetter, indem sie das Wasser, das über das Gesicht und die Kleider des jungen Mannes floß, abstrich.

„Er hat den Kaiser gesehen," erwiederte Antoine, „er sah die große Armee und seinen Freund, den Dragoner Leroux, der vor zwanzig Jahren gestorben ist; er sitzt noch fester zu Pferd als ich und ich fürchte, die kleine Limousiner Stute wird rede seyn.

Als am folgenden Morgen die Tochter Marschals mit einer Zeitung in der Hand in das Zimmer ihres Vaters trat, traf sie den alten Mann schon auf; er hatte seine Gedanken mehr von seiner phantastischen Nacht, der Traum war mit dem Schatten verschwunden; allein gleich bei den ersten Worten des gestrigen Gespräches Vorschlags in der Kammer sprang er vor Freude in die Höhe und rief aus:

„Der Prinz von Joinville! der Prinz von Joinville wird sich mit seiner Fregatte nach St. Helena begeben, um die Asche Napoleons nach Paris zurückzubringen! Warum nicht der Admiral Gantheaume? Warum nicht der Mucrän, der ihn aus Aegypten zurückbrachte?"

Ach! der Admiral liegt, wie Napoleon, im Grabe, und wer weiß, wo der Mucrän ist? vielleicht liegt er in irgend einem unbekannten Hafen, wo er durch die Länge der Zeit zu Grunde geht; vielleicht existirt er, wie das Argonauten-Schiff nur noch im Andenken der Menschheit."

Marschal weinte vor Stolz und Freude, als er in der Vorrede zu dem Entwurfe die Worte des Ministers las:

„Er war Kaiser und König, er war der legitime Souverain unseres Landes."

Als er sich durch zweimaliges Lesen von der freundschaftlichen Stimmung Englands überzeugt hatte, welches wünscht, daß jede Feindschaft zwischen den beiden Nationen für immer in das Grab Napoleons versenkt werde, stieß er zu Ehren ihrer brittischen Majestät ein Hurrah aus, das den ergebensten und loyalsten Unterthan der Königin Victoria zufrieden gestellt hätte.

„Vergessen wie die Vergangenheit, die jetzigen Engländer sind nicht mehr die von sonst. . . . Antoine, wenn Du die Pferde jenes John Bull auf den Boulevards beschlägst, nimmst Du nur die Hälfte des Preises. . . . Den Pferden des Kutscher Smith gibt man heute ein Mäßchen Haber Zulage." Nachdem er dieß gesagt, warf er einen Blick in seiner Kammer umher, und erstaunte nicht wenig, als er seinen Säbel an der Wand ihnen, seinen Helm auf dem Kamin und seine vom Regen durchnäßte Dragoner-Uniform über zwei Stühlen hängen sah.

„Was ist denn das?" rief er aus, „wer hat sich unterstanden, in meiner Garderobe zu wühlen und meine Uniform herauszunehmen?"

Man mußte den alten Soldaten täuschen, indem man vor-

Digitized by Google

gab, man habe die Uniform ausbürsten und den Säbel putzen wollen, und ihm dadurch einen Vorfall verschweigen, dessen Ursache sowohl als Urheber man ihm geheim halten wollte. Als Marschal seiner Freude ein wenig Herr geworden, und im Stande war, zu überlegen, welche Empfindungen der in der Kammer vorgetragene Gesetzesentwurf in der alten und in der neuen Armee, ferner in ganz Frankreich rege machen werde, lief es seine Kinder zu sich.

„Antoine und Marie, Ihr liebt Euch," redete er sie an; „läugnet es nicht, meine Kinder, ich weiß es; wegen einer solchen Kleinigkeit braucht ihr nicht zu erröthen und in Verlegenheit zu gerathen. In zehn Tagen sollt Ihr verheirathet seyn."

„Aber mein Vater," erwiederte Marie, „Antoine hat noch nie gesagt. . ."

„Er hat kein Wort gesagt, das ist wahr, allein er hat schon zehnmal eine Hirtaid ausgeschlagen, und Du kannst ja mit keinem Andern tanzen als mit ihm, auch hast Du nie den Arm eines andern jungen Mannes angenommen, obgleich es Sonntags deren genug giebt. Ueberdieß vermeide ich, und wärest Ihr da nicht verheirathet, so könnte ich nicht ruhig seyn."

„Ihr verreist?"

„Ja, auf sechs Monate."

„Willst Du uns verlassen mein Vater?"

„Ich überlasse Euch mein Haus, meine Kundschaft, und mein Geld; ich komme natürlich wieder zurück. Ich gehe nach St. Helena!"

„Ihr,"

„Ja, ich. Ach, mein armes Mädchen," sagte Marschal, Marie umarmend, hätte ich nicht Dich erzogen, Dich ausstatten und beschützen müssen, so wäre ich schon lange Zeit dort. . . . Aber richtig, jetzt fällt es mir erst wieder ein, ich wußte dunkel, daß dieß alles so kommen würde, ich glaube, ich habe den Kaiser irgendwo gesehen; er führte mich zu den Invaliden, ich glaube auch, er sagte, er werde dahin zurückkommen. Ist das ein Traum meine Kinder?"

Marschal lief jetzt zu einer an der Wand seines Zimmers aufgehängten Karte, und suchte, seinen Zeigfinger auf den großen Ocean legend, den beinahe unsichtbaren Punkt, der die Stelle bezeichnet, welche die Insel St. Helena inmitten des Gewässers einnimmt.

„Hier," sprach er, „hier ist es gestorben, mit dem Gedanken an seine Armee und an sein armes Kind. Auf diesem Felsen wurde der Adler eingekäfigt, hier wurde er einem boshaften Kerkermeister überlassen, hier wurde der so thätige Held der Unthätigkeit, und einer tödtenden Ruhe ausgesetzt, und hier that er seinen letzten Athemzug aus Mangel an Luft und Raum! Und dahin werde ich gehen. . . .

„Du willst uns verlassen, mein Vater?" fragte Marie.

„Ja, Frankreich wird den bleiernen Sarg und den Leichenstein, der seine irdische Hülle sein neunzehn Jahren bedeckt, erhalten; ich aber werde einen Zweig von den Bäumen erhalten, die bei des beschatteten; ich werde meinen Heim mit der mit heiligen Erde anfüllen, die um sein Grab der mit Rasen bedeckt ist. . . . O St. Helena, tief der alte Mann aus, stets fürchtete ich, der Ocean könnte in dein That eindringen, und dich bis an deine Felsen überschwemmen; ich fürchtete, Longwood und das Thal, wo mein Kaiser ruht, könnte eines Tages in der Wuth der Wellen verschwinden. Nur noch einige Monate lebe, heilige Insel; stehe nur noch kurze Zeit das Wasser von dir ab, das dich bedroht, und mußt du eines Tags verschwinden, so gieb vorher den Schatz zurück, den du in die trägst!"

Ohne die Wahrheit zu ahnen, glaubte der alte Soldat, er habe einen Wink von oben erhalten, und der Schatten des grossen Kaisers werde zufrieden gestellt seyn, wenn er diejenigen, die seine Asche in St. Helena abholen werden, begleite.

Da der Mucerin, wenn er noch existirt, entmastet, und der Admiral Ganteaume todt ist, so will Marschal ein Gesuch an den Prinzen von Joinville stellen, und hofft, St. Hoheit werde ihn wohl an Bord seiner Fregatte mitnehmen. Marie Aygard. (Courier français.)

## Die aufmerksame Frau.

Ein Bild aus dem Leben.

„Nein, ein glücklicheres Ehemann als mein Nachbar A° ist wahrlich weit und breit nicht zu finden" dachte B°, als er an einem schönen Märztage auf der Promenade einherging und einen Blick in sein häusliches Leben that; „wie seine Frau stets um ihn so ängstlich besorgt ist, wie sie den mindesten seiner Wünsche ihm aus den Augen zu lesen weiß, wie sie mit ihm spricht, so sanft, so süß, so zärtlich, als wäre sie seit gestern erst ihm verlobt. Ja wohl, A° versteht's, der ist ein wahrer Sultan, ein König im Hause, während ich . . . . . "

Der Zufall treibt oft gar wunderbar sein Spiel; während B°'s Gedanken sich mit A° beschäftigten, kam dieser die Allee herauf.

Die beiden Nachbarn grüßten sich und drückten einander herzlich die Hand.

„Lupus in fabula" sprach hierauf B°, „so eben dachte ich an Sie —"

„So?"

„Ich dachte, daß Sie der glücklichste Mann auf Erden, der Gegenstand der Zärtlichkeit, der Sorgfalt, der Verehrung einer liebenden Gattin sind, während daß es so Viele giebt, denen das Schicksal in dieser Beziehung minder wohl wollte; aber freilich, die Ehe ist eine Lotterie, wie das Sprichwort sagt, die meisten ziehen Nieten; wohl dem, der wie Sie das große Loos erhascht."

A° schwieg und blickte gen Himmel, als wollte er sagen: Vater, verzeih — dem Armen, er weiß nicht, was er spricht! doch endlich unterbrach er die eingetretene Pause, während welcher B° irgend eine Antwort zu erwarten schien, und indem er dessen Hand heftig drückte, sprach er: „Freund, Sie schweben in einem gewaltigen Irrthume; übertriebene Sorgfalt macht nicht glücklich; hören und urtheilen Sie selbst. Seit meinem Hochzeitstage ist meine Selbstständigkeit und Freiheit dahin, ich bin an meine Frau gefesselt, wie die Galeerensklave an seinen Kettengefährten, und meine Lage wird, statt sich zu bessern, mit jedem Tage nur schlimmer. Die allzugroße Zärtlichkeit und Sorgfalt meiner Frau dringt mich um; vergebens suche ich, mich ihrer Thränen, ihrer Hilfeleisten, ihrer Liebkosungen zu erwehren. Hätte sie Laster, ich fände Waffen, einen Kampf gegen sie zu bestehen; wäre sie kokett, ich drächte sie unter Schloß und Riegel; verschwenderisch, ich entzöge ihr die Mittel, es zu sepn; zanksüchtig, ich überstiege sie ihrer Launen und flöhe kämpfend gleich den Parthern; eifersüchtig, ich beschmeichle sie mit schönen Worten, und gäbe ihr Beweise der unzweideutigsten Liebe; genäschig, ich stürzte sie mit Leckereissen und Süßigkeiten, bis sie ihrer übersatt würde; was ist aber mit einer Person anzufangen, die uns aus purer Liebe mit ihrer Sorgfalt quält und geißelt? Nichts! nicht wahr? und das ist eben mein Fall. Kaum war der Kampf begonnen, so war ich schon besiegt; oder vielmehr es war gar kein Kampf. Meine Frau kann gleich Cäsar sagen: ich kam, ich sah und siegte."

„Und Sie glauben doch etwa nicht, daß es mir an Muth fehlte, gegen sie mein Männerrecht zu behaupten? O ich hatte wo meiner Hochzeit manchen Strauß mitgemacht, war in so viele affaires d'amour verwickelt, aus denen ich mich stets mit Ehren zu ziehen wußte; ich galt bei den Schönen sogar für einen Tyrannen; aber nun sind sie gerächt; ich bin ein ganz Anderer geworden, so zahm, so hirt — ich trage sogar, weil ich muß, ein heiteres Gesicht zur Schau, wenn ich im Innern bersten möchte, und wer mich so heiter sieht, hält mich für beneidenswerth; aber wahrlich ich bin es nicht." —

Digitized by Google

„Als wir neulich im Theater waren, wollte meine stets besorgte Frau durchaus, daß ich meinen Hut aufsetze, um mir durch den Luftzug keinen Kopfschmerz zuzuziehen. Unsere Hintermänner im Parterre schrieen Hut ab! meine Frau beharrte auf ihrem Willen. Der Lärm wurde stärker, ich wich der Nothwendigkeit; aber meine Frau ward nicht ehet beruhigt, bis sie mir ihr weißes Tuch auf den Kopf gelegt hatte, um mich so vor dem Kartarrh zu bewahren; ich warf einen stehentlichen Blick auf sie, vergebens; meine Lage wurde höchst peinlich, im ganzen Parterre waren Aller Augen auf mich gerichtet; sämmtliche Zuschauer zischelten Anfangs und brachen endlich gar in ein lautes Gelächter aus; mit lief der Angstschweiß vom Gesichte, ich wagte nicht vornoch rückwärts zu schauen; meine Frau aber kümmerte es wenig, was um uns vorging; ihr Zweck, mir ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, war erreicht, sie war heiter und vergnügt, als hätte sie die heiligste der Pflichten erfüllt."

„Wenn ich Abends ein Buch im Bette lese, so löscht sie mir gerade bei der interessantesten Stelle das Licht aus, damit ich mein Auge nicht schwäche."

„Liege ich im ersten Schlafe und lasse vielleicht ein Wort oder einen Seufzer entschlüpfen, so geräth sie in Unruhe, rüttelt mich, daß ich erwache, nöthigt mir ein Glas Zuckerwasser auf; um meine Ruhe ist es nun geschehen, und mein Schlaf ist hin."

„In Gesellschaft muß ich mein Lieblingsspiel „Whist" unterlassen, denn meine Frau besorgt, daß ich mich ärgern könnte."

„Werde ich nun vollends unwohl, dann kennt ihr besorgtes Gemüth gar keine Gränze; jeden Augenblick wird der Doctor gerufen, und die vielen Arzneien sind mein wahrer Ruin. Mit einem Worte, ich würde nicht fertig werden, wenn ....."

In diesem Augenblick kam eilends eine Frau herbei, hinter ihr keuchte eine Magd mit zwei ungeheuern Schirmen, wahrscheinlich Ueberbleibsel aus dem vorigen Jahrhundert, es war Madame A*.

„Mein lieber Mann," sprach sie heranstretend, „wie kannst Du Dich doch so der Märzsonne preisgeben?" Bei diesen Worten ergriff A° schweigend einen der kolossalen Schirme, spannte ihn auf, und entfernte sich unter der schweren Last mit seiner triumphirenden Hälfte. —

Er grüßte B° und warf ihm einen Blick zu, der zu sagen schien: „Ach! schon wieder eine Aufmerksamkeit!"

## Pot-Pourri.

### Gastronomisches.

Das französische Journal „Le Gastronome," theilt unter dem Titel: „Rôti à l'impératrice," folgendes culinarische Recept mit: „Zu diesem schon vergessenen Leckerbissen aus den Zeiten des Kaiserreiches, nehme man eine hübsche, frische, fleischige Olive, ziehe geschickt den Kern heraus, und ersetze ihn durch eine Sardellenfaser. Die so gefüllte Frucht wird in eine Lerche gesteckt, die Lerche in eine Wachtel, die Wachtel in ein Rebhuhn, das Rebhuhn verschwindet in der Weiche eines Fasans, die ihrerseits in der Brust eines Truthahns Aufnahme findet, deren Lager das Innere eines Spanferkels ist. Ein helles lustiges Feuer vereinigt die Brühen dieser kunstreich in einander geschachtelten Fleische, und bald ist der Augenblick da, das köstliche Gericht aufzutragen. Schon ergreifen Sie das Messer, im Voraus berauscht von dem göttlichen Dufte, schon wollen Sie diese saftigen Fleische tranchiren — da ruft man Ihnen halt zu, halt! und Sie müssen das ganze rôti à l'impératrice auseinander packen, und Alles zum Fenster hinauswerfen, Alles, mit Ausnahme der Olive, welche die Quintessenz der delicösen Elemente, die Sie umgaben, eingesaugt hat. — NB. Wir kennen einen Feinschmecker, welcher auch die Olive zum Fenster hinauswerfen, und nur das Sardellenfaserchen essen würde."

### Richtige Eintheilung.

Recht passend haben unsere Vorfahren die fröhliche Ostenzeit zum Anfange des akademischen Lebens bestimmt, und so können auch die Namen der Sonntage zwischen Ostern und Pfingsten als Symbole des Studentenlebens betrachtet werden. Erst ist der Bursche ein Quasimodogenitus (wie eben erst geboren), ein Fuchs, der das Misericordias Domini (Nachricht des Herrn) singen und dulden muß. Dann tritt er in die Epoche des Jubilate (Jubel) und Cantate (Singet), das übrige Triennium hindurch. Doch rasch ist das Examen vor der Thür, und da heißt es: Rogate (Fraget). Endlich feiert er den Sonntag Exaudi (Erhöret), wenn ihm auf sein Amtsgesuch und vom Feinlichen Erhörung wird.

### Tageslänge an verschiedenen Orten.

In Berlin und London währt der längste Tag $16^1/_2$, und der kürzeste $7^1/_2$ Stunden. In Stockholm und Upsala der längste $14^1/_2$ und der kürzeste $9^1/_2$ Stunden. In Hamburg, Danzig und Stettin der längste 17 und der kürzeste 7 Stunden. In Petersburg und Tobolsk der längste 19 und der kürzeste 5 Stunden. In Tornea der längste $21^1/_2$ und der kürzeste $2^1/_2$ Stunden. In Archangel und Neu-Herrnhut der längste 20 und der kürzeste 4 Stunden. In einer Stadt im nördlichsten Norwegen bleibt es vom 21. Mai bis zum 22. Juli ununterbrochen Tag; und auf den Spitzbergen dauert der längste Tag — $3^1/_2$ Monat.

### Ein neuer Tausendkünstler.

Gany Paris erstaunt jetzt über die Gewandtheit des Aequilibristen Auriol. Er stellt nämlich 12 leere Flaschen umgekehr wie die Kegel geordnet, auf einen viereckigen Tisch und geht dann auf den Spitzen derselben so gemächlich spazieren wie auf dem bequemsten Wiesenteppich; doch bleibt er nicht bei diesem außerordentlichen Spaziergang, sondern fängt bald an, eine, zwei, drei Flaschen zu überspringen und überhaupt die wildesten Sätze auf seinem gebrechlichen Fußboden auszuführen. Damit nicht zufrieden, wirft er einzelne Flaschen auf die Erde, und langt sie, niemals seinen Fußboden verlassend, mit größter Sorgfalt wieder auf. Wenn nun schon das Publikum in Verwunderung gesetzt ist, dann erst kömmt das Hauptstück. Er stellt 4 Flaschen so zusammen, daß er auf die Spitzen derselben eine Schale von Porzellain stellen kann. In diese stellt er eine Flasche verkehrt auf, mit dem Boden nach oben, setzt den Kopf in die Höhlung und mit einem leichten Schwunge steht er, die Füße in der Luft, auf diesem gebrechlichen Gerüste auf dem Kopf und halb Paris möchte sich dann gleichfalls auf den Kopf stellen. (Etwas Aehnliches produzieren die bekannten Gebrüder Graffino!)

### Marinirte Tutti-Frutti von M. G. Saphir.

Die kuriose Künstlerin ohne Abgang. In Leipzig ließ sich eine sonderbare Schauspielerin auf der letzten Messe sehen. Die „Welle" nämlich, denn die Leipziger Leitungen sagten von ihr: „Die Welle spielte eine traurige Rolle und fand keinen Abgang."

Bivat, die Druckerkunst! Auf der Leipziger Messe sind die Druckſachen vortrefflich gegangen, zwar nicht die „gedruckten Bücher," aber doch die „gedruckten Kattune." Die Kattundrucker wollen daher ein Fest für die „Erfindung der Kattundruckerei" veranstalten. Die Leipziger Literaten sind von diesem „Druckfest" nicht ausgeschlossen!!!

Die ersten Ochsen. Am 16. Juni kommen die ersten Ochsen auf der Brünner Eisenbahn an!

Neue Art Begrüßung. Ein Pester Blatt sagt: „Dlle. Luzer wurde bei ihrem Erscheinen mit Bravos begrüßt." Nächstens werden wir „artistische Empfangs-Brause-Pulver" sehen.

Digitized by Google

# Die Feier des Vierhundertjährigen Sekularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst

am 24sten Juni 1840.

(Fortsetzung.)

## V. Feier zu Hannover.

Mit dem Beginne des Johannistages, des 24. Juni, begrüßte auch die hiesige Buchdruckerwelt einen lange ersehnten Festtag, zu dessen würdiger Feier manche Vorbereitung schon lange vorher getroffen worden war.

War auch gleich das Wetter nicht günstig, so ließen doch Einigkeit unter allen Kunstgenossen und ein frohes Herz eine schöne Feier hoffen.

Um 9 Uhr dieses Tages begann im Ballhofssaale die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Kunstverständige Hände hatten den Saal mit Eichen- und Blumenkränzen großartig geschmückt. Ein Transparent stellte in allegorischen Figuren die Buchdruckerkunst und die Geschichte dar, welche beide einen Sternenkranz über einer strahlenden Sonne hielten, mit der Inschrift: „Dem deutschen Manne Johannes Guttenberg am 24. Juni 1840.“ Durch das Fest-Comité geführt, traten zuerst die Buchdrucker und Schriftgießer, dann ein großer Theil der Bewohner Hannovers, so weit nur der Raum reichte, in den großen Saal, in welchem bald Kopf an Kopf sich reihete, so daß Saal, Gallerie und Tribüne von Menschen wogte. Ein Choral von J. A. Cramer, gesungen von der hiesigen Liedertafel und Sing-Akademie unter Leitung des Hrn. Enkhausen, eröffnete das Fest, worauf eine reich gestickte Festfahne geweiht und den Festgenossen übergeben ward. Sie zeigte in blauem Grunde das Buchdruckerwappen und die Namen sämmtlicher Hannoverscher Offizinen. Nach Aufführung des 8. Psalms hielt dann Hr. Pastor Böttcher eine Festrede über die Worte der Schrift: „Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht;“ worauf ein Lobgesang, von Gläser gedichtet und von Hrn. Enkhausen in Musik gesetzt, folgte, und nach einem Schlußworte diese religiöse Feier des Festes mit einer Durchkämmerung Berner und dem Texte von Fischer. Beigs, beendigt wurde.

Nach derselben wurde in den Nebensälen eine Ausstellung einheimischer und fremder, neuer und alter Erzeugnisse der Buchdruckerkunst eröffnet. Auch waren ein Gypsofen und eine Presse in Thätigkeit, deren Erzeugnisse den Besuchenden freundlich dargeboten wurden. Unter den neuesten Sachen zeichnete sich vorzugsweise ein Gregbrzoglich-Hessischer Stammbaum, von Hrn. v. Zabern in Mainz, in Farben auf der Buchdruckerpresse ausgeführt, aus. Aber auch die einheimischen Erzeugnisse zeigten von fortwährenden Fortschritten. Von den ältesten Sachen, die in reicher Zahl von der Königlichen, der Magistrats-Bibliothek und Privat-Bibliotheken mit großer Bereitwilligkeit zu diesem Zwecke mitgetheilt waren, erwähnen wir hier, außer vielen Pergamente und anderen Drucken, zwei verschiedener Ausgaben des Speculum humanae salvationis, der Ars moriendi, und acht Mainzer Drucke von Fust und Peter Schöffer. Diese Ausstellung war bis 12½ Uhr eröffnet.

Schon 3 Uhr Nachmittags war der Saal wieder gefüllt, um freudig das Mittagsmahl zu beginnen. Ueber 300 Couverts an vier Tafeln nahmen den ganzen Saal ein, auch fehlte es bei solch zahlreicher Versammlung aus allen Ständen nicht an Frohsinn und Heiterkeit. Mit Wärme und Kraft wurden daher sämmtliche Trinksprüche aufgenommen. Die ersten derselben galten dem Königlichen Hause, die folgenden den Manen Guttenbergs, den hohen Behörden, des Landes und der Stadt, den hiesigen Hofbuchhandlungen, und insbesondere dem Hahnschen Hause. Als hierauf denen der Dank bezeugt wurde, die durch ihre Kunst so freundlich zum Feste mitgewirkt hatten, gedachte man zugleich derjenigen dreier Jubilare. Ein Vortrag des Hrn. von Holbein und Hrn. Gläser wurden auch jubelnd entgegen genommen; Hr. Beigs brachte im Namen der Litteraten der Presse und den Kunstgenossen; Hr. Dr. Schröder den Schriftgießern ein Lebehoch. Der Schluß des Mittagsmahls wurde zur Sammlung eines zweiten Fonds zur Unterstützung invalider Buchdrucker gewählt, und spät erst trennte sich die frohe Gesellschaft.

Am zweiten Tage, den 25. Juni, war abermals die interessante Ausstellung der typographischen Erzeugnisse im Ballhofe geöffnet, die wiederum zahlreichen Besuch zur Folge hatte.

Nachmittags, obgleich das Wetter höchst ungünstig war, fand eine große Festfahrt nach dem Thiergarten statt. Der lange Zug zählte gegen 100 Wagen. In der Mitte desselben fuhr ein mit sechs Pferden bespannter und mit Bändern und Eichenlaub geschmückter Wagen, der den Sing-Verein der Typographen mit der Fahne enthielt. — Trotz des unfreundlichen Wetters hatte sich im Thiergarten eine große Anzahl Menschen eingefunden, die jubelnd die ankommenden Festgenossen begrüßte. In einem großen Zelte, welches an seiner Stirn den Namen des Erfinders der Buchdruckerkunst trug, fanden sie Schutz und Platz. Musik und Jubel ließ auch hier auf fröhliche Herzen schließen. Ein fünfzigjähriger Jubilar wurde unter lautem Jubel mit aller Ehrenbezeugung begrüßt; herzliche Trinksprüche wurden den hiesigen Buchdruckereibesitzern ausgebracht. Spät erst am Abend suhr man zur Stadt zurück.

Am dritten Tage, den 26. Juni Morgens, waren Setzer, Drucker und Schriftgießer wieder in Thätigkeit; aber Abends vereinigten sich sämmtliche Festgenossen und ihre Gäste, gegen 600 an der Zahl, zu einem Ball im Ballhofssaale. Ueber 200 Paare vergnügten sich im frohen Tanze bis zum hellen Morgen. Mit dem Beginn der sonst üblichen Arbeitsstunde kehrte Mancher erst nach Hause zurück.

Sonntag, den 28. Juni, Abends, scheuten dunkbare Herzen das Unwetter nicht, den Festordnern eine Nachtmusik zu bringen, und ihnen für die Mühe und Sorgfalt, die bei Anordnung des Festes aufgewendet worden waren, den schuldigen Dank zu bringen. Ihren Anerkennungen, aber vor Allem dem musterhaften Betragen sämmtlicher Festgenossen, verdanken wir ein Fest, welches auch nicht durch die geringste Störung getrübt wurde, und das im freudigen Andenken aller Mitfeiernden fortleben wird.

---

## Die Erfindung des Steindrucks.

In dem „Gesammtgebiet der Lithographie“ liest man: „An einem Abend des 19ten Jahrhunderts kam Aloïs Senefelder, Chorist des Münchener Theaters, in sein kleines armseliges Dachstübchen zurück. Er hielt in seiner Hand 1) einen ganz neuen schönen Wetzstein, 2) eine Anweisung zur Erhebung seiner Gage, 3) einen mit Buchdruckerschwärze versehenen Stempel; denn, um sich bei einem Direktor beliebt zu machen, hatte er es übernommen, den Contremarken, jenes kleine Zeichen aufzudrücken, welches man bei jeder Vorstellung ändert. Senefelder's Zimmer war sehr schlecht gegen Luftzug geschirrt. Kaum hatte er die Anweisung auf den Kamin gelegt, als das Papier hinwegflog und in ein Becken voll Wasser fiel. Der Chorist nahm den für ihn so kostbaren Gegenstand wieder heraus, wischte ihn ab, legte ihn wieder auf den Kamin und setzte den Wetzstein darauf. Nun hatte der mit Buchdruckerschwärze versehene Stempel zufällig den Wetzstein berührt. Der durch diese Berührung auf dem Steine zurückgebliebene Abdruck fand sich am andern Tage mit bewundernswürdiger Genauigkeit wieder auf dem feuchten

Digitized by Google

Papiere dargestellt. Aloys Sennefelder sah dieß, und — die Kunst des Steindrucks war erfunden."

Dagegen heißt es in einem Schreiben aus München in der „Allg. Zeitung": „In vermichener Nacht entschief hier im Alter von 80 Jahren ein ehrwürdiger hochverdienter Greis, der geistliche Rath und Hofkaplan Simon Schmid, früher Professor an der Realklasse und im Kadettenkorps, ein Mann, eben so achtbar in Lehre und Wandel, als erfahren und bewandert in vielen Zweigen polytechnischen Wissens, wo er, mit allen Erscheinungen der neuesten Zeit vertraut, noch in den letzten Tagen seines Lebens prüfend und versuchend wirkte. Wenn der verstorbene Sennefelder die Lithographie durch Erfindung der Kreide, durch sinnreiche Vorrichtungen an Pressen und Steinen ꝛc. in ihren Fortschritten begründet hat, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die erste Anregung und die ersten Versuche, Kehlheimer (Solenhofer) Steine zum Druck zu benutzen, von Schmid ausgingen, denn Thatsache ist es, daß Letzterer schon Zeichnungen lieferte, die zu Hunderten von Abdrücken vervielfältigt wurden, als Sennefelders Name als Lithograph noch gänzlich unbekannt war; so liegen von Jahre 1788 achtzehn Steine, theils in erhabener theils in vertiefter Arbeit, vor (über Ornithologie, Anatomie des menschlichen Körpers, Giftpflanzen ꝛc.), während Sennefelders Erfindung vom Jahre 1795 — 1796 datirt. Jetzt wo der bescheidene Schmid nicht mehr am Leben ist, kann dieß wohl in Anregung kommen. Sennefelders großes Verdienst verliert nichts dadurch. Jedenfalls ist die Lithographie eine Erfindung, die unsrer Stadt angehört. Unser König, dessen Scharfblick kein Verdienst entgeht, hat schon vor mehreren Jahren Schmids Büste für die Walhalla fertigen lassen."

## König Friedrich Wilhelm IV.

In Potsdam wird folgendes schöne Beispiel von der Humanität des jetzigen Königs gegen Bittsteller erzählt: Eines Morgens, als derselbe nach dem Bahnhofe fahren wollte, um sich nach Berlin zu begeben, eilte ein Supplikant, ein Landmann aus dem fernen Ostpreußen, mit einer Bittschrift herbei, und rief dem königl. Kutscher, der eben abfahren wollte, laut halt, halt zu. Der Kutscher schien darauf nicht achten zu wollen, aber der König selbst befahl ihm zu halten. Als nun der Bauer herankam, sagte der König zu ihm: „Alter, Du hättest wohl auch ein wenig früher kommen können;" jener aber entgegnete ganz offen, „Habe ich denn eher Zeit gehabt?" Lächelnd antwortete der gütige Herr, indem er die Bittschrift einem Adjutanten reichte: „Nun, geh nur mit diesem Offizier, und sage ihm das Nähere über Dein Anliegen, Du wirst bald Bescheid erhalten." Hierauf fuhr der König ab. Der Landmann, welcher, wie man hört, sein Haus durch eine Feuersbrunst verloren und einen Zuschuß zu den unzureichenden Feuerkassengeldern nachgesucht hatte, die der dortige Landrath nicht gewähren konnte, ist vollständig zufrieden gestellt worden.

Vor Kurzem soll auf der Treppe zu den königl. Zimmern im Schlosse eine ländlich und dabei ärmlich gekleidete Frau kniend dem Könige eine Bittschrift mit dem Worte: „Gerechtigkeit!" entgegengehalten haben. „Sieh' auf Mütterchen — sagte der Monarch, Wir wollen sehen, was zu thun ist." Darauf hat das Volk einen lauten Jubelruf angestimmt, der sich aber noch bedeutend steigerte, als der König der alten Frau befahl, gleich mitzukommen und den Bescheid zu holen. Man erfährt nun, daß sie aus der Gegend von Stolpe in Pommern ist und der Landrath in einer Sache, wo er nicht helfen konnte, gesagt haben soll: „da müßt Ihr bis an den König gehen." Diese Worte hatte die gute Frau ganz buchstäblich genommen und ausgeführt, und wie es scheint, zu ihrem Glücke.

## Lucian Bonaparte.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni starb zu Viterbo nach kurzer Krankheit Lucian Bonaparte, Fürst v. Canino. Lucian Bonaparte, jüngerer Bruder Napoleons, der Dritte in der Geschwisterreihe, war zu Ajaccio im Jahr 1772 geboren. Im Jahr 1793 wurde er von Paoli aus Corsika vertrieben und flüchtete sich mit seiner Familie in die Provence, wo er zu St. Maximin als Aufseher über die Kriegsvorräthe angestellt wurde und im Jahr 1795 mit Christine Boyer, der Tochter eines Gastwirths in St. Maximin, sich vermählte. Im folgenden Jahre ward er Kriegskommissär. Später wurde er für das Departement des Liamone zum Mitglied des Raths der Fünfhundert ernannt. Als Präsident dieses Raths entkleidete er am 18. Brumaire Kraft und Kaltblütigkeit. Nachdem sein Bruder zum ersten Konsul proklamirt war, wurde er Mitglied des Tribunats, und kurz nachher Minister des Innern. In diesem Amte bewies er Eifer und Talent und nahm die Künstler und Gelehrten in seinen besondern Schutz. Auch wirkte er bei Organisation der Pefekturen mit. Im Brumaire des Jahres IX. ging er als Botschafter nach Spanien und gewann bald das Vertrauen des Königs, der Königin und der Friedensfürsten. Als der Krieg mit Portugal ausbrach, besetzten die spanische und die französische Armee vereinigt Etwas, und es kam ein für Frankreich sehr günstiger Vertrag am 29. Nov. 1801 in Badajoz zu Stande. Später half Lucian zur Errichtung des Königreichs Etrurien und bewirkte die Abtretung der Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an Frankreich. Im 9. März 1802 trat er zum zweitenmal in das Tribunat ein und setzte in demselben am 18. Mai die Annahme des Gesetzes über die Errichtung der Ehrenlegion durch. Er selbst ward um diese Zeit Groß-Offizier der Ehrenlegion, Mitglied des Ordensraths und Senator. Als Dotation erhielt er ein Gut im Churfürstenthum Trier. Am 3. Febr. 1803 wurde er zum Mitglied des Instituts, Klasse für französische Sprache und Literatur, erwählt. Im Juli 1803 begab er sich in die Rhein-Departements, um die für die Ehrenlegion angewiesenen Güter in Besitz zu nehmen. Nach seiner Rückkehr nach Paris verheirathete er sich mit seiner zweiten Frau, Madame Joubertbon, Wittwe eines bei der Expedition nach St. Domingo umgekommenen Wechselagenten, gegen den Willen seines Bruders, der ihn mit der Königin von Etrurien vermählen wollte. Dieß und sein Widerstreben gegen die Schritte seines Bruders zur unumschränkten Herrschaft (er nahm auch nie das Anerbieten eines Thrones an) entzweite ihn mit demselben, und er nahm, wie es hieß, um einer Verbaftung zu entgehen, seinen Wohnsitz in Italien, Anfangs zu Pesaro, später zu Rom, wo ihn der Pabst, der ihm seit dem Abschluß des Concordats mit Frankreich besonders gewogen war, sehr gnädig empfing. Nach einer Zusammenkunft mit Napoleon, zu Mantua, kehrte er nach Rom zurück. Im Aug. 1810 wollte er sich nach den Vereinigten Staaten begeben, sein Schiff wurde aber an die Küste von Sardinien getrieben und, da die dortige Regierung ihm die Landung verwehrte, von zwei Englischen Fregatten genommen und nach Malta gebracht, wo er 4 Monate auf die Entscheidung des Englischen Ministeriums wartete. In der Meynung, daß seine Reise einen politischen Zweck habe, schickte ihn das Englische Ministerium nach Worcester, wo er mit seiner Familie drei Jahre verlebte. Die politischen Ereignisse des Jahres 1814 schenkten ihm die Freiheit wieder, worauf er nach Rom zurückkehrte. Von hier aus knüpfte er seine Verbindung mit dem verbannten Kaiser wieder an, kehrte im Jahre 1815 nach Paris zurück und wurde in die Pairskammer berufen. Nach der Schlacht von Waterloo zog er sich nach Italien zurück, ward aber durch den Oesterreichischen General Grafen Bubna angehalten und auf die Citadelle von Turin gesetzt, jedoch auf Verwendung des Pabstes entlassen. Seither lebte er meist auf der Villa Rufinella bei Frascati. Er hatte sich in früheren Zeiten, besonders während seiner Gesandtschaft in Spanien und als Minister des Innern, ein unermeßliches Vermögen erworben. Lucian war der talentvollste unter den Brüdern nächst Napoleon. Seine Kinder

Digitized by Google

sind: Aus erster Ehe: 1) Charlotte, geb. 1796, um deren Hand sich im Jahr 1807 und 1808 der nachmalige König Ferdinand VII. von Spanien vergebens bewarb, verheirathet am 29. Dec. 1815 mit dem Fürsten Gabrielli in Rom. 2) Christine, zuerst verheirathet mit dem schwedischen Grafen Posse, dann, nach erfolgter Scheidung, seit 1826 mit dem Parlaments-Mitgliede und Polenfreunde Lord Dudley Stuart. Aus zweiter Ehe: 1) Carl, Fürst v. Musignano, vermählt mit der ältesten Tochter seines Oheims Joseph, aus welcher Ehe zwei Söhne vorhanden sind, ausgezeichneter Naturforscher; er erbt den Titel seines Vaters. 2) Paul, starb auf einer Reise nach Griechenland bei Spezzia am 25. August 1827. 3) Lätitia, seit 1824 verheirathet mit dem irischen Parlaments-Mitgliede Wyse, dessen Ernennung zum Lordkommissär des Schatzes von den Tories so hart angefochten wurde, weil er Katholik ist. 4) Pietro, geboren 1817, und 5) Antonio, geb. 1818, Beide bekannt durch ihren Widerstand bei ihrer von der päpstlichen Regierung am 3 Mai 1836 angeordneten Verhaftung, wobei Ugnoten der Regierung umkamen.

## John Cockerill.

John Cockerill wurde am 3. August 1790 in dem gewerbreichen Städtchen Haslington in Lancashire geboren. Sein Vater verließ kurz nach dessen Geburt England und begab sich nach Verviers; wo er sich mit einem der ersten Fabrikherren verband, und sich verpflichtete, nur für ihn die damals auf dem Continent noch unbekannten Spinnmaschinen zu verfertigen, die der ganzen Fabrikation einen neuen Schwung gaben und deren Ausfuhr aus England darum streng verboten war. Der alte Cockerill hatte nur seine beiden ältesten Söhne, William und James, mitgenommen und den jüngsten bei Verwandten zurückgelassen, die den Knaben sehr schlecht behandelten und zu den niedrigsten Arbeiten anhielten. Da es bekannt wurde, daß Napoleon den Vater, dessen Verdienst es zu würdigen wußte, auf mancherlei Weise begünstigte, so entbrannte der Haß der Familie in England nur noch mehr, und der arme John mußte es durch Entbehrungen und Mißhandlungen büßen. Nur mit Mühe setzte der Vater, der selbst nicht nach Großbritannien zurückzukehren wagte, wenigstens das durch, daß John von seinem neunten Jahr an Schulunterricht genoß, den er bis in sein zwölftes Jahr fortsetzen konnte. In diesem Alter ließ ihn der Vater zu sich nach dem Continent kommen und ihn Theil an seinen Arbeiten nehmen, damit das Geheimniß seiner Maschinenbauten nicht in fremde Hände überginge. John zeigte spätere immer gern die Stelle, wo er an der Werkstätte stand und hämmerte und schmiedete — glücklich, daß er so anfing, daß er das Kleinste lernte, um hernach das Große desto zweckmäßiger anordnen zu können, mehr noch, daß er dadurch ein Herz für die gemeinen Arbeiter erhielt und wahrhaft ihr Vater werden konnte. Es bewährt nicht wenig für die trefflichen Eigenschaften seines Herzens, daß die ungerechte und rohe Härte, die seine ersten Kinderjahre verdarb, seinen Charakter nicht zu verhärten und zu verstocken vermochte, obgleich sie allerdings eine Menschenscheu in ihm hervorrief, von der er erst in den spätern Jahren sich losmachen konnte.

John war noch sehr jung, als sein Vater ihn mit seinem Bruder James in Lüttich etablirte, da bee mit dem Hause in Verviers eingegangene Contract nur ihm, nicht seine Kinder band. Fast zu gleicher Zeit verheirathete er seine Tochter Nancy mit einem Hrn. Hodson aus Nottingham, der sich viel mit mechanischen Studien abgegeben und den er nach Belgien berufen hatte. Hr. Hodson legte in Verviers große Manufakturen an, welche dem Lande die größten Dienste leisteten. 1817 verlor er seine Gattin, die ihm sechs Kinder hinterließ, welche nach seinem Tode (1833) ein bedeutendes Vermögen erbten. Sein ältester Schwager, William, hatte auf eigene Hand eine Spinnerei in Frankreich angelegt, die jedoch das Unglück hatte vom Feuer verzehrt zu werden, ohne offecurirt zu sein, worauf er sich nach Gubrn wendete und dort eine Fabrik errichtete, die noch jetzt in voller Blüthe ist.

In Lüttich wurde der erste Grund zu den kolossalen Unternehmungen gelegt, welche den Namen Cockerill über die ganze Welt verbreiteten, wie es noch jetzt der Hauptsitz geblieben ist, von welchem die Geschäfte geleitet werden. John fand bald Gegenheit, seine erstaunliche Thätigkeit und Umsicht in immer steigendem Maaße zu entwickeln, und seine Kenntniß sowohl in den niedrigsten wie in den höchsten Zweigen des Geschäfts an den Tag zu legen. Der Vater, der den Kindern schon früher einen Theil seines Vermögens eingeräumt hatte, zog sich endlich ganz von allen Geschäften zurück, hatte jedoch die Freude, noch lange Zeit des Glückes zu sein, das seiner Familie blühte. Zu seiner eigentlichen Bedeutung gelangte dasselbe erst, als das große Etablissement in Seraing angelegt wurde, die Wiege und das Muster so vieler andern, zum Theil eben so großartigen Anstalten. Die ersten Anlagen bestehen, nachdem die Bauliebhaber 1816 in die Hände der Brüder Cockerill übergegangen waren, hatten nicht weniger als 16 Millionen Fr. gekostet.

Sobald man durch das Thor in den Hof eingetreten ist, wird man überrascht durch den weiten Blick auf eine lange Reihe aneinanderstoßender Gebäude, die sich tief nach hinten verlieren, während man deutlich wird durch das furchtbare Getöse der Hämmer und Ambosse, das Gesthön und Gezisch der unzähligen Dampfmaschinen, die hier fortwährend in Bewegung sind, um die unermeßlichen Bestellungen fördern zu können, die ununterbrochen von allen Enden Europa's einlaufen. Zu beiden Seiten des ersten Hofes ist also bedeckt mit eisernen Röhren, die vielleicht irgend einer Stadt das Gas zuführen sollen, während dahinter in den langen zweistöckigen Gebäuden sich Werkstatt an Werkstatt reiht, wo hundrrte von Arbeitern, die Cyklopen an Kraft und Geschicklichkeit beschämen würden. Hier wird nur geschmiedet. Das Getöse der Menge von leichten und schweren Hämmern, die von allen Seiten auf der Amboße fallen, ist betäubend. An diesen ersten Hof stoßen neun andere, einer immer größer als der andere, jeder das Sinnbild der unermüdlichsten und verschiedenartigsten Thätigkeit. Hier sind Maschinen in Arbeit, die mit der größten Leichtigkeit gehandhabt werden und doch Kraft genug haben, in einem Augenblick Löcher durch eiserne Platten zu bohren, die beinahe einen Zoll Dicke haben. In einem andern Raum ist man mit der sorgfältigen Zubereitung von Formen beschäftigt, in welchen das flüssige Metall am Abend gegossen werden soll. Gleich neben diesem Raume sind die Hochöfen, in denen das Eisen geschmolzen wird. Thurmhoch ragen diese Riesenöfen in die Luft. Auf Hunderten von Stufen steigt man hinauf, während alles Material durch Maschinen hinauf- und hinuntergewunden wird. Die Erdarten wie der Eisenstein werden die Maas hinunter aus den Gruben, die Cockerill in den Ardennen besitzt, geschafft und dann auf einem Kanale, den er hat graben lassen, bis hart an die Oefen gebracht, wo ein ewiges Feuer die Masse in Gluth hält. Gleich zur Seite befindet sich die große Rüstkammer, wo die fertigen Maschinen der Industrie aufgespeichert sind und wo dem Halbfertigen die letzte Feile gegeben wird. Hier steht sich Cylinder an Cylinder, dort steht ein Locomitiv mit dem Behälter für Wasser und Kohlen daneben, für eine Eisenbahn in Deutschland, vielleicht auch in Rußland bestimmt, denn, mit Ausnahme Englands, gibt es kein Land, das nicht dem Unternehmungsgeiste Cockerills zinsbar wäre.

Bleiben wir zurück von jenen Oefen, in denen man die Kohlen, die dort hinten aus jenen Gruben gefördert werden, zu Coaks ausbrennt. Unbedingt ist der Schwefeldampf, der diese Oefen dick umzieht, nicht zu ertragen. Treten wir lieber noch hier ein und betrachten die Dampfmaschinen, welche das Getriebe dieser unermeßlichen Welt in Bewegung setzen. Sie haben zusammen 695 Pferdekraft, was der Kraft von 4865 Menschen gleichkommt.

Digitized by Google

Die Hauptgegenstände, welche Seraing liefert, bestehen in Dampfmaschinen — die größte bis jetzt gelieferte hat 500 Pferdekraft — Wasserrädern, hydraulischen Pressen, Maschinen für Zucker-, Baumwolle- und Eisenfabrikation, Mühlen ꝛc. Sein Institut, das über 2000 Menschen beschäftigt und über 80 Tonnen Eisen verbraucht, in welchem in derselben Zeit 70,000 Fr. Lohn ausgezahlt wird, hätte jedem Andern genügt und die ausschließliche Thätigkeit eines jeden Andern in Anspruch genommen. Nicht so bei Cockerill. Außer Seraing besitzt er gegenwärtig noch in Lüttich eine Fabrik für feinere Maschinen, deren Arbeiterzahl nächstens von 500 auf das Doppelte gebracht werden soll, eine Baumwollen- und eine Flachsspinnerei mit neuerfundenen Maschinen, eine Kammwollenspinnerei, eine Mousseline-de-Laine-Fabrik und eine Eisengießerei; bei Bas-Benoit, unweit Lüttich, eine Dampfmaschinenfabrik und eine Maschinenfabrik; in Jemappes eine Eisengießerei; in Val St. Lambert eine Glasfabrik; in Andennes eine Papierfabrik mit drei Maschinen für Papier ohne Ende, eine Baumwollendruckerei und eine Fabrik von terre plastique; bei Namur eine Baumwollspinnerei; bei Charleroi Hochöfen; in Spaa eine Krahnenfabrik und eine Baumwollenspinnerei; in Berviers eine Metallspindelfabrik für die verschiedenen Spinnmaschinen; bei Aachen eine Kammwollspinnerei; in Stolberg bei Aachen Zinkgruben und eine Fabrik; in St. Denis eine Kammwollspinnerei; in Decazeville eine Maschinenfabrik; in Bezeche eine Maschinenfabrik; in Spanien Eisenwerke; zu Cottbus in Preußen eine Tuchfabrik; in Polen eine Tuchfabrik; in St. Petersburg eine Maschinenfabrik und in Surinam auf seinen eigenen Plantagen eine Maschinenfabrik.

Die Unfälle, welche Hrn. Cockerill in der letzten Zeit durch die Krise in Belgien befallen haben, sind bekannt. Trotzdem vermochte die Thätigkeit seines Geistes nicht zu ruhen, und er war eben mit der Anlage neuer Etablissements in St. Petersburg und Warschau beschäftigt, als der Tod ihn in Warschau mitten unter großartigen Planen ereilte. Die industrielle Welt erleidet einen großen Verlust an ihm, denn es dürfte wenig Menschen geben, die gleich ihm von einem unwiderstehlichen Triebe erfüllt waren, überallhin den Geist der Industrie zu verbreiten, und zugleich damit die Beschäftigungen verbanden, diesem Streben aller Orten den nöthigen Impuls zu geben. Wahrscheinlich wird jetzt bald über das Schicksal von Seraing etwas Definitives bestimmt werden; es ist zu wünschen, daß ein so würdiges Denkmal der wunderbarsten Thatkraft und Spekulation durch das Scheiden seines Schöpfers nicht leiden möge. (Aachener Ztg.)

## Preisfrage für Schneider.

Ein Berliner Schneidermeister hat folgende Preisfrage aufstellt: Ist es möglich, aus 2¼ Ellen Tuch für einen 48 Zoll starken Mann einen gehörigen Ueberrock zu machen? Wer diese Frage löst, erhält den Preis von 100 Thalern. Da nur die Stärke des Mannes und nicht seine Größe, auch nicht die Breite des Tuchs bedingt ist, so scheint die Auflösung der Preisfrage nicht allzuschwierig, und der Antragsteller einen gehörigen Bock geschossen zu haben.

## Verschiedene Bestrebungen.

Da kommen, während ich eben auch
Zum Zeitungslesen, wie das mein Brauch,
Des Abends im Vogelschen Hause bin,
Zwei Herren, gar wohlgekleidet, dahin.
Sie setzen sich zu mir an den Tisch,
Bestellen Jeder Supp' und Fisch,
Auch Wein, und zu nicht geringem Preise,
Und besprechen sich dann so wenig leise
Und so eifrig, daß ich nicht sonder Verdruß
Die Blätter bei Seite lassen muß,
Um erst den Beiden zuzuhören,
Die gar nicht merken, daß sie mich stören.

„Ja," spricht der Eine, noch sung an Jahren,
„Herr Nachbar! so Mancher mit grauen Haaren
Benützt nicht, wie er doch kann und soll,
Sein Gut! auf Ehre, das nenn' ich toll.
Es muß — und sey er auch noch so klein —
Kultivirt ein jeglicher Zieh mir seyn;
Die Raine, die Brachen, mit ihnen nur fort!
Und Gärten hier und Waldungen dort!
Dazwischen ein Land mit saftem Getreide,
Und länge des Baches die üppigste Weide!
Das sieht dann Alles gar herrlich aus;
Und, was noch mehr, es bringt in das Haus,
Wovon, versehen mit vielem Gesinde,
Mit seinem Weib und so manchem Kinde
Behaglich zu leben der Mann vermag,
Und zu sorgen für einen spätern Tag."

Der andere Herr — er hatte vielleicht
Bereits das fünfzigste Jahr erreicht,
War aber gar rüstig — begann auf dies;
„Mein junger Mann, das ist gewiß,
Daß die Menschen, leben sie auch im Frieden
Im Denken und Handeln gar sehr verschieden.
Zum Beispiele dienen gar meisterlich
In diesem Punkte Sie selbst und ich;
Denn während Sie den Besitz von Gründen
Für preislich halten, wie laut Sie verkünden,
Bezüglich mir, der ich ziemlich bequem,
Das Geld so nützlich, als angenehm.
In Wahrheit, das kleinste Stümmchen
Sogar,
Bedrückt es nur sünfzig Gulden baar,
Ich hab' es nicht daheim in der Nähe,
In die weite Welt muß es fort im Nu,
Um als Aktien-Theil, was sich grade will
schicken.
Zu bau'n an Häusern oder Fabriken,
Wohl auch das Schiff, das vor Anker bleibt,
Wenn nicht des Dampfes Gewalt es treibt,
Mit erfahr'nen und kräft'gen Lenkern zumal
Verseh'n zu heißen, und für den Canal,
Der den Main nun bald mit der Donau Wellen
Verbinden wird, mitaufzustellen
Der steilen Gräber zahlreiche Schaaren; —
Und Freundchen, auch ich — Sie können's
gewahren! —
Verbringe mit Weib und Kindern eben
Schon geraume Zeit gar fröhlich das Leben,
Wie wenige nur, und erübrige doch
Für spätern Bedarf so gar Manches noch."

Die Reden der Herr'n, sie ergriffen mich sehr,
Sie machten fürwahr mein Herz mir schwer.
Auch du, so sag' ich ganz still zu mir,
Hast nun ein Weib und der Kinder vier,
Und daß frei doch die Tage deiner Lieben
Von Plagen jetzt und Entbehrungen blieben,
Und für ihre Zukunft du auch etwas
Ersparen könntest, wie wünschest du das!
Und da ist nun mit jenen, was ihr entsprießet,
Sobald sie den dunklen Schoos erschlüsset,
Dein eigen auf vaterländischer Flur
Und auf fremden nicht eine Scholle nur,
Und ein mäßig Stümmchen, welches an dich
Die Zinse verreicht, — es findet sich
So wenig in eines Staates Bank,
Als bei einem Privaten, der auch zu Dank
Noch verpflichtet dir wäre! — gestehʼ es nur ein,
Ein gar zu trauriges Loos ist dein,
Statt des guten, welches sich dir verspracht,
Und nun hing ich tiefer Verdrüßnis nach.

Gar plötzlich aber fiel mir bei,
Daß doch nicht so übel daran ich sey;
Und mangelt dir auch, so dacht' ich da,
Kapital und Feld, ist doch Eines ja,
Das du nützen kannst, und das ist — die Zeit.
Die der Schöpfer zum Leben dir verleiht.
Da verwende, wenn noch so klein sie ist,
Mit Sorgfalt jegliche Spanne Frist,
Mußt treu vollzieh'n des Berufes Pflichten,
Auch treu dich selber unterrichten,
Dann bei Andern bilden Herz und Geist,
Wie liebender Sinn dich unterweist,
Und will es Gott, daß du bald erstrebt,
Daß wenigstens sind zufrieden lebt,
Was dein du nennst an vermünftigen Wesen,
Und der Gutern die du zum Weib erlesen,
Für den nächsten Tag — mehr braucht es nicht —
Der Vorrath nimmermehr gebricht.

Und wurde gar bald, wie zuvor ich war,
So ruhig und fest auch heiter sogar;
Doch mied ich die beiden Herren geschwind,
Und ging nach Hause zu Weib und Kind.

G.

Eingesandt, aus Ostenhofen, 27. Mai 1840.

Digitized by Google

**Nro. 29.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Feier des vierhundertjährigen Secularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst. — Zeitungs-Jubiläum. — Moritz Rugendas. — Einundzwanzig wenige Eins. — Pot-Pourri.

## Die Feier des Vierhundertjährigen Sekularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst

am 24sten Juni 1840.

(Fortsetzung.)

### VI. Feier zu Straßburg.

Die Regsamkeit und die Bewegung, die schon seit dem 23. Juni in unserer Stadt herrschten, die vielen Fremden, welche ankamen, die Zurüstungen, die man überall bemerkte, Alles verkündete unsern Festen einen großartigen und feierlichen Charakter. Fast an allen Häusern wehte die Nationalfahne; die meisten, hauptsächlich die Häuser längs dem Wege, den der Zug gehen sollte, waren mit Kränzen geziert. Den 24. Juni Vormittags, vor der Ceremonie der Einweihung des Guttenbergs-Denkmal, wurden durch die verschiedenen Religionsparteien, im Münster, in der neuen Kirche, in der Reformirten Kirche und in der Synagoge, gottesdienstliche Ceremonien gefeiert. Um 11 Uhr wurden die fremden Gesandtschaften im Rathhause durch den Maire, die Adjuncten und die Mitglieder des Comité's empfangen. Die Glocken im Münster verkündeten um Mittag die Eröffnung des Festes. Die Obrigkeiten und die verschiedenen Corps, die zum Zuge eingeladen worden waren, versammelten sich im großen Saale und im Hofe des Rathhauses. Mehrere Städte Frankreichs — Paris, Lyon, Nancy, Mülhausen, Blois, Luneville, Saint-Die, Beiseuse, Buchweiler, Waßlenheim, Weißenburg — gleichwie eine gewisse Zahl französische und fremde gelehrte Körperschaften, wie das Institut von Frankreich, die Pariser Litteratengesellschaft für den Elementarunterricht, die Pariser physiotechnische Gesellschaft, die Wetterfrugsgesellschaft aus dem Wasgau-Departement, die Freiburger Universität, hatten sich durch Gesandtschaften repräsentiren lassen, deren meiste ihre Fahne vor sich hertragen ließen. Gegen 1 Uhr setzte der Zug sich in Bewegung. Zuerst kamen die vereinten Musiken der Regimenter der Garnison, die Spitze des Zugs bildend und von zwei Nationalfahnen begleitet; die Zöglinge der verschiedenen niedern und höhern Schulen, der Akademie ic. Nachher kamen die Fahnen, mit dem Wappen, das den Buchdruckern im Jahre 1470 durch den Kaiser Friedrich III. gegeben wurde, und den Wappen Guttenbergs; ihnen folgten die Buchdrucker- und Buchhändlerlehrlinge, die Buchdruckergehülfen, die Buchhandlungsdiener, die Buchdruckereherren und Buchhändler aus Straßburg, die alle an ihrem Knopfloche eine blau und rothe Rose trugen. Nach den Buchdruckern erschien die große Fahne der Stadt, die Jungfrau und den Jesusknaben vorstellend, mit zwei Nationalfahnen, hinter welchen die bürgerlichen Militärbehörden folgten, die Offiziere vom Generalstabe der Division und die Stabsoffiziere, so wie von den verschiedenen Corps der Garnison, das Corps der Militärträgte, die Mitglieder des Präfecturrathes, des General- und Bezirksrathes, des Civilgerichtes, des Municipalrathes, der Geistlichkeit von jeder Religion, des Handelsgerichts, der Handelskammer, die Beamten von der Akademie, vom königlichen Collegium, die Ingenieurs des Brücken- und Straßenbaues und der Minen, die Direktoren und Oberbeamten der Administration, der Rath der Werkverständigen, die Maires und Abgeordneten mehrerer Gemeinden des Elsaßes, wovon drei, die aus Buchsweiler, Mauresmünster und Illkirch, Paniere oder Fahnen trugen; die Friedensrichter, die Advokaten, die Anwalte, die Notarien, eine Gesandtschaft von polnischen Flüchtlingen mit ihrer Nationalfahne; die Mitglieder der verschiedenen Comités des Festes und der Comités der Stände.

Die Gesandtschaften der Städte und der gelehrten Körperschaften waren die ganze Länge des Zugs da und dort vertheilt; sie waren jedesmal von zwei Mitgliedern des Comité's begleitet, die dreifarbige Scharpen trugen. Die französische Akademie und die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wurden vertreten durch die HH. Dupin den Aeltern, ehemaligen Präsidenten der Deputirtenkammer, und Blanqui den Aeltern, welche Beide das mit grünen Palmen gestickte Costume der Mitglieder des Institus trugen. Die Gesandtschaften der Buchdrucker, der Buchhändler und der Schriftgießer aus Paris, die der Comités von Lyon und Nancy und den Buchdruckern von Rio-Janerio ließen ihre Fahnen vor sich hertragen. Der Marsch dieses aus nahe an zweitausend Personen bestehenden Zugs zeigte eine bewundernswürdige Ordnung und Regelmäßigkeit. Auf dem ganzen Wege, den der Zug ging, drängte hinter den Soldaten die das Spalier bildeten, eine große Menschenmasse sich herzu; alle Fenster, sogar die Dachfenster, waren mit Neugierigen besetzt, und ein ungeheurer Zulauf bedeckte die Zugänge des Gärtnermarktes. Die Platz war schön verziert mit blauen, weißen und rothen Wimpeln, die über den um den Markt stehenden Bäumen wehten. Mitten auf dem Platz erblickte man Guttenbergs Bildsäule, die ein Schleier von weißen und rothen Zeugen vor den Blicken des Publikums verbarg. Am Fuße des Denkmals standen eine Presse, Schriftkästen, ein Schriftgießerei-Apparat und eine Beschirmaschine, wo gleich bei der Ankunft des Zuges Arbeiter anfingen Lettern zu gießen, und eine für diese Gelegenheit verfaßte Hymne zu setzen, zu drucken, zusammenzulegen und zu beschneiden. So wie die Fahnen nacheinander auf den Platz kamen, wurden sie oben auf das Gerüst gestellt, das auf der rechten Seite des Denkmals aufgeschlagen worden war.

Nachdem die Mitglieder des Zugs alle um das Denkmal herum Platz genommen hatten, stieg Hr. Lichtenberger Vater, Advokat, auf einen dem Gerüste gegenüber aufgerichteten Rednerstuhl, und hielt eine Rede, aus der wir folgende Stellen ausheben: „Vor vierhundert Jahren herrschte Unwissenheit, die Sclaverei hervorbringt und unter der Herrschaft der Sclaverei steht; das mächtige Vehikel alles dessen, was groß, was edel auf der Erde ist, der menschliche Gedanke lag ohnmächtig und gefesselt darnieder. Kaum einige Auserwählte konnten das heilige Recht gebrauchen, das Allen zukommt, sich an der unerschöpflichen Quelle

Digitized by Google

der menschlichen Kenntniße zu tränken, sich am belebenden Herde der Aufklärung und der Wissenschaft zu wärmen und zu reinigen. Vergebens kämpften einige bevorzugte Geister mit seltenem Muthe gegen das Einreißen und den blinden Widerstand der Barbarei. Ihre Stimme, die kein Echo wiederhallte, verlor sich mitten in den Bewegungen einer rohen Menge, die das Lehnswesen, die Fanatismus und die Leibeigenschaft unter ihr Joch beugten. Da erschien ein großer Genius, dessen herliche Schöpfung die Gestalt der Welt umänderte. Mit dem wundervollen Werkzeuge versehen, womit Guttenberg die Welt bereichert hat, schreitet der Menschengeist festen Schrittes voran, alle Wege bahnend, Alles besiegend, was sich entgegensetzt. Edle und friedliche Eroberungen! euch gebühret die Achtung der Welt, euch der Dank der Völker! Was sind neben euch jene glänzenden, aber kurzdauernden Glorien, die immer mit Blut befleckt, immer mit Thränen vermischt sind! Guttenberg, friedlicher Held, durch Dich werden die menschlichen Schicksale sich vollenden können! Dein verehrter Name wird Jahrhunderte hindurch fortdauern, immer jung an Ruhm. Gibt es einen Eroberer, dem nach vierhundert Jahren die Stimme der Nationen Bildsäulen aufgerichtet hätte? Nein. Die Huldigungen der Nachwelt gehören nur den Wohlthätern der Menschheit und werden nur ihnen zu Theil. Schon hat Mainz, die alterthümliche Stadt, unsere Verwandte, unsere Schwester, einen ruhmvollen Anfang gemacht. Das Bild des edelsten ihrer Söhne glänzt auf einem ihrer öffentlichen Plätze, wie ein beredter, wie ein beständiger Einspruch gegen die strafbaren Bemühungen derjenigen, die den menschlichen Gedanken zu fesseln suchen. Straßburg mußte ebenfalls dieses verehrte Bild der öffentlichen Hochachtung und Bewunderung darbieten. Macht nicht die große Kunst, die in unsern Mauern entstanden ist, eines der glänzendsten Kleinodien der Mitgabe aus, die Straßburg Frankreich, diesem theuren Vaterlande zugebracht hat, an welches dasselbe Bedürfniß der Aufklärung, der Bildung und Freiheit durch das unauflösslichste Band uns knüpft? ...“

Nach dieser Rede, die häufig durch das beifällige Murmeln und das Klatschen des Publikums unterbrochen wurde, stelen auf ein Zeichen die Tücher von der Bildsäule; Artilleriesalven und der feierliche Schall der Glocken ertönten in den Lüften, und rauschender Beifallszuruf begrüßte die Züge des unsterblichen Erfinders der Buchdruckerkunst und das bewundernswürdige Werk unsers großen Bildhauers David. David hat mit dieser Bildsäule der Stadt ein Geschenk gemacht. Guttenberg hält ein Blatt in den Händen, das er eben mit den Worten bedruckt hat: „und es ward Licht!“ Diese Worte der Schrift bildeten das Thema einer Rede des Maire's, welche großen Eindruck machte. Nach der Rede fiel die Musik wieder ein, worauf der Buchdruckereibesitzer Silbermann abermals die Tribune betrat, um specielle Züge aus Guttenbergs Leben vorüberzuführen. Die Sänger stimmten nun einen (von Levrault gedruckten) Hymnus an, der von der ganzen Bevölkerung wiederholt wurde, und die Lüfte ertönten gleich einem unermeßlichen Chor von Danksagungen zu Ehren Guttenbergs.

| | |
|---|---|
| Moderne espérance | Poursuis ta carrière, |
| De l'humanité, | Soleil des états! |
| Presse, à qui la France | Verse la lumière |
| Doit la liberté, | Sur tous les climats! |
| Par toi la parole | Foyer d'où vient luire |
| Sait briser les fers, | Tout noble penser, |
| Tu sers de boussole | Toi qui sus détruire, |
| A tout l'univers! | Tu sauras créer! |

Hr. David, den alle Blicke im Zuge suchten, wollte sich den gerechten Bewunderungs- und Dankesbezeugungen entziehen, deren Gegenstand er würde geworden seyn, und erschien nicht beim Feste. Um 4 Uhr fuhren mehrere Buchdrucker, von allen Buchdruckergehilfen aus der Stadt begleitet, in bewimpelten Schiffen nach dem Grünen-Berg, wo ehemals das Kloster St. Arbogast stand, in welchem Guttenberg sich lang aufgehalten, und in welchem er auch die erste Idee der Buchdruckerei mit beweglichen Lettern gefaßt hat. Abends vereinigte der Maire die eingeladenen Fremden und die Gesandschaften der verschiedenen Städte bei einem großen Gastmahl. Als die Nacht anbrach, wurde fast die ganze Stadt beleuchtet; die ganze Bevölkerung durchwogte die Straßen, um den Anblick dieser Beleuchtung zu genießen, der glänzendsten, die man seit mehreren Jahren zu Straßburg gesehen hat. Hauptsächlich strömte eine ungeheure Menge auf den Gärtnersmarkt, auf welchem die Musik des 35sten Linienregiments ertönte, und wo Guttenbergs gadeleuchtete Bildsäule im hellen Lichte der bengalischen Feuer glänzte, welche man von Zeit zu Zeit an den vier Ecken des Denkmals anzündete. Alle öffentlichen Gebäude und der Münsterthurm waren ebenfalls beleuchtet. Während der größte Theil der Bevölkerung sich in unsern Straßen ihrer Freude überließ, die nicht durch die geringste Störung, nicht durch die geringste Unordnung auch nur einen Augenblick unterbrochen wurde, endigte das Fest im Schauspielsaale mit einem glänzenden Concerte, das bis Mitternacht dauerte. (Straßb. Bl.)

Rußland. Am 24. Juni ist auch in St. Petersburg das vierte Säkular-Fest der Buchdruckerkunst gefeiert worden. In einem Landhause hatten sich zu diesem Zwecke eine große Anzahl von Typographen, unter denen auch die der Akademie der Wissenschaften sich befanden, so wie viele andere mit der Presse in Verbindung stehende Personen versammelt. In dem mit Guttenbergs Standbilde geschmückten Saale wurde eine Rede gehalten, demnächst ein deutsches Gedicht zum Lobe der Buchdruckerkunst und ihres Erfinders verlesen, womit ein heiteres Mahl mit feierlichen Toasten und endlich auch ein Ball, der bis zum nächsten Morgen dauerte, sich verband.

## Zeitungs-Jubiläum.

Am 30. Juni 1740 erschien das erste Blatt der Haude und Spener'schen Zeitung mit der Devise: „Wahrheit und Freiheit,“ in der Friedrich II. unter der Rubrik der Berlinischen Nachrichten, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, mitunter kleine Artikel erscheinen ließ; die erste Nummer leitete ein Gedicht ein, das als Probe der politischen Poesie unserer Vorfahren nicht uninteressant ist. Es heißt darin unter Anderem:

Monarch! Dein Absehn soll allein
Die Richtschnur dieser Arbeit bleiben,
Und ein geheiligt Triebwerk seyn,
Bedachtsam und mit Fleiß zu schreiben.
Was Vortheil und Ergötzen bringt,
Nicht schlüssig noch verwegen klingt,
Ist Dein gegründetes Begehren.
Mein Eifer wird auch niemals ruhn,
Den Pflichten möglichst g'nug zu thun,
Und sich stets deutlich zu erklären.

Dann versprach der Herausgeber, was das neue Blatt Alles enthalten solle. „Es sollen nämlich die besten und aus den sichersten Briefen gezogene Sachen, in gehöriger Ordnung und nützlichster Deutlichkeit vorgetragen werden, wie man denn auch ein jedes Stück mit einem gelehrten Artieul beschließen will. Wissen an dem königlichen Hofe, oder in den Residenz-Städten und sämmtlichen Provinzen Neuigkeiten vorgehen, deren Beschreibung dem Leser zum Nutzen und Vergnügen gereichen kann, sollen fleißige ebenfalls, und zwar gleich im ersten Artieul; ihren Platz finden.“ Am Schluß der Ankündigung wurden die auswärtigen Herren Gelehrten ersucht, dem Publikum die Gefälligkeit zu erweisen, ihm neue Entdeckungen u. s. w. franco zu übersenden. Zur Erinnerung an diese vor hundert Jahren erschienene Nummer gibt die Zeitung jetzt eine kurze Geschichte ihres Bestehens, der wir diese Notizen entnehmen. Interessant ist das Unglück eines ihrer Redakteure; derselbe hatte sich einen starken Ausfall

Digitized by Google

gegen den russischen General Tottleben erlaubt, von dem er nicht glaubte, er würde je die Hauptstadt heimsuchen. Das geschah aber doch, und der arme Zeitungsschreiber, er hieß Krause, sollte dafür am 12. Oktober 1760 durch hundert russische Soldaten Spießruthen laufen. 'Bedank' mich gar schön!) Nur als er fußfällig um Gnade bat, ward ihm diese blutige Bereichtigung seines Artikels erlassen, und er kam mit der Todesangst davon. Willibald Alexis erzählt dieses auch in seinem sehr gelungenen Romane „Cabanis," und führt noch an, daß damals Rammler den armen Mann befreit habe.

Unter den späteren Redakteuren ist besonders Buttmann zu nennen, der bei Bieten, die je erfahren mußten, wie Schlagen und Geschlagenwerden auf Griechisch heißt, in so eigenem Andenken steht. Im Jahre 1793 erschien bei Gelegenheit des Sieges der Preußen bei Pirmasens und Kaiserslautern zuerst eine Uebertragung des englischen God save the king: von 1802 an, ein Theaterartikel, zuerst unter der jetzt fast verschollenen Merkels Leitung. Dieser Artikel, sowie die Redaction der wissenschaftlichen Nachrichten, ist jetzt sehr tüchtigen Händen anvertraut.

## Moriz Rugendas.

(Vergleiche „Sammler" Nro. 27.)

Paris 10. Juli. Man hat hier Nachrichten von dem bekannten deutschen Maler und Reisenden, „Moriz Rugendas, vom Anfang Februars erhalten. Er war damals in Valparaiso und im Begriff sich auf der englischen Fregatte Calliope einzuschiffen. Er hatte die drei letzten Jahre hauptsächlich in San Jago de Chili zugebracht, und von da aus zahlreiche Ausflüge in die Cordilleren und jenseits derselben in die Pampas, so wie in das Gebiet einiger der wildesten südamerikanischen Völkerschaften, wie der Araukaner, gemacht, und sein Portefeuille mit unzähligen Zeichnungen von Landschaften, Ansichten und Porträts, besonders der wilden Scämme, angefüllt. Im letzten Jahre hatte er Lynx in der „Augsburger Abendzeitung" seiner Zeit mitgetheilt wurde) eine große Gefahr bestanden: sein Pferd war Nachts in den Pampas gefallen und hatte sich einen spitzigen Pfahl in die Brust gestoßen, richtete sich aber wieder auf und rannte, durch den Schmerz der Wunde vollkommen unbesonnen geworden, durch ein Gehölz, wo sich Rugendas mit dem Kopf an einen Ast stieß, sinnlos vom Sattel fiel, aber mit dem linken Sporn im Bügel hängen blieb, geschleift wurde, und als das Pferd todt fiel, betäubt in den Pampas liegen blieb, wo man ihn fand und wieder zur Besinnung brachte. Er war gefährlich verwundet, hatte sich die Zunge mit den Zähnen durchschnitten, und hatte bedeutende Contusionen an der Stirne und dem Hinterkopf. Er erholte sich langsam, war aber beim Abgang der letzten Briefe wieder hergestellt. Er hat jetzt die Absicht, mit der Fregatte die Küsten von Peru, Bolivia, Guatimala und Californien, von da aus die Marquesen und Neuholland zu besuchen. Es ist mit einem vortrefflichen Daguerreotyp von Giroux hier versehen und verspricht sich eine reiche Sammlung von Bildern und Zeichnungen zu machen.

## Einundzwanzig weniger eins.

Dem Grafen G... ist etwas Merkwürdiges begegnet.

Seit langer Zeit wünschten ihn seine Freunde und seine Familie zu verheirathen, er wollte sich dazu aber durchaus nicht verstehen; selbst seinen vertrautesten Freunden war es nicht möglich, den Grund seines Widerstrebens zu errathen.

„Liebst Du denn die Frauen nicht?"

„O doch so ziemlich."

„Hast Du eine Abneigung gegen die Ehe?"

„Im Gegentheil, ich finde Verheirathete mindee langweilig, als Unverheirathete."

„Fürchtest Du die Sorge mit Kindern?"

„O nein, ich habe Kinder gern."

„Nun, weshalb heirathest Du denn nicht?"

Hier erfolgte keine Antwort mehr.

Eine Dame, die mit dem Shescheuen befreundet war und wußte, daß er der eigensinnigste Mensch sey, setzte nicht geringeren Eigensinn daran, ihn doch zum Ehemanne zu machen. Sie interessirte sich sehr für ein Fräulein Henriette von M., ein junges Mädchen ohne Vermögen, aber von einer wahrhaft idealen Schönheit, einer Schönheit, die vollkommen gewesen wäre, hätte die junge Dame nicht einen etwas großen Fuß gehabt.

Der Graf hatte das Fräulein noch nie gesehen, und bei den ersten Worten, die er von ihr hören mußte, ward seine Miene ernst und fast unwillig: „Gndöige Freundin," bat er die Dame, „quälen Sie mich nicht so ungnädig, ich hatte schon oft die Ehre, Ihnen zu versichern, ich gedenke in den Himmel zu kommen, ohne das Glück der Ehe, diesen Himmel auf Erden, wie ihn alle Heirathsstifter nennen, gekostet zu haben."

„Aber was bewegt Sie dazu? Sie sind reich, Sie sind schön und unabhängig — wollen Sie nun, ein kalter Egoist, Alles im Leben für sich allein genießen?"

Der Graf schwieg, wie er stets zu schweigen pflegte, wenn man über diesen Gegenstand in ihn drang; seine Freundin gab dem Gespräche eine andere Wendung, verlor aber ihr Ziel nicht aus den Augen. Sie wußte, der Graf habe in frühen Jugend ein inniges Verhältniß mit einem schönen Mädchen gehabt und dachte, er habe sich nun durch irgend einen Eid, wie ihn Leidenschaft wohl fordert und gewährt, am Sterbebette seiner Geliebten — denn sie, der seine ersten Seufzer galten, lebte nicht mehr — verpflichtet, nie zu heirathen. Sie wollte darüber im Klaren seyn, und sprach deßhalb ausführlich und gelehrt über die Treue, die Liebende einander schuldig seyen, und welche Eide gehalten werden müßten, und welche man sich erlassen könne.

Der Graf lächelte und wußte doch zugleich seufzen. Seine Gegnerin merkte daraus, ihre Vermuthung sey gegründet, und er habe sich durch ein Versprechen gebunden. Es gelang ihr, ihm nach langem Parlamentiren abzulocken, was es seiner Geliebten gelobt hatte.

„Es ist wahr," brichtete er endlich, „meine Geliebte forderte von mir, ehe sich ihre schönen Augen auf ewig schlossen, einen Eid, den ich so treu oder, wenn Sie lieber wollen, so närrisch bin zu halten."

„Und wie lautet dieser fürchterliche Eid?"

Mit erzwungenem Lächeln erzählte er nun, seine Geliebte habe von ihm verlangt, er solle nicht wieder heirathen, wenn er nicht eine Braut finde, die in sich einundzwanzig Vorzüge verschiedener Art vereinige.

„Einundzwanzig Vorzüge!" rief die Dame. „Ach, mein Gott, da steeben Sie freilich als Hagestolz; da hätte Ihnen das liebe Kind lieber gleich das Heirathen ganz verbieten sollen. Sie hätte Ihnen dann mindestens die Mühe erspart, sich mit Suchen dieser einundzwanzig Vorzüge abzuquälen. Wo soll man eine solche Sammlung moralischer Vorzüge finden?"

„Es war von physischen die Rede, meine Gndöigste."

„Von physischen? das ist fast noch schlimmer. Und hatte Ihre Schöne diese einundzwanzig Vorzüge?"

„Nein, nur zwanzig."

„Und welcher Art müssen die einundzwanzig Vorzüge seyn, deren Besitz Sie von der Glücklichen fordern, die Ihren Namen tragen soll? Wollen Sie die Güte haben, mir sie zu detailliren?"

„Sie haben nur zu befehlen," antwortete der Graf lächelnd, „zuerst sind es drei weiße, drei schwarze und drei rothe."

„Drei rothe, drei schwarze und drei weiße Vorzüge? Sie brauchen deren also von allen Farben? Aber was verstehen Sie denn uns Himmels willen unter einem solchen kolorirten Vorzug?"

„Sehen Sie statt Vorzug das Wort Sache, und Sie verstehen mich vielleicht besser."

Digitized by Google

„Schön; also Ihre Frau muß drei Dinge roth, drei schwarz und drei weiß haben.“

„Ganz richtig; dann drei Dinge lang, drei schmal, drei fein und drei klein.“

„Und Ihre Geliebte hatte diese einundzwanzig Dinge?“

„Ich habe schon die Ehre gehabt, Sie zu versichern, daß sie sehr schön gewesen, doch hatte sie nur zwanzig davon.“

„Und doch hätten Sie sie geheirathet?“

„Ja ... wenn sie nicht gestorben wäre.“

„Besuchen Sie mich doch morgen um diese Zeit wieder, Herr Graf.“

Am Abend dieses Tages musterte die Dame Fräulein Henriette äußerst genau. Sie fand an ihr die geschmten drei weißen, drei schwarzen, drei rothen Dinge und alles Uebrige.

Weiße Haut, weiße Zähne, weiße Hände.

Schwarze Augen, schwarze Wimpern, schwarze Augenbrauen.

Rothe Lippen, rothe Wangen, rothe Nägel.

Drei lange Dinge: Körper, Haare und Hände.

Drei schmale: Wuchs, Mund und Knöchel.

Drei feine: Finger, Haare und Lippen.

Drei kleine: Nase, Ohren und —

Sie besann sich vergebens auf das Dritte, es wollte ihr nicht wieder einfallen. Fast wäre sie in Verzweiflung gerathen — da trat der Graf in ihr Boudoir: er war zu neugierig gewesen, bis zum andern Morgen warten zu können. Sie lief ihm entgegen und fragte: „Das dritte, was klein seyn muß?“

„Der Fuß,“ antwortete der Graf, und grüßte Fräulein von M., die aus dem Zimmer lief. „Wie Schade,“ sagte er, „daß ein so schönes Mädchen einen so großen Fuß hat.“

„Der Fuß, der Fuß, welch Unglück,“ murmelte die Dame. „Aber sagen Sie mir doch welches der einundzwanzig Erfordernisse der Schönheit fehlte ihrer Gliedern?“

„Die Hand, ihre Hand war nicht weiß.“

„Nun, lieber Graf, und doch wollten sie ihr die Ihrige reichen? seyen Sie jetzt nicht scrupulöser; stießen Sie sich daran nicht, so wird der Fuß ihrer Frau Sie auch nicht hindern.“

Der Graf mußte über die Beharrlichkeit seiner Freundin lachen, und wollte sich verzeihlich hinter seinen Eid verschanzen. Diese ließ ihn aber nicht mehr los, bewies ihm bündig, der Eid sey nur eine Erfindung von ihm gewesen, um mit Heirathsanträgen verschont zu bleiben, bewies ihm die Unmöglichkeit, die einundzwanzig Dinge zu finden, und erklärte es als ein Wunder, wenn man nur zwanzig bei einer Dame sähe. Kurz der Graf hatte sich in der Schlinge seiner hohen Prätensionen gefangen, und Fräulein v. M. ward die Frau des liebenswürdigen Sonderlings.

## Pot-Pourri.

### Eine Lotterieziehung in Neapel.

Um den Unterschied im Charakter des Nord- und Südländers schlagend vor sich zu sehen, braucht man nur einer Lotterieziehung in Neapel beizuwohnen, wenn man eine bei uns gesehen hat. Die Ziehung geschieht in der Vicaria, im großen Saale des Justizpallastes, während der Sommerszeit meist um 6 oder 7 Uhr Abends. Zwei Stunden vorher sind alle Zugänge, der Saal, die Gallerien mit einer Menge Volkes bedeckt, das sich in seinen Lumpen mit ungeheurer Lebhaftigkeit geberdet. Die ganze Straße ist voll Neugieriger. Zur bestimmten Stunde dreht sich das Rad — und eine plötzliche Stille folgt auf den Tumult. — Die erste Nummer erscheint: und der ganze Saal zittert von tausendstimmigem Geschrei. Das Billet wird durch das Fenster einem dazu bestimmten Menschen zugeworfen, der die Nummer laut verkündigt; ein heulender Lärm fliegt durch die ganze Gasse. Es wird wieder ruhig; bei der zweiten Nummer der nämliche Lärm, und so fort bei der dritten, vierten und fünften. Was aber allen Glauben übersteigt, das sind die Freudensprünge, die Kapriolen und tollen Geberden der Gewinner, indeß die Verlierenden sich allen Ausbrüchen der Verzweiflung überlassen. Sie fluchen dem Himmel, ergießen sich in Lästerungen gegen die Heiligen, insbesondere gegen den heil. Januarius und gegen den heil. Pantalone, den Patron der Lotteriespieler, dem sie Wachskerzen, Messen, ja einen Theil des Gewinnes gelobt haben. Dieß Schauspiel, eines der bizarresten, das man sehen kann, hat für den Fremden etwas wahrhaft Entsetzliches. Aber der ganze widersprechende Tumult unsinniger Freude und unsinniger Wuth hat sich bald wieder gelegt, und Jeder kehrt heim an sein Geschäft oder vielmehr zu seinem delizioso far niente.

### Schicksalstücke.

Auf Jahrmärkten werden in vielen Gegenden noch kleine Lotterien geduldet, bei welchen die Gewinner in allerlei Siebensachen und Puggegenständen, Tüchern, Perlenhalsbändern ꝛc. bestehen. Die eifrigsten Spieler sind immer die lieben Landleute, alt und jung. Neulich konnte eine junge hübsche Bauerndirne dem Vergnügen, ihr Glück zu probiren, nicht widerstehen; sie nahm Loos auf Loos, und alle kamen mit Nieten heraus. Hitzig wie sie war, bot sie endlich, als all ihr Geld fort war, dem Collekteur ihren nagelneuen Sonnenschirm gegen einige weitere Loose an. „Den kann ich nicht gebrauchen, mein Kind, aber wenn Du mir Deine hübschen Haarzöpfe überlassen willst, so gebe ich Dir dafür zwanzig Loose.“ Das Mädchen willigt ein, und das schöne schwarze Haar wird abgeschnitten; aber was schade's, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Die Ziehung geht vor sich; neunzehn Loose des Mädchens fallen durch; das zwanzigste kommt heraus und gewinnt — einen Kamm! Das Gelächter der Umstehenden wollte kein Ende nehmen, das „unglückliche“ Mädchen aber weinte bittere Thränen.

### Eine nicht gar freundschaftliche Grabschrift.

Auf dem Kirchhofe zu Hechingen liest man folgende Grabschrift:

Wanderer, steh' still und geh' nicht weiter,
Hier liegt Franz Anton Wilhelm Reiter,
Dem Niemand eine Thräne weint.
Er war ein wahrer Menschenfeind'r,
Verhieß die Hölle, verstieß die Kinder,
Und hat es niemals gut gemeint.
Er hat viel Geld sich zwar erworben,
Deshalb er auch aus Geiz gestorben,
Als ihm ein Schuldenmann es wich.
Er hat stets hohen Zins genommen,
Und konnte nie genug bekommen,
Da macht der Tod den letzten Strich.
Er selbst sah seine Stund erscheinen,
Und wie um ihn wirt Niemand weinen,
Das sagte er ganz frank und frei:
Ja, ja ins Grab, Ihr Leute, stürz' ich,
Ein Tausend und acht Hundert vierzig,
Am 6. Tag im Monat Mai.
Und so geschah's — nun mag er ruhen,
Jetzt wird er nichts mehr Böses thuen.
Doch, ruhen — dieses Gift der Welt?
Wenn er erführt noch nach dem Sterben,
Daß Frau und Kinder ihn beerben,
So springt er auf, und holt sein Geld.

Wer diese Grabschrift gesetzt, weiß man nicht, seine Frau und Kinder auf keinen Fall; sie sollen veranlaßt haben, daß dieses schmähliche Pasquill weggenommen wurde. Man vermuthet daher, ein „Schuldenmann“ des Wucherers. Es soll eine Untersuchung in dieser Sache eingeleitet worden seyn.

Digitized by Google

Nro. 30.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Cabrera. — Prozeß gegen Madame Lafarge. — Behandlung der Sklaven in Amerika. — Guttenbergfest. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Liebeserklärung. Der Angebetete Beschid.

## Cabrera.

Cabrera ist in Frankreich und wird bald von dem Schauplatze seiner Thaten oder seiner Verbrechen so weit entfernt seyn, daß man Raum und Ruhe gewinnen kann, ein geschichtliches Urtheil über ihn wenigstens einzuleiten. So lange Cabrera inmitten der Ereignisse stand, hat man ihn von der einen Seite zu einem großen Feldherrn gemacht, von der andern zu einem großen Banditen höchstens. Wenn jetzt das letztere Urtheil Nachdruck gewinnen sollte, so muß man bedenken, daß, wenn ein Carl V. auf den spanischen Thron gelangt, Cabrera vielleicht gleich jenem Eid geleistet worden wäre, der, zum Campeader des Heeres ernannt, das Banner Sancho's im Bruderkriege trug. Damals siegte Sancho über die Brüder, aber er fiel hernach durch Meuchelmord, und Alfonso, noch vor acht Monaten von dem Bruder geschlagen, wurde auf den Thron berufen. Der Cid aber las jenem, im Namen der castilianischen Stände, den Reinigungseid wegen der Ermordung des Sancho vor, daß es fast wie eine Strafpredigt klang. Mit einer Strafpredigt wegen der antisalischen pragmatischen Verordnung Ferdinands kann freilich Cabrera nicht vor die Königin Isabelle II. hintreten, aber, im Laufe der Zeit, wird man doch anerkennen müssen, daß in diesem Manne ein eminenes Talent enthalten war, das die Verhältnisse, die Erziehung und der Fanatismus der Leidenschaften und der Religion in jene grausame Richtung riß, die aber dennoch ein so romantisch-poetisches Ansehen erhielt, daß es uns nicht wundern soll, wenn wir nächstens von Romanen vernehmen, in denen die Helden Cabrera und Balmaseda eine bedeutende Rolle spielen. Ihre Namen sind klingend genug dazu.

Don Ramon Cabrera ist zu Tortosa im Jahre 1809 geboren. Sein Vater war ein armer Seemann, und seine Erziehung machte sich an den Ufern des Ebro, in der Wildniß des spanischen Pöbels. Daß solche wildaufgeschossene Naturen spätethin zum religiösen Stande bestimmt werden, ist in Spanien nichts Neues, und Ramon kam als Famulus (Famulo) zu einem Kanonicus der Kathedrale. Er diente dem Priester, und der Priester lehrte ihn Latein, Ideologie und so viel er von der Philosophie des Aristoteles wußte. Aber Ramon Cabrera, der sich vielleicht in einem Mönchskloster wohl befunden haben würde, konnte sich in die Studien, die einem solchen vorhergehen mußten, nicht finden; er lebte schon in Tortosa, wie später im Felde, und Werber und Zank und Streit waren die Momente seines Lebens. Nichtsdestoweniger bewarb er sich um das Subdiakonat; aber der Bischof Viktor Saez verweigerte es ihm. Als die Nachricht vom Tode Ferdinands VII. nach Tortosa gelangte, war Ramon Cabrera gerade auf das Aeußerste gebracht, und mit Eifer nahm er an einer Verschwörung gegen Isabelle II. Theil, die in der Mitte Oktober 1833 in Tortosa gesponnen wurde. In Folge dieser Theilnahme mußte Cabrera flüchtig werden, er ging zuerst in das Gebirge, und als er vernahm, daß Morella in die Gewalt einer Carlistischen Insurrection gefallen war, begab er sich dorthin. Morella ist die Wiege, der Sitz und das Grab des Cabrera'schen Siegesglückes geworden. Damals hatten hier Baron von Herbez, der frühere Corregidor von Valencia, und der Alcade von Villareal, Don Joaquin Llorens, das Hauptquartier des Prätendenten aufgeschlagen. Zu ihnen begab sich Cabrera. Er kennte schreiben und wurde zum Corporal gemacht. Da Waffen fehlten, so gab man dem Corporal eine Jagdflinte. Im Treffen von Pedrera, das der General Berton gegen die Carlisten schlug, bewies der Corporal Cabrera eine solche Tapferkeit, daß man ihn zum Sergeanten erhob. Berton nahm später Morella ein und ließ den Baron von Herbez erschießen. Cabrera entkam. Er war damals Unterlieutenant, und stellte sich an die Spitze einer Bande von 12 — 20 Mann, die aus Tortosa, seiner Geburtsstadt, waren. In den Bergen von Unteraragonien eröffnete er einen Feldzug für eigene Rechnung. Man kennt den Geschmack der Spanier für den Guerillakrieg, und Cabrera war jung, kräftig tapfer, ja bis zum äußersten verwegen. Dazu sind die Einwohner der Gebirge von Unteraragonien sämmtlich Schleichhändler, und Cabrera sammelte binnen Kurzem aus ihnen eine kleine bewaffnete Macht um sich; denn man muß die drei Fractionen des Royalismus in Spanien unterscheiden. In Navarra und den bascischen Provinzen verband man mit Carlismus die Freiheiten und Gerechtsame der Provinzen; in Catalonien war diese Sache die Sache des religiösen Fanatismus und des Mönchswesens; in Aragonien diente der Name Carlos allen denen, die ein freies Leben führen wollten, zum Banner. Diese drei Tendenzen haben sich am deutlichsten in den Ansführern der Insurrection ausgesprochen: in Navarra waren es die Notabeln des Landes, die an ihrer Spitze standen; in Catalonien waren es die Priester; in Aragonien war es ein Abenteurer. Die Strecken der Herrschaft und des Ehrgeizes ging allenthalben vor Cabrera her. Bereits einige Tage nach seiner Ankunft in Morella wollte er sich des Oberbefehls bemächtigen, und trete zu dem Ende eine Mitinsurrection an. Dieselbe scheiterte an der Festigkeit des Commandanten, dessen Nachsicht nur Cabrera das Leben verdankt. — In Niederaragonien raubte und plünderte Don Ramon Cabrera zwei Jahre hindurch; aber wenn seiner Habsucht auch Grenze geleistet wurde, so hatte doch sein Ehrgeiz den berüchtigten Carnicer zum Nebenbuhler. Carnicer erhielt eines Tages den Befehl, sich in die baskischen Provinzen zu begeben; er marschirte dorthin, aber an der Brücke von Aranda wurde er von einem Detachement der Truppen der Königin überfallen und erschossen. Die schwersten Anklagen sind aus diesem Vorfall gegen Cabrera gerichtet worden: Einige behaupten, er habe die Ueberraschung Carnicer's veranlaßt, um sich eines Oberoffiziers zu entledigen, der ihn genierte; andere versichern, daß der Befehl falsch gewesen und daß Cabrera, nachdem er solchermaßen Carnicer zur Brücke von Aranda geleitet, die Ehrlichkeit von dem Zeitpunkt seines Ueberganges benachrichtigt habe. Don Ramon wurde durch den Tod Carnicers erster Chef der Banden, die im Lande umherstreiften. Gegen das Ende von 1835 unternahm er eine Reise nach Navarra und kehrte mit dem Patente eines Obristen zurück. Von dieser Zeit an tritt der Name Cabrera in der Geschichte des spanischen Successionskrieges auf.

Digitized by Google

Er bestand im Königreich Valencia einige glückliche Gefechte mit den Generälen der Königin, und erwarb sich das Renommée eines kühnen Guerillero. Ungefähr einige tausend Mann dienten unter seinen Befehlen. Aber wo Cabrera auch stand, inmitten der Gefahren des Kampfes selbst, folgte ihm das Vergnügen. Ball und Festlichkeiten bezeichneten den Tag vor und nach der Schlacht; ja selbst eine Niederlage konnte diese Gewohnheit nicht schmälern, und im Trinken und Tanzen diente Cabrera allen seinen Offizieren als Vorbild. Auch führte er in allen seinen Cantonnements stets 3 — 4 Weiber mit sich, und seine Bacchanalien und Orgien sollen unerhörte Scenen gehoben haben.

Der spanische Bandit achtet seinen Anführer nur nach dem Maasstabe der Kaltblütigkeit, mit welcher derselbe über Menschenblut verfügt, und nie hat Einer ruhiger sein Cigarito bei der Execution geraucht, als dieser Cabrerilla. Cabrera hatte sich bereits im Jahre 1836 — wo ein Ereigniß für ihn eintrat, das er als Grund zur Rache und als Sühne aller der Gräuel, die ihm noch bevorstanden, benutzen konnte — in desfallsigen Grausamkeiten bewährt; aber nachdem der Christinische Brigadier Nogueras und General Mina seine alte Mutter, die eingezogen zu Torrosa lebte, unter dem Vorwande, sie stehe mit den Insurgenten in Verbindung, ohne Urtheil und Recht hatten erschießen lassen, stieg die Wuth Cabrera's auf den Gipfel. 34 Frauen Christinischer Offiziere, die in seiner Gewalt, wurden unverzüglich erschossen; zugleich wurde Befehl gegeben, mit allen Andern, die in die Hände seiner Bande gerathen würden, in gleicher Weise zu verfahren, ein Befehl, der mit großer Sorgfalt bis auf die neueste Zeit vollzogen worden ist. Cabrera hatte zwar seit längerer Zeit mit seiner Mutter auf schlechtem Fuße gestanden, als er die Nachricht von ihrem Tode erhielt, aber er liebte sie mit jener barbarischen Ergebenheit, die Tausenschiße immer derjenigen Person erweisen werden, die allein Nachsicht mit ihren Leidenschaften hatte. Im Juni 1836 wurde Cabrera von Don Carlos zum Marechalde-camp erhoben. Ende 1836 verbanden er und Serrador, ein anderer Guerillo des Landes, sich mit der berüchtigten Expedition des Gomez; aber die Banden Cabrera's und Serrador's waren durch ihre Indisciplin unerträglich und Gomez ertheilte ihnen den Befehl, sein Corps binnen 24 Stunden zu verlassen. Nach Andreen soll an dieser Trennung die Eifersucht schuldig seyn, die immer die Carlistischen Anführer scheid. Cabrera ließ Serrador verhaften und wurde somit der einzige Cabrilla von Valencia und Murcia. Don Carlos erhob ihn zum Oberbefehlshaber beider Provinzen. Im Mai 1837, als die Expedition des Prätendenten gegen Madrid stattfand, vereinte sich das Expedition'scorps zu Flix, am rechten Ufer des Ebro, mit den Truppen Cabrera's. Einige Tage nach der Affaire von Herrera, am 24. Sept., die zwischen General Buerens und dem Expeditionscorps geschlagen wurde, stand die Armee vor Madrid; aber Cabrera hatte die dahin den letzten Nebenbuhler im Osten Spaniens verloren, den braven Quilez, den Carlistischen Oberbefehlshaber von Arragonien. Cabrera, der in der Avantgarde der Expedition marschirte, drang bis zum Stadthor Atocha vor, und besetzte mit seinen Tirailleurs die Höhen, die Madrid beherrschen. Aus seinem Hauptquartier konnte man mittelst des Fernrohrs die Infantin Luisa Carlotta erkennen, die die Carlistische Armee vom Balcon des Pallastes aus betrachtete. Es ist bekannt, daß die Armee am 15. August, als Alles auf den Einzug in Madrid gefaßt war, den Befehl zum Rückzug erhielt. Cabrera war so unwillig über dieses unverhoffte Ereigniß, daß er ausrief: Yo hare a mi cabeza (ich werde künftig nur nach meinem Kopfe handeln) Dieses Versprechen ist von ihm gehalten worden. Cabrera begab sich mit seinen Truppen nach Valentia zurück. Während die carlistische Sache im Jahre 1838 in Navarra einen Schlag nach dem andern erhielt, errang Cabrera einen glücklichen Erfolg nach dem andern in Valencia. Im Monat Februar 1838 erhielt man die Nachricht von der Einnahme von Morella durch Cabrera. Hier die authentischen Details über diesen Handstreich, dessen Umstände bis dahin gänzlich unbekannt gewesen sind. Ein Artillerist, Namens Pedro, der von den Christinos desertirt war, hatte unter Cabrera Dienste genommen. Eines Tages stellte sich dieser junge Mann Don Ramon gegenüber: „General — sagte er — ich verpflichte mich, Morella mit der Hälfte einer Compagnie zu nehmen, wird E.E. dieselbe zu meiner Verfügung stellen.“ „Du sollst sie haben — erwiderte der über die entschlossene Miene des Anredenden erstaunte General — geschähe es auch nur, um deinen guten Willen zu belohnen.““ Wenige Augenblicke hernach marschirten Don Pedro mit seinem kleinen Corps, das aus 40 Mann Infanterie, die von einem Lieutenant befehligt wurden, bestand, nach Morella. Es war ungefähr 7 Uhr Abends; als man am Fuße des Felsens anlangte, der die Citadelle überragte, war es tiefe Nacht. Pedro suchte zunächst eine Stelle aus, wo er, während seiner Dienstzeit zu Morella, häufig den Felsen auf und niedergestiegen war. Die Nacht war kalt; die Lebensmittel waren den Carlisten spärlich zugemessen; Lieutenant und Soldaten begannen zu murren, als sie Pedro über ihren Köpfen, gleich einem Affen am Bergspitzel, dahinklettern sahen. In weniger denn $^{3}/_{4}$ Stunden war Pedro am Wall angekommen, den er gleichfalls erklimmte. Die Schildwachen hatten sich in ihre Schildhäuser gebuckt. Pedro schlich sich bis zur letzten Schildwache, setzte ihr seine Maskete auf die Brust und schoß sie nieder. Bei dem Schusse eilte der Posten herbei, aber der kühne Pedro erschrack nicht; er gab mit der der getödteten Schildwache genommenen Flinte Feuer gegen den Ersten, der sich ihm nahete, und schrie aus allen Kräften: Es lebe Carl V. Die Andern, glaubend, die Citadelle sey in die Gewalt der Carlisten gerathen, warfen ihre Waffen von sich und ergriffen die Flucht. Der Lärm verbreitete sich von Befestigung zu Befestigung, und von allen Seiten ertönte der Ausruf: die Carlisten! Die Carlisten! Während dem verlor Pedro keine Zeit; er verpserrte sorgfältig alle Ausgänge der Terrassen, deren er sich demächtigt hatte. Nachdem er sich so gut wie möglich verschanzt hatte, half er dem Lieutenant mittelst Stricken, auf den Wall, dann den Sergeanten, dann dem größten Theil der Uebrigen; die Andern waren zu Cabrera geeilt, um denselben von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Pedro und seine Leute brachten diese Nacht auf der Terasse zu, erklamt, nicht angegriffen zu werden und die Ankunft bedeutender Streitkräfte erwartend; man schwebte zwischen Himmel und Erde, oder besser zwischen Sieg und Tod: aber der Name Cabrera war damals schon von entsetzlichem Klange im Ohr der Christinos. Der Gouverneur des Platzes konnte sich dem panischen Schrecken nicht entziehen, den Pedro in dem Außenwerke verbreitet hatte; er ließ die Thore der Stadt zwei Uhr Morgens öffnen, und räumte Morella und die Citadelle mit der ganzen Besatzung. Bei Tagesanbruch verbreiteten sich die Einwohner der Stadt mit dem Ausrufe: Viva Carlos quinto! Viva la religion! Viva la Virgen! Viva Cabrera! in den Straßen; aber der umsichtige Pedro hütete sich wohl, aus seiner Festung herniederzusteigen, und die Einwohner wußten nicht, was sie von dem tiefen Stillschweigen der Sieger halten sollten. Plötzlich erschien an den Thoren der Stadt ein Cavallerietrupp. Es war Cabrera, der an der Spitze seines Generalstabs auf die erste Nachricht von dem Geschehenen herbeieilte. Die Gefangenen der Citadelle wurden nun befreit, und die Fahne Karls V. flaggte siegreich auf den Zinnen von Morella. (Fortsetzung folgt.)

## Prozeß gegen Madame Laffarge.

Die wegen Giftmords, gegen ihren Gatten verübt, in Untersuchung befindliche Madame Laffarge ward nun auch (wie wir bereits hiervon gemeldet) wegen Diamantendiebstahls vor das Zuchtpolizeigericht in Brives gestellt. Klägerin ist Frau v. Léotaut, geborne v. Nicolai, früher die Freundin der Angeklagten.

Digitized by Google

Im Juni 1839 war die Laffarge, damals noch Marie Capelle, auf dem Schlosse ihrer Freundin, Bujagny bei Pontoise. Das Schmuckkästchen der Frau v. Léotaud, das diese ihren Freundinnen zeigte, wurde nach wenigen Tagen vermißt. Es wurde gleich der Polizei Anzeige gemacht, und der Verdacht fiel auf einige von der Dienerschaft. Im August darauf heirathete Marie Capelle Hrn. Laffarge. Als sie wegen des Todes ihres Gatten in Untersuchung kam, wendete sich der Verdacht wegen des Diamantendiebstahls gegen sie, und wirklich fanden sich auch bei ihr einige Diamanten, die aus der Fassung genommen waren. Nun behauptet sie aber, Frau v. Léotaud selbst habe ihr die Diamanten anvertraut, um sie zu verkaufen und einen jungen Spanier, mit dem jene als unverheirathet und noch nach ihrer Ehe in Verhältniß gestanden, der aber, wie sich nachher ergab, Chorist bei der Oper war, mittelst des Erlöses zu beschwichtigen und sein Schweigen zu erkaufen. Frau v. Léotaud gestand ein solches Verhältniß vor ihrer Ehe zu, wobei Capelle als Vermittlerin gedient habe, läugnet aber entschieden alles Weitere. Sucht nach Romantischem und Gräßlichem hat auf die Laffarge allgemeines Interesse gezogen, und Beides war voll von eleganten Herren und Damen, von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche den Gerichtsverhandlungen anwohnen wollten. Auch Mad. Georges Sand, deren sociales System, wie es in ihren Romanen entwickelt ist, für die Ermordung unbequemer Gatten Entschuldigungsgründe bietet, hat sich mit einigen der jungen „Löwen," die stets ihr Gefolge bilden, eingefunden. — Diese Sucht nach Genuvenollem führte in der Sitzung des Zuchtpolizeigerichts zu Brives am 9. Juli, in welcher der Prozeß begann, manche widrige Scenen herbei. Die Würde des Gerichts war schon im Aeußern wenig gewahrt, denn der Saal glich einem Ballsaal; dazu kam noch, daß eine Menge eleganter Damen den Prozeß ganz als brillante Unterhaltung behandelte. — Schon um 6 Uhr Morgens hatten sich die Damen, mit Lebensmitteln wohl versehen, im Gerichtssaale eingefunden, und erst um 11½ Uhr begann der Prozeß. In den Pausen servirten die Huissiers den Damen Zuckerwasser. Der ganze Saal war mit Wohlgerüchen erfüllt. Um 11½ Uhr traf der Wagen mit der blassen, aber trotz den Leiden des Gefängnisses noch schönen Angeklagten ein. Sie war ganz schwarz gekleidet: der Wagen, in welchem sie nach dem Gerichtshofe gebracht wurde, konnte sich mit Mühe Bahn durch die tobende Menge brechen. Die Verhandlungen mußten mehrere Male unterbrochen werden, weil die Menge, die nicht im Saale Platz gefunden, die Redner durch ihr Brüllen überschrie. Endlich wurden die Thore des Gerichts von dem Pöbel erbrochen und die äußeren Säle besetzt, so daß die bewaffnete Macht aufgeboten werden mußte, um die Eingedrungenen zurückzutreiben. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe die Verhandlungen fortgesetzt werden konnten. Später folgte nochmals eine eben so laute Unterbrechung. Es handelte sich in der Sitzung am 9. um eine Vorfrage. Die Anwälte der Angeklagten, Bac und Lachaud, verlangten die Verschiebung der Verhandlungen bis nach Beendigung des gegen die Laffarge wegen Vergiftung ihres Gatten anhängigen Prozesses, einmal weil dieses Verbrechen das schwerere sey, dann weil ihre Klientin nicht Zeit gehabt habe, alle ihre Vertheidigungsmittel beizubringen. Der Anwalt der Klägerin, Hr. Coralli, sprach gegen diese Forderung, weil Frau v. Léotaud verlangen könne, daß ihre Ehre so bald als möglich gewahrt werde. Der Staatsanwalt sprach gleichfalls gegen den Aufschub der Verhandlungen.

In der Sitzung vom 11. erklärte das Gericht, daß die Verhandlung nicht ferner aufgeschoben werde. Die Vertheidiger der Angeschuldigten legten gegen dieses Erkenntniß Appellation ein, und als das Gericht dessen ungeachtet die Verhandlungen fortzusetzen beschloß, erwirkten sie die Erlaubniß, daß sich die (verhaftete) Beklagte entfernen durfte, so daß nun ein Default-Urtheil erfolgen mußte.

Der Spruch des Gerichts in der Sitzung vom 15 Julius lautete, wie folgt: „In Betracht, daß aus allen Umständen klar und offen hervorgeht, daß Marie Capelle, Wittwe Laffarge, des ihr zugeschriebenen Diamantendiebstahls sich schuldig gemacht hat; daß das vorgebliche Depot nur auf ihre Aussage beruht, auf keine Art von Beweis sich stützt, während im Gegentheil eine Menge Umstände und Betrachtungen gegen dasselbe sprechen, so namentlich die gesellschaftliche Stellung der Frau v. Léautaud, die Erziehung, die sie erhalten, der Name den sie führt, und die edlen Traditionen, die ihre Familie auf sie vererbte; in Betrachtung ferner, daß, wenn ein von einer so wohlgeborenen, so wohlerzogenen, nicht bedürftigen Person, wie Marie Capelle war, begangener Diebstahl schon an sich ein schweres Vergehen ist, derselbe noch strafwürdiger durch das von ihr angenommene Vertheidigungssystem wird — ein System, welches in den Augen vieler leichtgläubigen und oberflächlichen Menschen den Ruf der Frau v. Léautaud hätte beflecken und ihre Ruhe und ihr Glück für immer compromittiren können, wenn die Wahrheit nicht an den Tag gekommen und die Gerechtigkeit sie nicht unter ihre Aegide genommen hätte; in Betracht dieser Gründe erklärt das Gericht Marie Capelle, Wittwe Laffarge, überführt, im Junius 1839 einen der Frau v. Léautaud gehörigen Diamantenschmuck betrügerisch entwendet zu haben, verurtheilt sie, dem 4. Art. 401. des Strafgesetzbuchs zufolge, zu zweijähriger Gefängnißstrafe und zu den Gerichtskosten, und autorisirt die Civilklägerin, das Urtheil in 1000 Exemplaren drucken und anschlagen zu lassen, wo es ihr beliebig ist."

## Behandlung der Sklaven in Amerika.

In England ist kürzlich die zweite Auflage eines Werkes erschienen das den Titel führt: Der Sklave oder Lucy Moore's Denkwürdigkeiten. Dasselbe enthält eine Menge von interessanten Schilderungen und Notizen über das Leben der Pflanzer und die Lage der Sklaven in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union. Der Verfasser ist ein Abolitionist, und kennt die Behältnisse, welche er beschreibt, ganz genau aus langjähriger, eigener Anschauung. Es ist charakteristisch für die vereinigten Staaten, daß lange Zeit kein Verleger, selbst in denjenigen Staaten, in welchen die Sklaverei längst schon abgeschafft ist, sich entschließen wollte, das Werk zu drucken; und als es endlich erschien, wurde zwar die Auflage schnell vergriffen, aber kein Blatt wagte, dasselbe kritisch zu besprechen. Besteafung der Sklaven. „Ist der Sklav zu spät auf's Feld gekommen — zwanzig Hiebe. Ist er träg und unfleißig — dreißig Hiebe. Ist er ungehorsam oder befolgt einen Befehl nicht — vierzig Hiebe. Flügt er durch Nachlässigkeit dem Eigenthume seines Herrn Schaden zu — fünfzig Hiebe. Läßt er sich eine Lüge zu schulden kommen — sechzig Hiebe. Hat man ihn eines Diebstahls wegen in Verdacht — siebenzig Hiebe. Sagt oder thut er etwas, das man als Widersetzlichkeit oder Widerspänstigkeit auslegen könnte — achtzig Hiebe. Für die geringste wirkliche Zuwiderhandlung — hundert Hiebe. Und wehe ihm, wenn er gar den Versuch macht zu entfliehen! Er wird verfolgt von Menschen und Hunden, man schießt ihm Hagelkörner ins Fleisch, und läßt er sich erwischen, so wird er gepeitscht bis auf's Blut, bis es ohnmächtig zusammensinkt. Dann legen sie ihm Ketten an, schließen ihn jede Nacht fest, geben ihm halbfatt zu essen, Alles „um ihn zahm zu machen." Und leistet er Widerstand, so schießt, sticht oder schlägt man ihn todt, oder verwundet ihn schwer, und ist er geheilt, so wird er an dreißig Tagen hintereinander jeden Abend abgepeitscht, daß das Blut ihm über die Rippen und Schenkel fließt." Die Pflanzer verschören, diese Methode „schlage gut an!"

Digitized by Google

## Guttenbergfest.

Während in mehreren Städten die Säkularfeier des Buchdruckerfestes peknidre Nachweben hinterlassen haben soll, hat das Stuttgarter Comité das Glück, über einigen Ueberschuß verfügen zu können. Hievon sollen 100 fl. als unangreifbares Kapital auf Zins und Zinseszinsen bis zum Jahre 1940 zurückgelegt werden, um den Enkeln die fünfte Säkularfeier zu erleichtern. (Wäre eine gleiche Summe schon zu Guttenbergs Zeiten hinterlegt worden, so hätten mit den Zinsen derselben nicht nur alle Guttenbergsfeste auf der ganzen Welt begangen werden können, sondern es könnten auch Setzer, Drucker, Schriftgießer u. A. in Koribus leben; denn in 400 Jahren zu 5 pre€. Zins auf Zins würde dasselbe das Stammchen von neun und zwanzig tausend neunhundert und drei Millionen, dreimalhundert und sechzigtausend Gulden, also der jährliche Zins zu 5 pre€. eintausend vierhundert fünf und neunzig Millionen Gulden betragen); ferner wurden die 150 fl., welche die Buchdrucker- und Schriftgießergehülfen beisteuerten, nebst dem etwaigen weitern Reste zum Stammkapital einer Wittwen- und Waisenkasse für diese Gewerbsgenossen bestimmt. (N. K.)

## Pot-Pourri.

### Mittel wider die Gicht.

Englische Blätter geben als Mittel wider die Gicht folgendes Verfahren an, welches wir hier mittheilen, da der Versuch keine Kosten macht und keinen weitern Schaden hervorbringen kann. Bei rheumatischen Anfällen soll man den schmerzhaften Theil des Körpers in dem Wasser, in welchem eine Erdäpfel abgekocht worden, ganz warm baden, bevor man sich niederlegt. Am nächsten Morgen soll der Schmerz gelindert oder ganz verschwunden seyn. Mehrere, welche vom barbarischesten Rheumatismus gequält wurden, sollen durch diese einfache Mittel wieder hergestellt worden seyn. Es lohnt sich immer der Mühe, den Versuch zu machen.

### Thierbändiger.

Bertelotto, der Flohbändiger, hat einen Rivalen gefunden. In Kassel kündigt ein Herr Fiarenzi aus Genua an, daß er „Ameisen" abgerichtet, ihnen gelehrt habe, wie sie in Reih und Glied marschiren, Sturmleitern errichten und eine Festung, aus Zucker erbaut, zu erstürmen hätten; auch könnten sie auf Commandowort vor einer Feuersbrunst retiriren und dabei Haferkörner, Brodkrummen und Käse-Abschnitzel retten, so daß sie bei dieser Kunst auszählen wie Menschen, die vor dem Feuer ihre Habseligkeiten „unter den Armen" salvirten; Man sage noch, unser Jahrhundert hätte keine großen Männer hervorgebracht: Bertelotto und Fiarenzi verdunkeln die Geister aller Zeiten.

### Zeitungs-Annoncen.

In der Altonaer Zeitung findet sich buchstäblich folgende Annonce: „Dem verehrungswürdigen Publikum zeige ich hiedurch ergebenst an, daß ich auf eine ganz neue Art zu färben gedenke. Die Welt geht vorwärts. Natur ist die Losung. Die Farben müssen auch vorwärts gehen und naturgetreu seyn. So färbe ich denn jetzt: Neidgelbe Schürzen — schamrothe Busentücher — altergraue Mützen — schneeweiße Halsbinden — mehrenschwarze Gilets — himmelblaue Kleider und grasgrüne Ueberröcke. Ich färbe Alles, am liebsten was keine Farbe annimmt, dieses am billigsten. Albert Lieke, Schönfärber, Kleinspitalstraße 11."

In Berliner Intelligenzblättern vom 1. Juli steht folgende Anzeige: „Es ist mich neulich im Thiergarten, im Menschengedränge mein seliebtes Weibchen Sabine Ockermann, geborne Ugelsbäcker, vom Arme jemahlsen entrissen worden. Wohl stand ich auf selbigem Platze von 2 Uhrens bis gegen 10 Uhrs und unbeweglich und mernte, sie müsse zurückekehren. Verjebens! Da ich nun der Meynung bin, daß sie Einer mir jerauht, der sie nich kennen thut, so will ich ihn — seinetwegen sußfällig jebeten haben, mir meene Ockermann, jeborne Ugesbacken, wieder zurück zu schjepen. Später nehme ich sie sonsten nicht mehr. — Maurerstraße Nro. 84. Frike Ockermann, Regen- und Sonnenschirmeanfertigungs-Fabrikant."

### Amerikanische Galanterie.

Bei einem Feste zu Ithaka im Staate Newyork ist unter den regelmäßigen Toasts für die Frauen folgender Spruch ausgebracht worden: „Die Frau — das ist die purpurne Hälfte der Weinbeere, die süße Hälfte der Pfirsich, die Sonnenbeschienene Hälfte des Erdballs, die bessere Hälfte des Menschen!" (Sind Sie nun zufrieden, meine Schönen?)

### Sophirliches.

Saphir sagt scherzweise: Die Magerkeit ist die eigene Handschrift der Liebe! wenn ein Dicker sagt: „ich liebe!" so ist das, wie wenn eine Baßgeige seufzen wollte. Ein guter Liebhaber muß seyn wie eine Spitalsuppe, ungeheuer heiß und gar kein Fett dabei! Magre muß er seyn und lang, wie ein Aufrufungszeichen. Ein kurzer Liebhaber ist eine Anomalie der Schöpfung! Lang, dürr und etwas lungensüchtig, das ist das Holz, aus welchen man die gangbarsten Exemplare schnitzt. Er muß auch einen Hund haben, ein Sinnbild der Treue, und der Sündenbock in den Momenten des Schmollens, oder in jenen Augenblicken, wo die Seligkeit der Liebe in Langeweile zerrinnt, und der Hund eine willkommene dritte Person in der Pause des Gespräches ist.

### Die zehn Wuthen unserer Zeit.

1) Modewuth. 2) Wasserwuth. 3) Kunstwuth. 4) Klatschwuth. 5) Genußwuth. 6) Denkmalwuth. 7) Badewuth. 8) Schuldenmacherwuth. 9) Schreibewuth. 10) Reisewuth.

## Anekdoten.

Eine böse und häßliche Marchande de Mode wurde von einem Hunde gebissen, allein man wußte nicht, ob er toll war. „Ei," sagte Jemand, „wer bei der anbeißt, muß toll seyn!"

„Haben Sie gute Zigarren?" fragte ein Schmarotzer einen Bekannten. „O ja," sagte dieser, „ich will Ihnen einmal eine vorrauchen."

### Liebeserklärung.

O Du — Wie soll ich Dir doch nennen? —
Prinzessin! Engel! Huldgöttin!
Hör' mir, und laß mir Dich's bekennen,
Daß ich Dein Angeschossner bin.
Es rühre Dir mein Athemholen,
Und meiner Backen blässred Roth!
Thust Du nicht bräunlich mich umklammern
So bin, o centnerschwere Noth!
Ich, mich nichts, Dich nichts, mausetod.

### Der Angeberteten Bescheid.

Trau' Dir, Verwegner, laß mir gehen!
Dein Pinsel fällt mich nun zur Last:
Drum sollst Du — Hof' mir Gott! — gleich sehen,
Was Du von das Gegenegel hast.
Scherr' Dir zum Kukuk! Lern Dir zwingen!
Umsonst lockst Du mit Koffer mir.
Viel schmucke Leutnants in mir dringen;
Dir tröste Schnaps, Tabak und Bier!
Wie Mäus' und Ratten paff' ich Dir!

Digitized by Google

№ 31.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Feier des vierhundertjährigen Säkularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst. — Cabrera. — Ueber die Wirkung der Eisenbahnen auf die Gesundheit. — Drei Glückliche. — Anekdoten. — Calembours.

## Die Feier des Vierhundertjährigen Sekularfestes der Erfindung der Buchdruckerkunst

am 24sten Juni 1840.

(Fortsetzung.)

### VII. Feier zu Leipzig.

Leipzig, 25. Juni. Schon vorgestern begann das Jubiläums-Fest der Buchdruckerkunst durch den feierlichen Empfang der von auswärts gekommenen Deputationen, indem Nachmittags 4 Uhr die Mitglieder des Fest-Comitée zur Begrüßung und Bewillkommnung derselben sich in der Handelsbörse versammelten. Hier erfolgte auch gleich darauf die Ueberreichung eines prachtvoll eingebundenen Albums von Seiten der hiesigen Buchbinder-Innung an die Buchdrucker-Innung, wobei der Obermeister der Ersteren, Hr. Hager, und der Buchdruckerei-Besitzer, Hr. Naumann, die Anrede und Erwiederungsrede hielten. Abends wurde eine neue Oper von Lorzing: „Hans Sachs" aufgeführt. Gestern, als am ersten und Haupt-Festtage, rief schon ganz in der Frühe eine große Reveille der vereinigten Militär- und Stadt-Musik-Chöre in allen Anwesenden die festliche Stimmung hervor, welche dem, was im Laufe des Tages geboten wurde, die rechte Würze gab. Großartig war der Zug nach der Thomaskirche, wo der Gottesdienst schon um 7½ Uhr begann und der Superintendent Dr. Großmann die Festpredigt hielt. Der Hofprediger Sachse in Altenburg hatte die Fest-Chorale verfaßt; die herrliche Cantate, womit der Gottesdienst eingeleitet wurde, führte der Thomaner-Chor unter Leitung des Hrn. Richter, Directors des Zittauer Sänger-Vereins, aus. Den Zug nach der Kirche bildeten die anwesenden Mitglieder der sächsischen Kammern, die königl. und städtischen Behörden, die Stadtverordneten, Konsuln, das Offizier-Corps, die Geistlichkeit, die Rektoren und Lehrer der Schulen und Gymnasien, die Mitglieder des Fest-Comitée, die Kommandanten der Kommunalgarde, die Handlungs-Deputirten und Kammermeister, alle Professoren und akademischen Docenten der hiesigen und auswärtigen Universitäten, die Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, die auswärtigen Deputationen. Nach geendigtem Gottesdienste erfolgte der Festzug, der sich auf verschiedenen Sammelplätzen geordnet hatte. Sämmtliche Corporationen erschienen dabei mit ihren Fahnen und sonstigen Insignien. Voran ging eine Abtheilung der Communalgarde, hierauf folgten drei Marschälle, dann kam eine Abtheilung Gehülfen der Buchbinder, Buchdrucker und Schriftgießer, mit zwei Marschällen auf jeder Seite. Diesen schloß sich das erste Musikchor an. Von drei Marschällen angeführt, kamen nun die Lehrer ꝛc. der Schulen und Gymnasien, dann wieder eine Abtheilung Buchdruckergehülfen, hierauf die Universität mit ihren eigenen Anführern, Ehrenherren und Marschällen. Hinter einer Abtheilung Schriftgießergehülfen wurde, geleitet von zwei Ehrenherren und einem Marschall auf jeder Seite, die alte Buchdrucker-Fahne getragen. In der zweiten Abtheilung des Zuges, welcher Militär-Musik vorging, sah man vier Bibelträger, je zwei und zwei mit vier Ehrenherren und zwei Marschällen in jeder Reihe, dann folgte die neue Buchdrucker-Fahne. Auch die Fahne der Leipzig-Dresdener-Eisenbahn-Compagnie figurirte in diesem Theile des Zuges. Hinter dem dritten Musikchor wehte die Fahne des Buchhändler-Gremiums; die vierte und letzte Zug-Abtheilung enthielt die verschiedenen Innungen, die Buchbinder-Innung voran. Den ganzen Zug schloß wieder eine Abtheilung der Communalgarde. Alle Fenster der Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, waren dicht mit Menschen besetzt. Vor der Buchhändler-Börse angelangt, bildete der Zug einen Halbkreis, und eine Deputation aus demselben begab sich hinein und brachte die von den Frauen der hiesigen Buchdrucker- und Schriftgießer-Prinzipale gearbeitete Fest-Fahne zurück. Auf dem Markte stellte sich der Zug um die Fest-Offizin auf. Nun erfolgte die Aufführung der von Dr Felix Mendelssohn-Bartholdy componirten Cantate, gesungen von einem großen Männer-Chor und von doppeltem Orchester begleitet. Hierauf bestieg der Buchdrucker Hertel die Tribüne und hielt die Festrede, an deren Schlusse auf ein gegebenes Zeichen die Fest-Offizin und die von dem Bildhauer Funk gefertigte, in Zeichnung und Größe dem Mainzer Standbilde gleiche Statue Guttenbergs enthüllt wurde. Die Fest-Offizin war rege bevölkert, die Lettern wurden von den Augen der versammelten Menge gegossen und das damit von diesen so eben gesungene Lied gedruckt und unter die Anwesenden in Hunderten von Exemplaren vertheilt. Die eigends auf dem Augustus-Platze erbaute und mit zahllosen Blumengewinden (es sind an 10,000 Ellen davon verwendet worden) geschmückte Festhalle vereinigte um 3 Uhr die Theilnehmer des Bankets. Abends war die Festhalle und die Buchhändler-Börse glänzend erleuchtet, eben so die Privatwohnungen der Festgeber und viele andere. Im Theater wurde Auber's „der Fremde" aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

## Cabrera.

(Schluß.)

Im Juli 1838 fand die Belagerung Morella's durch die constitutionelle Armee des Centrums, unter dem Oberbefehl des Generals Oraa, Statt. Diese Belagerung und die Motive ihrer Aufhebung zählen in der Geschichte der Taktik eigentlich nicht ihres gleichen. Cabrera hatte in der Festung seine besten Soldaten gelassen: mit 3000 Mann hielt er die, Morella beherrschenden Anhöhen besetzt. Als die Christinos bis zur Festung vorgedrungen, suchte er sie von allen Seiten und strategisch längs der auf dem Marsche befindlichen Colonnen, die unter Oraa von Don Juan van Halen, Aspiroz und Barbastro besetzigt wurden. Keine Regel der Taktik offendarte sich in diesem Kriege, die Besatzung innerhalb und die 3000 Mann außerhalb communicirten mit einander nur mittelst Raketen, deren verschiedene Farben zu Signalen dienten. Aber Cabrera selbst

Digitized by Google

soll sich in noch intimere Beziehungen zu der Garnison des Platzes gesetzt haben: jeden Abend schlich sich ein junger Mann von den Carlistischen Vorposten auf den Unhöhen in die Tiefe und weiter zu den Mauern der Citadelle. Es war Don Ramon, der Schüler von Tortosa, der sich mittelst eines Strickes in das Bereich der Citadelle hob und die Nacht mit Befehlen für den nächsten Tag zurbrachte. Die Christinos schossen endlich Bresche, aber man ließ mehrere Tage zwischen ihr und dem Sturm verstreichen, und so kam es, daß die Belagerten sich eines seltsamen Vertheidigungsmittels bedienten, das Cabrera den Namen demonio in der Christinischen Armee erwarb. Mehr als hundert Gebäude, die den Anhängern der Königin gehörten, waren von den Carlisten niedergerissen worden. Das Holz dieser zerstörten Gebäude wurde in die Bresche geschoben und angezündet: jetzt riefen die Carlisten über die schreckliche Gluth hinaus den Christinos zu: Stürmet doch in dieser Nacht, wir haben Euch die Fackeln angezündet! und die Christinos riefen: Cabrera es un demonio y Morella un infierno. (Cabrera ist ein Dämon und Morella ist eine Hölle.) Sie stürmten nicht, und als sie stürmten, nachdem die Bresche ausgebrannt war, war die Gluth noch so groß, daß der Sturm ganz und gar abgeschlagen wurde. Dann kamen Mangel und Indisciplin im Heere der Constitutionellen und Oraa hob die Belagerung von Morella am 18. August auf. Cabrera zog durch die Bresche der Constitutionellen ein. Die Glocken läuteten. Die Fanatiker knieten auf den Straßen, die der Triumphator durchzog. Aber das Journal Periodico de Aragon, Valencia y Murcia, das von einem alten Priester unter der Aufsicht Cabrera's redigirt wurde, sagte am Tage nach dem Abzuge der Christinos: Wir Alle, tapfere Soldaten der Armee und Einwohner dieser heldenmüthigen und treuen Stadt, wir alle sind der Meynung, daß der König nichts Besseres thun kann, als nach einem so großen Siege dem unsterblichen Cabrera den Titel eines Grafen von Morella zu bewilligen. Am 2. Sept. 1838 datirte Don Carlos aus Onate, daß Don Ramon Cabrera Conde de Morella sey, und der Schüler von Tortosa unterzeichnete mit dem tönenden Namen eines Grafen von Morella. Die abziehenden Truppen verfolgte Cabrera nicht, er war Guerillero und ging nach Valencia, 30 Lieues südlich von Morella, wo der Escabronchef, Don Ramon Morales, die Schönen Valencias im Bade des Guadalaviers überraschte, so wenig war man dort auf einen carlistischen Ueberfall gefaßt. Don Ramon Morales, der Garde-du-Corps gewesen, war indeß galant und erlaubte jenen, sich anzukleiden, während seine Soldaten sich in gemessener Entfernung hielten. Que lastima que tal caballero sea un facciosо! (wie Schade, daß ein solcher Cavalier ein Factioser ist) sagten die Najaden und gewannen spornstreichs die Stadt, die Cabrera später mit Feuer und Blut überzog. Der Ueberfall Valencias wird in den Annalen dieser Stadt unvergeßlich bleiben; ein Schleichhändler, der sein Schiff mit Contrebande dem Ufer gegenüber sah, benützte die Erinnerung an jenes Ereigniß zur Befestigung der Mauthdamiten, sehr listig. Er rief los facciosos! los facciosos! und die Mauthdamiten stürzten in die Thore, die drei Tage hindurch geschlossen gehalten wurden, während der Schleichhändler seine Waaren ungestört in Sicherheit brachte. Fasset liegt zwanzig Meilen nördlich von Morella und dort finden wir Cabrera nach jenem Ereigniße wieder. Aber zwischen Valencia und Fasset liegt die Schlacht von Murla, wo Pardinas auf's Haupt geschlagen wurde und sein Leben einbüßte. Cabrera also marschirte nach Fasset, um diesen Platz, wie Valencia, zu überrumpeln und Beute zu machen. Pardinas stellte sich ihm entgegen, und Cabrera, der nie eine Schlacht angenommen hatte, nahm die Schlacht von Murla an. Seine Dispositionen sollen der Art gewesen seyn, daß er sie verlieren mußte, und er verlor sie in der That, obwohl auch von der andren Seite eben nicht mit gewählter Taktik gekämpft wurde. Also die Schlacht war verloren und Alles floh. Aber Cabrera floh nicht, Cabrera rief wüthend: „Feige, Ihr fliehet, wohlan! so will ich allein inmitten des Feindes sterben.“ Das vernahm der Anführer einer aragonesischen Schwadron, der den Rückzug decken half; er stürzte mit den Worten: „nicht allein, mein General, sondern mit deinen Aragonesen!“ mit seiner Schwadron dem Feldherrn nach. Der Feind wich vor dem jähen Angriff, und Pardinas eilte mit seinem Generalstab herbei, die Ordnung wieder herzustellen. Der aragonesische Anführer sprengte inmitten des Generalstabes und stieß ihm die Lanze in die Brust. Der brave Pardinas starb den Heldentod, aber die Sitzigen wurden von panischem Schrecken ergriffen und als Cabrera mit den von Neuem gesammelten Carlisten herankam, war die Niederlage bereits allgemein. Die Christinos hatten, nachdem ihr Chef gefallen, die Flinten weggeworfen und man machte 5000 Gefangene. Die Schlacht bei Murla war die unglücklichste für die Christinos während des ganzen Bürgerkriegs; denn der General Pardinas war einer der besten Officiere der constitutionellen Armee, und 5000 Gefangene in den Händen Cabrera's waren 5000 Schlachtopfer. Diese braven Militärs sind in der Folge insgesammt nach und nach im Wege der Repressalien erschossen worden.

Bis dahin waren alle Unternehmungen Cabrera's mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt worden; aber wenn er später unterlag, so darf man seinen Unstern weniger auf seine Unfähigkeiten zurückführen, denn auf jene geheimnißvolle Krankheit, die ihn von Tag zu Tag in den Journalen besprochen wurde, und von der man noch nicht weiß, ob sie der Typhus gewesen, oder eine allgemeine Schwächung des Organismus, in Folge der wüsten Lebensweise des Carlistischen Heerführers. 14 Aerzte sollen um das Krankenbett Cabrera's versammelt gewesen seyn, aber es waren spanische Aerzte, und der geschickteste unter ihnen war ein Canonicus aus Valencia, Namens Sevilla. Somit wird man schwerlich erfahren, woran Cabrera gelitten hat; aber man weiß, daß er sehr krank war, denn es hieß alle Tage: „Cabrera ist todt, und dann wieder: Cabrera lebt noch, ein Beweis, daß Cabrera wirklich auf dem Todtenbette lag. Also konnte er den Oberbefehl der Armee von Catalonien, Aragonien, Valencia und Murcia, mit welchem er seit geraumer Zeit von Don Carlos bekleidet gewesen war, nicht wirksam gegen die anrückende Armee Espartero's ausführen. Cabrera, der den furchtbaren Rüstungen des Herzogs de la Victoria keine gleichmäßigen Streitkräfte entgegensetzen konnte, schickte in den Monaten Januar und Februar Botschaften über Botschaften an den Prätendenten nach Beurgez, um Hülfe. Aber Don Carlos nannte ihn seinen lieben Ramonet und kreirte eine neue Decoration für die Truppen von Arragonien, Valencia, Murcia und Catalonien. Unterstützung kam nicht aus Bourg-6. Der Zug Espartero's ist bekannt: Castellote, Segura, Cantavieja, Morella fielen, aber Cabrera war nicht in Castellotte, Segura, Cantavieja und Morella. Die letzte Waffenthat Cabrera's war der Kampf gegen O'Donnell an der Cenia. Don Ramon war aus dem Bette zu Pferde gestiegen und schlug sich mit der alten Tapferkeit; aber die Sache des Prätendenten war zu Ende: nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt zu Berga trat Cabrera am 6. Juli, 5 Uhr Morgens, auf das französische Gebiet über. 10,000 Mann folgten ihm. Es soll ein Anblick gewesen seyn, der an die Trennung Napoleons in Fontainebleau erinnerte, als Cabrera von seinen Truppen Abschied nahm. Man nennt sie jetzt Banden, und von dem Gesichtspunkte der Civilisation aus, mögen sie diesen Namen verdienen. Aber die heroische Ursprünglichkeit dieser Banden, die sich also nur inmitten des romantischen Barbarismus erhalten konnte, den man zu Eids Zeiten mit dem Gedichte von Eid dem Campeador feierte, muß auch noch heute anerkannt werden. Wir haben Don Ramon de Cabrera einen Taugenichts genannt, und gewiß, von unserem gesellschaftlichen Standpunkte aus ist dieser Name, wenn

Digitized by Google

man auf die Anfänge des Schülers von Tortose zurückblickt, der rechte. Wir haben auch Cabrera einen Banditen genannt, und die heutige Gesellschaft hat auch zu dieser Bezeichnung ein Recht. Hätte Don Ramon de Cabrera im eilften Jahrhundert gelebt, so würde man vielleicht die Verehrung für ihn bis auf sein treues Roß ausgedehnt haben. Vor dem Kloster zu St. Peter von Cardena zeigt man noch die Grabstätte jenes, das den Campeador des Heeres Sanchos' trug, die Grabstätte der treuen Babieca. Cabrera und seine Babieca können im neunzehnten Jahrhundert nicht zu solchem Ansehen gelangen, und die Kaiser und Könige, die zum Grabe des Cid wallfahrteten, werden sich, hinsichts Cabrera's, auf diplomatische Verhandlungen beschränken müssen, daß er nicht ausgeliefert werde an den Terrorismus der Constitutionellen, der eben so entsetzlich gewesen ist, wie der Terrorismus der Carlisten. Also wird die Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert unter andere Beziehungen gebracht; aber die, welche über sie schreiben, müssen es sich angelegen seyn lassen, das Zufällige von dem Wesentlichen zu scheiden und den Helden nicht entgelten lassen, was nur an der Bildung des Jahrhunderts lag, das in Spanien noch den Zeiten des Cid eben so nahe steht, wie einer Constitution. — Als Cabrera in Frankreich ankam, wunderte man sich über diese kleine und schmächtige Gestalt, über diese leidenden Züge, ja über diesen niedergeschlagenen Blick, der einst einen Theil der spanischen Insurrection beherrschte. Wenn das Portrait zur Charakteristik dienen kann, so muß man in Vergleich mit der Thatkraft, die aus diesem Körper sprach, allerdings zugeben, daß hier Heldengröße vorlag, und nur bedauern, daß sie keine Ausbildung erhielt. Ein politischer Charakter war Cabrera nie — behaupten man — und weil ihm die Sache fern lag, weil er sich nicht durch die Idee begeistern konnte, bewegte sich seine Thatkraft nur in ganz persönlichen und egoistischen Verhältnissen. Kann man aber einen Kampf, in welchem Cabrera das Banner der Legitimität entfaltete, die sich bis auf die neueste Zeit auf Sympathien stützte, auf Treue und Ehre, kann man einen Kampf solcher Art ohne Weiteres einen Kampf für egoistische Zwecke heißen? In dem Kampfe für den angestammten Fürsten liegt immer Aufopferung, und wenn der Feudalismus die Cids, die Bayads, die Montroses für alle Zeiten mit unsterblichem Ruhm umflocht, so soll man den Grafen von Morella nur mit dem kleinsten Maßstabe messen? Gewiß, das Blut, welches in Spanien vergossen wurde, schreit zum Himmel. Aber mit wem soll man rechten ob dieses Blutes? Vielleicht mit dem Jahrhundert, das von diesen Scheungen getroffen wurde? Vielleicht mit den Constitutionellen? Vielleicht mit den Carlisten? Die Geburtswehen der Geschichte dürfen Keinem in Rechnung gestellt werden, denn sonst wäre die Geschichte nicht mehr das Weltgericht. Will man aber nur den persönlichen Maßstab anlegen, so muß man bedenken, daß in dem Worte Repräsalien eine Entschuldigung liegt, die, wo alle Leidenschaften losgelassen sind, beinahe als eine Rechtfertigung angesehen werden kann. (F. O. P. A. Z.)

## Ueber die Wirkung der Eisenbahnen auf die Gesundheit.

Von Dr. Med. A. Clemens.

Dampf ist ein Herbstes, der manche Plage
Vom Boden unsrer Erde blasen wird
Und jetzt schon in der Wiege Schlangen würgt.
Wilson.

Man hat in neuerer Zeit — ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht entscheiden — unserer Jugend den Vorwurf gemacht, sie leide, bei aller Tüchtigkeit im Studium und in Kenntnissen, an einem gewissen Mangel der Phantasie, welcher bei der beschränkten Lebens- und Erziehungsweise unserer Voreltern bei weitem nicht so auffallend hervorgetreten sey, als gerade in der freiern, körperlichen und geistigen Entwicklung unserer Tage. Ganz ohne Grund mag dieser Vorwurf nicht seyn. Der eingesperrte Knabe findet schon bei Göthe den herrlichsten Trost in den Blüthen seiner goldenen Phantasie, während der Erfindungsgeist unserer Zeit uns täglich Resultate bietet, die mit dem Fluge der kühnsten Einbildungskraft wetteifern. Während in anspruchslosern, vergangenen Tagen ein liebekranker Jüngling höchstens die vorbeiziehenden Wolken aufforderte, seine dichterischen Grüße der entfernten Geliebten zu bringen, führt heutzutage der brausende Dampfwagen ihn selbst mit allen seinen Seufzern und Gedichten wohlbehalten in die Arme der Ersehnten.

Die Poesie kämpft also in unsern Tagen nicht mehr mit denengen Schranken der Wirklichkeit; nein, die Wirklichkeit ist selbst zur Poesie, zum Gedichte geworden. Sie hemmt nicht mehr den Flug des Dichters, sondern sie dient seiner Sehnsucht auf die überraschendste Weise. Welch ein Gewinn dabei für Dichter und Publikum! Der Erste kommt durch den Dampfwagen zu seiner Gedichten, das Zweite durch den Dampfwagen — um das Gedicht. Hier macht ich Sie sogleich auf die erste, fruchtbringende Wirkung der Eisenbahnen aufmerksam, die bei ihrer größeren Ausbreitung zum Wohle der leidenden Menschheit gewiß nicht ausbleiben kann. Es wird nämlich ein wohlthuender Wassermangel an Seufzern, Gedichten und Dichtern eintreten. Die hemmende Schranke der Wirklichkeit, gegen die der Seelenschmerz unserer der poetischen Hand der neuen Industrie immer mehr. Die ewigen Ach! und O! verstegen hoffentlich in gleichem Maaße. Der Dichter wird praktischer werden, da ihm die Wirklichkeit so poetisch entgegenkommt. Das Publikum wird vielseitiger und dichterischer durch die Masse der im Fluge berührten Gegenstände, als durch die Monotonie der schwarzen Lettern auf weißem Felde angeregt, und, glauben Sie mir, beide können an Kraft, Gesundheit und wohlthätiger Zerstreuung dabei nur gewinnen.

Man sagt, die Bewohner der Insel Kilda, einer der nördlichsten der Hebriden, ausgezeichnet durch Gesundheit und langes Leben, würden nur einmal im Jahre vom Schnupfen befallen, und das an dem Tage, wo der königliche Bevollmächtigte ans Land steigt, um ihnen die Gesetze und Verordnungen für das laufende Jahr zu überdringen. So unerhört ist die Ankunft eines Fremden auf dieser kleinen, glücklichen Insel, daß die Atmosphäre des Neuangekommenen die Eingeborenen nicht anders als krankhaft afficiet. Solche Schnupfen haben sich nun zwar bei uns schon längst verloren. Aber die Gegner der Eisenbahnen drohen uns mit andern Schnupfen, die Luftzug, Luftströmung, Dampf, Asche, Kohle, Feuer, Glut bewirken sollen! Glauben Sie es nicht, Verehrte! Der Luftzug auf den Eisenbahnen kann nicht anders als wohlthätig auf den Körper wirken. Er ist das köstlichste Luftbad, das wir besitzen. Er stärkt Haut- und Nervensystem, verbannt Rheumatismus und Gicht, verscheucht Grillen und Kopfweh, und ist vielleicht auch der erste Eindruck zarten Konstitutionen fremdartig, wie leicht gewöhnt man sich an ihn, wie bald lernt man seine Vorzüge schätzen.

Gleich dem stärkenden Luftzuge wirkt der Wechsel der Gegenstände wohlthätig auf Geist und Körper ein. Weg mit allen Romanen, junges, dietisches Mädchen! Auf die Eisenbahn, mein Kind! Hier ist das Leben ein Roman geworden, und ehe Du Dich's versiehst, vereinigte sich der Anfang mit dem Ende. Hier findest Du ihn ausgesprochen, den erhabensten Gedanken: Der Wunsch hat sich die Zeit unterworfen! Hier findest Du die ächte Lyrik. Sie steigt erheiternd durch das Auge in das Herz. Sie umweht Dich erfrischend mit dem Athem der freien Gotteswelt! Auf die Eisenbahn mit Dir, armer, verjagter, trauernder Hypochondrist. Um wie viel glücklicher und beneidenswerther bist Du, als Deine in Gott ruhenden Vorfahren, denen zur martervollen Kur hannöver'sche Postkutschen und sächsische Chausseen verordnet wurden. Wie ein Vogel fliegst Du jetzt dahin, und

Digitized by Google

willst noch die Launen, Sorgen, Grillen und Schwächen eines gerüttelten Menschenkörpers nachtragen? Wie ein Vogel mußt Du werden, Dich, wie ein Vogel, jedes warmen Lüftchens, jedes Sonnenstrahles, jedes vergoldeten Wölkchens freuen! — Laß Deine Laubgrün Bücher, armer, vertrocknester Stubirter. Die wahre Schule des Lebens schließt Dir die Eisenbahn auf. Ein zweiter Odysseus wirst Du mit weniger Mühe und Beschwerde und in kürzerer Zeit größere Reisen machen, und lernst in wenigen Tagen mehr Gebräuche und Sitten der Menschen und Völker kennen, als jener auf seiner langjährigen Irrfahrt, die unsere armen Kinder noch exponiren müssen, während das dämonische Pfeifen des Flammenungeheuers verführerisch dir in ihre dumpfe Schulstube dringt. Kronenburg, Falkenstein, Königstein, Eppstein, ach, wie leuchten wir einst, wir in den Ferienwonnen schwelgende Teetlamer, triefend von Schweiß, euren Höhen zu, die sich in's Unendliche ziehende Höchster Chaussee verwünschend, denen heute unsere Kinder, ausgeruht, gestärkt, lachenden Muthes und im Nu entgegen fliegen! Sie wissen es wahrlich nicht, wie glücklich sie sind, die Söhne unserer Tage, sehlt ihnen doch der Maaßstab der Vergleichung, und die Wirklichkeit ringt mit der Phantasie um die Palme!

Und welche Quelle von Vergnügen und Gesundheit sprudelt erst aus der Berührung mit heiteren, befreundeten Nachbarstädten! Wie werden allmählig alle scharfen Ecken des Vorurtheils, des Philisterthums, der Absonderung, der Convenienz und der eingebildeten Würde schwinden, und in sich abgerundet, der freie Mensch dastehen, und für das genommen werden, was er ist, und was seine Individualität wahr und wirklich bietet. Welch ein Austausch von Ideen wird da erfolgen auf Geist und Körper einwirken! Großes, Erhabenes, Unvergängliches bewirkte schon die Buchdruckerkunst. Sie vereinte die Geister, während die Eisenbahn zugleich dem Körper Flügel verleiht. Auge blickt in's Auge, Brust lehnt sich an Brust, Hand legt sich in Hand. Entfernte Gegenden befreundeten sich uns, verwandte Seelen neigen sich uns zu, und Augen spiegeln sich in den unsern, die, wie der Dichter sagt, „den großen Gedanken der Schöpfung Gottes noch einmal denken!" Wahrlich kein geringer Vortheil der Eisenbahnen möchte der seyn, daß es hoffentlich Mode wird, in die Arme der Natur zurückzukehren. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo die Bälle im Preise sinken, und die Eisenbahnen steigen; wo das Gelöse der Locomotive mit einem Walzer von Strauß und Lanner um den Vorrang streitet; wo im schnellen Fluge des Dampfwagens zwar die Zeit besiegt, aber doch nicht der frühe Tod im rasenden Galopp herausbeschworen wird.

Kein Stand sollte den Eisenbahnen dankbarer seyn, als der unsere. Der Arzt, der freische Mann unter Gottes Sonne, der mit gleicher Liebe und Hingebung, Hoch und Niedrig, Reich und Arm umfaßt; der im Menschen nur das Ebenbild Gottes, den Menschen hört, und des, befreit von allen Vorurtheilen, im Gebiete des Geistes mehr, als jeder Andere emancipirt ist, es wird es auch durch die Eisenbahn in seiner körperlichen Sphäre. Wie viele Hindernisse, wie mannichfache Hemmungen stellten sich so oft auch seinen kleinsten Ortsveränderungen entgegen! Wie mußte bei dem geringsten Aufschube die Zeit und wiederum die Zeit abgewogen werden! Wie oft entschlüpfte seinen Lippen die Klage des Dichters: „Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen!" — — Nun, auch sein Gebet ist erhört. Die Besiegerin der Zeit, die Eisenbahn, bietet ihm Erholung, Zerstreuung und ein weiteres Feld der Thätigkeit dar. Auch aus seinem Leben schwindet die Einförmigkeit, weitet sich der Horizont, reicher die Weltanschauung, mannichfaltiger die Erfahrung, heller der Blick. Gestärkt und erfrischt kehrt er zu ihnen zurück, deren Wohl seiner Sorge anvertraut war, die er nur auf kurze Zeit verließ, und von denen ihn doch ein weiter Raum trennte. Und sie sind es auch, die zunächst die Segnungen seiner erfrischten Geisteskräfte im vollen Maaße erfahren sollen. So wirkt hier die Eisenbahn mittelbar, wie dort unmittelbar wohlthätig auf die Gesundheit ein, und hat des bekannte Optimismus des Verfassers dieser Aufsätzen Ihnen dadurch ein freundliches Lächeln entlockt, so ist der Zweck dieser schwachen Skizze mehr als erreicht! (Europa.)

## Drei Glückliche.

Man liest in dem Journal de l'Aeronbiffement du Havre: „Es hat sich so eben in einem Gasthof von Havre ein Abenteuer ereignet, das mit Glanz in den Frennnährchen oder der Tausend und eine Nacht figuriren würde. Unter den des Tags über angekommenen Reisenden, die an der Table d'Hôte speisten, befanden sich drei, die durch eine geheimnißvolle Sympathie sich gegenseitig angezogen fühlten, miteinander ins Gespräch kamen, und natürlicherweise von ihren Reisen sprachen. Der Eine war an demselben Tag aus den Vereinigten Staaten gekommen, wohin er sich mit dem Wunsch, sein Glück zu machen, begeben hatte. Er kam nach 20jähriger Abwesenheit zurück, und es schien mit der Partie, die er ergriffen, sehr zufrieden. Der Zweite war zur nämlichen Zeit aus Frankreich gereist, und verwegener als der Erstere, wollte er durch seinen Muth das Glück erjagen, welches jenee in den Wechselfällen des Handels gefunden hatte; demzufolge hatte er dem Vicekönig von Aegypten seinen Degen angeboten, welcher fünf zwanzig ruhmvoll unter den Waffen verbrachte Jahre, ihm Ehren und Vermögen zugetheilt hatte. Der Dritte war ein Künstler, und hatte seit zwanzig Jahren als Zeichner an fast allen, auf Befehl der Regierung unternommenen Entdeckungsreisen Theil genommen; er kehrte mit einem mühsam erworbenen Auskommen und einer Staatspension in seine Geburtsstadt zurück. Diese drei Männer waren aus Rouen, und in derselben Straße, in demselben Hause geboren; sie waren Brüder, und ihre Wiedererkennung war äußerst rührend. Bei dem Tode ihrer Eltern waren sie an demselben Tage abgereist, und durch ein sonderbares Zusammentreffen kehrten sie an dem nämlichen Tage, nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren, ohne daß einer der drei Brüder je Nachrichten von den beiden andern erhalten, zurück."

## Anekdoten.

In einer Londonee Soirée tadelte eine Mutter ihre Tochter, weil sie den Kontretanz zu nachlässig getanzt habe. „Aber, Mama," antwortete die Tochtee, „ich werde durch angestrengtes Tanzen meinen Haarputz eines wohleratheten Mannes wegen doch nicht in Unordnung bringen?" „Das ist etwas Anderes," versetzte begütigt die Mama.

Ein einfältiger Mensch fragte Jemanden: „Was ist denn wohl ein Tropfbad?" — „Jedes Bad, in das Sie gehen," war die Antwort.

## Calembours.

Welche Ratte ist die allergequälteste in Afrika? — Le ravalé (le rat Valée).

Weßhalb ist das Bewußtseyn, einen Menschen glücklich gemacht zu haben, immer süß? — Parceeque c'est un bonheur qu'on ût (donût).

Weßhalb traut man auf den Journalbureaus den Dienstboten so wenig? — Weil es dort stets heißt: La bonne mente (l'abonnement).

Digitized by Google

**№. 32.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Inhalt: Französischer Einfluß in Aegypten. — Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. — Die Passions-Vorstellungen in Ober-Ammergau. — Der Auferstandene. — Anekdote vom Schauspieler Brockmann.

## Französischer Einfluß in Aegypten.

In diesem Augenblicke dürfte folgender Aufsatz, welchen das „Magazin für die Literatur des Auslandes" enthält, nicht ohne Interesse seyn:

Die Schlacht bei Navarin, welche den Unternehmungen Mehemed-Ali's einen tödtlichen Streich zu versetzen schien, wurde im Gegentheil der Anfangspunkt einer neuen Aera für die Macht dieses modernen Sesostris. Jene Niederlage betrübte ihn tief, ohne ihn zu entmuthigen, und sein erster Gedanke war, eine Flotte herzustellen, welche die eingebüßte übertreffe; allein seine Hülfsquellen waren erschöpft und er genöthigt, auf neue zu sinnen. Bald war er damit im Reinen. Die Verbesserung des Ackerbaues, die ausgedehntere Kultur der Baumwollen-Pflanzungen, neue, mehr ökonomische Verfahrungsweisen bei der Indigo-Fabrikation, der Reichthum arabischer Production mußten ihm die Mittel liefern, eine Marine und Armeen auf europäischem Fuß zu organisiren.

Ibrahim Pascha benutzte die Expedition nach Morea zu einer nützlichen Schule, seine Einsichten zu erweitern, die schwierigen Lagen, in denen er sich befand, seinen jungen Erfahrungen größere Reife zu geben, die Gesetze der Taktik zu studiren und über die Kunst des Kriegswesens nachzudenken. Die französischen Offiziere, mit denen er in Morea zusammentraf, namentlich die Generale Maison und Sebastiani, faßten eine hohe Meynung von seinen militärischen Einsichten. Bis auf ihn war man im Orient der Ansicht, daß die türkische Reiterei der regulären Kavallerie der Europäer überlegen wäre; Ibrahim Pascha sah das Falsche dieser Idee ein und behauptete, daß in offener Schlacht geschickte Reiter-Manöver mit Peloton-Bildung und Massen-Entwickelung dieselben Vortheile verschaffen müßten wie Infanterie-Regimenter, die nach solchen Grundsätzen aufgestellt wären. Daher machte er es bei seiner Rückkehr nach Aegypten zu seinem angelegentlichsten Geschäft, ein regelmäßiges Kavallerie-Corps herzustellen, und um keiner Haupt-Waffengattung zu entbehren, errichtete er Regimenter von Chasseurs, Uhlanen, Dragonern und Kürassieren.

Nach dem Rathe des französischen General-Konsuls in Alexandrien, Herrn Drovetti, wurde in dieser Absicht bei dem Könige von Frankreich angefragt, ob er geneigt wäre, die Wiedergeburt Aegyptens, die schon von den republikanischen Truppen begonnen war, unter seiner Aegide vollendet zu sehen? Die französische Regierung zeigte sogleich ihre ganze Bereitwilligkeit. Man hatte es in Frankreich schon bedauert, daß sie in Morea nur zu Gunsten des russisch-englischen Interesses intervenirt war. Die Verbindung mit Aegypten gab das sicherste Mittel, um das Eingreifs-System Englands in die Angelegenheiten des Orients zu verhindern und den Einfluß, den Rußland durch die Wahl des Königs Otto auf Griechenland gewonnen hatte, zu neutralisiren. Generale und Offiziere von allen Waffengattungen, Aerzte, Ingenieure, Mechaniker, Handwerker reisten in großer Anzahl von Marseille ab, um ihre Dienste der ägyptischen Regierung anzubieten. Sogleich erhoben sich, wie durch Zauber, an den Ufern des Nils Arsenäle, Lager- und Zimmerplätze, Fabriken aller Art, Schulen und Hospitäler nach europäischem Muster. Kanäle wurden gegraben, Heerstraßen angelegt, und die Thätigkeit von Courieren und Telegraphen, mit Hülfe französischer Ingenieure eingeführt, trugen die Befehle des Vice-Königs mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen.

Bald sah man Schiffe mit drei Verdecken, Fregatten und Korvetten im Hafen vor Alexandrien vor Anker liegen, das Zeughaus erstand, das sich dreust mit den besten europäischen messen konnte, und wurde unter der umsichtigen Leitung des Herrn Cérisy mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Oberst Gaudin, Nachfolger des Generals Boyer, setzte die endliche Organisation der Regimenter, welche in Kanbak, in der Umgegend von Kahira lagerten, emsig fort. Es war im Jahre 1824 unter dem Ministerium Villèle, wo dieser Oberst und die Generale Baudin und Livron nebst anderen Offizieren in dieser Angelegenheit sich nach Aegypten begeben hatten. Um diese Zeit kam auch ich an der Spitze einer Abtheilung Aerzte, die zum Dienste der Hospitäler und fliegenden Lazarethe bestimmt waren, in dieses Land. General Livron erhielt bei seiner Ankunft die wichtige Mission, in Europa Kriegs- und Transportschiffe kaufen zu lassen; sie wurden größtentheils in der unglücklichen Schlacht bei Navarin zerstört. Letellier, Besson, Bompar, verdienstvolle Offiziere der ehemaligen kaiserlichen Armee, hatten den Auftrag, die Einrichtung der Flotte zu leiten. Oberst Roy brachte verschiedene Artillerie-Modelle mit. Er hatte vom französischen Könige den Auftrag, Mehemed Ali vier Stück Kanonen mit Munitions-Kasten und dem verschiedenen Zubehör anzubieten. Als Anerkennung der Gefälligkeit seines königlichen Freundes, machte ihm der Vice-König seinerseits ein Geschenk mit mehreren antiken Monumenten von großem Werthe. Der Obelisk von Luxor, den Mehemed Ali Karl X. verehrte, wird ein dauerndes Denkmal bleiben von seiner Hochachtung für das französische Volk. — Der Kommandant Barin erhielt Befehl, zu Gisch eine Kavallerie-Schule nach dem Vorgange der zu Saumur zu gestalten; das Institut kann heute mit jedem ähnlicher Art den Vergleich aushalten.

Herr Jumel hatte durch Einführung der Halbseide in Aegypten, die von ihm den Namen führt, dem Vice-Könige eine Hauptquelle seiner reichen Einnahmen verschafft. Er machte spätherhin der großen Dienste, die er Mehmed Ali erwiesen, vollständig, indem er in Bulak Baumwollen-Spinnereien und Fabriken für Gewebe aller Art errichtete.

Die Hospitäler, die Feld-Lazarethe und der medizinische Unterricht erfreuten sich unter den Auspizien Clot-Beys einer gedeihlichen Entwickelung. Auf den Vorschlag, den er dem Vice-König machte, wurde ein General-Gesundheits-Comité in Kahira errichtet, um den medizinisch-chirurgischen Dienst bei den Armeen so wie alle Zweige der Staatsarzneikunde zu ordnen. Clot-Bey errichtete vier Stunden von Kahira das große Hospital Abuzabel nebst einer Schule für Medizin und Chirurgie. Er hatte zugleich den glücklichen Gedanken, mit diesem schönen Institut einen do-

Digitized by Google

tanischen Garten und ein zoologisches Museum zu verbinden, so wie eine Thierarznei-Schule, deren Leitung Herrn Hommont anvertraut wurde. Diese letztere ist jetzt in Chutrah, nahe dem Lusthause Mehemed Ali's. Man hat damit eine prächtige Stuterei verbunden, worin man 30 Zuchthengste und 670 Mutterpferde, reines arabisches Blut, zählt. Später ist das Hospital und die medizinische Schule nach Kahira verlegt worden. In Folge der Freigebigkeit Mehemed Ali's und der verständigen Benutzung Clot-Beys bieten heutzutage die Hospitäler, wie die europäischen bis zum Ueberfluß versehen, Soldaten, Handwerkern, Fellah's jede mögliche Hülfe.

Die Anordnung der Quarantaine, nach dem Muster der Marseiller, wurde eine nothwendige Folge von der Adoptirung unserer Gesundheits-Vorkehrungen. Durch dieses Mittel hoffte Mehemed Ali den Verheerungen der Pest, die er von Konstantinopel nach Alexandrien eingeführt glaubte, Schranken zu setzen. — Nach dem Beispiel der civilisirten Staaten, hat der Vice-König die Errichtung eines Central-Armenwesens befohlen, wodurch Arbeitsunfähige und Greise eine Zuflucht gewinnen. Seine philantropischen Bemühungen noch weiter treibend, hat Clot-Bey vom Vice-König die Errichtung einer Hebammenschule und eines Lehrkursus für Frauen erlangt. Fräulein Gaufd, eine talentvolle Schülerin der Maternité in Paris, erhielt den Auftrag zur Einrichtung eines obstetrischen Instituts und der Unterweisung mehrerer Abyssinischen Sklavinnen, die Entbindungsfrauen von vorzüglicher Geschicklichkeit geworden sind. So haben die Damen in Kahira heute nicht minder geschickte Hebammen zu ihrer Disposition als der größte Theil unserer Wöchnerinnen. Diese neuen Doktoren, welche in die Serails Zutritt haben, üben mit strenger Würde die Pflichten des konsultativen und operativen Arztes. — Wir würden kein Ende finden, wenn wir alle Dienste aufzählen wollten, die Clot-Bey dem Lande erwiesen hat. Wir wollen nur schließlich noch hinzufügen, daß auf seine dringende Verwendung die Ulemas in die Autopsie der Leichen und in die menschliche Anatomie gewilligt haben. Gegenwärtig gehen die Muselmännischen Zöglinge mit eben solcher Leichtigkeit an die Sections, als die Jünger des Aeskulap an irgend einer europäischen Universität.

Dr. Labat.

## Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.

Friedrich Wilhelm III. besaß im höchsten Grade das, was man Gedächtniß des Auges nennen könnte, oder, um mich deutlicher auszudrücken, wenn er, selbst bei an sich geringfügigen Anlässen, das Gesicht irgend Jemandes gesehen hatte, so vergaß er seine Züge nie wieder. Zum Beweis will ich zwei Beispiele anführen, die zugleich seine unendliche Güte bezeugen werden. Ein Sergeant der Garde, auf den der König ein Auge geworfen hatte, desertirte. Man fing ihn auf, machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn; aber Friedrich Wilhelm begnadigte ihn und, was in Preußen sehr selten ist, wo die militärische Disciplin mit unglaublicher Strenge gehandhabt wird, er befahl sogar, daß der Sergeant wegen einiger guten Antecedentien, die er erfahren hatte, wieder in sein Regiment aufgenommen wurde und seinen Rang behielt. Dessen ungeachtet desertirte der unverbesserliche oder vielmehr verliebte Sergeant (denn eine Herzensangelegenheit hatte ihm eine solche Abneigung gegen seinen Stand eingeflößt, für den er früher viel Liebe gezeigt) noch einmal, und diesmal entging er allen Nachforschungen der preußischen Gensd'armen. Das geschah in den Jahren 1803 oder 1804. Darauf kam der russische Feldzug und Frankreich's Unglück. Der König von Preußen kehrte als Sieger nach Berlin zurück, und kam durch Frankfurt a. M., wo große Festlichkeiten vorbereitet waren, um die Ankunft der Rächer Deutschlands, wie man die Fürsten der alliirten Nationen nannte, zu feiern. Eine ungeheure Masse drängte sich in den Straßen; die Altane, geziert mit allen Farben des deutschen Bundes, waren mit Damen erfüllt, die Dächer mit Arbeitern und Leuten aus dem Volke bedeckt; kurz, der Zudrang von Außen und Innen war ungeheuer. Umgeben von seinem Generalstab, durchzog der König von Preußen die Hauptstraße Frankfurts, als plötzlich seine Aufmerksamkeit auf den Giebel eines hohen Hauses gerichtet wurde und er zu dem ihm zunächst reitenden General in die Worte ausbrach: „Das ist er, daß ist er gewiß! Merken Sie sich die Nummer dieses Hauses.“ Darauf verfolgte er seinen Weg bis an das Hotel, das er zu seinem Aufenthalt gewählt hatte. Kaum angekommen, ließ er den General kommen, dem er jene Weisung gegeben und befahl ihm, sich nach dem bezeichneten Hause zu begeben und sich zu unterrichten, ob nicht ein Mann daselbst wohne, der den und den Namen trüge, und in diesem Fall, ihn zu ihm zu führen. Der Adjutant vollzog den Befehl, erfuhr in der That, daß der in Frage kehrende Mann seit zwölf Jahren sich in Frankfurt verheirathet habe und als Schuhmacher hier lebe. Es war wirklich unser armer Sergeant — vielleicht weniger verliebt als früher, aber Vater mehrerer Kinder — der die Bürger Frankfurt's seit seiner heimlichen Entfernung aus der preußischen Armee beschäfte. Zitternd wurde er vor den König geführt. „Da bist du fa, Sergeant,“ rief ihm der König zu, ihn bei seinem Namen nennend, mit jener Strenge im Blick, die diejenigen, welche ihn gesehen haben, wohl kennen. „So vergiltst du die Gnade, die ich dir angedeihen ließ?“ Der arme Mann stammelte eine Entschuldigung, die Niemand verstand. „Du bist verheirathet, angesessen, hast Kinder — wenn ich dich erschießen ließe....“ Ew. Majestät hat das Recht, entgegnete der Schuhmacher, der sich wieder gesammelt hatte. — „Du weißt wohl, daß ich es nicht thun werde; nicht deinetwegen, denn du bist undankbar und ehrlos, aber deiner Frau und Kinder wegen.“ — Darauf wandte er sich an einen seiner Offiziere und sagte: „Man gebe dem armen Teufel 25 Friedrichsd'or für die Angst, die ich ihm gemacht habe, und dann mag er nach Hause gehen.“ (Allgem. Z. nach P. de C. in der Revue de Paris.)

Vor einigen Jahren fuhr Friedrich Wilhelm III. wie gewöhnlich im Thiergarten spazieren, als seine Blicke auf eine Familie fielen, die ruhig in einer der Alleen wandelte. Die kräftigen Pferde der gelben Kalesche hatten schon weit hinter sich die langsamen Spaziergänger gelassen, deren Haupt, ein ehrwürdiger Greis, ehrfurchtsvoll vor dem König den Hut gezogen hatte. Dieser, der seit dem Begegnen in Nachdenken versunken schien, gab plötzlich Befehl umzukehren, und, so wie er bei den Leuten angelangt war, stieg er aus, und ging gerade auf den alten Mann los. „Sind Sie nicht der und der aus Königsberg?“ fragte er ihn. — „Ja, Ew. Majestät,“ antwortete dieser. — „Das sind Ihre Frau und Kinder?“ — „Zu Befehl, Ew. Majestät.“ — „So erlauben Sie mir, Sie als alte Bekannte und alte Freunde zu bewillkommnen.“ — „Ew. Majestät geruhen der Ehre zu gedenken, die Sie uns früher machten?“ — „Sagen Sie lieber, der treflichen und herzlichen Gastfreundschaft, die ich in den Tagen meines Exils in Königsberg von Ihnen erfuhr. Sie halten sich in Berlin nur einige Zeit auf? Und wo wohnen Sie?“ — „In der Stadt Rom, Ew. Majestät.“ — „Leben Sie wohl,“ sagte Friedrich Wilhelm, „Sie sehen, ich vergesse keinen meiner Freunde.“ Und er bestieg wieder seinen Wagen. Bei ihrer Rückkehr ins Gasthaus fanden die Königsberger einen Hofbedienten des Königs, der die ganze Familie auf den andern Tag zur Tafel einlud, und da er voraussah, daß es den Damen auf der Reise vielleicht an der nöthigen Toilette fehlen möchte, um der Einladung Folge zu leisten, schickte er zugleich den Putzhändler der königlichen Prinzessinnen mit einer großen Auswahl fertiger Kleider und andern Putzsachen mit der Bitte, Mutter und Töchter möchten ohne Umstände seine Galanterie annehmen. Am folgenden Tage empfing der König zur festgesetzten Stunde seine Gäste oben

Digitized by Google

an der Treppe, wie er es bei Fürsten gemacht hätte, ließ die Mutter und die älteste Tochter neben sich setzen, erzählte seiner ganzen Familie den Grund seiner Dankbarkeit und entließ die Reisenden mit Geschenken überhäuft und ihreiseits von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen. (Ebendaher.)

## Die Passions-Vorstellungen in Ober-Ammergau.

Der Münchener Korrespondent des „Frankfurter Konversationsblattes" macht hievon folgende interessante Schilderung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben: „Ich habe am 12. Juli der Passionsvorstellung in Ammergau beigewohnt, und wie sich mir auf dem Heimwege die Eindrücke zu bestimmten Anschauungen gestalteten, dachte ich diese Ihnen und Ihren Lesern mitzutheilen, wobei ich voraussetzen darf, daß die Sache selbst Ihnen nicht fremd ist. Jedenfalls bleibt das ganze Unternehmen, die Leidensgeschichte Christi dramatisch aufzuführen, eine höchst merkwürdige Erscheinung, deren Gericht verstärkt wird durch den Umstand, daß es Bauern sind, die die Aufgabe lösen. Wie nahe liegt die Gefahr einer Profanation und— wie weit ist man doch an Ort und Stelle davon entfernt! Der Heudrönde und des etwas unsichern Wetters ungeachtet, waren etwa drittehalbtausend Menschen versammelt, der Aufführung beizuwohnen. Diese währete von 8 Uhr Morgens ohne Unterbrechung bis Nachmittags 4 Uhr. Die singenden und handelnden Personen, deren Anzahl gegen 300 war, setzten, ohne sich die mindeste Erholung zu gönnen, ihre anstrengende Arbeit trotz einfallenden Regenglusen fort; bei keinem Einzigen trat Ermüdung des Körpers, der Stimme oder des Gedächtnisses ein; ja letzteres übertraf sich sehr, daß Einige, die der Vorstellung zum erstenmale beiwohnten, eher der Meynung waren, die Dialoge würden improvisirt. Beim Einzuge Christi in Jerusalem, den das beide Dorf als Volk von Jesus begleitet, steht man drittehalbjährige Kinder neben Greisen gehen und hört ihr „Hosianna in der Höhe!" Trotz der Menge der Menschen und der voraussichtlichen Ungeschicklichkeit so kleiner Acteurs, geht Alles mit der größten Ordnung, ohne alle sichtbare Führung oder Zurechtweisung vor sich, so daß man sich, mehr als vor jeder mit Statisten besetzten Bühne, der Wirklichkeit gegenüber zu finden meynt. Die Bewunderung steigt, wenn in den Zwischenspielen die lebenden Bilder aus dem Alten Testament erscheinen, in denen außer Richtigkeit der Darstellung die Energie der Ausführung überrascht, indem die Leute, und zwar auch hier wieder öfters drittehalbjährige Kinder, Frauen, Männer und Greise, mehr als 5 Minuten in den schwierigsten Stellungen regungslos verharren, und wenn man bedenkt, wie öfter zur Anordnung eines solchen Tableaus, in den drittehalbhundert Menschen verwendet sind (wie z. B. beim Durchzug Israels durchs rothe Meer), höchstens fünf Minuten Zeit gegeben sind. Alles dieses zeigt, wie die Aufgabe für diese guten Leute gewissermaßen Lebensaufgabe ist, obschon sie nur alle zehn Jahre wiederkehret; sie haben sich so in den Gegenstand versenkt, daß nicht sie ihn, sondern er sie regiert. Dies tritt auch bei jenen Gelegenheiten, in denen Derbheit, ja Roheit (z. B. bei den Kriegsknechten) sich äußern müssen, kräftig hervor, und jede Charakterrolle, wie die der Pharisäer, Hohenpriester, des Judas rc. wird meisterhaft gespielt, während Aufgaben, die ins ideale Gebiet übergehen, wie Johannes, Maria, Magdalena, und vor allen Christus selbst unbefriedigend gelöst werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Leute einen Gegensatz zu ihrer eigenen Natur suchen und diesen eben nur in Weichheit und Schwäche finden. So geht es ihnen denn, wie so manchem Maler oder Bildhauer, der dem menschlichen Körper, um ihn in möglichster Schönheit hinzustellen, die Knochen ausstieht. Mehr inzwischen als die Ausführung muß bei näherer Betrachtung das poetische Werk interessiren. Der Autor ist nicht bekannt (nur der der letzten Umarbeitung, ein noch lebender Benedictiner aus dem aufgehobenen Kloster Ettal), nur die Zeit der Entstehung weiß man und die Veranlassung, nämlich im Jahr 1633 die Pest, für deren Aufhören die Ammergauer das Gelübde der Passionsaufführung gethan. Wodurch wird nun eine Geschichte, die uns mit ihren kleinsten Details von Kindesbeinen an bekannt ist, so interessant, daß wir keinen Augenblick aus von ihrer Darstellung entfernen mögen, so viele Längen und selbst Mängel auch in dieser sind? Jedenfalls ist es die poetische Auffassung des Gegenstandes und die originelle Durchbildung einzelner Theile. Die Entwicklung geschieht so folgerichtig, die Umstände treiben sich so klar aneinander, und die Auflösung ist so ganz im Charakter der Tragödie im hohen Sinn, daß wir unbewußt in den Händen poetischer Mächte uns befinden. Um nur Eines zu nennen, so erinnere ich an die Art und Weise, wie in der Darstellung die Auferstehung den Schluß bildet. Mit der Kreuzigung war offenbar die dramatische Wirkung geschlossen, und jede Handlung über die Grablegung hinaus hätte durch neuangeregte Interessen die alten schwächen müssen. Dennoch durfte die Auferstehung, als Erfüllung des verheißenen Sieges nicht fehlen. Statt nun aber Christum aus dem Grab hervorgehen, mit Magdalena sprechen, nach Emaus wandern zu lassen u. a. m., zeigt die Darstellung ihn nur noch in seinem von einem Engel geöffneten Grabe in der Glorie der Auferstehung und sodann als Sieger über das Judenthum, in einem lebenden Bilde, worin die Pharisäer am Boden liegen und neben ihnen das Geschlecht des neuen Bundes anbetend und lobpreisend sich erhebt. So ist er zugleich dem Leben entzogen und gegeben, und die religiöse Anforderung mit der poetischen zugleich auf's vollkommenste befriedigt. Aber auch die Durchführung einzelner Charaktere leistet zur Bewunderung hin, und dieß gilt namentlich in Betreff des Judas. Es ist eine hergebrachte Vorstellung, in diesem den leibhaftigen Satanas zu sehen und ihm, so wenig auch die Schrift dazu berechtigt, alle selbst unerdenkliche Bosheit aufzubürden. Nicht einen Augenblick würde man sich wundern, wären in einem solchen für Bauern geschriebenen Drama die Farben aufgetragen, deren sich fast ohne Ausnahme von Alters her christliche Maler bedient, den Verräther des Heilands zu schildern. Nichtsdestoweniger erscheint er wie ein anderer Jünger neben Christo, ausgezeichnet allein durch den Säckel, den er als Kassenführer der Gesellschaft trägt. Die Verschwendung der theuern Salbe, womit Magdalena den Herrn salbt und wofür eine große Summe Geldes zu lösen gewesen wäre, bringt ihn zuerst auf, und die Anklündigung Christi von seinem bevorstehenden Hingang in Gefangen. Enghergig bekümmert um sein tägliches Auskommen, sinnt er auf irgend einen Verdienst, und ist entschlossen, die Gesellschaft Christi zu verlassen, als ihn die Abgeordneten der Pharisäer mit ihrem scheinbar unschuldigen Antrag überraschen. Durch die Vorhersagung Christi beim Abendmahle wird er noch mehr gereizt, wie ihn schon vorher die Zurechtweisungen wegen irdischer Bekümmernisse verdrossen haben; er wird zum Verräther. Aber kaum sieht er die Folgen seiner schrecklichen That, so bricht in großen Strömen die Reue aus. Erst macht er sich die bittersten Vorwürfe, dann tritt er vor den hohen Rath mit einer Kühnheit und Kraft, die neben der Behutsamkeit des Johannes und der Feigheit des Petrus im Vorhofe des hohen Priesters wunderbar contrastirt. Da er nun sieht, daß er vergeblich das Sündengeld dem Hohenpriester vor die Füße geworfen, geht er hinaus in die Einöde, und hier erleichtert er noch einmal sein Herz unter gräßlichen Verwünschungen, ja so groß erscheint ihm selbst seine Frevelthat, daß ihm auch nicht im entferntesten einfällt, es könne der Heiland seine Schuld vergeben, und seinen Gürtel lösend, tritt er zu einem Baume, schlägt jenen sich um den Hals und um einen Ast, und unter den Worten: „Hier verdorre diese unglückselige Feuchte!" fällt der Vorhang. Wie Vieles drängt sich mir noch vor die Seele, indem ich schreibend auf das Gesehene zurückblicke; allein die Besorgniß, den Leser zu ermüden, hält meine Hand. Was jedoch vor Allem mich überrascht hat, und darüber

Digitized by Google

erlaube ich mir noch ein paar Worte, war der Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Bedenkt man, daß dieses Werk 1633—34, also mitten unter dem blutigen Streite der Confessionen, entstanden und für die Vorfechter der Katholischen geschrieben worden, so begreift man kaum, wie jede auch die leiseste Andeutung des Glaubensunterschiedes vermieden, wie es so ganz streng im Sinn und Geiste des Evangeliums abgefaßt ist, daß es ebenowol von Protestanten für Protestanten gemacht seyn könnte, als wie hier von Katholiken für Katholiken, da sogar die Einsegnung des heiligen Abendmahles in beiderlei Gestalt ganz der Schrift gemäß dargestellt wird. Kommt einer der Leser dieser Zeilen im Laufe des Sommers nach München oder sonst in die Nähe des bayerischen Gebirges, der versäume dieses wunderbare Schauspiel nicht; es wiederholt sich noch am 16. und 23. Aug. und am 7. Sept. d. J.; es wird ihn, wenn er nicht gerade etwa Opern- und Ballet-anforderungen mitbringt, gewiß nicht gereuen."

## Der Auferstandene.

Vor ungefähr sechs Monaten wurde der reiche Kaufmann Clodomir Frenois auf der Insel Mauritius in seiner Wohnung todt und schrecklich verstümmelt gefunden. Sein Leichnam lag am Boden, das Gesicht war durch einen Schuß ganz unkenntlich gemacht und daneben fand man ein Pistol. Auf dem Tisch lag ein Billet des Inhalts: „Ich bin ruinirt . . . . ein Dieb raubte mir 25,000 Pf. St. . . es bleibt mir nur die Schande übrig und diese kann ich nicht ertragen . . Ich übertrage meiner Frau, meinen Gläubigern den Rest unseres Vermögens zu überlassen und bitte Gott, meine Freunde und Feinde, mir den Tod zu verzeihen. Noch eine Minute und ich bin in die Ewigkeit eingegangen. Clodomir Frenois." — Die Bestürzung war allgemein und Jedermann beklagte den überall geachteten Mann. Seine Wittwe konnte nach einigen Wochen ihren Schmerz nicht länger ertragen und entschloß sich, sich ganz Gott zu weihen; sie trat in ein Kloster der Schwestern und überließ dem Neffen ihres Gatten, einem Arzte, die Ordnung des Nachlasses. Nachforschungen ergaben, daß der Diebstahl mit dem Verschwinden eines gewissen John Moon zusammentreffe, der früher in dem Hause Frenois gearbeitet hatte. Einige Zeit darauf erschien jedoch derselbe wieder auf der Insel und erklärte seine Flucht durch die Angabe, er sey von seinem Herrn nach Frankreich geschickt worden. Man begnügte sich damit und die Sache war bald ganz vergessen. Vor Kurzem klopfte indeß Jemand an die Thüre William Burnetts, des Hauptgläubigers des verstorbenen Frenois und als er hereingeführt wurde, erkannte der Kaufmann in dem Fremden zu seinem größten Entsetzen seinen Schuldner, den er vor einem halben Jahre todt und verstümmelt gesehen, dessen Beerdigung er beigewohnt hatte. Was sie sprachen, weiß man nicht; Burnett begab sich aber bald darauf zu dem Kriminalrichter und am andern Tage, als John Moon seinen Thee trank unter den Palmen seines Gartens mit einer Circassierin, die er seit kurzem geraubt hatte, wurde er verhaftet und in das Gefängniß abgeführt. Er erschien bald darauf vor dem Kriminalgerichte, angeklagt des Diebstahls bei dem seligen Clodomir Frenois, leugnete aber mit der Zuversicht eines Mannes, der nichts zu fürchten hat, bestheurte seine Unschuld und erklärte, man werde ihn unmöglich verurtheilen können, da doch nicht ein Zeuge gegen ihn aufzutreten vermöge. Der Präsident winkte, es öffnete sich eine Thüre und herein trat Clodomir Frenois, der sich selbst umgebracht hatte. Die Haare standen allen Anwesenden zu Berge und die Frauen entflohen. John Moon sank auf die Knie und gestand sein Verbrechen. Sein Vertheidiger aber meynte, ein durch die Furcht entrissenes Geständniß sey ungültig, erst müsse nachgewiesen werden, wer der angeblich auferstandene Clodomir Frenois sey. Dieser nahm darauf das Wort und sprach: „als ich den Diebstahl bemerkte, den der Angeklagte begangen hatte, war er entflohen und jeder Versuch ihn einzuholen, mußte vergeblich seyn. Ich nahm mir deßhalb vor, mein Leben zu beendigen, um meine Schande nicht zu sehen. Es war sieben Uhr Abends. Ich schrieb den Brief, der auf meinem Tische gefunden wurde und zog den Hahn an meinem Pistol auf. Nachdem ich ein kurzes Gebet gehalten, brachte ich die Mündung des Rohres in den Mund und legte den Finger an den Drücker, als ich . . ein Klopfen an meiner Thüre hörte. Ich versteckte das Pistol und öffnete die Thüre. Es trat ein Mann ein, in welchem ich den Todtengräber erkannte. . Er trug auf der Achsel einen Leichnam, der für meinen Neffen, den Arzt, bestimmt war; denn das Gesicht weiß; wie selten hier Leichname zur Section sind. . Es war ihm anfänglich nicht lieb, mich zu treffen und er bat mich dringend, ich möge von der Sache nicht sprechen, weil er sonst um sein Amt kommen würde. Ich kam da auf eine Idee, gab dem Manne ein paar Geldstücke und trug dann den Leichnam selbst in mein Zimmer. Er war von meiner Größe und hatte braunes Haar wie ich. „Ihr sterblichen Reste des Armen!" sagte ich zu mir, indem ich mich bekreuzigte, „vergebt, wenn ich Euch zerstümmere, . . es geschieht, um den Ruin von zwanzig Familien zu verhindern. . Gelingt es, so soll deine Familie die meinige seyn." (Es war der Leichnam eines armen Fischers, den seine Familie aus Noth verkauft hatte.) Ich legte meine Kleider ab und zog sie dem Todten an, dann setzte ich ihm das Pistol auf das Gesicht, gab ihm den Schuß, der für mich bestimmt gewesen war und die Kugel zerriß es ganz und gar. Er war unmöglich zu erkennen. Als dieß geschehen war, legte ich andere einfache Kleider an, rasirte mir den Backenbart und die Augenbrauen ab und am Morgen war ich auf einem französischen Schiffe, das nach dem Festlande unter Segel ging. Was ich vorausgesehen hatte, geschah. Mein unwürdiger Commis kam, als er meinen Tod erfuhr, auf die Insel zurück, während ich in Paris ermittelte, wo er meine Gelder in Frankreich hinterlegt hatte. So gelingt es mir, alle meine Gläubiger befriedigen zu können und wieder in Ehren zu treten." Das Gericht verurtheilte den John Moon zu lebenslänglicher Haft.

## Anekdote vom Schauspieler Bröckelmann.

Bröckelmann konnte besser den Effekt von der Bühne aus berechnen, als seine Ausgaben — er hatte Schulden. Unter seinen Gläubigern war ein Tuchhändler, der den Schauspieler besonders mit Mahnen quälte, und da dieses jedesmal in höflicher Form geschah, aber doch, wo es nur irgend möglich war, wiederholte, so sah Bröckelmann den unglücklichen Einnehmer mit solcher Scheu, daß er die Straße vermied, in welcher der gestrichene Tuchladen sich befand. Er machte lieber weite Umwege, um nur dem Creditor nicht vor die Augen zu kommen. Einst war dieß aber ganz unmöglich, er hatte ein dringendes Geschäft in der Nähe und mußte an dem Laden vorbei. Leider war die Thür offen und der scharfsichtige Tuchkaufmann erkannte sogleich den eilig vorbeilaufenden Geschäftsfreund. Mit einem Sprunge war er die Stufen hinab und hatte den armen B. beim Rockzipfel gefaßt. Dieser mochte wollen oder nicht, er wurde in den Laden gezogen. Seufzend ergab er sich in das traurige Schicksal. „Mein geehrter Herr B.," begann der Gläubiger seinen Sermon, „wie ist es denn mit dem Saldo?" Er holte das Contobuch. „Sehen Sie," fuhr er eindringlich fort, „hier steht Herr Senator N. N., der hat seinen Posten bezahlt, Herr Commerzienrath X. — ebenfalls, bei Heller und Pfennig bezahlt — Herr Oberalte Y. — saldirt — Sie sind der Einzige, von dem ich nicht einen Schilling gesehen habe. Müssen Sie sich nicht schämen, Herr B.? — unter allen Honorationen der Einzige, der nicht bezahlt?!" — „Ja, es ist auch unverantwortlich!" entgegnete B. zerknirscht nach einer Pause, „ich stehe mitten unter den angesehensten Personen! Ach, ich verdiene diese Ehre nicht. Ich gehöre nicht unter so honette Leute — streichen Sie mich aus!" und ehe der Kaufmann sich besinnen konnte, war der Schauspieler zum Laden hinaus und davon.

Digitized by Google

**Nro. 33.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleons Abdankung. — Ein wunderlicher Zweikampf. — Merkwürdige Mißgeburten. — Erfindungen. — Pot-Pourri.

## Napoleon's Abdankung

Nach Marco de Saint-Hilaire.

### I.

In der Nacht vom 30. zum 31. März erfuhr der Kaiser in der Nähe von Juvisy das Schicksal der Hauptstadt. Sogleich befahl er den Anführern der Truppen, welche Paris zu räumen begannen, nach Fontainebleau zu marschiren und seine weitern Befehle abzuwarten. Dann sandte er den Herzog von Vicenza in das Hauptquartier der Verbündeten: er hoffte, bei der Capitulation noch seine Stimme geltend machen zu können; in Erwartung neuer Nachrichten schritt er auf der großen Straße auf und ab. Von den feindlichen Vorposten war er nur durch die Marne getrennt.

Aus den Bivouacs der Russen und Preußen, welche sich in der Ebene von Villeneuve Saint-Georges gelagert hatten, schimmerte der Wiederschein der Lagerfeuer zu den Hügeln am rechten Ufer hinüber, während das linke Ufer, auf welchem der Kaiser mit einigen Offizieren weilte, in das tiefste Dunkel gehüllt war. Es war 5 Uhr Morgens, der Tag brach an, als ein Courier von Caulaincourt gesendet, mit verhängten Zügeln heransprengte; er meldete, daß die Capitulation um 2 Uhr Nachts unterzeichnet worden war, daß die Verbündeten schon am Morgen ihren Einzug halten wollten, und daß Alles zu Ende sey. Augenblicklich befahl Napoleon um und traf um 6 Uhr in Fontainebleau ein. Er stieg nicht in den Ehrengemächern des Pallastes ab, sondern in den kleinen Zimmern, die er als erster Konsul bewohnt hatte. Sein Gefolge erschreckte sich in den Räumen des „weißen Pferdes" ein. Unterdeß langten die Truppen, die er aus der Campagne mit sich brachte, auf der Straße von Sens an. Sie hatten 50 französische Meilen in weniger als zwei Tagen zurückgelegt. Die Trümmer der Truppen-Abtheilungen, welche die Hauptstadt vertheidigt hatten, drängten sich auf der Straße nach Fontainebleau zusammen. Die Soldaten waren alle von einem fast wüthenden Enthusiasmus beseelt. Napoleon war unschlüssig, ob er sich hinter die Loire zurückziehen oder einen Versuch zur Wiedereroberung der Hauptstadt machen solle. Er entschied sich für den zweiten Plan, der seinem Charakter mehr zusagte.

Am folgenden Tage sinnt er einen Angriffsplan aus, als die Nachrichten von den Vorgängen, die sich am Morgen des 31. März zutrugen, ihm die Ueberzeugung gaben, daß seine Lage verzweifelter ist, als er Anfangs vermuthet. Dennoch sammelt er alle seine Streitkräfte um Fontainebleau herum. Der Herzog von Ragusa schlägt sein Hauptquartier zu Essonne auf, der Herzog von Treviso zu Mennecy; die Bagage und der große Artillerie-Park stellen sich um den Wald herum auf. Lefebvre, Ney, Macdonald, Berthier und die anderen Marschälle treffen allmählig im Kaiserlichen Hauptquartier ein.

Noch ist Napoleon von einer treuen und ergebenen Armee umringt. Er theilt den Marschällen die Vorgänge in der Hauptstadt mit, befiehlt ihnen aber, sie vor den Truppen verborgen zu halten, um sie nicht zu entmuthigen. Dann besieht er, die alte Garde auf dem Hofe des Pallastes zu versammeln: er will Revue über sie halten. Mit Wohlgefallen verweilen die Blicke des Kaisers auf seinen alten Kampfgefährten; als er den freudigen Zuruf seiner Grenadiere vernimmt, glaubt er sich noch nicht vom Glücke verlassen und hofft, das Verlorne durch einen entscheidenden Schlag wiederzugewinnen. „Noch ist nicht Alles zu Ende", sagt er zum Marschall Lefebvre, indem er ihm die Hand drückt; „Caulaincourt hat sich getäuscht." Alle haben sich getäuscht," fährt er fort, indem er einen verstohlenen Blick auf die Marschälle wirft. „Ich werde diesen Braven, welche auf ihren Kaiser vertrauen, die Wahrheit sagen. Herzog von Danzig, lassen Sie das Carré bilden."

Der Befehl wird vollzogen; die Offiziere treten aus den Gliedern hervor. Die Trommeln fangen an zu wirbeln; Napoleon gebietet ihnen zu schweigen und beginnt mit lauter und tönender Stimme: „Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten meiner alten Garde, der Feind ist und um drei Tagesmärsche zuvorgekommen und hat Paris eingenommen; wir müssen ihn aus der Hauptstadt vertreiben." Es erhebt sich ein dumpfes Gemurmel, die Augen des Kaisers funkeln, und er fährt fort: „Unwürdige Franzosen, Emigranten, denen wir verziehen hatten, haben die weiße Kokarde aufgesteckt und sich mit unseren Feinden verbunden. Die Schändlichen, sie werden den Lohn ihres Verbrechens erhalten." — „Ja! Ja!" riefen die Offiziere, indem sie die Hand an den Degengriff legten. — Napoleon fuhr fort: „Wir wollen schwören, zu siegen oder zu sterben und der dreifarbigen Kokarde, die uns zwanzig Jahre lang zum Siege geleitet hat, Achtung verschaffen. In wenigen Tagen rücken wir auf Paris los. Soldaten meiner alten Garde! der Kaiser rechnet auf Euch!" —

Soldaten und Offiziere riefen begeistert: „Nach Paris! es lebe der Kaiser! Tod den Verräthern!" Aber die meisten Marschälle verhielten sich still; ihre Treue wankte schon.

Napoleon befahl, seine Rede in den Tagesbefehl zu setzen, und kehrte in den Pallast zurück. Zwanzig Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe; vor fünfzehn Jahren hätte er auf der Stelle einen Entschluß gefaßt, aber seitdem hatten sich die Umstände sehr geändert. Er zählt noch auf die Armee, aber zwischen dieser und ihm stehen Mittelspersonen mit berühmten Namen. Seine Heerführer sind Fürsten und Herzoge; jeder seiner Marschälle ist die Personification eines Sieges, und Napoleon hatte sich an die Umgebung dieser lebenden Trophäen gewöhnt. Aber die Marschälle waren von ihm abgefallen, und er konnte nur noch auf die Soldaten rechnen.

### II.

Um 6 Uhr Morgens war der Herzog von Vicenza bis Bondy gelangt, wo der Kaiser Alexander sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Dieser nahm ihn wohlwollend auf, aber er hielt in seinen Händen die Schlüssel von Paris, welche ihm Pasquier und Chabrol überbracht hatten. Ueberdieß war er mit den Vorbereitungen zu seinem Einzuge beschäftigt und sagte dabei bloß zu ihm: „Es ist Zeit, daß Sie kommen, nun es keine Hülfe mehr giebt;

Digitized by Google

Ich kann mich jetzt nicht mit Ihnen unterhalten. Gehen Sie nach Paris, dort werde ich Sie sehen."

Der Kaiser Alexander und der König von Preußen hielten hierauf ihren Einzug in Paris. Um 6 Uhr Abends bezog der Kaiser Alexander die Zimmer, welche Herr von Talleyrand in der Straße von Saint-Florentin für ihn hatte in Stand setzen lassen. Der Prinz von Benevent hatte sich nämlich, anstatt Marie Louise hinter die Loire zu folgen, an einer Barrière anhalten lassen, um den Verbündeten die Honneurs der Stadt zu machen. Alexander hatte einen großmüthigen Charakter, und sein eifrigster Wunsch war, den Frieden der Welt zu sichern. Kaum hatte er sich eingerichtet, als der König von Preußen ihn aufsuchte und Beide eine Berathung hielten, zu welcher Dalberg, der Graf Nesselrode, Pozzo di Borgo, die Fürsten Schwarzenberg und Lichtenstein so wie Talleyrand gezogen wurden. Alexander sagte: „Napoleon verdient, einer Macht entkleidet zu werden, die er gemißbraucht hat," und setzte, zu Talleyrand und Dalberg gewendet, hinzu: „Die Franzosen mögen die für sie passendste Regierung wählen."

Es wurden nun drei Fragen aufgeworfen: 1) ob man Frieden mit Napoleon schließen solle, indem man genügende Bürgschaften von ihm fordere; 2) ob man eine Regentschaft einsetzen, oder 3) ob man die Bourbons zurückberufen solle.

Talleyrand nahm das Wort und setzte die Uebelstände der Aufrechterhaltung Napoleon's, wie er es nannte, aus einander. Eben so bekämpfte er die Regentschaft. Die Wiedereinsetzung der Bourbons schien ihm die einzige mögliche Lösung. „Was sagen Ew. Majestät dazu?" fragte Alexander den König von Preußen. „Ich bin der Meynung," antwortete dieser, „daß wir zunächst Napoleon bekämpfen müssen. Er ist noch zu Fontainebleau an der Spitze einer ergebenen Armee; das Wesentliche ist, diese zu zerstören." Alexander befragte hierauf den Fürsten von Schwarzenberg, der den Kaiser von Oesterreich repräsentirte, ob dieß auch seine Meynung sey, und auch dieser bejahte. Napoleon's Sache war unrettbar verloren, denn schon seit dem vorigen Tage hatte sich Talleyrand mit dem Grafen von Nesselrode verständigt; es war schon Alles in Ordnung gebracht, so daß nur die Zustimmung des Kaisers fehlte. Freilich widerstand dieser lange den Gründen, die Talleyrand zu Gunsten der Bourbons geltend machte. Den Ausschlag gaben der Baron Louis und Herr von Pradt, welche beständigen, daß sie alle Royalisten seyen, daß Frankreich ihre Gesinnungen theile und keinen anderen Herrscher als Ludwig XVIII. wünsche. Als sich der Baron Louis noch ungemessenerer Ausdrücke gegen Napoleon bediente als Herr von Pradt, „entgegnete der Kaiser trocken: der Kaiser Napoleon ist lange noch nicht todt, auch nicht einmal politisch." — „Ew. Majestät," fiel der Ex-Abbé ein, „er ist ein Leichnam, aber er stinkt noch nicht." — „Nun gut," sagte der Kaiser, „ich erkläre, daß ich nicht mehr mit ihm unterhandeln werde." — „Diese Erklärung," wendete Talleyrand ein, schließt seine Familie nicht aus." — „Fügen Sie hinzu: und mit keinem Mitgliede seiner Familie," sagte der Kaiser.

Nun entwarf Talleyrand eine Erklärung, welche er dem Kaiser mit den Worten überreichte: „Es wäre zu wünschen, daß die Erklärung Ihrer Majestät veröffentlicht würde." — Der Kaiser unterzeichnete sie. In einer Stunde war sie an allen Mauern von Paris zu lesen. Während der Berathung hatte sich der Herzog von Vicenza mehemals im Palaste des Herrn von Talleyrand eingefunden, aber nicht bis zum Kaiser gelangen können.

Am 1. April versammelte sich der Senat unter dem Vorsitze des Herrn von Talleyrand und nahm eine provisorische Regierung an, die aus folgenden Personen bestand: der Prinz von Benevent als Präsident, der General Beurnonville, Herr von Jaucourt, der Herzog von Dalberg und der Abbé Montesquiou. Am demselben Abend nahm die legislative Körperschaft ohne weitere Berathung folgenden Artikel an: „In Betracht, daß Napoleon Bonaparte die Constitution verletzt hat, tritt die legislative Körperschaft dem Beschlusse des Senats bei, welcher seine Absetzung so wie die seiner Familie ausspricht."

Endlich war es Caulaincourt gelungen, vor den Kaiser Alexander zu gelangen. Er hatte denselben günstiger für die Regentschaft und den Sohn Napoleon's gestimmt, aber es bedurfte eines raschen Entschlusses des Letzteren. „Mein lieber Herzog," sagte Alexander zum Herzoge von Vicenza, als er ihn verabschiedete; „vor Allem müssen wir seine Abdankung haben; wir beauftragen Sie, diese von ihm zu fordern. Kommen Sie rasch zurück und überdringen Sie uns dieß Aktenstück auf offiziellem Wege. Der Kaiser Napoleon soll seinem Stande gemäß behandelt werden. Ich gebe Ihnen mein Wort," fügte er hinzu, indem er die Hand des Groß-Stallmeisters huldvoll drückte. Achtzehn Meilen trennten diesen von Napoleon, er legte sie in fünf Stunden zurück und war um drei Uhr Morgens in Fontainebleau.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein wunderlicher Zweikampf.

Das trefflich redigirte „Asiatic-Journal", theilte in einer seiner frühern Nummern folgende interessante Skizze eines seltsamen Zweikampfes, der in Indien, wahrscheinlich in Folge einer Wette, statt gehabt, und den ein glaubwürdiger Augenzeuge, ein Offizier des Dampfschiffes Ganges, eingesandt hat. — „Ein Kattischer, dickfüßiger Esel wurde excessiv trunken gemacht, und als er jedmöglichen Muth, den dieser Zustand einzuflößen vermag, erlangt hatte, in einen von Soldaten umschlossenen Raum geführt, in welchem der Käfig eines mächtigen Königstigers befindlich war. Nachdem der Esel mit Mühe auf den Kampfplatz gebracht, war der Tiger aus seinem Behältniß getrieben. Dieser, gereizt durch die unsanfte Art, mit welcher er aufgestört, rollt Augen und Schweif, und krümmt sich zum gewaltigen Sprunge auf den Esel. Aber dieß Thier, welches im Naturzustande entsetzlich erschrecken würde, und, für sein Leben besorgt, aus Leibeskräften davon gerannt wäre, schien jetzt durch das Uebermaaß der genossenen geistigen Getränke ganz umgewandelt. Die Grausamkeit und Macht seines schrecklichen Gegners mißkennend — anstatt auszuweichen und davonzueilen — taumelte er in der lächerlichsten Stellung von der Welt dem Feinde entgegen, das langohrige Haupt schüttelnd, mit den Hufen schlagend und laut schreiend. Der Tiger staunt und stutzt, wirft einen unruhigen Blick auf den seltsamen Kämpfer, zieht den Schweif ein, dreht sich um, und springt eiligst davon. Der Esel, stolz gemacht, folgt ganz unbesorgt, fort und fort schreiend, springend, ausschlagend und den Kopf links und rechs werfend. Man hat wohl von Eseln gehört, die nach einem todten Löwen schlugen, aber niemals erwartet, daß ein Individuum dieser Race gegen einen lebendigen Tiger dasselbe wagt, jetzt sahen wir ein so ungeheuerliches Schauspiel: Bei dem nächsten Zusammentreffen versetzte der wie wahnsinnig umherrennende Langohr dem Tiger zwei Hufschläge, welcher augenblicklich unerhörte Angriff die Bestürzung des königlichen Thieres nur noch zu vermehren schien. Es zog sich wiederum zurück, und ward wiederum von dem hartnäckigen Gegner verfolgt und in eine Ecke getrieben. — Der verzweifelnde Tiger, der die verschlechte Natur seines Feindes ganz vergessen zu haben schien, ermannte sich jetzt, sprang gegen den Schreier heran, und warf ihn zu Boden. Doch gegen seine Gewohnheit hielt er nicht inne, um den im Staube Liegenden zu zerreißen, eiligst jagte er weiter. Der Esel sprang auf, schüttelte sich, und geiferl sich in diesem Treiben, dem wiederum rannte er dem Tiger nach, den er von Ecke zu Ecke trieb, und der kein anderes Mittel anwandte, als den ennuyanten Verfolger abermals zu Boden zu werfen, ohne ihm jedoch weiteres Leid zuzufügen. Endlich hatte der Esel genug: das letztere sinnlose Niederwerfen schien ihn nüchtern zu machen, seine Sprünge Wendungen und Grimassen, die alle Zuschauer ergötzt hatten, wurden schwächer,

Digitized by Google

das Thier ermüdet, und nun der Tiger wieder in seinen Käfig gelassen. Man kann sich aber in der That keinen Begriff von diesem Zweikampfe machen: die dummen, ungeschickten und wunderlichen Bewegungen des plumpen und feigherzigen Angreifers, und die Verwunderung und Bestürzung des Tigers waren so unwiderstehlich komisch, daß die Gesellschaft der Zuschauer hätte vor Lachen ersticken mögen."

## Merkwürdige Mißgeburten.

In einer der letzten Versammlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien (am 15. Juli) kamen zwei menschliche Mißgestaltungsfälle vor, welche neuerdings einen Beleg zu dem alten Volksglauben an den mächtigen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft auf das Fötusleben zu liefern scheinen. Herr Dr. Zink, der verdienstvolle Gründer des orthopädischen Institutes (in der Alser vorstadt) führte nämlich einen elfjährigen Knaben mit einem künstlichen linken Vorderarme vor, da ihm die Natur denselben versagt hatte. Seine Mutter, eine geborne Pariserin, an einen Wiener Schuhmachermeister verheirathet, hatte das Unglück, eines Abends (vor elf Jahren, als sie mit dem Kinde ganzer Hoffnung war) zur Zeit des Zapfenstreiche, während sie in Wien durch die Schlößstiegasse ging, von einem betrunkenen Soldaten, der mit blankem Säbel in der Hand hinter ihr her kam, und dem sie in dem engen Gäßchen nicht schnell genug ausweichen konnte, durch einen Hieb in die rechte Schulter verwundet zu werden. In der Angst, ihren Kopf, nach dem der Hieb geführt ward, zu schützen, hatte sie sich vorgebeugt, und dabei mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt. Die Verwundung, welche eine heftige Entzündung und Geschwulst des ganzen Armes zur Folge hatte, wurde zwar glücklich gehoben, aber bei der (acht Monate darauf) eingetretenen Entbindung kam der Knabe zur Welt, dem der linke Vorderarm gerade von der Stelle an fehlte, an welcher die Mutter in ihrer Angst mit der rechten Hand ihren linken Arm angefaßt hatte. Die Wahrheit dieser Erzählung wird durch noch lebende Zeugen bestätigt. Herr Dr. Zink hat sich durch die Konstruktion des künstlichen Armes, welcher dem mittellosen Knaben nicht allein seine körperliche Verunstaltung benimmt, sondern ihn auch besser in den Stand setzt, für seine dereinstige Subsistenz selbst zu sorgen, ein großes Humanitätsverdienst erworben. — Der zweite analoge Fall befand in der Mißbildung eines Kindes, das am größten Theile der äußern Hautoberfläche mit einem behaarten Felle bedeckt geboren wurde. Die Mutter desselben soll auf die Nachricht, daß das Leben ihres Schoosshündchens, welches vor dem Haus gelaufen war, in Gefahr schwebe, indem der Hundeschläger in der Nähe schweife, in heftigen Schrecken versetzt worden seyn, als sie eben guter Hoffnung war. — Zwei Thatsachen, die allerdings geeignet sind, die physiologische Kritik zu interessiren, wenn auch der große Forscher Haller ausruft: „Aus Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!"

## Das Examen.

Ein Candidat der Theologie war der hebräischen Sprache auf eine seltene Weise mächtig; derselbe hatte einen Freund, dem vor dem hebräischen Examen graute, der aber sonst ein geschickter Mann war. Der Hebräer kam den ersten Tag ans Examiniren, der Nichthebräer den zweiten. Als nun Jener im Hebräischen ungemein excellirte, und der Examinator ihm deßhalb laut seinen Beifall bezeigte, so sagte Jener: „Alles was ich weiß, habe ich meinem Freunde zu danken, der Morgen ans Examiniren kommt, und der ein noch weit größerer Hebräer ist, als ich." — Am andern Morgen bewährte sich der Freund in jeder Hinsicht, als es aber ans Hebräische kam, sprang der Examinator, der selbst nicht der größte Hebräer seyn mochte und der etwa glaubte, er könne sich wohl hie und da eine Blöße geben, über diesen Gegenstand hinweg, indem er sagte, „Im Hebräischen halte er es für überflüssig, ihn einer Prüfung zu unterwerfen, da er einen solchen Schüler vor sich habe, wie er gestern zu examiniren das Vergnügen gehabt habe," und der gute Tropf bekam unter Anderm zur Censur: „Ist ein ungemeiner Hebräer" worüber er sich nicht wenig wunderte. — Heut zu Tage sollen bisweilen ähnliche Schnitzelchen vorkommen.

## Erfindungen.

Der Erfindungsgeist macht täglich Riesenfortschritte. Unsere Zeit ist die Zeit der Maschinen! Daß nur der Geist darüber nicht zur Maschine wird! Die Dampfmaschine, die verpflümmt ihr Rechnen-, Fabers Sprach-, Klitzls Setzmaschine, welche Fülle von neuen, nützigen Maschinen. Jos. Madersperger in Wien hat eben eine selbst den kühnsten Erwartungen entsprechende Nähmaschine erfunden. Auch soll Professor Erb in Heidelberg schon längst eine Flugmaschine erfunden haben, deren Bekanntmachung aber sich mit seinem Gewissen nicht vertrage: weil dadurch eine vollkommene Umwälzung aller Verhältnisse herbeigeführt würde. Als Gipfel und Ziel fehlt nur noch die Erfindung einer Maschine: „die für uns dichtet und denkt," dann könnte die Menschheit die Hände in den Schooß legen. Maschinenartige Denker, sagt der Bayerische Landbote, hat es vom Anfang der Welt gegeben, es fehlen nur noch denkende Maschinen.

### Setzmaschine.

Die von Joseph v. Klitzel in Pressburg erfundenen beiden Maschinen, eine Doppelmaschine, durch welche die Menschenhand auch beim Setzen und Sortiren der Lettern in den Buchdruckereien ersetzt werden soll, machen in diesem Augenblicke ein großes Aufsehen. Noch sind nur erst die Modelle vollendet und in Pressburg zu sehen. Es hat sich jedoch zur Herbeischaffung der Mittel zur Ausführung der Maschine selbst, unter Leitung des Grafen Ludwig Batthyanyi, ein Actienverein gebildet, dessen Mitglieder jeden 10 fl. Conv. M. zahlen, und so darf man mit Gewißheit annehmen, daß das Werk längstens in 18 Monaten fertig seyn wird. Unterdessen hört man Folgendes über diese v. Klitzel'sche „typographische Schnellsetz- und Sortirmaschine", wie sie vom Erfinder selbst genannt wird. Herr v. Klitzel ist verpflichtet, zuerst die Sortirmaschine zu bauen. Dieselbe wird einen Bogen Cicerodruck in 1½ Stunden ablegen. Die Maschine braucht gar keine menschliche Hülfe und kann Tag und Nacht wie ein Uhrwerk fortarbeiten. Täglich kann sie 16 Bogen ablegen. Mit ihr steht die Schnellsetzmaschine in engster Verbindung; denn es werden immer die Letternkästen von jener weggenommen und unter diese gebracht, um sogleich verwendet zu werden. Die Sortirmaschine wird durch eine Kurbel bewegt, die Setzmaschine hat dagegen eine Clavatur, gleich dem Piano, die vom Setzer gespielt werden muß. Es kann fast eben so schnell gesetzt werden, als man spricht. Selbst ein angehörter Satz kann einen Bogen Ciceroschrift in 1½ Stunden setzen, und er hat dazu nur die Hülfe eines Kindes nöthig, welches immer den fertigen Satz aus der Maschine hebt. Hr. v. Klitzel baut zuerst eine Maschine für die ungarische Sprache, und dann eine zweite für die deutsche, denn jedes Idiom erfordert eine geringe Aenderung in der Construction. Bereits soll er den Auftrag zur Herstellung einer dritten Maschine für die russische Sprache erhalten haben.

### Sprech-Maschine.

Das Problem, die menschliche Sprache mittelst eines künstlichen Mechanismus nachzuahmen, ist nunmehr gelöst. Die von Hrn. Franz Faber in Wien aufgestellte Sprechmaschine, deren Construktion, wie man sagt, aus kleinen von Kautschuk verfertigten Blasbälgen besteht, gibt zur nicht geringen Verwunderung der Zuhörer alle auszusprechen aufgegebenen Laute, Wörter und ganze Sätze sowohl in der deutschen als in fremden Sprachen

Digitized by Google

mit einer Präcision und Deutlichkeit, daß man vermeint, in der vorne an der Maschine befestigten Puppe ein Kind von 5 bis 6 Jahren sprechen zu hören. Die Töne werden durch eben so viele Tasten, als das Alphabet Buchstaben zählt, hervorgebracht, und von dem schnellen und genauen Greifen derselben scheint die vollkommenste Deutlichkeit bedingt zu seyn. Nach des Erfinders Versicherung kann man mit dieser Maschine nicht blos die kindliche, sondern die vollkräftige Stimme des Mannes, ohne besondere Abänderung ihrer Construktion, deutlich hervorbringen.

### Kraftheber.

Herr Weschniakow in St. Petersburg hat eine neue Erfindung vollendet und durch Versuche bewährt, welche in der Einrichtung aller bisher bestehenden Werkkräfte eine gänzliche Umwälzung bewirken dürfte. Diese Erfindung besteht in einem neuen, ganz einfachen mechanischen Zusatzapparat (Kraftheber), welcher die ursprüngliche bewegende Kraft aller Maschinen, insbesondere der Dampfmaschinen, bedeutend steigert, und an jeder Dampfmaschine angebracht werden kann, ohne weder den Dampfkessel, noch irgend einen der Haupttheil derselben zu verändern. Er ist billig, einfach und bequem, bricht und verdirbt nicht, und nimmt nur einen sehr kleinen Raum ein. Bei den angestellten Versuchen hat sich ergeben, daß der Ergänzungs-Mechanismus über 100 Pct. an Vortheil gewährt, d. h., daß man von nun an nur eine Maschine von 50 Pferdekraft nöthig hat, wo man früher eine Maschine von 100 bedurfte. Hr. Weschniakow hat dem Departement der Manufakturen und des innern Handels eine Bittschrift um Ertheilung eines Privilegiums eingereicht, und darüber eine Bescheinigung erhalten; zugleich hat er die nöthigen Maasregeln getroffen, um auch in andern Staaten Europa's auf die Einführung dieses Apparats ein ausschließliches Privilegium zu erwerben.

Außerdem erfährt man, daß Hr. Weschniakow zugleich mit dieser wichtigen Erfindung eine glückliche Entdeckung über ein neues System der bewegenden Kraft gemacht habe, welche in kurzer Zeit eine große Umwälzung im System der Einrichtung und Wirkung aller Art von Maschinen, und insbesondere der durch Dampf getriebenen hervorbringen würde. Durch dieses System wird die ursprüngliche Wirkung jedes Agens zwei- bis sechsfach gesteigert, ohne daß bei der Anwendung oder dem Gebrauch desselben irgend eine Unbequemlichkeit zu verursachen.

### Hölzerne Wagenräder.

Man umgibt die Räder, anstatt mit einem dreiten Eisenreifen, mit 2 dünnen Seiteneisen, zwischen welche kubische in Asphalt gekochte Holzstücke fest eingekeilt werden, so daß der Rand über dem Eisen hervorsteht. Solche Holzreifen sollen dauerhafter seyn, als eiserne Felgen, und gewähren die Annehmlichkeit, auf Steinpflaster nicht zu rasseln.

(Ausland nach Echo d. m. savant.)

## Pot-Pourri.

### Chinesisches Gastmahl.

Der Mandarin Hi-Ha-Ho, ein chinesischer Gourmand ersten Ranges, gab im vergangenen Jahr einem amerikanischen Schiffs-Kapitain, Master Trelington zu Canton eine Fete. Der Wirth that alles auf, um seinem Gast einen recht hohen Begriff von der Kochkunst des himmlischen Reiches beizubringen. Eine Unzahl von Schüsseln bedeckte den niederen Tisch, um den die Gesellschaft auf ihren Füßen kauernd, mehr herum lag, als saß. Thee, Schwalbennester, die verschiedensten Fleischgattungen und Backereien waren vorhanden. Auch an den austreiseusten chinesischen Leckereien fehlte es nicht, und Trelington staunte nicht wenig, als man ihm diese dringend anempfahl, und darunter folgende Gerichte sich vorfanden: gräulirte Schafsaugen in einer Sauce von gehackten Pfauenfüßen; große, grüne, hirschgroßtonne Eidechsen samt Eiern; gestalte weiße Mäuschen, mit so großer Kunst zubereitet, daß der Gast erst das Fellchen von ihnen abstreifen mußte; gespickte Rattenrücken; Seeschlangen von groß und kleiner Art; geschmort, und endlich spannlange Kuchen, die gefüllt waren, aber nicht mit Rosinen, sondern mit auserlesenen, gebackenen Regenwürmern. Ueber alle diese Gerichte setzen die Chinesen mit wahrem Heißhunger her. Den Amerikaner jedoch überlief es kalt und heiß dabei, und er empfand nach aufgehobenem Diner alsobald die Wirkungen desselben so kräftig, als ob er die Gesammtmasse der Ipekakuanha seiner Schiffsapotheke hinabgeschlungen.

### Paganini und die oberbayerischen Bauern.

Bekanntlich wurden alle bedeutenderen Städte Deutschland's von Paganini nach einander besucht. Ganz Deutschland war damals vom Namen dieses Künstlers voll, und selbst die Landleute kamen herbeigelaufen, sobald sie von seiner Ankunft hörten. Er war auf das Schloß von Tegernsee, dem Wittwensitz der Königin von Bayern, eingeladen worden, um vor derselben zu spielen. Als das Concert eben seinen Anfang nehmen sollte, hörte man von Außen ein lebhaftes Gemurmel. Als die Königin sich nach der Ursache erkundigen ließ, meldete man ihr, es sey eine große Anzahl Bauern aus der Nachbarschaft, welche von der Ankunft des großen Violinspielers gehört hätten und hieher gekommen seyen; sie möge daher die Gnade haben die Fenster des Saales offen stehen zu lassen. Leutselig, wie sie ist, befahl die hohe Frau nun, daß die Bauern alle in den Saal sollten eingelassen werden, wo sie denn auch bis zum Schlusse des Concertes blieben.

### Henkerslaze.

In N. sollte ein Verbrecher gehängt werden; es fehlte aber an einem Henker. Ein Wurcher verstand sich endlich dazu, die Stelle desselben zu versehen und erhielt eine ansehnliche Belohnung. Dieß gefiel ihm und er ließ daher bald darauf an den Straßenecken eine Nachricht anschlagen, folgenden Inhalts:

„Ich Endesunterschriebener habe neulich den Dieb N. N., wie Jedermann bekannt seyn wird, für 2 Louisd'or mit vieler Geschicklichkeit gehängt. Ich habe indessen bei den jetzigen gedrammten Zeiten den Preis heruntergesetzt und bin bereit: einzelne Personen für 1 Louisd'or, Gesellschaften aber von 3, 4 Personen für 10 Dkr. zu hängen, wozu ich ein geehrtes Publikum hiermit ergebenst einlade. N. N."

### Der Förster und der Müller.

Wie fein sich bisweilen die sogenannten Natur-Dichter poetisch auszudrücken verstehen, beweist Folgendes, welches in einer Gesellschaft, wo sich Einer über den Andern lustig machen wollte, vorkam. Ein angesehener Förster sprach sich unter andern über die Müller folgendermaßen aus:

Wo bleibt die christliche Liebe? —
Die ganze Welt ist voller — Müller! —

Ein angesehener Müller, der auch nicht auf den Kopf gefallen war, erwiederte darauf gegen den Förster:

Ihr seyd ein braver Mann,
Dieß sag' ich unverhohlen,
Ihr habt dem gnäd'gen Herrn
Schon manchen Baum ge — zogen! —

Und somit begegneten sich zwei große Geister auf eine originelle Weise, ohne sich zu verunglimpfen.

### Merkwürdige Verlobungsanzeige.

In der Leipziger Zeitung Nr. 176 zeigte Jemand seine Verbindung mit folgenden Worten an: „Heute wurde ich der Mann meiner Frau. Gustav, sonst August Strobel."

Wir sehen darin auch die neue Mode, nach der Verheirathung den Vornamen zu verändern!

Digitized by Google

**Nro 34.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Julius-Säule zu Paris. — Napoleons Abdankung. — Einiges über Nord-Amerika. — Der König von Sachsen nebenbei. — Eine Mutter, die zu rechter Zeit weint. — Pot-Pourri. — Rein, Nee, Na.

## Die Julius-Säule zu Paris.

(Mit einer Abbildung.)

Die Juli-Säule ist zum Andenken an jene drei Tage, welche dem Leben Europa's einen so mächtigen Impuls gaben, auf dem Platze errichtet worden, auf dem einst die Bastille gestanden, mit deren Erstürmung in der Weltgeschichte eine neue Periode begann. Die Säule trägt die Inschrift: „Dem Ruhme der französischen Bürger, welche sich für die Verbreitung der Freiheit des Landes in den denkwürdigen Tagen des 27., 28. und 29. Juli 1830 waffneten und kämpften." Auf der Rückseite steht die Stelle aus dem Gesetz vom 9. März 1833, der zufolge dieses Monument errichtet wurde. Fünfhundert und vier Namen von Opfern jener Tage sind auf der Säule verzeichnet, daß die spätere Nachwelt ihrer noch gedenke; auch deutsche Namen sind unter ihnen. Die Gebeine der in jenen Tagen Gefallenen finden nun seit dem letztverflossenen Julifesten in den Gewölben unter der Säule ihre letzte Ruhestatt.

Das Monument hat eine ziemlich beträchtliche Höhe; der Schaft der Säule ist von Bronce, das Piedestal, der Steckel, von rothem Marmor aus Languedoc. Gallische Höhne, ein Löwe und Genienge stalten verzieren Steckel und Spitze; der Genius der Freiheit mit der Fackel der Wahrheit und zerbrochenen Fesseln in der Linken überragt sie.

Plan und Zeichnung des Monumentes sind von den Architekten Leduc und Alvoine, die Statue von Dumont, die übrigen Verzierungen von Maeneuf. Der dazu von den Kammern bewilligte Kostenaufwand beträgt 1,172,000 Franken; Guß und Errichtung der Säule allein kam auf 607,000 Franken.

## Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

### III.

Napoleon war unausgesetzt mit militairischen Anordnungen beschäftigt. Die Truppen hatten sich in Bewegung gesetzt; er wollte auf die Hauptstadt los. Er schlief seit einigen Stunden, eingewiegt von schmeichelnden Träumen, als ihn der dienstthuende Adjutant weckte und die Ankunft des Herzogs von Vicenza meldete. Dieser sagte ihm, daß noch nicht Alles verloren sey. „Ich bringe Nachrichten vom Kaiser Alexander," fuhr er fort; „die Stimmung der verbündeten Mächte hat sich zu Gunsten Ew. Majestät geändert, aber es wird ein Opfer, ein großes Opfer, die Abdankung Ew. Majestät gefordert." — Napoleon's Aufregung war unbeschreiblich und konnte sich nur in abgerissenen Sätzen Luft machen. — „Glauben Sie nur, Caulaincourt," brach er aus, „man reißt einem Herrscher nicht die Krone von der Stirn, wenn die Krone sich auf 50,000 französische Bajonette stützt." — Der Herzog von Vicenza verließ ihn, ohne etwas auszurichten. Eine Stunde später saß Napoleon zu Pferde, um die Vorposten zu mustern und die Truppen zu inspiziren. Sie scheinen alle vom höchsten Enthusiasmus beseelt, und der Schrei: „Nach Paris!" erschallt unermüdet mit dem: es lebe der Kaiser!" „Ja, meine Kinder," sagte der Kaiser, „wir wollen den Parisern zu Hülfe eilen. Morgen soll Ihr in Paris seyn, und ich in Eurer Mitte." Mit der Begeisterung der Truppen und der jüngern Offiziere bildet die kalte Haltung der Marschälle einen auffallenden Gegensatz. Einigen von ihnen hat der Kaiser anvertraut, welches Opfer man von ihm fordere; er hat der Abdankung erwähnt. Bald verbreitete sich das Gerüchte im Hofe des weißen Pferdes und in den Galerien des Pallastes. Viele beantragten sogar, Napoleon die Gewalt zu entreißen, wenn er widerstehen sollte. So vergeht der 3. April. In der Nacht bringt ein Brief des Herzogs von Ragusa nach Fontainebleau das Blatt mit dem Dekret des Senats, welches die Absetzung des Kaisers ausspricht. Diese Nachricht wurde alsobald der Gegenstand aller Gespräche im Pallast, und am Morgen verbreitete sie sich auch im Lager.

Am 4. April ließ Napoleon die Marschälle benachrichtigen, daß das Hauptquartier zwischen Ponthierry und Essanne aufgeschlagen werden solle. Schon am vorigen Tage hatte er den Generalen, welche die Divisionen des Macdonaldschen Armee-Corps kommandirten, seinen Entschluß, gegen Paris zu ziehen, mitgetheilt. Diese begaben sich am Abend zum Marschall und baten ihn, gemeinschaftlich mit ihnen den Kaiser zu beschwören, daß er diesen Plan aufgebe. Dieser aber machte ihnen bemerklich, daß ein solcher Schritt dem Kaiser mißfallen könne, und sagte ihnen, er wolle allein mit ihm sprechen. Wirklich begab er sich am folgenden Tage zu demselben. „Was denkt Ihre Armee?" fragte der Kaiser. — „Sie ist entmuthigt, die Vorgänge zu Paris haben einen niederschlagenden Eindruck auf sie gemacht." — „Glauben Sie, daß sie sich mit mir vereinigen würde, um gegen Paris zu ziehen?" — „Sire," erwiederte zögernd der Marschall, „vielleicht würde ich keinen Gehorsam finden, wenn ich meinen Truppen den Befehl gäbe." — In demselben Augenblicke wurde der Marschall Ney gemeldet. Als er eingetreten war, fragte er den Kaiser mit einem Tone, der nicht ganz der gewöhnliche war, ob er Kunde von den Vorgängen in Paris habe, und übertreichte ihm einen Pack Journale. Napoleon sah sie gleichgültig an. Eines nur schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln; er wurde bleich und zerknitterte das Blatt. Der Marschall Lefebvre kam dazu. „Wehlan, Sire," sagte er mit zitternder Stimme, „Sie haben Ihre treuen Diener nicht hören wollen. Sie sind verloren; der Senat hat ihre Absetzung ausgesprochen." — Der Kaiser antwortete mit der größten Ruhe: „Ich weiß es, aber was beweist das?" — „Aber Sire!" — stammelte Lefebvre. — „Daß es nicht so bleiben kann, wie es ist. Aber habe ich nicht Hilfsquellen und Anhänger? habe ich nicht Freunde?" — „Aber Sire," sagte Lefebvre, „wenn die Verbündeten nicht mit Ew. Majestät unterhandeln wollen?" — „Das ist mir ganz gleich," entgegnete Napoleon, „ich ziehe gen Paris; ich werde den Senat für seine Niederträchtigkeit bestrafen. Wehe den Mitgliedern der Regierung, die sich zusammengeflickt haben. Morgen stelle ich mich an die Spitze meiner Garde, und Morgen werden wir in den Tuilerien seyn."

Digitized by Google

Als die Zeit herangekommen war, stieg Napoleon in den Hof des „weißen Pferdes“ hinab, um die Parade abzuhalten. Als diese beendet war, geleiteten ihn die Marschälle in sein Gemach zurück. Die Prinzen von Neufchatel und von der Moskwa, die Herzoge von Danzig, von Reggio, von Tarent, von Bassano, von Vicenza, der Graf Bertrand und mehrere Andere umringten ihn. Einige geflatterten sich ehrfurchtsvolle Bemerkungen über den Plan, gegen Paris zu ziehen. Napoleon hörte ihnen schweigend zu. „Ew. Majestät weiß also nicht, was zu Paris vorgeht,“ sagte der Herzog von Tarent. — „Ich weiß es,“ antwortete der Kaiser. „Was weiter?“ — „Hier ist ein Papier,“ fuhr der Marschall fort, „aus dem Ew. Majestät mehr ersehen werden, als ich sagen könnte.“ Der Kaiser fragte, ob dasselbe laut vorgelesen werden könne. Der Herzog von Tarent zögerte mit der Antwort. Nichtsdestoweniger forderte ihn der Kaiser auf, es vorzulesen. Der Marschall las den Brief Beurnonville's. Der Eindruck, den dieser auf den Kaiser hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Da er sich indeß zu beherrschen wußte, so sagte er bloß: „Das hier ist noch besser;“ zugleich zog er die Nummer des „Moniteur“ aus der Tasche, in welcher die Proklamation der provisorischen Regierung abgedruckt war. „Jetzt kömmt die Reihe an Sie, Herr General-Major,“ sagte er zu Berthier; „lesen Sie.“

Dieser kannte den Inhalt der Proclamation und trug deshalb Bedenken, sie vorzulesen. Aber Napoleon befahl es ihm, und er begann nun mit zitternder Stimme: „Soldaten, Frankreich hat das verhaßte Joch zerbrochen, unter welchem es seit so vielen Jahren seufzt. Ihr habt immer für das Vaterland gekämpft, Ihr könnt nicht gegen dasselbe kämpfen unter den Fahnen des Mannes, der Euch führet.“ — „Des Mannes!“ wiederholte Napoleon mit bitterem Lächeln. — „Der Fürst von Neufchatel fuhr fort: „Bedenket, was Ihr unter seiner Tyrannei gelitten habt. Vor Kurzem waret Ihr eine Million; fast alle sind umgekommen. Man hat sie den Schwertern des Feindes ohne Subsistenzmittel, ohne Hospitäler preisgegeben.“ — Die Bewegung des Fürsten von Neufchatel war so mächtig, daß er nicht weiter lesen konnte. „Sire, ersparen Sie mir den Schmerz, weiter zu lesen,“ sagte er. — „Sie haben Recht,“ sagte Napoleon, indem er ihm das Blatt entriß; „es gehört mehr als Muth dazu, um solche Schändlichkeiten zu lesen. Hören Sie weiter, meine Herren.“ — Napoleon fuhr fort zu lesen: „Ihr seyd die edelsten Kinder Frankreich's, Ihr könnt dem nicht angehören, der es verwüstet, der es waffenlos, verthei digungslos preisgegeben hat, der Euren Namen allen Nationen hat verhaßt machen wollen, und der Euch Euren Ruhm geraubt haben würde, wenn ein Mann, der nicht einmal Franzose ist, der Ehre unserer Waffen und dem hochherzigen Sinne unserer Soldaten schaden könnte. Ihr seyd nicht mehr die Soldaten Napoleon's, der Senat und ganz Frankreich entbinden Euch Eurer Eide.“

Napoleon zerknitterte das Papier und sagte zu den Marschällen: „Ihr hört es! Ich werde sie ausspeisen lassen! Aber nein! Morgen werde ich in Paris seyn; es ist nothwendig, meine Herren!“ — Die Marschälle beobachteten finsteres Schweigen. Der Herzog von Tarent nahm zuerst das Wort und sagte: „Wir bitten Ew. Majestät, diesen Plan aufzugeben; kein Schwert würde gezogen werden.“ Bei diesen Worten schaute Napoleon um sich; ein Blick klärte ihn über die Stimmung der Marschälle auf; er beschloß, zu Gunsten seines Sohnes und seiner Gemahlin abzudanken. „Meine Herren,“ sagte er, indem er plötzlich von der heftigsten Aufregung zu einer wahrhaft kaltschen Ruhe überging, „warten Sie.“ — Er ging in sein Kabinet und schrieb folgende Akte:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Widerherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Schwure, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, Frankreich zu verlassen und selbst das Leben hinzugeben, zum Wohle des Vaterlandes, welches unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Gesetze des Reichs. Gegeben in unserem Pallast zu Fontainebleau, den 4. April 1814.“

Nach 10 Minuten kehrte er in die Galerie zurück und überreichte den Marschällen die Entsagungs-Akte mit den Worten: „Ich hoffe, Sie werden zufrieden seyn.“ — Hierauf ging er mit übereinandergeschlagenen Armen auf und ab und sagte, jedes Wort betonend: „Meine Herren, Sie müssen jetzt bei den fremden Mächten das Interesse meines Sohnes und meiner Frau, das der Armee und vor allem das des Landes vertheidigen. Von mir spreche ich nicht; ich bin nur ein Soldat. Zu diesem Zwecke ernenne ich den Herzog von Vicenza, den Fürsten von Moskwa und den Herzog von Raguſa zu Kommissarien.“ — Hierauf verabschiedete er sie.

Als er in sein Kabinet zurückgekehrt war, sagte er, daß er Marmont zum Bevollmächtigten gewählt habe, um dem Manne, zu dem er das größte Vertrauen hege, einen Beweis seiner Freundschaft zu geben. Doch fiel ihm ein, daß diese Stellung von Essonne gerade die wichtigste sey. Seine Wahl fiel jetzt auf Macdonald, den er zurückrufen ließ, und dem er sagte, daß er ihn an Marmont's Stelle beauftrage, zum Kaiser Alexander zu gehen. „Ich vertraue mich Ihnen an,“ sagte er, „und hoffe, daß Sie vergessen haben, was uns so lange trennt.“ — „Sire,“ erwiederte dieser, „ich habe seit 1809 nie daran gedacht!“ — „Ich danke Ihnen, aber ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu sagen, daß ich Unrecht hatte.“ — Mit diesen Worten trat er auf Macdonald zu und drückte ihm herzlich die Hand.

Der Herzog von Vicenza fertigte nun den Marschällen Macdonald und Ney die Entsagungs-Akte aus; aber eine Viertelstunde später erhielt Napoleon die Nachricht, daß der General Allix einem österreichischen Offizier begegnet sey, welcher der Kaiser an Schwarzenberg abgesandt hatte, und von dem dieser erfahren, daß die Vorgänge in Paris nicht die Bestimmung seines Herrn hätten. In Folge dessen wollte der Kaiser die Entsagungs-Akte von den Marschällen zurück haben. Der Herzog von Vicenza suchte die Marschälle Ney und Macdonald auf, die eben in den Wagen steigen wollten, aber sie weigerten sich, ihm die Akte auszuliefern. Der Herzog von Vicenza kehrte in den Pallast zurück, wo er Napoleon in der Bibliothek fand. Er berichtete ihm die Weigerung der Marschälle. Der Kaiser bebte vor Zorn, dann sagte er: „Morgen bin ich mit meiner Garde und Marmont's Corps in Paris. Das darf Sie indeß nicht abhalten, mit den Herren zu gehen. Aber, Sie verstehen, kein Wort!“

Der Wagen erwartete Caulaincourt am Fuße der großen Treppe. Er stieg mit ihnen von Ravneval und Herrn von Rumigny ein. Napoleon sendete noch einen Courier an die Kaiserin, um sie zu bevollmächtigen, Herrn von Champagny an ihren Vater abzuschicken, damit dieser vermittelnd auf die Unterhandlungen einwirke. Sodann zog er sich in sein Zimmer zurück, um einige Augenblicke zu ruhen. Noch hatte ihn der schmerzlichste Schlag nicht getroffen; der Obrist Gourgaud war am Morgen mit Befehlen an den Herzog von Raguſa abgegangen; er kam eilligst von Essonne zurück und meldete, daß der Marschall seine Stellung verlassen und mit dem Feinde unterhandelt habe, daß seine Truppen durch die Kantonnirungen der Russen hindurchzögen, und daß Fontainebleau ungedeckt sey. Als Napoleon diese Nachricht vernahm, war er kaum noch Herr seiner selbst. „Marmont ist mein Waffenbruder!“ murmelte er; „er, mein Sohn, mein Zögling, der mein Brod getheilt hat! Er wird unglücklicher seyn als ich!“

Den bittern Gefühlen, die seit einigen Tagen auf ihn einstürmten, machte der Kaiser in einem Tagesbefehl an die Garde Luft. In diesem heißt es: „Der Kaiser dankt der Armee für die Anhänglichkeit, die sie ihm bewahrt hat, besonders aber dafür, daß sie erkannt hat, daß Frankreich in ihm ist und nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folgt dem Glücke und dem

Digitized by Google

Unglücke seines Generals, das ist seine Ehre, seine Religion. Der Herzog von Ragusa hat dieses Gefühl seinen Waffengefährten nicht eingeflößt: er ist zu den Verbündeten übergegangen. Die Bedingung, unter welcher er diesen Schritt gethan hat, kann der Kaiser nicht billigen; er kann das Leben und die Freiheit nicht aus der Hand eines Unterthanen annehmen."

Hierauf sandte er einen Ordonnanz-Offizier an den General Belliard, mit dem Befehl, Fontainebleau durch einige Schwadronen zu verstärken; der Marschall Mortier hatte indeß schon diese Linie verstärken lassen. (Fortsetzung folgt.)

## Einiges über Nord-Amerika.

(Aus der Schrift des Dr. Bahse über die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika. Dresden 1840.)

Nord-Amerika ist ein durchaus von Europa verschiedenes Land; es ist hier beinahe Alles anders. Es bietet, so viel ich es habe aus eigener Anschauung und eingezogenen Erkundigungen kennen lernen, große Vortheile, aber auch große Nachtheile. Nord-Amerika ist durch und durch ein Industrie-Staat; nur dem Industrie-Mann, dem Spekulanten, wird es hier recht wohl werden. Jeder Amerikaner ist ein geborener Kaufmann. Das hat großen Einfluß und nicht den besten — wie amerikanische Schriftsteller selbst eingestehen — auf die Art und Weise, wie ihre Staatsverfassung praktisch gehandhabt wird, die an sich freilich viel Anziehendes hat und die allerdings die freieste in der Welt ist.

Wer Deutschland mit seiner schönen Natur und den großen Annehmlichkeiten seiner Kultur, der Fülle und Mannichfaltigkeit seines wissenschaftlichen und künstlerischen Verkehrs und mit seinem gemüthlichen, heiteren Familienleben lieb gewonnen hat, dem kann es fast nicht in Amerika gefallen, da die Natur und das ganze Leben hier eine noch sehr nüchterne, ich möchte sagen, erdige Physiognomie hat. Das Poetische, Romantische, wozu dem Deutschen eine Neigung angeboren ist, fehlt ganz in diesem Lande; hier ist reine, glattweg geschriebene Prosa und der Amerikaner hat unklugdar eine tüchtige, ausgeschriebene Hand. Er ist ein Philister, aber ein sehr nobler und vornehmer, sehr gewandter, sehr unternehmender Philister. Es giebt schwerlich eine unternehmendere Nation auf der Erde. Alle ihre Aktivität geht auf das Erwerben, das ist das ganze Handeln des Amerikaners, darum sagt er auch ganz bezeichnend: „make money" (Geld machen).

Was die westlichen Gegenden insbesondere betrifft, deren Centralpunkt St. Louis ist (eine Stadt von jetzt 20,000 Einwohnern, darunter ein Viertheil Deutsche, die aber gewiß sehr bald 200,000 Einwohner haben wird), so ist wohl zu merken, daß das Klima hier noch mehr, als in andern Gegenden der Vereinigten Staaten für Einwanderer unbequem, ja gefährlich ist. Kein Staat in der ganzen Union hat, wie amerikanische Geographen selbst besagen, ein so springendes Klima, wie Missouri, ja die Temperatur springt oft an einem und demselben Tage von heißer bis zu kalter hinunter, je nachdem der Wind aus Süd und Ost, oder Nord und West weht. Dies erzeugt natürlich Krankheiten und die Aerzte haben vollauf zu thun. Einer der besten deutschen Aerzte in St. Louis, Herr Dr. Gempp, mein sehr ehrenwerther Freund, hat mir oft versichert, daß er fast nur während der Wintermonate etwas Luft schöpfen könne, und ich bin in seinem eigenen Hause, wo ich mehrere Wochen auf's Gastfreundschaftlichste aufgenommen war, Zeuge gewesen von dem Andrang der Patienten. Die Hitze im Sommer mit seiner Nachtplage, den abscheulichen Muskitos, ist eben so fühlbar, als die Kälte im Winter, der im Jahre 1839 bereits sehr hart im Anfang November anfing, wo wir am 6. schon Schnee und bald darauf gar Schlittenbahn hatten. Einen eigentlichen Frühling nach deutscher Art giebt es nicht, eben so auch nur einen kurzen Herbst. In diesen beiden Zeiten aber habe ich wahrhaft schöne, temperirte Tage in St. Louis verlebt. Zeitiger als in Europa grünen die Bäume, bereits am 1. April war Pfirsich- und gegen Ende dieses Monats volle Akazienblüthe. Im Winter aber sehen die Bäume von New-Orleans bis nach St. Louis herauf, nicht grün, sondern Aschgrau. Ich habe schon erwähnt, daß es allerdings im Ganzen sehr viele Tage giebt, wo ganz wolkenloser, durchaus heiterer Himmel ist.

Was den Erwerb betrifft, giebt es in Nord-Amerika nur 3 Hauptstände, Farmers, Kaufleute und Handwerker. Das Farmerleben auf dem Lande ist ganz von dem deutschen Ackerbaubetrieb verschieden, und im Anfange sehr beschwerlich, kann aber wohl in manchen Fällen nach einer Reihe von Jahren zu einer besseren Existenz, als sie ein Landman in Deutschland hatte, führen. — Das städtische Leben ist so großartig, wie irgendwo auf der Erde, denn der Amerikaner ist reich und der Luxus und Staat, bei Männern und Frauen, schon in St Louis, bedeutend, geschweige in New-Orleans und andern großen Städten. Der Kaufmann wird, wenn er ein rechtschaffener Mann bleiben will, den amerikanischen Handel nicht lieb gewinnen können: die Unsicherheit der Leute, der vielen Banken im Lande und des fast allein im Curs sich befindenden, von diesen Banken ausgegebenen Papiergeldes sind große Hindernisse. Gewandte Personen, welche die gewiß furchtbare Concurrenz der Amerikaner nicht zu fürchten brauchen, können, wenn sie das Glück haben, wohl bald reich werden, und es giebt solche reiche deutsche Kaufleute allerdings. — Am besten nach meiner gemachten Erfahrung stehen sich die Handwerker, namentlich die, die in Holz und Leder arbeiten, wie Schuhmacher, Tischler, Wagner ꝛc. auch Kirschner, Fleischer und Bäcker. Sie befinden sich z. B. die Handwerker dieser Gattungen von unserer Gesellschaft, die sich in St. Louis anhalten, und sich die feine und nette Arbeitsweise der Amerikaner aneignen — was den Erwerb betrifft — ganz wohl. Aerzte und Apothekker können bald und leicht einen sehr reichen Verdienst sich verschaffen: der Arzt ist in Amerika gewöhnlich zugleich Apotheker.

Der Tagelohn für die Handarbeit ist zwar allerdings weit höher als in Deutschland, aber man hat sich dadurch — was namentlich mit so vielen Personen geschehen ist, — nicht verlocken zu lassen: es ist nur periodisch, die Arbeit stockt sehr oft, z. B. beim Straßenbau und bei schlechtem Wetter, wo der Amerikaner es für eine Schande hält, im Freien zu arbeiten, direkt sie ganz aus. Leuten, die bei Farmern sich verdingen, wird sehr häufig ihr sauerverdienter Lohn nicht gezahlt und die Auszahlung desselben ist sehr schwer.

Dazu stehen auch die meisten Lebensmittel (die fast durchgängig von schlechterem, erdigerem Geschmack sind, als in Deutschland, sowohl Fleisch, als Gemüse und Obst, ausgenommen Aepfel), in einem verhältnißmäßig höheren Preise, namentlich auch Kartoffeln, wie denn überhaupt das Geld einen weit niedrigeren Werth hat. Die geringste Münzsorte in St. Louis und dem ganzen Westen ist der Picayun, $6^1/_4$ Cent, eine Silbermünze ungefähr 2 Groschen sächsisch, was man dafür kauft, kauft man für das Vierthell in Deutschland. Niedrigeres Geld, Kupfermünzen, Cents, hat man in Westen nicht, nur im Osten. Kleidungsstücke sind in St. Louis ganz gewaltig theuer; ein anständiger Tuchrock kostet 36, ein Hut $7^1/_2$, ein Paar feine Stiefeln 15 Thaler nach unserem Gelde.

Das alles sind nur Andeutungen — und es ließe sich Vieles hinzusetzen, z. B. was die für Deutsche sehr abstoßende Unreinlichkeit in Amerika und viele andere Punkte, die auch gar nicht anziehend sind, anlangt. So viel ist gewiß, Amerika ist kein Paradies, wie man glaubt und fälschlich sagt, aber die Auswanderung dahin eine wahre Seuche in Europa. Ich schließe diese Andeutungen über die Landesart Amerika's mit der Bemerkung, daß ich von allen Deutschen, mit denen ich in St. Louis verkehrt bin, nur wenige getroffen habe, die nicht einen heimlichen Wunsch gehabt hätten, wieder nach ihrem schönen Vaterland zurückzugehen; die meisten sprachen ihn offen aus, namentlich die Frauen. Viele hatten nur ihre Verhältnisse und die Noth von der Rückkehr ab.

Digitized by Google

## Der König von Sachsen nebenbei.

Man erzählt sich in Dresden im gegenwärtigen Augenblicke in den höheren Kreisen folgende interessante Anekdote. Auf dem Riesengebirge schloß sich an eine botanisirende Gesellschaft junger Männer kürzlich ein Reisender an, der in Tournure, Unterhaltung und Humanität den wahrhaft vornehmen Mann offenbarte, was insbesondere noch durch die große Kunstfamkeit seiner beiden Begleiter für ihn eine Bestätigung fand. Mit großer Kenntniß und Gefälligkeit verbreitete er sich über verschiedene Zweige der Naturwissenschaften, insbesondere über Botanik. Die Gesellschaft wurde von der Liebenswürdigkeit des Unbekannten ungemein angezogen, und von diesem auch ins Nachtquartier begleitet. Hier bewirthet er die Gebirgswanderer mit einem Punsche, und der Abend vergeht unter Gesang und Jeasten in der fröhlichsten Weise, ohne daß jene über den Fremden und seine Begleiter das mindeste Nähere erfahren können. Am andern Morgen fertigt die Gesellschaft einen Abgeordneten an denselben ab, welcher in ihrem Namen für dessen Gastfreundlichkeit dankt, und die Bitte daran knüpft, ihm und seinen Freunden zu eröffnen, wissen Bekanntschaft zu machen sie die Ehre gehabt hätten, um ihre dankbare Erinnerung an seine Gesellschaft auch in seiner Persönlichkeit bestimmter bezeichnen zu können. Der Unbekannte lächelt, und sagt: „Nun, wenn die Herren es durchaus zu wissen wünschen, ich bin Botaniker, Mineralog und nebenbei auch — König von Sachsen!"

## Eine Mutter, die zu rechter Zeit weint.

Französische Gerichtsscene.

Chamouilles ist das treue Original eines Taugenichtses, Müssiggängers, Maitäschenbänders und derlei artige Gewerbe. Eine gehe Figur, eingefallene Wangen, mattes Auge, große Ohren geben das schöne Ensemble seines Kopfes. Auf seinem magern Körper hängt eine graue Blouse, welche ziemlich schlecht einige Leinwandüberreste bedeckt, die einst ein Hemd gewesen sein mochten. Seine ganze Miene ist die eines jener unverdrosserlichen Kinder, auf deren Rücken Vater und Mutter eine enorme Anzahl Bukenhesen und Ochsenziemer verbraucht haben, ohne dadurch eine merkliche Sinnesänderung in dem Betheiligten hervorzubringen. Eine Anklage wegen Vagabundirung fesselt ihn auf die Bank der Schuldigen. Eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, von der Natur mit äußerst spitziger Nase und trefflichen Thränendrüsen begabt, nähert sich dem Tribunal. Der Präsident: Wer sind Sie, Madame, und was verlangen Sie? — Die Frau, schluchzend: Ich bin die Wittwe Chamouilles, und dieses großen Burschen Mutter. Präsident: Sie kommen, ihn abzufordern? Die Wittwe mit verdoppeltem Schluchzen: O ja, mein Herr, o ja. Präsident: Setzen Sie sich, Madame, wir wollen Sie nach der Erklärung Ihres Sohnes anhören. Die Wittwe Chamouilles setzt sich heulend. Präsident zu Chamouilles: Man hat Sie als Vagabunden angehalten. Chamouilles: Ich konnte nicht vagabundiren, weil ich schlief. — Sie schliefen auf öffentlicher Straße, und zur ungewöhnlichen Stunde. — Es war keine ungewöhnliche Stunde, wir hatten Mondschein. — Warum haben Sie die Wohnung Ihrer Mutter verlassen? — Weil ich arbeiten sollte. — Und warum wollen Sie nicht arbeiten? — Weil ich es nicht kann. — Sie können mit 19 Jahren kein Handwerk? — Wenn es Maikäfer gibt, so arbeite ich, ich verkaufe sie. — Und das ferige Jahr hindurch, wie leben Sie? — Ich spiele mit den Gassenjungen und gewinne ihnen ihre Sous ab. — Haben Sie keine andern Mittel? — O ja doch! Ich lasse meine Haare wachsen, dann verkaufe ich sie für Kautabak. — Wittwe Chamouilles (bei Seite): Unglücklicher! (Sie wimmert.) — Der Präsident: Kommen Sie näher, Madame; Sie kommen, Ihren Sohn abzuforderen; wenn wir ihn Ihnen zurückgeben, so ist es wahrscheinlich, daß er wieder in seine Laster verfällt. — Die Wittwe: O nein, nein, er macht sich schlimmer als er ist; (sie weint.) Herr, geben Sie mir meinen Sohn zurück. (Ein Wolkenbruch von Thränen mit beigemischten Stoßseufzern und verschiedenen Jammertönen.) — Chamouilles, das Tribunal hat Ihrer Mutter wegen Nachsicht mit Ihnen, und verurtheilt Sie blos zu acht Tagen Gefängniß. Die Gendarmen führen Chamouilles fort. Die Mutter folgt, und als der Galgenschwengel die Treppe hinabsteigt, stürzt sie auf ihn los, um ihn mit Faustschlägen zu überhäufen. Man hält sie mit Gewalt zurück, und sie ergießt ihren Zorn in den schmeichelhaftesten Beinamen gegen ihren Sohn: Räuber, Schurke, Böswicht! Du kommst nur auf acht Tage in's Loch; hätte ich nicht geplärrt, so wäre es auf zwei Jahre geschehen. Aber laß' Dir das noch einmal brikemmen, Galgenvogel, der T... hole mich, wenn ich mir noch einmal die Augen für Dich anstrenge, Bandit! Schelm! Landstreicher!

## Pot-Pourri.

### Ein Mittel gegen Zahnschmerzen.

In einer während der vorigen Woche gehaltenen Sitzung des Londoner medicinischen Vereins trug Dr. Blake vor, er sey im Stande, die furchtbarsten Zahnschmerzen, wenn diese nicht von einem rheumatischen Uebel herrühren, durch Anwendung des nachbemerkten Mittels zu heilen, was man in jeder Apotheke präparirten wird: 2 Drachmen auf's Feinste pulverisirten Alaun, und 7 Drachmen salpetrigen Aether-Spiritus (nitrous spirit of aether), gemischt und davon in den schadhaften Zahn gelegt.

### Der künstliche Tanz.

Ein französischer Equilibrist wurde Diesstahls halber in England gehenkt. „Es ist unglaublich," sagte einer seiner Landsleute, als er ihn zappeln sah, „wie weit es der Mann auf seinen Reisen in der Kunst gebracht hat. In Frankreich hab' ich ihn auf dem Seile tanzen sehen, in Deutschland auf dem Drahte, und hier tanzt er gar auf nichts." Daher heißt noch heute in Frankreich danser sur rien so viel als être pendu (gehangen werden), und man findet diese Phrase in allen guten Wörterbüchern.

### Der Unterschied.

„Herr Collega," sagte ein witziger Doctor der Rechte zu einem Doctor der Medicin: „Was glauben Sie, was für ein Unterschied zwischen mir und Ihnen ist?" — „O! versetzte dieser, „ich weiß ihn — die Doctoren der Medicin machen kurze, und die der Rechte — lange Processe."

### Nein, Nee, Na.

Liebchen, höre meine Bitte,
Oeffne mir dein Fensterlein,
Schirmt die Nacht die stille Liebe,
Steig' ich leis' zu dir hinein.
„Nein, nein!"

Mädche, loß bei Zimmer offe,
O versprech's, ich bitt' dich schee,
Hab' dir heut' noch viel zu saache,
Aber nor die ganz allee.
„Nee, Nee!"

Dienel, bist ma guet a bißl,
Schiebst ma's Rigel heunt nit für,
Schau die Nacht waar' lang zum Sterb'n,
Ließt d' mi nit a wen'g zu dir.
„Na, na!"

Digitized by Google

№ 35.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleons Abdankung. — Der Araber und sein Pferd. — Der alte Fritz. — Friedrich Wilhelm IV. — Green's neueste Luftschifffahrt. — Pot-Pourri. — Anekdoten.

## Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

### IV.

Bekanntlich hatte Marmont in der Nacht vom 30. zum 31. März kapitulirt. Als er vom Schlachtfelde in sein Hotel in der Straße Paradis-Poissonnière zurückkehrte, war er kaum noch zu erkennen. Er hatte sich acht Tage den Bart stehen lassen; der Rock, den er über der Uniform trug, war zerrissen und von Pulver geschwärzt. In den Salons waren Talleyrand, Bourrienne, Perregaux, Chabrol und Andere versammelt, welche, wie sie sagten, des tyrannischen Jochs Napoleon's müde waren. Der Name der Bourbonen wurde ausgesprochen, und Marmont zeigte sich Talleyrand's Einflüsterungen nicht unzugänglich. Nachdem der Herzog von Ragusa seine Truppen bis Essonne begleitet, hatte er sich nach Fontainebleau zum Kaiser begeben, der ihn gut aufnahm. Napoleon spritzte mit ihm und lobte die Vertheidigung der Hauptstadt, aber er sagte kein Wort über die Capitulation. Nach dem Essen begab sich der Marschall wieder zu seinem Armee-Corps. Am 2. April schickte ihm der Fürst Schwarzenberg, nebst einem Briefe des Generals Dessolles, den umständlichen Bericht über Alles, was sich zu Paris zugetragen, so wie die Entsetzungs-Akte des Senats und eine Aufforderung der provisorischen Regierung. Marmont zögerte nicht länger. Er antwortete dem österreichischen Feldherrn, daß er bereit sey, Napoleon's Armee zu verlassen, aber unter Bedingungen, die er schriftlich verbürgt haben wollte. Diese Antwort kam so unerwartet, daß ihm Alles zugestanden wurde. Dieß war der Traktat, der unter dem Namen der Convention von Chevilly bekannt ist.

Unterdeß treffen die Bevollmächtigten Napoleon's in Essonne ein und steigen im Quartier des Marschalls ab. Marmont, der sie begleiten wollte, hält sie zum Essen zurück, dann brechen sie alle vier auf und halten zuerst in Petit-Bourg beim Fürsten Schwarzenberg an. Der Herzog von Ragusa bleibt allein in seinem Wagen und geht nicht mit ihnen. Als sie in Paris ankommen, begeben sie sich zum Kaiser Alexander. Der Herzog von Vicenza, die Marschälle Ney und Macdonald steigen bei Talleyrand ab, Marmont nicht.

Die Bestürzung in Paris hatte den höchsten Grad erreicht; es waren die beunruhigsten Gerüchte über die Pläne des Kaisers in Umlauf. Man sagte, binnen 24 Stunden würde eine große Bewegung statt finden; die Corps von Macdonald, Oudinot, Marmont, Mortier würden auf die Hauptstadt losrücken. Aus den Fenstern von Talleyrand's Hotel konnte man die militairischen Anordnungen der Verbündeten sehen und sich überzeugen, daß die Befürchtungen nicht ohne Grund waren; man sah jeden Augenblick einer Katastrophe entgegen. In den Salons des Herrn von Talleyrand liefen alle zusammen, um neue Nachrichten zu holen. Als die Spannung am größten war, wurden die Bevollmächtigten Napoleons eingeführt. „Was wollen Sie thun?“ rief ihnen der Fürst von Benevent entgegen. „Wenn Sie glücklich sind, so kompromittiren Sie alle diejenigen, welche seit dem 1. April den Fuß in dies Haus gesetzt haben, und ihre Zahl ist nicht gering. Auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen, denn ich will mich kompromittiren.“ — Kurz vorher hatte Talleyrand zum Kaiser von Rußland geäußert: „Wollen Sie Bonaparte aufrecht erhalten? Nein, Ew. Majestät, das ist nicht mehr möglich. Zwischen diesen Mann und Ludwig XVIII. kann nichts gestellt werden. Was man auch versuchen wollte, es würde immer auf eine Intrigue hinauslaufen. Eugen, die Regentschaft würde nur eine Intrigue seyn. Es giebt nur Ein Prinzip, welches stark genug ist, die neue Ordnung der Dinge zu begründen: die ist Ludwig XVIII.; Ludwig XVIII. ist ein Prinzip.“

Um ein Uhr Morgens wurden die Marschälle beim Kaiser von Rußland eingeführt, der sie mit entschiedenem Wohlwollen empfing. Sie wiederholten die Gründe, welche der Herzog von Vicenza schon geltend gemacht hatte, und Alexander hörte mit vieler Theilnahme die Artikel an, welche Caulaincourt schon vorher entworfen hatte. Dann belobte er die französische Armee und ihre Anführer und sagte, zu Napoleon übergehend: „Ich bin immer sein Bewunderer und sein Freund gewesen, aber er hat mir zuerst den Krieg erklärt. Sie wissen, was für schmerzliche Verluste ich erlitten habe. Den Brand meiner Hauptstadt werfe ich der französischen Armee nicht vor; sie ist unschuldig daran; dennoch aber ist Napoleon's Angriff die nächste Veranlassung gewesen. Ich will mich nicht dafür an Paris rächen. Das Schicksal der Waffen war mir günstig; ich will aber mein Glück nur benutzen, um die Ruhe Europa's zu sichern. Napoleon ist unglücklich; er ist nicht mehr mein Feind; ich schenke ihm meine Freundschaft wieder. Die Bourbonen sind mir gleichgültig; ich kenne sie nicht; aber die öffentliche Meinung, der Senat, die Behörden, das Volk haben sich für sie erklärt. Sie kommen zu spät, meine Herren.“

Macdonald entgegnete, daß die Aeußerungen zu Gunsten der Bourbonen das Werk einiger Intriganten seyen. Der Senat habe immer vor dem Kaiser auf den Knieen gelegen, und seine Meynung gelte in den Augen der Armee und der wahren Vaterlandsfreunde nichts. Alexander sagte: „Ich begreife wohl die Regentschaft mit der Kaiserin und ihrem Sohn, aber dann bleibt immer Napoleon; er ist das Hinderniß.“ — „Ew. Majestät, der Kaiser Napoleon hat uns nicht draußen, wegen des ihm vorbehaltenen Loofes zu unterhandeln: nur für die Regentschaft haben wir Vollmachten; er hat uns sogar positiv verboten, etwas für ihn zu stipuliren.“ — „Das wundert mich nicht,“ entgegnete Alexander; „aber im Falle der Regentschaft würde der Napoleon immer hinter dem Gerüste der Regierung stehen und es einreißen, sobald es ihm beliebte. Sie kennen besser als ich seine verderbende Thätigkeit und seinen Ehrgeiz.“ — Caulaincourt machte nun mit vielem Nachdruck die Rücksichten geltend, welche man der Armee schuldig sey, die nimmermehr den Mann aufgeben werde, der sie so oft zum Siege geführt habe. „Ew. Majestät,“ schloß er, die Regentschaft hat keine Vertheidiger gehabt, Sie haben sie contumaciam verurtheilt; die französische Arme appellirt an ihre Ge-

Digitized by Google

rechtigkeit und an ihren Edelmuth." — Diese Worte schienen einen starken Eindruck auf den Kaiser zu machen. Die Furcht vor einem Bürgerkriege, den er am meisten fürchtete, machte ihn bedenklich. Die Unterhaltung nahm eine günstige Wendung, als ein russischer Adjutant eintrat und dem Kaiser eine Meldung überbrachte und ihm einige Worte in russischer Sprache sagte.

Caulaincourt hatte die Worte des Offiziers verstanden; er trat zu Macdonald hin und sagte leise: „Wir sind verloren; es ist die Nachricht eingegangen, daß Marmont und sein Corps ihre Stellung verlassen haben und zum Feinde übergegangen sind." — Alexander eröffnete eiligst die Depesche; sein Gesicht nahm einen ganz anderen Ausdruck an. „Meine Herren," sagte er zu den Marschällen mit vorwurfsvollem Tone, „Sie sprechen so viel von der Stimmung der Armee, und dennoch kann ihnen nicht unbekannt seyn, daß die Truppen des Herzogs von Ragusa zu uns übergegangen sind. Andere Corps deabsichtigen dies ebenfalls: man ist des Krieges müde." — Nach einer Weile verabschiedete der Kaiser die Bevollmächtigten; die Besprechung hatte länger als drei Stunden gedauert.

Die Zeit, welche die Bevollmächtigten bei dem Kaiser zubrachten, mußte den Mitgliedern der provisorischen Regierung sehr lang erscheinen; für sie handelte es sich um Leben und Tod. Sie wurden indeß wieder beruhigt, als sie die unwidersprechlichsten Zeichen der Entmuthigung auf den Gesichtern der Marschälle lasen. Plötzlich erhebt sich unter den Anwesenden ein Geziſchel: der Bediente meldet Se. Excellenz den Herzog von Ragusa. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf Marmont, der mit erhobenem Haupte und lächelndem Gesichte eintrat; Glückwünsche und Händedrücke werden zwischen ihm und denen, die ihm entgegen gehen, ausgetauscht. Der Herzog von Vicenza geht zuerst an ihm vorüber und sagt bloß zu ihm: „Herr Marschall, Sie sind sehr zu bedauern!" — Nun thut, als ob er ihn nicht sehr. Macdonald wirft ihm einen mitleidigen Blick zu. Als derselbe aber Beurnonville auf sich zukommen sieht, kann er seinen Zorn nicht zurückhalten, und auf eine Frage, welche dieser an ihn richtet, antwortete er: „Sprechen Sie nicht mit mir; ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie haben mich eine dreißigjährige Freundschaft vergessen lassen." — Sich sodann zu dem General Dupont wendend, der sich ihm ebenfalls genähert hat, sagte er: „Ihr Betragen gegen den Kaiser, mein Herr, ist nicht edel. Er hat Sie wegen der Schlacht bei Baylen streng behandelt; aber seit wann rächt man sich auf Kosten der Ehre seines Landes?" Der Streit wurde so lebhaft, daß Caulaincourt ihnen bemerklich machte, daß sie sich beim Kaiser Alexander befänden. In diesem Augenblick trat Talleyrand aus dem Zimmer des Kaisers. „Meine Herren," sagte er, „wenn Sie streiten wollen, so müssen Sie sich hinab bemühen, wollen Sie sich aber besprechen, so bemühen Sie sich gefälligst zu mir hinauf." — „Das wäre unnütz," erwiderte Macdonald; „meine Freunde und ich erkennen die provisorische Regierung nicht an." — „Wie es Ihnen beliebt," entgegnete der Fürst von Benevent.

Am folgenden Tage frühstückten die Bevollmächtigten beim Marschall Ney, als ein Adjutant des Kaisers sie benachrichtigte, daß sein Gebieter sie erwarte. Der Kaiser empfing sie mit demselben Wohlwollen, wie am vorigen Tage; aber die Umstände hatten sich sehr geändert. Alexander erklärte den Bevollmächtigten, daß Napoleon und seine Dynastie dem Thron entsagen müßten. Vergeblich suchten diese einen solchen Entschluß zu bekämpfen. Alles war vergeblich. Nun erfuchten sie den Kaiser um einen zweitägigen Waffenstillstand, dessen sie bedurften, um neue Vollmachten einzuholen. Alexander gestand ihn zu; er ging sogar noch weiter; einen Beistritt nehmend und ihn dem Marschall Macdonald überreichend, sagte er: „Herr Marschall, ziehen Sie selbst die Gränzlinien beider Armeen." — Dieser lehnte es ab, worauf der Kaiser die Seine als Gränze bestimmte: das rechte Ufer sollten die Verbündeten besetzen, das linke die französische Armee. Durch einen sonderbaren Irrthum fiel aber auf der Karte, die dem österreichischen Generalstabe zugesendet wurde, Fontainebleau innerhalb der österreichischen Linien.

Alexander brachte noch einmal das Loos Napoleon's zur Sprache. „Verschern Sie ihm," sagte er zu den Bevollmächtigten, „daß er auf alle seinem früheren Range entsprechende Weise behandelt werden soll; wenn er meine Staaten bewohnen will, will es gut aufgenommen werden; wo nicht, soll er die Insel Elba oder sonst etwas erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Araber und sein Pferd.

Der häufige Artillerie-Offizier Dieuſen sagt in seiner Schrift: „Abd-el-Kader und die Verhältnisse zwischen Franzosen und Arabern im nördlichen Afrika": „Der Araber auf seinem Pferde ist der stolze, pfeilschnelle, unerschrockene Krieger. Die Pferde sind das Arsenal der arabischen Kriegsherren. Die arabische Pferd in Nord-Afrika oder das sogenannte Barberpferd ist nicht von arabischem Volkblut, aber es besitzt viele von den Eigenschaften, welche die Pferde aus den Steppen Arabiens so sehr auszeichnen, und außer jenen noch andere, die es vielleicht noch passender für den Araber in Nord-Afrika machen. Es hat nicht die eleganten, abgerundeten Formen des Vollbluts, selten das schöne Kreuz und noch seltener den schönen Kopf und das schöne Auge; aber es hat das Vollblut innere Kraft, sein gutmüthiges und leicht aufgeregtes (sanguinisches) Temperament, Blitzesschnelle in den Bewegungen, einen hohen Grad von Sicherheit im Gange und große Ausdauer, flache, breite Röhrknochen, kräftige Sehnen, feine Haare und hohe, starke, abgehärtete Hufe, die ohne Beschlag auf das sicherste auftreten. Es ist klein, selten über 5 Fuß hoch, und hat ein unansehnliches Aeußere, bis es unter den Reiter kommt; dann erst zeigen sich seine edlen Eigenschaften. Außer der Geschwindigkeit des arabischen Pferdes besitzt es eine merkwürdige Biegsamkeit in seinen Bewegungen; es muß Hunger und Durst oft ganze Tage ertragen oder sich mit dem schlechtesten Futter und salzigem Wasser begnügen; aber trotz dem ist es auf langen, anstrengenden Märschen ausdauernd. Diese Naturgaben, vermöge welchen es mit Leichtigkeit zum Campagnepferde ausgebildet werden kann, entwickeln und vollenden sich durch die Erziehung, wofür der Araber große Sorgfalt trägt. Es macht keine regelrechte Reitschule durch; seine Reitbahn ist das Feld, sein Bereiter der Krieger in der Aktion. Daheim wird von der arabischen Familie für dasselbe gesorgt, wie für ein Lamm. Der Hengst wird zum Streitrosse verwendet; er wird zeitig an das Schießen und an den Waffenlärm gewöhnt; seine Stärke wird im Wettlauf geprüft, seine Ausdauer durch lange und beschwerliche Streifzüge erhöht. Das berbische Pferd kennt nur zwei Gang-Arten: Schritt und Galopp. Bei der geringsten Bewegung, welche der Araber macht, wenn es vorwärts gehen soll, fliegt es mit der Schnelle des Windes und ohne die geringste Anstrengung durch die Luft, und in der stärksten Carriere befindet es sich auf der Stelle des Reiters Wink und hält ruhig und voll Aufmerksamkeit still, während der Araber die Zügel hinwirft und sein Gewehr abfeuert. Es stürzt muthig ins Kampfgetös; kommt sein Herr in Gefahr und wird verfolgt, dann verschwindet es mit ihm über Büsche und Gestein, wie der Pfeil aus dem Bogen. Der Araber ist auf seinem eigenen, gut dressierten Pferde ein vollendeter leichter Kavallerist. Das vornehmste Stück seiner Bewaffnung ist ein langes Gewehr, welches ihm auf dem Marsch an einem Riemen über die Schulter hängt. Einige haben außerdem eine oder zwei Pistolen in einem ebenfalls an einem Riemen über die Schulter hängenden Halfter. Seine einzige blanke Waffe ist in der Regel ein kurzes, breites Schwert, der Yatagan, der meist dazu benutzt wird, dem gefangenen oder getödteten Feinde den Kopf abzuschneiden. Die Patronen, aus Rohrhülsen verfertigt, liegen in kleinen

Digitized by Google

gierlichen Patrontaschen. Die Pistolenhalfter und die Patrontasche werden über dem Haik getragen, einem leichten, weißen wollenen Gewande, das über den ganzen Körper umgeworfen und schön um Leib und Kopf drapirt wird, indem man es um den Hinterkopf mit einer starken, braunen Kameelgarnschnur festbindet. Am Körper wird der Haik durch den Equipirungsriemen und einen Leibgürtel gehalten. Ueber den Haik trägt der Araber einen, dünneren zweiten Burnus. Dieser Burnus ist ein großer weißer oder brauner Mantel ohne Aermel, aber mit einer Kapuze. Die weiße ist sehr leicht und wirft die brennenden Sonnenstrahlen zurück; der braune dagegen ist von dickem wollenem Zeug und schützt gegen die Kälte der Nacht und gegen Regen. Die dunkeln, magern, ernsten Gesichter der Araber, ihre langen, schwarzen Bärte und durchdringenden Blicke geben gut zu den weißen Draperien und geben ihnen in voller Kriegs-Equipirung ein wahrhaft martialisches Aussehen. Wenn der Araber in's Feld rückt, führt er nur sehr wenniges Gepäck mit sich; es besteht in einigen Pfund Gerste für sein Pferd und einigen flachen Broden für sich selbst, die er in einem Beutel an dem Sattelbaume befestigt. Der Sattel ist sehr zweckmäßig konstruirt, ebenso das übrige Geschirr. Die ganze Pferde-Equipirung ist äußerst einfach und bequem und kann in einem Augenblick abgenommen werden. Die eigentliche Kampfart der Araber besteht in zerstreutem Gefecht, oder richtiger, im Plänkeln zu Pferde. In Folge dessen ist vortheilhafte Benutzung des Terrains ihnen zur Gewohnheit geworden. Hinterhalte zu legen, Ueberfälle zu machen, plötzlich sich in Masse zu zeigen, wo man es am wenigsten erwartet, augenblicklich von jedem Fehler Vortheil zu ziehen, den der Feind begeht, sich nie abdrängen zu lassen und doch beständig den Gegner abzumatten und zu beunruhigen, darin bestehen vorzugsweise die militärischen Fähigkeiten des arabischen Kriegers. Bei dem Plänkeln längs einem feindlichen Lager oder einer feindlichen Stellung läßt der Beduine sein Pferd einen Kreis beschreiben; an dem Punkte des Kreises, welcher dem Feinde am nächsten ist, feuert er sein Gewehr ab und ladet es wieder am entferntesten. Befindet sich sein Feind in Bewegung, dann stürzt er mit Geschrei auf ihn los, macht auf Schußweite Halt, feuert seine lange Flinte auf ihn ab und jagt zurück, um von Neuem zu laden. Ein Mangel der arabischen Reiterei ist die zu große Selbstständigkeit, mit welcher jeder einzelne Mann den Krieg führt; der Heerführer ist zu wenig Herr über seine eigenen Truppen, und darum nicht im Stande, ein entschiedenes Resultat mit gesammelten und geschlossenen Massen herbeizuführen. — Da die Hauptwaffe der Araber die Flinte ist, so sind sie nicht geeignet, einen geschlossenen Chor auszuführen oder einer europäischen Kavallerie-Charge zu widerstehen. Sie entgehen der Wirkung einer Charge durch die Schnelligkeit ihrer Pferde und verschwinden plötzlich; aber sobald der Feind sich wieder zurückzieht, zeigen sie sich eben so plötzlich von Neuem und verfolumen keinen Augenblick, ihn zu beunruhigen und ihm Verluste beizufügen. Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die arabische Kriegsstärke in Afrika vornehmlich in einer leichten, vorzüglich berittenen, dreisten und unermüdlichen irregulären Reiterei besteht, die von Natur und Gewohnheit und Lust immer auf dem Kriegsfuße ist und darum für jede europäische Kriegsmacht gefährlich wird, wenn sie mit ihrem großen, schweren Troß es wagt, in den Atlas einzudringen, dessen Beschaffenheit und Klima eben so ungünstig für den Angreifenden, als günstig für den Vertheidiger ist. Der freie nomadische Araber, der sogenannte Beduine, ist noch, wie im siebenten Jahrhundert ein wohlredender Araber, Namens Nouman, seine Landsleute dem Perserkönig Chosroes dem Großen beschrieb: „Ihre Pferde sind ihre Festungen, die Erde ihr Bett, der Himmel ihr Dach; als Wälle dienen ihnen ihre Säbel, als Kriegsgewehr ihre Standhaftigkeit."

## Der alte Fritz.

Geheimerath von Taubenheim in Berlin hatte einen Plan eingereicht zur Vermehrung der Staatseinkünfte durch Gehaltabzüge bei den Unterbeamten. Hierauf verfügte der König am 4. Juni 1786 — also in den Logen, wo ihm der Tod schon fast auf der Lippe saß — in folgender humoristisch-gerechter Weise: „Ich danke dem Geheimen Rath von Taubenheim für seine guten Gesinnungen und ökonomischen Rath. Ich finde aber solchen um so weniger applicable, als die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da Alles jetzt so theuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen. Indessen will Ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen, seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen, und ihm jährlich 1000 Thaler mit dem Vorbehalt von dem Tractament abziehen, daß er sich über's Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eigenen häuslichen Einrichtungen vortheilhaft oder schädlich sey. Im ersten will Ich ihn von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4000 Thalern auf die Hälfte herunter setzen, und bei seiner Bezeigung seine ökonomischen Gesinnungen loben, auch auf die Andern, die sich dadurch melden werden, diese Verfügung in Application bringen."

## Friedrich Wilhelm IV.

In Berlin wird folgendes schöne Beispiel von der Humanität des jetzigen Königs gegen Bittsteller erzählt: „Eines Morgens, als derselbe nach dem Bahnhofe fahren wollte, um sich nach Berlin zu begeben, eilte ein Supplikant, ein Landmann aus dem fernen Ostpreußen, mit einer Bittschrift herbei, und rief dem königl. Kutscher, der eben abfahren wollte, laut „Halt! Halt!" zu. Der Kutscher schien darauf nicht achten zu wollen, aber der König selbst befahl ihm zu halten. Als nun der Bauer heran kam, sagte der König zu ihm: „Alter, Du hättest wohl auch ein wenig früher kommen können!" Jener aber entgegnete ganz offen: „Habe ich denn eher Zeit gehabt?" — Seine Bitte fand Gewährung.

## Green's neueste Luftschifffahrt.

Am 17. August, um 7½ Uhr stieg Green, begleitet von Richard Graves Macdonnell, in seinem Riesenballon auf. Im Heraufsteigen, als sie noch 150 Fuß über der Erde waren, stöste sich von dem Reif ein Hacken ab, und plötzlich sanken sie mit furchtbarer Schnelligkeit. „Der Anker, fährt Macdonnell in seiner Erzählung fort, fiel in einen Graben, machte sich los von dem Ring, an welchem er befestigt war, kam in Berührung mit der Gondel und stürzte sie um, so daß ich und Hr. Green kopfüngs gegen den Boden geschleudert wurden. Nur ein um die Gondel gewundenes Seil, das ich hielt, bewirkte, daß wir nicht herabfielen. So gänzlich wurde aber die Gondel umgekehrt, daß der größte Theil des Ballasts ꝛc. herausfiel. Im nächsten Augenblicke richtete sich die Gondel auf, und der Ballon, von jedem Hindernisse befreit, sank herab und schmetterte uns mit furchtbarer Gewalt gegen den Boden. Sterch darauf stieg er empor, und stieß uns von Neuem gegen die Erde. Eben blies der Wind mit Heftigkeit, und wir wurden so über eine halbe englische Meile weit geschleppt, bis wir ein Wasser erreichten, durch welches wir dem Ertrinken nahe, auf das entgegengesetzte Ufer getrieben wurden; von da ging es durch Sümpfe und Weidenbüsche, gegen einen hohen Erdwall, auf welchen ich mit großer Furcht blickte. Aber vorwärts, stets vorwärts riß uns die teufliche Gewalt. Wir prellten an und wurden dann gerade auf einen starken Zaun geschleudert; aber nichts widerstand unserem Ungestüm; wir brachen durch die eichenen Planken, als wären es Spinnweben, wobei Hr. Green bedeutend verletzt wurde. Wir hatten nun eine Ebene vor uns, und die Schnelligkeit des Ballons begann sich durch das Entkommen des Gases zu vermindern, denn stets durch alle Wechsel unserer Geschicks, hielt ich mit fester Hand den Strick,

Digitized by Google

der die obere Klappe öffnete. Hier weideten zahlreiche Viehheerden, welche, als sie den Ballon herankommen sahen, zuerst sich zusammenschaarten, als wollten sie das feindliche Ungethüm angreifen, dann aber, als wir nähre kamen, in panischem Schrecken nach allen Seiten entflohen; die Schwänze in die Höhe, die Köpfe gegen den Boden gerichtet. Endlich fand ich Mittel, aus der Gondel herauszukommen, ohne mich beschädigen. Ich ergriff nun eines der Taue und befestigte es doppelt um meine Hand, damit nicht der Ballon um mein Gewicht erleichtert, entweiche. Das Tau durchschnitt mein Fleisch fast bis auf den Knochen; ich hielt es aber fest, bis ein Landmann mir zu Hülfe kam. Wir waren in der Nähe von Rainham in Essex. Die Landleute gewährten uns jede Hülfe. Mir erwiesen sie die Ehre, mich für den Herzog Karl von Braunschweig zu halten, und geleiteten uns in das Dorf, unter dem Gesange des God save the Queen."

## Pot-Pourri.

### Oekonomisches.

Eine oft bestätigte Erfahrung lehrt, daß das Abbrechen der Kartoffelblüthen auf den Mehrertrag der Frucht einen großen Einfluß habe. Ein Ackersmann ließ von einem Viertelsmorgen, der gleichmäßig mit Kartoffeln bepflanzt war, abwechselnd eine Reihe um die andere die Blüthen abbrechen, und erhielt folgendes Resultat: Von zehn Reihen Kartoffeln, an denen die Blüthen abgebrochen worden waren, erndtete er 23 Scheffel, dagegen von den andern zehn Reihen nur 2½ Scheffel. Fünf Personen hatten in anderthalb Stunden das Abbrechen der Blüthen besorgt. —

### Etwas für die Haushaltung.

Man hat unzählige Versuche gemacht, Früchte aller Art lange frisch aufzubewahren; keines der angegebenen Verfahren hat aber ganz dem Zwecke entsprochen, bis jetzt der Professor der Botanik Christian in Edinburg ein neues Verfahren mitgetheilt und durch Proben auch dargethan hat; daß es sich bewährt. Er legt Früchte, Blumen und Blätter in eine concentrirte Auflösung von gewöhnlichem Kochsalz und hat sie durch dieses Mittel vier bis fünf Jahre in ihrer ursprünglichen Frische erhalten; nur leidet die Farbe in etwas. Bei Früchten, die sehr fleischig und weich, wie Limonen und Orangen, kann man die Salzauflösung nicht anwenden, da sie in derselben zusammenschrumpfen, verdünnte Holzessigsäure leistet hier aber denselben Dienst, wie das Salz.

### Der wiedererstandene Quacksalber.

In dem badischen Amtsort Kupprichshausen haben sich sonderbare Vorfälle zugetragen. Ein herabgekommener Übelenemiter Schreiner daselbst kam schon vor mehreren Wochen plötzlich in den Ruf eines großen Wunderdoktors. Bei dem großen Aberglauben, überhaupt bei dem niederen Bildungsgrad, der in hiesiger Gegend unter dem Volke herrscht, erwarb sich der Mann bald einen unglaublichen Zulauf. Schaaren von Kranken — oft 100 an einem Tage — strömten nach Kupprichshausen, Linderung und Heilung suchend. Man redete allenthalben von der außerordentlichen Heilkraft der Kupprichshauser Amulette. — Am 17. Aug. hieß es, „der Doktor sey sehr krank, und bald nachher: er sey verschieden." Sogleich sollte nun Obduktion wie auch die Leichenschau vorgenommen werden. Hiergegen protestirten die Angehörigen so entschieden, daß endlich die Ortspolizei eingreifen und zu Verhaftungen schreiten mußte. In diesem Momente trat der angeblich Todte in phantastischer Kleidung herein, gebot Ruhe, und erklärte: „So eben habe ihn der Allmächtige wieder erweckt, um der leidenden Menschheit noch länger mit seinen segenreichen Kuren zu dienen." — Diese Auferstehungsscene, die ohne die bemeldete Störung wahrscheinlich auf den Begräbnißtag verschoben, und dann um so feierlicher ausgeführt worden wäre, kam sogleich zur Kenntniß der Bezirksbehörde, die unverzügliche Untersuchung dieser Vorfälle angestellt hat. Wir hoffen, das der Wunderdoktor bald am gehörigen Orte seine verdiente Strafe finden werde.

### Wahre Lebensversicherung.

Ein Engländer hatte sein Leben für 20,000 Pfd. St. versichert, die nach seinem Tode an seine Frau fallen sollten. Nachdem er einen großen Theil seines Vermögens durchgebracht hatte, unternahm er, von seinem Diener begleitet, eine Reise durch Deutschland in die Schweiz. Hier machten Beide eine Parthie zu Pferde; das des Bedienten wurde scheu und warf den Reiter in einen Abgrund, so daß er auf der Stelle todt blieb. Da faßte der Gentleman einen wunderbaren Gedanken. Er tauschte mit dem todten Papiere und Kleider, erschien als Bedienter in der nächsten Stadt vor den Behörden und erzählte die kläglich Geschichte von dem Tode seines Herrn. Der Leichnam wurde begraben, eine Urkunde ausgestellt und die 20,000 Pfd. St. von der Assekuranzgesellschaft bezahlt. — Der Engländer beschied seine Frau nach Amerika und lebt daselbst noch.

### Seltenes Zusammentreffen.

Der alte Graf Finkenstein auf Ziebingen bekam im Herbste vorigen Jahres einen Besuch von seinem Bruder. Beide waren große Jagdliebhaber und gingen eines Abends auf den Anstand, um einen Zehnender, der sich nach des Jägers Aussage in einem grünen Erbsenfelde gütlich that, zu beschießen und zur Beute zu machen. Die Brüder trennten sich, und stellten sich abgesondert in den Hinterhalt. Der Hirsch kommt, und wirft die ausgerissenen Erbsen, muthwillig spielend, hoch in die Luft empor. Da schießt ihn der Graf von Ziebingen etwas schräg von vorne an. Nach einer ungeheuren Flucht läuft der verwundete Hirsch in größter Schnelligkeit bei dessen Bruder vorüber. Dieser schießt von der andern Seite etwas schräg von hinten, und nach 150 Schritten deckt der Hirsch zusammen und verendet. Der Jäger, welcher den Hirsch sogleich aufbricht und das Geschoß herausnehmen will, bringt zuerst beide Kugeln in einer Hand heraus, und sagt: „Da können sich jeder Herr Graf die seinige aussuchen." Die Kugeln hatten nemlich im Geschosse dicht bei einander gesessen!

### Was ist aus den so vielbesprochenen siamesischen Zwillingen geworden?

Der englische Globe giebt folgende Antwort: Tschang und Eng leben, einem amerikanischen Blatte zufolge, in North-Carolina auf einem Landgute bei Traphill in dem Gaue Wilkes und befinden sich als Landwirthe sehr wohl. (?)

### Anekdoten.

#### Zerstreuung.

Der Schauspieler U. war sehr zerstreut. Als ihm der Schneider zu einem neuen Mantel das Maß nahm, schärfte er ihm vorher dringend ein: „Lieber, ja nicht zu knapp, sonst bekomme ich Hühneraugen."

„Was macht Patrick?" fragte ein Irländer einen Bekannten. „Ach," versetzte dieser, „der arme Teufel sollte gehangen werden, aber er rettete sein Leben dadurch, daß er im Gefängnisse starb."

Ein schottischer Geistlicher hielt kürzlich eine Predigt zur Unterstützung des Blindeninstituts und fing seine Rede mit den Worten an: „Wenn alle Menschen blind wären, welchen traurigen Anblick würde dieß gewähren!

#### Wie viel Zeit verliert ein Mann, dem vier oder fünf Geliebte den Abschied gegeben haben? — Il perd quadre ou cinq coeurs (4 — 5 heures).

Digitized by Google

**Nro. 36.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleons Abdankung. — Zeitungswesen in Nordamerika. — Die zwei Wahnsinnigen. — Ein neuer Fall des Lebendigbegrabens. — Anekdoten. — Post-Pourri. —

## Napoleon's Abdankung.

(Fortsetzung.)

### V.

Nachdem Napoleon den größten Theil der Nacht gewacht, hatte er am Morgen etwas Schlaf gefunden. Seine Gesichtsfarbe war bleich, und in seinem Anzuge gab sich eine Unordnung zu erkennen, die ihm sonst nicht gewöhnlich war. In der Hand hielt er einen einfach gebundenen Band: „den Abriß der Kriege Cäsars," als ein Offizier des Pallastes leise die Thür öffnete und die Ankunft der Bevollmächtigten meldete. Der Herzog von Vicenza erzählte, wie der Abfall Marmont's alle diplomatische Combinationen über den Haufen geworfen habe, und daß man auch die Napoleonische Dynastie nicht mehr wolle. Bei dieser Mittheilung richtet sich Napoleon stolz auf, seine Augen funkeln. „Diese Demüthigung ist zu groß!" rief er aus. „Keine Unterhandlungen mehr! Möge das Schicksal sich erfüllen!" — Mit großen Schritten ging er auf und ab. „Ja, wir werden sie schlagen und trotz des Verrathes triumphiren! Sankt Ehbet mir 50,000 Mann zu, Sucket wird mit 15,000 Mann der Catalonischen Armee zu ihm stoßen; Eugène wird mit seinen 30,000 Mann an den Alpen eine Bewegung machen. Noch bleiben mir die 15,000 Mann Augereau's, die zahlreichen Garnisonen der Gränzfestungen und Maison's ganze Armee. Wir müssen den Verstärkungen entgegengehen und einstweilen an der Loire manövriren. Dort hat Karl Martel sein Land befreit!"

Napoleon's Worte fanden keinen Widerhall und nur Macdonald erwiederte ruhig: „die Ereignisse haben eine so ernste Wendung genommen, daß jeder Entschluß sorgfältig erwogen werden muß; wir bitten Ew. Majestät, sich zu bedenken." — „Ich habe mich bedacht," sagte Napoleon; „noch ist der Löwe nicht todt!" — Es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihm zu widersprechen, da sein Wille desto ungestümer wurde, je mehr Widerstand er fand. Die Marschälle, die ihn kannten, blieben still. Er blieb plötzlich vor Macdonald stehen, indem er mit der geballten Hand über die Stirn hinfuhr, fragte er: „Herr Marschall, werden mir Ihre Truppen folgen?" — „Nein," antwortete dieser, „denn sie wissen, daß Ihre Majestät abgedankt hat." — „Das ist wahr, aber unter gewissen Bedingungen, wie Sie wissen, meine Herren." — „Die Soldaten lassen sich nicht auf solche Spitzfindigkeiten ein," fuhr Ney auf eine rücksichtslose Weise heraus. Napoleon ließ einen seiner Blicke auf den Fürsten von der Moskwa fallen und sagte dann: „Das werden wir sehen, Herr Marschall." — Hierauf verabschiedete er die Bevollmächtigten, indem er zu ihnen sagte: „Meine Herren, vielleicht bedarf ich Ihrer noch." — Dem Herzog von Vicenza mußte er gütig zu und sagte: „Caulincourt, Sie kommen nachher wieder."

Sobald man in Fontainebleau erfuhr, daß die Unterhandlungen abgebrochen seyen, hallten die vergoldeten Gallerien von Vorwürfen und Drohungen wieder: „Wir haben gesiegt," hieß es. „Wird es denn nicht endlich mit seiner Abdankung zu Ende kommen! die Verbündeten sind zu gütig! Die neue Regierung nimmt Alle, die zur Armee gehören, mit Freuden auf!" — Wer nur konnte, machte sich unter irgend einem Vorwande auf und davon.

Unterdeß rückten die Russen immer näher an Fontainebleau heran und schlossen die kleine kaiserliche Armee immer enger ein. Napoleon hört die Gespräche der Furchtsamen und verspricht, das enge Netz bald zu zerreißen. „Ein Weg, der Courieren verschlossen ist," sagte er, „öffnet sich vor 50,000 Mann." — Er selbst konnte zu keinem festen Entschlusse kommen; ein Parteigängerkrieg widerstrebte ihm, aber etwas mußte gethan werden. Vorher wollte er indeß noch einmal die Marschälle sprechen. Diese werden zusammen berufen. Napoleon geht jedem Einzelnen entgegen und empfängt sie mit dem ihm eigenthümlichen Adel. Ney und Berthier kommen zuletzt und setzen sich verlegen aus. Der Kaiser setzt sich und beginnt die Unterhaltung mit Gemeinplätzen; dann sich an den Fürsten von Wagram wendend, fragt er ihn, ob er Nachrichten von dem Marsche der Verbündeten hat. Dieser sagt nach seiner gewöhnlichen Weise an den Nägeln und antwortet, daß er Kundschafter ausgeschickt hat, und daß alle Nachrichten darin übereinstimmen, daß der Feind sich um Fontainebleau herum aufstellt hat.

Die Marschälle waren indeß nicht bloß gekommen, um ihm schlechte Nachrichten zu bringen, sondern um seine unbedingte Abdankung zu fordern. Ney beginnt zuerst diese zarte Frage, indem er auf eine energische Weise die beklagenswerthe Lage des Landes schildert und den Kaiser zum Schlusse fragt, welche Mittel er habe, um das Vaterland zu retten. Ohne dem Kaiser Zeit zur Antwort zu lassen, bringt jetzt ein Jeder seine Meynung vor; die Unterredung wird lebhafter, stürmischer, nur der Kaiser bewahrt seine Kaltblütigkeit und seine Würde: er schweigt. Als die Ruhe endlich wieder etwas hergestellt ist, nimmt er das Wort, faßt die Gründe der Andern kurz zusammen und endet mit den Worten: „Zu dem persönlichen Opfer, das man von mir fordert, bin ich entschlossen; aber die Krone, die ich selbst erobert habe, kann ich meiner Frau und meinem Sohne nicht entziehen."

Obgleich diese Worte nur auf finsteres Schweigen treffen, so fährt der Kaiser doch fort, die Hülfsmittel aufzuzählen, die ihm noch verbleiben, nicht um den Krieg zu verewigen, sondern um die Ehre des Landes zu retten. „Wohlan!" sagte er, „wenn wir Frankreich nicht länger vertheidigen können, so bietet uns Italien eine Ihrer, eine meiner würdige Zuflucht. Ist es nicht das Land der Wunder? Will man mir noch einmal dahin folgen?"

Aber auch dieser Vorschlag wurde nicht besser aufgenommen als die vorigen. Trotz dieser Gleichgültigkeit, ließ Napoleon keine Spur des Zorns blicken. „Sie wollen Ruhe," sagte er; „Sie sollen sie haben. Sie wissen nicht, wie viel Kummer und wie viele Gefahren Ihnen auf Ihren Daunenbetten auflauern. Einige Friedensjahre werden eine größere Zahl von Ihnen wegwerfen als der verzweifelteste Krieg." — Der Kaiser sprach prophetische Worte, denn Berthier, Murat, Ney, Massena, Augereau, Lefebure, Beurnonville, Clarke und so

Digitized by Google

viele Andere starben in noch nicht sieben Jahren und gingen Napoleon voraus.

Während dieser ganzen Scene erhielt der Kaiser kein Wort des Mitgefühls. Alle Augen waren gesenkt, jeder Mund verschlossen. Bei diesem Anblicke geht in seinem Innern eine plötzliche Revolution vor, die sich äußerlich durch eine furchtbare Blässe verkündigt. Er trocknet seine Stirn, die kalter Schweiß näßt, und sagt: „Meine Herren, ich weiß jetzt woran ich bin; ich will Alleiu seyn. Sie, Herzog von Vicenza, bleiben noch.“ Als der letzte der Marschälle das Zimmer verlassen hat, zerreißt er ingrimmig sein battistenes Taschentuch und bricht in die Worte aus: „Sie sehen es, Caulaincourt, diese Menschen haben weder Herz noch Gefühl. Ich habe von meiner Frau gesprochen, sie für meinen Sohn angeflehet. Ich gebe nach, weil ich heftiger bin, aber nicht durch das Glück, sondern durch die Selbstsucht und die Undankbarkeit derer, für die ich Alles gethan habe. O, es ist abscheulich! aber die Geschichte wird nicht so großmüthig seyn wie ich.“

Nachdem er diese Worte gesprochen, sank er erschöpft in einen Lehnstuhl, der vor seinem Büreau stand, und schrieb die neue Entsagungs-Akte, welche folgendermaßen lautete: „Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt er, daß er für sich und seine Kinder auf den Thron Frankreich's und Italien's verzichtet, und daß er kein Opfer giebt, das seines Lebens nicht ausgenommen, das er nicht dem Glücke Frankreich's bringen würde. Im Pallaste zu Fontainebleau, den 11. April 1814.“

Macdonald, der Fürst von der Moskwa und Caulaincourt überbrachten die Entsagungs-Akte nach Paris. Am folgenden Tage wurde nach zwistündigen Konferenzen der berühmte Traktat vom 11. April unterzeichnet. Er bestimmte das Schicksal Napoleon's und der kaiserlichen Familie.

## VI.

Nachdem der Kaiser sich die letzte Entsagungs-Akte hatte abdringen lassen, schien er unzufrieden mit sich selbst. „Wozu bedurfte es einer Traktaten,“ sagte er, „da man nicht in Gemeinschaft mit mir die Interessen Frankreich's regeln wollte? Ich forderte bloß, daß man mich nicht zum Kriegsgefangenen macht.“

Es wurde Hete von Beausset mit einem Briefe der Kaiserin gewiedet. „Gute Louise!“ rief er aus, nachdem er ihn gelesen. Herr von Beausset wollte sich entfernen, aber der Kaiser hielt ihn zurück und unterhielt sich mit ihm über die Insel Elba. Er zeigte ihm ein geographisches und statistisches Buch, welches genaue Angaben über dieselbe enthielt und fügte hinzu: die Luft ist gesund und die Bewohner sind wackere Leute; ich werde mich dort nicht übel befinden, und ich hoffe, daß die Kaiserin sich auch behaglich fühlen wird. Und dann haben wir ja auch unsern Sohn, den König von Rom.“ — Sodann plötzlich zu einem anderen Gegenstand übergehend, fragte er: „Sagten Sie mir nicht eben, daß Sie dem General Hullin auf dem Wege begegnet wären?“ — „Ja, Sire; ich habe ihn erkannt, obgleich er sehr eilte.“ — „Der wird immer zu spät kommen,“ fügte der Kaiser lächelnd hinzu, „um mit den Bourbonen Frieden zu schließen.“ Hierauf ging er zu Betrachtungen über andere seiner Generale über. „Wie Hullin,“ sagte er, „war Lefebvre auch immer voraus, wenn es sich um einen Freiheitskrieg handelte; ich hoffe, daß ihm die Bourbonen das nicht zu sehr verübeln werden. Macdonald ist ein braver und ehrenwerther Soldat. Erst in der letzten Zeit habe ich die Vortrefflichkeit seines Charakters ganz würdigen lernen. Und Ney! Was für ein Soldat! Er ist die Tapferkeit selbst, aber weiter reichen seine Fähigkeiten nicht. Wenigstens werden ihm „die Anderen“ nicht den Vorwurf machen können, daß er Hofling ist. Berthand ist durchaus mit meinem Schicksale verschmolzen, eben so wie Berthier. O, Berthier wird sein Leben mit dem meinigen enden. Ich fürchte nicht, daß die Freundschaft, die ich für ihn hege, mich parteiisch macht. Aber da kömmt er ja mit Maret. Sehen Sie, Beausset, wie betrübt er über unser Unglück, über meinen Kummer ist. Der hat mich wirklich geliebt.“

Der Fürst von Wagram, dem in Arm mit dem Herzog von Bassano, schritt langsam auf der Terrasse einher. Napoleon winkte ihm, daß er schneller gehen möge. Herr von Beausset entfernte sich. Kaum war Napoleon in sein Kabinet zurückgekehrt, wohin ihm Bassano und der Fürst von Wagram folgten, als dieser einen Vorwand herausstammelte, der ihn zwänge, Fontainebleau zu verlassen. Er habe wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen, und diese Rücksicht mache seine Anwesenheit in Paris erforderlich. Der Kaiser sieht ihn erstaunt an, ohne daß der Fürst es bemerkt, weil er die Augen niederschlägt. „Berthier,“ sagte er dann, seine Hand fassend, „Sie sehen, wie sehr ich des Trostes bedarf, wie wünschenswerth es für mich ist, von meinen Freunden umgeben zu seyn!“ — Der Fürst antwortete nicht. Der Kaiser fährt fort: „Sie werden morgen wiederkehren, Berthier? ich wahe? Morgen früh?“ — „Gewiß, Sire.“ — Es trat Schweigen ein; der Kaiser unterbricht es, indem er zu ihm sagt: „Nun wohl, gehen Sie.“

Nachdem er sich entfernt, bleibt der Kaiser einige Minuten stumm, endlich legt er seine Hand auf den Arm des Herzogs von Bassano, drückt ihn stark und ruft aus: „Er wird nicht wiederkommen!“ — Er sinkt wie vernichtet in einen Lehnstuhl, bedeckt das Gesicht mit beiden Händen und bricht in die Worte aus: „Auch er! Auch er!“

In der That kehrte der Fürst von Wagram nicht zurück.

Der Schmerz, von den Männern verlassen zu werden, die er gemacht hatte, schien dem Kaiser näher zu gehen, als der Verlust der Krone. Er erörterte die Frage des Selbstmordes. „Sie haben Recht,“ antwortete er dem Herzog von Bassano, der seine trüben Gdanken zu bekämpfen suchte; „der Selbstmord ist die That eines Spielers, der Alles verloren hat, oder eines euinirten Verschwenders. Ich selbst habe den Grundsatz, daß man mehr Muth zeigt, wenn man das Unglück erträgt, als wenu man sich des Lebens zu entledigen sucht. Aber die Frage ist die. Hat der Mensch das Recht, sich zu tödten? Ja, wenn sein Tod Niemanden Schaden bringt, und wenn das Leben für ihn eine endlose Qual ist.“ Er brachte das Gespräch so oft auf diesen Gegenstand zurück, daß der Herzog ängstlich wurde und seine Furcht den Kammerdienern Constant und Marchand mittheilte. Diese nahmen aus dem Schlafzimmer des Kaisers einen Dolch weg, den ihm der Großmeister der Malteser-Ritter einst zum Geschenk gemacht hatte; eben so die Pulverschachtel und die Kugeln, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Pistolen nicht geladen seyen. Während dessen trafen der Herzog von Vicenza und Macdonald mit dem Traktate in Fontainebleau ein. „Ich will nichts davon wissen!“ sagte der Kaiser zu dem Marschall, der ihm denselben hinreichte. „Was soll dieser fremde Kommissarius, den man mir als Spion beigeben will? Fürchtet man, daß ich entfliehe? Ich bin kein Schüler. Und dann billige ich auch gewisse Artikel nicht.“ — „Aber Sire,“ bemerkte ehrfurchtsvoll der Herzog von Vicenza, die Abdankung Ihrer Majestät diente als Basis der Unterhandlung. Dieses Aktenstück wurde den Bevollmächtigten der verbündeten Mächte zuerst mitgetheilt; es ist in ihren Händen und es ist öffentlich geworden; alle Journale haben es gedruckt.“ — „Ach ja, die Journale!“ wiederholte Napoleon, der von jeder Erwähnung derselben unangenehm berührt wurde, seitdem er die Proclamation der provisorischen Regierung gelesen hatte: „Die Akte,“ setzte er trocken hinzu, „unterzeichne ich nicht.“ — „Sire,“ entgegnete Caulaincourt, „das Interesse Ihrer Majestät, Ihr persönliches Interesse, das Ihrer Familie erfordern es.“ (Schluß f.)

## Zeitungswesen in Nord-Amerika.

Der Eigenthümer und Herausgeber des New-Yorker Herald, Hr. James Gordon Bennett, hat von seiner bevor-

Digitized by Google

stehenden seitdem am 6. Juli wirklich eingetretenen Verehelichung (mit Henriette Agnes Crean) den Lesern seines vielgelesenen Blattes eine Anzeige gemacht, die wir als höchst bezeichnend sowohl für den Charakter jener Zeitung selbst, als auch für den Charakter der Nordamerikaner — und Hr. Bennett ist ein ächter Amerikaner — im Allgemeinen nicht umhin können, hier wörtlich mitzutheilen. „Ich bin im Begriff mich zu verheirathen — das Wetter ist so schön — die Zeiten lassen sich so gut an — die Aussichten politischer und moralischer Reform sind so günstig, daß ich dem göttlichen Instinkt reckenschaffener Natur nicht länger widerstehen kann: so bin ich denn im Begriff, mich zu verheirathen mit einem der glänzendsten Weiber, sowohl von Verstand, Herz und Seele, als von Vermögen, Person und Manieren, das ich im Laufe meiner anziehenden Pilgerschaft durchs menschliche Leben noch bis jetzt gesehen habe. Zehn Jahre lang habe ich versucht, die Welt zu reformiren, ich, einzelner Mann, auf meine eigene Faust, ohne Hülfe und Beistand Seitens der göttlichen Impulse einer weiblichen Seele. Es war wie eine Wanderschaft durch dürre Wüste. Nur ein Weib, ein schönes, tugendhaftes, würdiges, bezauberndes, himmlisches Weib macht die Landstraße durch das Thal des menschlichen Lebens in der Richtung der Ewigkeit zu Blumenpfaden, und läßt sie blühen wie Paradiesrosen. In wenig Tagen werde ich nach den Gebräuchen einer christlichen Kirche mit einer der merkwürdigsten, vollkommensten und schönsten jungen Frauen des Zeitalters verehelicht werden. Sie besitzt ein Vermögen; ich suchte und fand ein Vermögen, ein bedeutendes Vermögen. Zwar hat sie keine Stonington-Wechsel, oder Manhattan-Capitalien, aber in Reinheit und Aufrichtigkeit ist sie eine halbe Million klingender Münze werth. Kann irgend eine schwindelnde Bank eben so viel aufweisen? In gesunder Vernunft und Eleganz beläuft sie sich auf eine andere halbe Million; in Seele, Geist und Schönheit auf Millionen über Millionen, zu einem Betrage, welcher der Münze aller verfaulten Banken in der Welt gleich kommt. Glücklicherweise betragen die Einkünfte des Herald von Seite des Publikums beinahe so viel als der jährliche Gehalt eines Präsidenten. Gott der Allmächtige entheile euch allen seinen Segen. James Gordon Bennett. — Nachschrift. Jene Verschwörung von Dummköpfen, die kürzlich einen Angriff auf den Herald gemacht hat, mag sich zur Nachricht nehmen, daß wir jetzt mit einem reizenden Metall als ihre Rattenfänger beschäftigt sind. Wir haben bis nach unserer Heirath und unserm Honigmonat keine Zeit mit ihnen zu verlieren. Dann sollen die Schurken nur wieder nachfragen, wenn sich mittlerweile nicht vielleicht unsere Natur in Folge des bevorstehenden Ereignisses etwas geändert haben wird." — In Bezug auf die Verschwörung von Dummköpfen" fügen wir dieser Anzeige noch die Erklärung bei, daß Hr. Bennett, der durch rücksichtslose Freimüthigkeit und eine gewisse naive, doch keineswegs ungeschickte Grobheit seinem Blatt binnen kurzem einen unglaublichen Schwung gegeben hat, dadurch natürlich der Gegenstand des Hasses und Neides vieler seiner Mitbürger geworden ist, und das um so mehr, je kaltblütiger er alle persönlichen Angriffe seiner Gegner fortwährend zurückwies und vereitelte. Man sordert ihn zum Zweikampf; er erklärt, daß er sich nicht schlage; man prügelt ihn, er läßt sich prügeln und verklagt den Thäter vor Gericht; und dabei nimmt die Zahl seiner Abonnenten so wie der Betrag seiner Einkünfte täglich zu, und man sieht aus dem Ton obiger Anzeige, daß das Schiff seines Lebens bereits in sehr sicherm Fahrwasser segelt. Möge ihm die Anbordnahme der Mrs. Bennett keinen unerwarteten Unstern zuziehen!

## Die zwei Wahnsinnigen.

Ein sonderbares Ereigniß kam unlängst in dem Irrenhause zu Lancaster vor. Ein Edelmann aus der Gegend von Middleton wurde, von einer Geisteskrankheit befallen, durch den Magistrat der Stadt einem Pferdebeamten übergeben, um in das Irrenhaus abgeführt zu werden. Man redete dem Kranken ein, er sollte eine Spazierfahrt machen. Auf dem Wege jedoch hatte der Wahnsinnige Argwohn geschöpft. Man war in Lancaster zu spät angekommen, um gleich den Kranken an seinen Bestimmungsort zu bringen, und stieg daher in einem Gasthof ab. Des andern Morgens stand der Wahnsinnige sehr früh auf; geschah es nun aus Neugierde oder einem andern Grunde, er durchsuchte die Taschen des Beamten, welcher fest schlief. Wie erstaunte er, als er daselbst einen Magistratsbefehl fand, daß er eingesperrt werden solle. Er nahm die Schrift, ging schnell in das Irrenhaus, ließ sich vor den Inspektor bringen, und meldete ihm, er sey beauftragt, ihm einen unglücklichen Wahnsinnigen zu übergeben; er fügte hinzu: „Ich muß Ihnen jedoch im Voraus bemerken, daß sein Wahnsinn ganz besonderer Art ist; dieser Mensch hat die extravagantesten Ideen; es darf Sie nicht wundern, wenn er sagt, ich sey der Wahnsinnige, und daß er den Auftrag habe, mich einsperren zu lassen." Er übergab sodann seinen Befehl, und entfernte sich, den Wahnsinnigen zu holen. In dem Gasthof angekommen, weckte er den Beamten mit dem Vorwurfe, daß er so lange schlafe. Man frühstückte und beschloß, eine Promenade zu machen. Der Beamte ergriff die Gelegenheit, und nahm seine Richtung zu dem Irrenhause, und sein Gefährte, weit davon entfernt, ihn abzuhalten, äußerte vielmehr den Wunsch, das Innere zu besichtigen. Das wünschte eben sein Führer auch, welcher sich gratulierte, so leicht seine Mission erfüllen zu können. Sie kommen zur Thüre, und werden vom Inspektor empfangen. Der Beamte greift in seine Taschen, sucht seine Ordre, erstaunt, sie nicht zu finden, während dieser Zeit hatte ihn sein Gefährte schon dem Inspektor vorgestellt, und ihn an das erinnert, was er ihm schon des Morgens gesagt, indem er sprach: „Bemächtigen Sie sich seiner, scheeren Sie ihm den Kopf, und stecken Sie ihm eine Zwangsjacke an." Zwei Männer fielen sodann über den Unglücklichen her, welcher vergebens gegen diese Gewalt Einsprache that, und behauptete, der Andere sey der Wahnsinnige, und er sein Führer. Man achtete nicht auf sein Geschrei, schleppte ihn fort, scher ihm den Kopf kahl, und zog ihm die Zwangsjacke an. Der Andere aber entfernte sich, ging ruhig in seinen Gasthof, bezahlte, und kehrte sodann nach Middleton zurück, wo man nicht wenig erstaunt war, ihn wieder zu sehen. Anfangs glaubte man, er habe seinen Führer geprügelt, und als man ihn fragte, was aus diesem geworden, antwortete er: „Ich habe ihn im Narrenhause zu Lancaster gelassen. Man hat ihm den Kopf geschoren und die Zwangsjacke angelegt; er ist zum Binden wahnsinnig." In der That hatte der Beamte fast den Verstand verloren; die üble Behandlung hatte ihn beinahe zum Wahnsinnigen gemacht. Endlich heilte sich die Sache auf, und nach einer Woche entließ man ihn. Er kam blaß, abgemagert, mehr einem entwichenen Irren, als einem vernünftigen Menschen ähnlich, in seiner Heimath an. Die Chronik erzählt nicht, was aus dem wirklichen Wahnsinnigen geworden, ob er eingesperrt wurde, oder ob ihn die Freude, sich so schön gerächt zu haben, wieder zu Verstand gebracht hat.

## Ein neuer Fall des Lebendigbegrabens.

Noch immer kommen bald hier, bald da Fälle des Lebendigbegrabens vor. In Metz hat sich erst vor Kurzem wieder ein solcher ereignet. Die Sache verhält sich so: Margot, Mutter von fünf Kindern, hatte einen sehr liederlichen rohen Mann. Täglich spät nach Hause kommend, schlug er die Arme, besonders auch in letzterer Zeit, regelmäßig täglich. Weich von Gemüth, ließ sie die ungewohnte Behandlung zwar ruhig über sich hingehen, kränkte sich aber sichtbar immer mehr und mehr, entschlummerte und wurde, als eine ganz arme Person, mit möglichster Hast und Sorglosigkeit begraben. Sie war aber nicht wirklich, sondern nur scheintodt. Der Abend, an dem man sie begraben hatte, ging in eine sehr schöne, mondvolle Nacht über. Der Ge-

Digitized by Google

hülfe des Todtengräbers wollte sie benutzen, um ein paar Gräber in Vorrath zu graben, war aber dergestalt betroffen, daß er das frisch zugemachte Grab Margot's für ein altes ansah und sich rüstig darüber hermachte, es aufzugraben. Er merkte seinen Irrthum selbst dann nicht, als er auf die ganz neue Todtentruhe kam, sondern hieb tüchtig mit der Krampe darauf los und hatte mit wenigen Schlägen den Deckel davon weggeschlagen. Eben wollte er auch einen Hieb auf die vermeintliche Leiche führen, als diese, zu seinem größten Schrecken, so daß ihm die Krampe aus der Hand fiel, sich erhob und, wahrscheinlich in der Meynung, ihr Mann stehe im Grabe, ganz erschöpft und bitter ausrief: „Gruft Du denn noch nicht Frieden? Schlage mich doch nicht immerwährend!" Den Todtengräbergehülfen ergriff ein panischer Schrecken über die Anrede. Er sprang auf und davon, schrie und lärmte, daß es im Kirchhofe nicht geheuer sey. Man hatte Mühe, das Vorgefallene aus ihm herauszubringen. Eine Anzahl von unerschrockenen Leuten machte sich darauf zusammen und ging zum Grabe hin. Man fand Margot noch sitzend; als sie aber den ersten der Angekommenen erblickte, wandte sie sich langsam mit den Worten um: „Laß mich! und hauche dann wirklich ihr Leben aus."

## Anekdoten.

Auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Kunnersdorf sah Friedrich die Große einen Hautboisten, der mit seinem Fagott unterm Arm seitwärts auf einer Wiese ging. Ein Kosak, dem die bunte Uniform des Hautboisten gefiel, machte Jagd auf ihn. — „Mich soll doch wundern," sagte Friedrich zu einigen ihn begleitenden Offizieren, „ob Apoll und die Muse der Tonkunst ihren Zögling retten werden." — Ganz unbefangen kehrte sich der Hautboist um, und hielt sein Fagott wie ein Gewehr dem Kosaken entgegen. Dieser erblickte die große Mündung des Instruments, hielt es für eine Art von Schießgewehr und floh erschrocken zurück. Dem Monarchen gefiel diese Gastesgegenwart so sehr, daß er den, durch einen Bach von ihm getrennten Hautboisten zu sich rief, ihn beschenkte, und jedesmal bei der Erwähnung dieser unglücklichen Schlacht auch diesen Zug erzählte.

### Friedrich Wilhelm IV.

Folgende Anekdoten werden in den „Ebinger Anzeigen" mitgetheilt: „Eine Mutter kommt persönlich zum König, um Unterstützung für ihre talentvolle Tochter zu erflehen, daß sie sich auf Staatskosten zur Sängerin ausbilden könne. Der König antwortet, sie möge ihre Tochter zu einer guten Köchin und Hausfrau ausbilden, wenn sie dabei Zeit zum Singen übrig behalte, möge sie singen in Gottes Namen. — Eine bereits ausgebildete und angestellte Sängerin bittet französisch um Erhöhung ihrer Gage. Der König antwortet nichts als: Non. — Von den 60 Invaliden, die noch aus Friedrich des Großen Zeit übrig sind, soll Jeder auf Befehl des Königs eine besondere Unterstützung bekommen, falls er in dem Zustande sey, daß er eine solche Gabe nicht als Beleidigung ansehen könne, wie es ausdrücklich heißt. Deßhalb soll sich die Polizei nach den Umständen eines Jeden erkundigen.

### Berliner Witz.

Der König von Hannover ging in Berlin spazieren. Vor ihm ging eine Dame, welche einen Handschuh fallen ließ. Der König hob ihn auf. Darüber staunten einige Umstehende. Meynt Ihr, sprach Einer, der König von Hannover könne keinen Handschuh aufheben. Hat er doch eine Konstitution aufgehoben!

## Pot-Pourri.

### Weibliche Entschlossenheit.

Vor drei Jahren wurde die kaum 20 Jahre alte Gattin eines angesehenen Russen zu fremdländischer Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt. Sie war schön, höchst liebenswürdig und gehörte einer adeligen Familie zu St. Petersburg an. In einem Anfalle von Eifersucht ermordete sie ihren Gatten; die Strafe folgte der That auf den Fersen. Ihre Schönheit, die Ergebenheit in ihr Schicksal und ihr musterhaftes Benehmen, bewogen die Regierung, dahin ihr die Arbeit in den Bergwerken erlassen und sie in dem Hospital zu Omsk in Sibirien verwendet wurde. Hier erwarb sie sich in den 3 Jahren nun bald die Achtung ihrer Obern und die an Verehrung gränzende Zuneigung der untergebenen Wärterinnen in dem Hospitale. Der Gouverneur erfuhr und erlangte ihre Begnadigung. Aber bei dieser Freudenbotschaft versank sie in tiefe Trauer; sie schlich auf ihr Zimmer und kam nicht wieder zum Vorschein. Endlich fiel dieß auf, die Thüre wurde erbrochen — ein entsetzlicher Anblick eröffnete sich vor den Augen der Zuschauer: das arme Weib schwamm in seinem Blute. Auf dem Tische lag ein Stück Papier, auf welchem geschrieben war: „Den Tod für den Tod! Die irdische Gerechtigkeit hat mir verziehen, die himmlische vergibt mir nicht. Gott ruft mich zu ihm, den ich geliebt habe, den ich noch liebe und den ich ermordete. Lebet wohl, vergebet mir und betet, ach betet für mich!"

### Olla potrida.

Das Erste, was die Frauenzimmer wissen, ist, wie schön sie sind, das Erste, was sie lernen, wie stark sie sind, das Erste, was sie erfahren, wie schwach sie sind, das Erste, was sie vergessen, wie alt sie sind. — — Wenn die Männer ein weiblisches Herz gewinnen wollen, knieen sie nieder und ziehen so die Füße ein. Die Frauenzimmer glauben dann, sie hätten gar keine Füße, und könnten Ihnen nicht davon laufen. Allein die Männer knieen bloß deßhalb so lange, um dann ausgeruhte Füße zum Davonlaufen zu haben. — Wir haben soviel Taschen, zwei Westentaschen, zwei Hosentaschen, drei Fracktaschen und fünf Oberrocktaschen, und so wenig d'rin. Mit den vielen Taschen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern, jemehr wir haben, desto weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich suchen. Ein Mensch mit allen seinen Taschen jetzt, ist wie das Brockhaussche Conversations-Lexikon. Sucht man das Geld in der Westentasche, sagt sie: siehe „Brusttasche," kommt man zur Brusttasche, sagt sie: siehe „Brieftasche," kommt man zur Brieftasche, so heißt es: „in Weiteres schlage man im Münzwesen nach!" Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taschen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich. — Welches war in der Welt die erste Tasche? gewiß die Plaudertasche, denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also bevor es gar Kleider gegeben hat. Hätte Eva nicht mit der Schlange geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären Alle noch im Paradiese.

### Deutsches Klingelspiel.

Um welche Leichter handeln Belgien und Niederland? — Um die Masttrichter.

Nach welchen Ellen wird die tückische Frage gemessen? — Nach den Dardanellen.

Warum sind die Mönche so gute Musiker? — Weil sie sich viel mit Bebereyen (Backreuyen) abgeben.

Warum sind gerade Bettler die angenehmsten Leute? — Weil sie Jedermann ansprechen.

Welthalt ist der Thurmknopf das Theuerste an der Kirche? — Weil er auf das Höchste zu stehen kommt.

Wodurch kann man am leichtesten in lustiger Gesellschaft anstoßen? — Wenn man nicht anstößt.

Digitized by Google

№ 37.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleons Abdankung. — Charakterzüge aus dem edlen König Friedrich Wilhelms III. — Der Prozeß gegen Frau Lafarge. — Unerwartetes Glück. — Hunde-Treue. — Pot-Pourri. — Anekdoten. —

## Napoleon's Abdankung.

(Schluß.)

Da sich Napoleon beharrlich weigerte, die Akte zu unterzeichnen, so zogen sich die beiden Broglliächtigten zurück. Er ließ sie im Laufe des Tages nicht wieder zu sich berufen. So glaubte er der Nothwendigkeit zu entsprechen. Am folgenden Tage war er noch trauriger. In seinen Gesprächen berührte er nur die Entschließungen der Männer des Alterthums, welche in einem Falle, wie er sich b.fand, zum Selbstmorde ihre Zuflucht nahmen. Am Abend wurde seine Umgebung angenehm überrascht, als seine düstere Stimmung in eine verträuliche, fast heitere überging, was schon seit mehreren Tagen nicht der Fall gewesen war. Auffallend war überhaupt der rasche Wechsel derselben während seines Aufenthalts zu Fontainebleau. Man sah ihn an einem und demselben Tage sich Stunden lang in die düstersten Betrachtungen versenken und dann plötzlich einen militairischen Marsch pfeifend oder eine italienische Arie summend, mit großen Schritten auf und ab gehen; hierauf versank er wieder in Träumereien und bemerkte nichts von dem, was um ihn vorging. An diesem Abend war seine Laune aber ungetrübt, bis einer der Kammerherren die Ungeschicklichkeit beging, von dem Traktate zu sprechen, den er nicht anerkennen wollte. „Nein, meine Herren," rief er aus, „Ich werde diese Akte nie unterzeichnen! Die Krone eines Monarchen darf nur mit seinem Kopfe fallen! Als der schwedische Senat sich Karl's XII. entledigen wollte, schickte er ihm nicht seine Entsagung zu, sondern er.ließ ihn in den Laufgräben von Friedrichshall ermorden. O, zittern Sie nicht! Ich will Niemand meinem Unglück zugesellen. Ich bin nicht mehr der Herr Europa's, aber noch bin ich Herr meiner Person. Ich werde mein Schicksal erfüllen!"

Der Kaiser erhob sich und grüßte die Anwesenden mit melancholischem Lächeln. Er nahm selbst eine Leuchte von der Konsole und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Es war zehn Uhr. Im Pallaste herrschte tiefe Stille. Napoleon allein blieb wachend. Um ein Uhr ließ er den Herzog von Vicenza durch einen seiner Kammerdiener zu sich rufen. Als dieser in das Zimmer trat, fand er den Kaiser halb entkleidet über das Bett hingeworfen und wie es schien, den furchtbarsten Schmerzen preisgegeben. Sein Gesicht war bleich, sein Mund schmerzlich verzogen und seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorspringen zu wollen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Sire, was ist Ihnen zugestoßen?" rief der Herzog aus. „Eure Majestät befindet sich unwohl; es muß ein Arzt gerufen werden." „Nein, ich will es nicht," antwortete der Kaiser, indem er mit seiner kalten Hand den Arm des Herzogs faßte; „auch würde es zu nichts helfen. Hören Sie, Caulaincourt," sagte er mit schwankender Stimme; „gehen Sie in mein Cabinet, nehmen Sie das Portefeuille, welches die Briefe der Kaiserin enthält, und geben Sie es meinem Sohne. Den Brief, der dort auf dem Tische liegt, werden Sie selbst meiner Gemahlin zustellen; sagen Sie ihr, daß mich mein Unglück nur wegen ihrer, wegen des Königs von Rom schmerzt." — „Ach, Sire!" rief Caulaincourt aus, „es ist also wahr? Eure Majestät will also, daß wir vor Schmerz sterben!" Napoleon blickte ihn sanft und traurig an und sagte mit immer schwächerer Stimme: „Ja, ich habe der Sache ein Ende machen wollen. Ich kannte die Qualen, die Demüthigungen nicht länger ertragen. Sie haben mich verkannt! Sie werden mich beweinen, wenn ich nicht mehr bin! Meine Freunde, meine Waffengefährten haben mich verlassen: Marmont und Berthier haben mir den Todesstoß gegeben!"

Es trat eine Krise ein; Napoleon wand sich in den schrecklichsten Zuckungen. Caulaincourt wagte nicht zu rufen; er fad sich nach einer Klingel um, aber Napoleon hatte das Bewußtseyn nicht verloren und hielt seinen Arm fest. Ein schreckliches Erbrechen schien dem Kaiser Erleichterung zu bringen. Sich gewaltsam zusammennehmend, rief er aus: „Es ist vorbei! der Tod will mich nicht!" — Dann sank er erschöpft auf das Kissen zurück. Der Herzog von Vicenza benutzte diesen Augenblick, um Constant herbeizurufen. Als dieser auf der Erde einen schwarzen Taffetbeutel liegen sah, den sein Herr gewöhnlich um den Hals trug, ahnte er auch die schreckliche Wahrheit. Er stürzte aus dem Zimmer, um Hülfe zu suchen. Endlich ließ sich Napoleon auch bewegen, etwas Thee zu trinken, und nicht lange, so kam Constant mit Yvan, dem Arzte des Kaisers, zurück.

Yvan," fragte der Kaiser den Doktor, während dieser seinen Putz derschikte, „glauben Sie, daß die Dosis stark genug war?" Diese Worte waren ein Räthsel für den Doktor, daher antwortete er erstaunt: „Verzeihen Sie, Sire, aber ich verstehe Ihre Frage nicht." — „Der Kaiser hat sich vergiftet," flüstert ihm der Herzog von Vicenza in's Ohr. — Kaum hat der Doktor dieß vernommen, als er, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer stürzt, auf den Hof eilt, ein dort befindliches Pferd besteigt und auf und davon jagt.

Als Yvan sich entfernt hatte, gelang es dem Herzog von Vicenza und Constant, den Kaiser zu bewegen, eine zweite und eine dritte Tasse Thee zu trinken. Allmählig wurde er ruhiger und schlief endlich ein.

Lange hatte ein undurchdringlicher Schleier die Ereignisse der Nacht vom 12. zum 13. April bedeckt. In der letzten Zeit ist er gelüftet worden. Bevor er den russischen Feldzug antrat, hatte er sich von Corvisart ein äußerst feines Gift geben lassen, die von Cabanis bereitete Blausäure, um, wie er sagte, nicht lebend in die Hände der Kosaken zu fallen. Dieß hatte er beständig bei sich getragen; die Zeit hatte aber dessen Wirkung geschwächt.

Nachdem der Kaiser mehrere Stunden geschlafen, wacht er auf; Er war schrecklich bleich; seine Augen waren hohl, seine Lippen farblos, und er konnte kaum gehen. Dennoch wollte er nicht im Bette bleiben, um die Personen zu empfangen, welche gewöhnlich seinem Lever beiwohnten. Er schien ruhig; aber diese Ruhe flößte Furcht ein. Gegen Mittag erschien Marbenald im Pallaste, um zu erfahren, ob der Kaiser entschlafen sey, endlich den Traktat zu unterzeichnen. Der Kaiser war in so tiefe Träumereien versenkt, daß er nicht einmal durch das Geräusch, welches

Digitized by Google

der Marschall beim Eintritt machte, aus demselben geweckt wurde; der Herzog von Bicenza war genöthigt, seinen Arm leise zu berühren und zu ihm zu sagen; „Sire, der Herzog von Tarent, welcher den Traktat holen will, den Ew. Majestät ratifiziren soll." — Napoleon richtete das Haupt auf, als ob er aus einem todesähnlichem Schlummer erwache, und sagte erstaunt: „Sie sind's, Macdonald?" Dann verfiel er wieder in sein früheres Sinnen. Der Herzog von Tarent, dem die Veränderung auffiel, die seit dem vorigen Tage mit dem Kaiser vorgegangen war, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Großer Gott! Ew. Majestät müssen, seitdem ich nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen, sehr krank gewesen seyn." — Napoleon richtete wieder das Haupt auf und entgegnete: „Ja, ich habe eine schlechte Nacht gehabt, aber jetzt geht es schon besser."

Der Kaiser blieb noch einige Minuten sitzen, dann stand er mit großer Anstrengung auf, um von dem Kamine den Traktat zu holen, den er, ohne eine Bemerkung zuzufügen, vorlas. Hierauf sich zu Macdonald wendend, sagte er: „Mein theurer Marschall, ich bin nicht mehr reich genug, um Sie für Ihre letzten Dienste zu belohnen." — „Sire," unterbrach ihn dieser, „das Interesse hat mich niemals geleitet." — „Es ist wahr, fiel Napoleon ein, „Sie haben mich übergeizt, wie sehr man mich über Sie getäuscht hatte. Dennoch möchte ich Sie —" — Der Kaiser, dessen Athmung immer größer geworden war, beendete den Satz nicht. Es trat eine Pause ein. Dann aber streckte er ihm die Arme entgegen und sagte: „Macdonald, ich möchte Sie umarmen." Der Herzog von Tarent stürzte bei diesen Worten in seine Arme. Nun sagte der Kaiser: „Meine Herren, nachdem ich zwanzig Jahre für den Ruhm und die Ehre Frankreich's gearbeitet, gebe ich der Nation die Krone zurück, die ich von ihr empfangen. Erinnern Sie sich aber wohl, daß meine Abdankung nur in so weit gültig ist, als mir der Armee das Versprechen hält." — Hierauf setzte er sich an den kleinen Tisch, auf welchem er den Traktat niedergelegt hatte, ergriff die Feder, und indem er sagte: „Mein armes Kind! Dem Vater kann Dir keine Erbschaft mehr hinterlassen," unterzeichnete er den Traktat. Er übergab ihn Macdonald, indem er das Haupt abwendete, um eine Thräne zu verbergen.

Am dreifelden Tage, am 12. April 1814, hielt der Graf von Artois, als General-Lieutenant des Reiche, seinen Einzug in Paris. Marco de St. Hilaire.

## Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III.

Der König war ein großer Freund von Blumen. Auf der Pfaueninsel blühte eine sehr seltene. Er hatte seine Freude daran, und der Hofgärtner bewahrte sie daher wie sein Auge im Kopfe. Der König fuhr oft des Abends spät noch von Potsdam auf die Pfaueninsel, blos um sein Auge an dieser seltenen, schönen Blume zu weiden. Trotz des Hofgärtners Argusaugen war sie aber dennoch eines Tages abgebrochen worden. Dieser war in Verzweiflung darüber. Bald darauf kam der König wieder auf die Pfaueninsel und erkundigte sich bei dem Hofgärtner: „Was macht meine Blume?" Dieser, leichenblaß und zermalmt, gestand, daß sie entwendet worden sey, indem er hinzufügte; „Ich verdiene dafür die härteste Strafe und will sie gern ertragen, aber der schändliche Mensch, der sich erfrecht hat, diesen Raub zu begehen, muß doch auch exemplarisch bestraft werden."

„Wer ist er denn?"

„Es kann kein anderer gewesen seyn, als ein junger Mediciner, der die Insel vor kurzem besucht hat."

Der König hatte schon Kunde von diesem Diebstahle erhalten, und daß dieser junge Mediciner sich erlaubt habe, diese Blume abzubrechen, um sein Herbarium damit zu bereichern.

„Gebt Er sich nur zufrieden," versetzte der König. „Unterstehe Er sich aber nicht, eine Silbe davon zu sprechen, wer die Blume abgepflückt hat. Es ist nicht aus Bosheit und um mir wehe zu thun, geschehen; ich will nichts weiter davon wissen und hören."

## Der Prozeß gegen Frau Lafarge.

Tulle, 3. Sept. Ich schreibe Ihnen noch der ersten Sitzung dieser fürchterlichen Sache, und noch ganz betäubt von den mannichfachen Eindrücken, die sich in meinem Innern durchkreuzt haben. Von dem Zustande in dieser Stadt kann Niemand sich eine Vorstellung machen, der ihn nicht selbst gesehen: eine Wunderpredigt, eine neue Offenbarung, ein Wallfahrtsziel, was soll ich Ihnen nennen, das einen solchen Zusammenlauf verursachen könnte; nichts würde in Ihrer Vorstellung eine Wirklichkeit erreichen, die wir hier vor Augen haben. Gestern, diesen Morgen noch, war es als ob die ganze umliegende Gegend ausgewandert wäre, um sich auf dem Pflaster von Tulle zu betten, denn dahin ist thatsächlich diese ungeheure Menge Neugieriger beschränkt, an ein Unterkommen neuer Gäste war bereits vor Wochen nicht mehr zu denken, und selbst wenn er fünfsigmal so groß wäre als er wirklich ist, würde der Gerichtssaal die Masse des Publikums nicht fassen können. Eine shastische Verwirrung, eine in ihren Berechnungen getäuschte Versammlung, das war gestern und noch heute das Bild des größten Theiles der Personen, die nach Tulle gekommen waren, um dem Criminalprozeß der Marie Capelle beizuwohnen, und wir selbst müssen's einer glücklichen Vorsorglichkeit zuschreiben, daß wir sowohl in der Stadt als in dem Assisensaale ein freundliches Unterkommen gefunden haben. Was von den Gerichtsbehörden, von dem Präsidenten des Assisenhofes insbesondere geschehen konnte, um der Verhandlung Würde zu verleihen, dem Publikum, den zahlreichen Zeugen, den einheimischen, Pariser und fremden Journalisten möglichst anständige und erträgliche Sitze zu verschaffen, war geschehen, und alle, die mit diesen Behörden in irgend eine Berührung gekommen sind, müssen ihrer Gefälligkeit und Gastfreundschaft lobend gedenken. Die Neugierde des Publikums ist, was die Zeit der Ankunft der Angeklagten in dem Justizhause betrifft, sehr getäuscht worden. Man erwartete sie gestern oder heute Morgen auf ihrer Hierherreise zu sehen, allein spät in der Nacht, nach 10 Uhr, ward sie im Stillen nach einer besondern Wohnung gebracht, die man ihr im Justizhause selbst bereitet hatte, und die sie während der ganzen Dauer der Verhandlung behalten wird. Stellen Sie sich in dem Gerichtssaale von Tulle nichts Großartiges, Imposantes vor; er ist schmal und lang und ohne allen Schmuck; wer hätte übrigens Zeit und Lust an diese Aeußerlichkeiten zu denken, jetzt, wo das Gemälde des gräßlichen Geheimnisses von Glandier sich in allen seinen Einzelnheiten entrollen soll. Hinter dem Sitz des Gerichtes bemerken wir den Präfecten des Departements und mehrere Richter und Räthe von Limoges, hier sind die Verbandten der Angeklagten, die Familie Garat, die Tante, die Schwester der Marie Cappelle, die sich vor der Bank der Angeklagten niedergelassen; dort erblicken wir die Familie Lafarge, seine Mutter, seine Schwester, die ersten wie die letzten trauernd, schwarz, niedergeschlagen, hier endlich die Familie Nicolai und Lautaud, die Als Zeugen gegen die Angeklagte geladen sind und ihre eigenen Rechte bei möglicher Berührung bewachen wollen; dreifacher Chor der antiken Tragödie, stumm noch und voll heimlichen Grausens vor den Schrecknissen, die ein nur allzu reelles Spiel im nächsten Augenblicke ihm vorführen wird. Da kommt die Angeklagte; so sehr die Neugierde bis zum äußersten gespannt ist, vor diesem Anblick weicht sie in die Schranken eines athemlosen Erstarrens zurück. An dieser Erscheinung ist beinahe kein Körper mehr, über dem todtenblechen Antlitz und den entfesselten Lippen bildet das rabenschwarze Haar einen Gegensatz, der die Blässe der ersteren doppelt auffallend macht; nur wenn die Augen, anfäng-

Digitized by Google

lich niedergeschlagen und matt, sich durch die Rede erwärmen und aufrichten, schämt ein letzter Strahl von Lebenskraft die frühe Leiche zu durchzucken. Soll ich Ihnen in diesem Orte wiederholen, wie die Zuhörerschaft und das Publikum draußen vor der Thüre und alle Einwohner von Tulle, fremde wie einheimische, in zwei große feindliche Lager geschieden sind, deren eines leidenschaftlich Partei für die Angeklagte, das andere mit Wuth gegen sie genommen hat? Hat es doch selbst gottverlassene Poeten gegeben, die der Unglücklichen in diesem feierlichen Augenblick die Früchte ihrer Muse zugesendet und sie zur Ausdauer und Hoffnung aufgefordert haben. Was wir gleich beim Anfang dieser Sitzung befürchtet, ist wirklich geschehen: die Angeklagte fand sich schon nach dem einleitenden Vortrag der Staatsbehörde, der vielleicht etwas gemessener hätte seyn dürfen, gerade weil der Angeklagte gewiß war, daß vorerst Niemand seinen Worten widersprechen konnte — nach diesem Vortrage und ihrem ersten Verhöre fand sich die Angeklagte so erschöpft, daß ihr Vertheidiger, Advocat Paillet von Paris, um eine Unterbrechung und bald um die menschliche Begünstigung eines bequemeren Sitzes für die Angeklagte bitten mußte. Der Präsident entsprach dem Begehren, es war augenscheinlich gegründet. Bis jetzt ist nichts weiter vorgekommen als ein Theil des Verhörs der Angeklagten, das im Wesentlichen eine Wiederholung der bekannten Thatsachen ist. Die Haltung der Angeklagten ist würdig und anständig, ihre Antworten ruhig, klar, bestimmt und ohne eine Spur von Verlegenheit. Sie beschuldigte Niemanden, drückte sich ohne Heftigkeit aus, glaubt nicht, daß Lafarge sich selbst getödtet habe und erklärt über die Ursachen seines Todes keine Auskunft geben zu können. Sie läugnet, das Gift zu einem andern Gebrauch als zur Ausrottung der Ratten gekauft und verwendet oder bestimmt zu haben; sie läugnet ihrem Mann einen vergifteten Kuchen und überhaupt andere Kuchen, als welche ihr die eigene Mutter Lafarge's gegeben, nach Paris gesendet zu haben. Sie läugnet eben so bestimmt in die Getränke Lafarge's jemals etwas anderes als Gummi gemischt zu haben, und scheint sich mit tiefem Unwillen gegen die Einmischung des Diamantendiebstahls in die Criminalsache aufzulehnen. Ein Antrag, welchen in dieser Beziehung ihr Vertheidiger gestellt hatte, und der dahin ging, alle deßhalb gelabenen Zeugen zu beseitigen, ward jedoch von dem Gericht verworfen. (Allg. Zeit.)

## Unerwartetes Glück.

Vor einiger Zeit spazierte ein zerlumpter Mensch durch eines der reichsten Viertel von Paris. Sey es, daß ihn der Glanz dieser Umgebung blendete, oder beschäftigten ihn bittere Erinnerungen — der arme Teufel schlug mit gesenktem Kopfe einher. Bald jedoch schien der Hunger seine Scham zu besiegen, denn nach oftmaligem Stillstehen näherte er sich einem der glänzendsten Bijouterieläden, und bat auf der Schwelle dieser Wohnung des Reichthums mit demüthig hingehaltener Hand um ein Almosen. Seine Bitte war nicht vergebens, und schon wähnte sich der Herr des Ladens, ihm einige kleine Münzen zu geben, als zwei Stadtsergeanten des Weges kamen, und dem Bettler befahlen, ihnen zu folgen. Der Kaufmann konnte sich nicht enthalten, den Armen zu beklagen, und blieb ohne weitere Ursache an der Thüre stehen. Einer der Beamten fragte den Bettler um seinen Namen, welcher mit einer von Verzweiflung und Scham erstickten Stimme antwortete: „Ich heiße Jerome Pertuis.“ Kaum hörte der Bijouterie-Händler diesen Namen, so wandte er sich an die Sergeanten, indem er sie bat, ihm diesen Menschen anzuvertrauen, er wolle mit seinem Vermögen für ihn bürgen, alsdann führete er ihn in eine Hinterstube seines Ladens, ließ bei einem benachbarten Schneider Kleidungsstücke für ihn holen, speiste mit ihm zu Mittag, führte ihn darauf in den Magazinen umher, und ließ ihn seinen Reichthum bewundern. — Der arme Mensch glaubte zu träumen, aber einen sehr angenehmen Traum, und fürchtete nur das Erwachen. — Sein Wohlthäter bat, ihm zu sagen, wie er in diesen erbärmlichen Zustand gekommen sey, worauf Jerome Pertuis erzählte: Als er vor ungefähr zehn Jahren auf dem Punkte gewesen sey, nach England zu reisen, habe er seine Brieftasche mit 150,000 Franken verloren, welcher Verlust ihn ins Elend gestürzt hätte. — — Am andern Morgen verkündigte ein Handetsblatt: „Das Bijouterie-Geschäft A..... hat seine Firma geändert, und zeichnet von heute an: A..... und Jerome Pertuis.“ — Ohne Zweifel erräth Jeder, daß Herr A..... jene Brieftasche gefunden, und da er nur durch diese Summe in den Stand gesetzt wurde, sich ein Vermögen zu erwerben, hielt er es für seine Pflicht, die unermeßlichen Reichthümer, welche er gewonnen, mit Jerome Pertuis zu theilen. (Europa.)

## Hunde-Treue.

Ein Bauer von Hallein, einer Stunde im Landgerichte Fußen, hatte einen Hund, den er mit seinem jüngsten Sohne auferzog. Der Kleine hatte tausend Freuden mit dem schmeichelnden Thiere und, beide jung, erwuchsen gleichsam zu innigen Freunden dieser seltenen Art. Wo der Knabe war, war auch der Hund, sie theilten Nahrung und Lager, Ernst und Scherz, gleichsam das wachsende Gemisch von Freud und Leid. Der Landmann hatte einen Bruder, der Bäcker in Rom war und im letzten Sommer seine Heimath besuchte. Dem Römer gefiel der Hund sehr gut und als er von den seltenen Eigenschaften dieses Thieres hörte, bat er, man möchte ihm diesen Pudel als Andenken mitgeben. Man willigte in seine Bitte, ungeachtet der zwölfjährige Bauernbursche manche bittere Thräne darüber vergeß. Ohne Schonung trennte man dieses seltene Band und der Pudel mußte ehebestichtes nach der lebendigen Mumie alter Herrlichkeit am Tiberstrande ziehen. Mächtig ergriffen schien das arme Thier zu seyn, als man es in Rom in gute Verwahrung brachte. Wochenlang trauerte er und sein Auge verrieth, daß etwas ungewöhnliches im Innern vorgehe. So lange er nicht heiter war, dauerte die strenge Bewachung. Der Pudel schien dieß zu merken und änderte daher auf einmal sein Benehmen und heuchelte Treue und Anhänglichkeit. Dieß gab ihm Freiheit. Vertrauungsvoll ging sein neuer Herr mit seinem fröhlichen Pudel an einem Sonntage Nachmittags spazieren, und traf da einen guten Freund an, dem er von seinem treflichen Hunde erzählte. Sogleich wurden Proben seiner Kenntnisse versucht. Er apportirte den Stock, das Sackruch, den Stein aus dem Wasser, tanzte, stand Wache ꝛc. und bewährte sich als seltener Künstler einer Art. Nun legte der Bäcker ein kleines Stück Geld, ohne daß es der Pudel merkte, in ein Gesträuch und ging mit seinem Freunde, von der größten der Künste seines Hundes sprechend, ziemlich weit fort. Auf einmal standen Beide still und der Deutsche sprach zu seinem forschenden Pudel: „Such! such Pudel! such verloren!“ Der Treue suchte wirklich das Verlorene — seinen Jugendgefährten, und kam — ganz unerwartet nach viermonatlicher Abwesenheit von Rom zurück. Er hatte, zufolge seines Abganges und Eintreffens, was durch Briefe mitgetheilt wurde, diese große Reise in fünf Tagen gemacht. Ganz erschöpft kam er zu Hause an, bezeugte seine unverbrüchliche Treue, bezeugte namenlose Freude und freß begierig die ihm vorgesetzte Milch mit schwarzem Brode. Im Nu war die Speise verzehrt; doch ach! er fing am ganzen Leibe zu zittern an, brach dem erschrockenen Jungen zu und — starb in seinem Schooße.

## Pot-Pourri.

### Neuer Punsch.

Man nehme 18 Citronen, 1 Gramme geriebene Muskatennuß und 5 Grammen Zimmet, mache aus 12 dieser Citronen die

Digitized by Google

Kerne heraus und gieße über das Ganze eine Flasche Rum, den man 24 Stunden stehen läßt. Dann nehme man vier Flaschen Rum, vier Flaschen Wasser und zwei Pfund feinen Zucker, drücke den Saft der 18 Citronen aus, mische alles gut untereinander und siehe es in einem Porzellangefäß über das Feuer. Will die Flüssigkeit kochen, so gieße man allmälig unter fortwährendem Umrühren zwei Flaschen Milch darunter. Ist dieß geschehen, so nimmt man das Gefäß vom Feuer ab, bindet eine Serviette darüber und läßt es zwei Stunden stehen. Dann filtrirt man die Flüssigkeit bis sie ganz klar ist, zieht sie auf Flaschen und köpfelt diese gut zu. Man giebt diesen Punsch stets kalt, er ist sehr gesund und vorzüglich wohlschmeckend und hält sich sehr lange.

## Unglücksfall.

Man liest im Altonaer Merkur: „Im Dorfe Blunkau, adel. Guts Sierhagen, brach in der Nacht vom 11. auf den 12. Aug. in einer Hufe Feuer aus; dieselbe war von einer Familie mit 10 Kindern bewohnt, wovon das jüngste ¼ Jahr alt. Die Unglücklichen gewahrten die Gefahr erst, als bereits ihr Bett Feuer gefangen hatte. Alle, bis auf ein Kind, wurden mehr oder minder verbrannt. Die Kinder zu retten, stürzte sich der Vater wiederholt in die Flammen, die Mutter warf solche in der Angst aus dem Fenster, dem Vater entgegen; doch ehe noch Alle gerettet waren, stürzte die Decke des Zimmers ein, bedeckte die noch zurückgebliebenen unglücklichen Kinder und ihre Mutter und verletzte solche gefährlich. Es gelang zwar dem Vater, alle die Seinigen aus den Flammen zu ziehen, er selbst aber ward dabei schaudervoll verletzt, und soll vor einigen Tagen unter unsäglichen Qualen seinen Geist aufgegeben haben. Die Mutter und 8 ihrer Kinder liegen noch, zum Theil schwer verwundet, darnieder. Auf Anordnen des Besitzers, Grafen von Plessen, der sogleich herbeigeeilt war, wurden die Unglücklichen sofort untergebracht, ihnen Betten und alles sonst Benöthigte vom Haupthofe gesandt und Aerzte zu ihrer Behandlung herbeigerufen. Vater und Mutter und die beiden ältesten Knaben wurden in ein Zimmer, die übrigen Kinder in ein anderes Zimmer eines Hauses in Blunkau gebettet, ärztlich behandelt und gepflegt."

## Eine neue Schmuggelkist.

Ein englischer Jude erfann vor einiger Zeit eine besondere List, um Waaren nach England hinein zu schmuggeln. Er ließ in Boulogne Fässer von unregelmäßiger Form machen, sie mit Gips dick bestreichen und mit Kies, Muscheln und Seegras belegen, so daß sie aussahen wie die Kalkstücke, die in Menge an der Küste von Kent liegen. Diese Fässer wurden mit französischem Branntweine gefüllt, in der Nacht nach Dover herübergebracht und auf den Sand in das Wasser so gelegt, daß sie in der Ebbe trocken waren. Das Fahrzeug stach darauf wieder in See und verschwand. Bald nach Tagesanbruch erschien sodann einer der Schmuggler in Fuhrmannstracht mit einem Karren, fuhr vor der Wache vorbei an den Strand, lud gemächlich die scheinbaren Kalksteine auf, fuhr wieder vor der Wache vorbei und so fort, bis alles in Sicherheit gebracht war. Da kein Fahrzeug dabei zugegen war und nur eine Person sich bei dem Wagen befand, so wurde durchaus kein Argwohn erregt und der Jude betrieb dieses Geschäft eine ziemlich lange Zeit, bis es endlich zufällig entdeckt wurde.

## Die beste Toleranz.

In Prag hört man in Restaurationen oft dem Marqueur zurufen: „Eine Portion Toleranz!" Der Kellner bringt darauf sein geriebenen Käse und gebackenen Schnittlauch. Dieß, auf Butterbrod gelegt, wird als Toleranz genossen, und so haben denn schon viele Böhmen die dortige Toleranz im Magen.

## Anekdoten.

Kurz nach Einweihung und dem ersten Geläute einer Glocke äußerte eine alte plauderhafte Dame einem Herrn ihr Mißfallen, über den Klang dieser Glocke, und meinte, er sey zu hell und brumme nicht tief genug. „O," antwortete ihr dieser, „die Glocke ist noch jung, und kann getauft; ist sie erst einmal so alt wie Sie, meine Gnädige, dann wird sie schon brummen!"

Als man eine Dame bei einem rührenden Schauspiele fragte: Warum sie nicht weine? sagte sie: Ich würde wohl weinen, aber ich bin heute noch zu einem Souper eingeladen.

Zur größten Langeweile predigte ein Candidat; nur eine alte Frau weinte bitterlich. Dadurch geschmeichelt, fragte er, warum sie so gerührt sey? „Ach," schluchzte sie, „mein Sohn studirt auch, und wenn er keine bessere Predigt halten lernt, so ist mein Geld hinausgeworfen.

Ein Preußischer Gendarm zog einen Gastwirth mit seinem Tabak tüchtig auf und äußerte, daß derselbe einen furchtbaren Gestank in dem Zimmer verbreite.

„Wie können Sie denn Ihren eigenen Tabak tadeln?"

„„Meinen eigenen?""

„Ja, ja! Ich rauche Gendarmentabak!"

So nennt man nämlich eine Sorte ordinairen Rollentabak, der größtentheils in Berlin gesponnen wird.

## Deutsches Klingelspiel.

Welcher Fürst Deutschlands scheut am wenigsten das Wasser? — Großherzog Leopold, denn er beschäftigt sich täglich mit Baden.

Welche drei deutschen Fürsten können am ruhigsten bleiben? — Die, welche alle drei Anhalt besitzen.

Welcher Monarch machte sich nichts aus einem fleckigen Gesicht? — Der Kaiser von Rußland, denn er suchte alle Finnen zu bekommen.

Wo hatten die Dur-Arten keinen Takt? — In Jassy, wo es nur Moldauer (Moll-Dauer) gibt.

Welcher Fluß kann rechts und links in's Meer fließen? — Der Rhein, denn er hat die Waal (Wahl).

An welchen Wegen kann man die meisten Scherren finden? — An Norwegen.

Welcher Canton der Schweiz sollte der moralischste seyn? — Wallis, weil er sich nach Sitten richtet.

Welcher König in Deutschland ist der beste Forstnutzer? — Der König von Hannover, der Silber ꝛc. aus dem Harze zieht.

Welcher Monarch macht in allen Flüssen Geschäfte? — Der Kaiser von Rußland, weil ihm alle Reußen gehören.

Welche Krone erfordert das meiste Zartgefühl? — Die schwedische, denn ihr bester Theil besteht in Schonen.

Welcher Mann in Deutschland ist der höchste? — Der Wahmann.

Welcher Fürst hat es am bequemsten? — Der Sultan, weil er vom Divan aus regiert.

## Kurioses Stammbuch-Impromptu.

Wenn die Ochsen disputiren
Und die Reichen harmoniren
Und die Weiber nicht mehr zanken,
Dann soll unsre Freundschaft wanken!

Digitized by Google

№ 38.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aegypten. — Die Oeffentlichkeit. — Kartoffeljubiläum in Sachsen. — Zur Geschichte der weiblichen Handarbeiten. — Vulkane. — Post-Pourri. — Anekdoten.

## Aegypten.

„Aegypten ist ein Geschenk des Nils."

Das Nilthal bietet dem Beschauer ein imposantes Schauspiel dar; wechselsweise haftet das Auge auf den erloschenen Vulkanen von Nubien, den Pyramiden von Gizeh, den colossalen Ruinen von Theben, dem Fall der Cataracten, den wilden Landschaften am See Möris, den Natronseen von Arsinoe und den Sandebenen der Wüste. Bleiben nun aber gleich diese Gesichtspunkte fast sämmtlich das ganze Jahr hindurch dieselben, so gewinnen doch ihre Umgebungen durch die verschiedenen Jahreszeiten ein höchst verändertes Ansehen. Während unserer Wintermonate, wenn die für uns abgestorbene Natur alle ihre Kräfte erschöpft zu haben scheint, erfreut sich das Auge des Reisenden am Schmelz der Wiesen des Nilthals. Die Blüthen von Orangen- und Zitronenbäumen, so wie von tausenderlei anderen wohlriechenden Gesträuchen schwängern die Atmosphäre mit ihrem Dufte; Aegypten bildet dann einen einzigen köstlichen, nur etwas einförmigen Garten; es ist Alles eine unermeßliche Ebene, die in weißlichen hier und dort von kleinen Palmenwäldern besetzten Gebirgen ausläuft. In der entgegengesetzten Jahreszeit gewinnt die Landschaft ein anderes Ansehen: die Erde ist, je nachdem die Ueberschwemmung des Nils bedeutender oder unbedeutender gewesen, entweder moorartig und naß, oder trocken und in tausend tiefe Spalten zerrissen. Unermeßliche Felder, nur an ihren Deichrändern kenntbar, indem ihr Uebriges unter Wasser steht, oder weite leere, unangebaute Strecken, auf welchen man nur einige Dattelbäume, Kameele und Büffel, von nackten, abgemagerten und blassen Fellahs (Bauern) geführt, wahrnimmt, bilden abwechselnd die Ansicht dieses Landes.

Wie der landschaftliche Charakter Aegyptens vom Nil abhängig ist, so erblicken wir, wohin wir auch das Auge wenden mögen, überall in den physischen, wie in den religiösen, sittlichen und politischen Verhältnissen dieses uralten Staates den grossen bestimmenden Einfluß dieses Stromes, so daß man ihn in Bezug auf alle Zeiten für Aegypten das eigentlich schöpferische und erhaltende Prinzip nennen kann. So kam es denn auch, daß dieser wohlthätige Strom nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes gefeiert, sondern sogar als ein Gott verehrt wurde, der seinen Gottesdienst und seine Priester hatte. — „Aegypten ist ein Geschenk des Nils," in diesem Ausspruche ägyptischer Priester liegt die Andeutung des Entstehens dieses Landes. Zu einer Zeit, die weit jenseits der Erbauung der mehrere Jahrtausende alten Baudenkmäler an den Ufern des Nils liegt, stellten sich noch unüberwundene diesem Strome die steilen und zerrissenen Gebirge von Dschebel-Schilch als letzte Bergkette entgegen, die er zersprengen mußte, um in das Thal Aegyptens zu gelangen. Lange Zeit widerstand sie seinem Laufe und zwang ihn, seine Fluthen in das alte Lybien zu tragen, aus dem er Jahrhunderte lang ein blühendes Reich bildete, wo zahlreiche Bevölkerungen, nachdem sie vom Hunger aufgerieben waren, sobald er sie verlassen hatte, unter dem Sande der Wüste verschwanden. Zwar erschrickt die Einbildungskraft bei dem Gedanken des furchtbaren Unglücks, welches die Oberfläche dieser Gegenden bei dieser Katastrophe verändert haben muß; aber das düstere Gemälde hat auch seine wohlthätige Lichtseite, zu deren fernen wohlthätigen Folgen selbst noch unsere gegenwärtig gesammte europäische Civilisation gehört. Der 135 Meilen lange, von Süd nach Nord sich etwas westlich wendende Landstrich, den fast seiner ganzen Länge nach seitlich zwei Gebirgsketten begränzen, und der gegenwärtig den bewohnten und fruchtbaren, ungefähr 800 Quadrat-Meilen betragenden Theil Aegyptens in sich schließt, war vor dem erwähnten Durchbruche des Nils eine wilde, unbewohnte und gänzlich unfruchtbare Sandwüste, die im äußersten Norden, wo später das alte Memphis erbaut wurde, an einem Meeresarme endete. Da durchbrach der Strom die letzte, seinem Laufe entgegenstehende Mauer, schuf einen neuen Boden auf dem eroberten Raume, indem er durch den mit seinen Fluthen gemischten Schlamm die Wüste in eine fruchtbare Ebene verwandelte, und drängte endlich das Meer zurück, damit es dem Lande Aegyptens weiche, das er jährlich mit seinen Fluthen umfängt, um es befruchtend noch immer zu vergrößern. Südlich des Gebirgsdurchbruchs war anfänglich das Flußbett so erhaben, daß der Nil über hohe Felsenmauern hinwegschwamm, um in prächtigen Cascaden niederzufallen. Seitdem erlangte das Streben des Nils, den Felsen zu untergraben, fortschreitende Erfolge, welche, um dieses der Einbildungskraft deutlicher zu machen, man sich in drei Zeiträumen und drei Höhen des Wasserstandes denken mag. Der erste Zeitraum entspricht der Zeit des Herodot. In ihm ist das Bette des Flusses schon gesunken, und seine Fluthen fallen von geringerer Höhe auf den Meeresspiegel herab. Tausend Jahre nach Herodot, in der zweiten Epoche, hat der schroffe Fall aufgehört. Tausendjahre hierauf, in jetziger Zeit, hat der untergrabende Stoß der Fluthen nur Klippen im Laufe des Flusses zurückgelassen. Nach 400 oder 500 Jahren werden auch diese hervorragenden Klippen abgenutzt seyn, und der Fall von Assuan wird einem glatten Wasserstreifen gleichen, ähnlich den Cascaden unserer modernen Gärten. Der durchschnittlich den 132sten Theil des Wassers betragende Nilschlamm befruchtete aber nicht allein die wüste Mitte des 2 — 3 Meilen breiten Nilthales in Oberägypten, sondern diese Niederschläge bildeten, an dem ehemaligen Ausflusse des Nils in den jetzt verschwemmten Meerbusen immer weiter vorrückend, allmählig den ganzen jetzigen Boden von Niederägypten, drängten die Gränzen des Meeres fortwährend zurück und fügten so eine ganze neue Landschaft dem Thale der Thebais an. Vorzüglich ist das ganze Delta von Alexandria bis Memphis hinauf ein Resultat dieser Niederschläge, und dessen Grundlinie hat selbst seit Homers Zeiten in Bezug auf die Gestalt, wie auf die Zahl und Richtung der Arme des Nils bedeutende Veränderungen erlitten. Als Menes, der erste König von Aegypten, den Thron bestieg, bestand Niederägypten aus einem Meraste, der sich vom mittelländischen Meere ausdehnte bis zum See Möris, was eine Entfernung von sieben Schiff-tagereisen ausmachte, und nur mittelst der Erhöhung durch alljährliche Niederschläge ist dieses große

Digitized by Google

Gebiet zu einem bewohnbaren Boden umgewandelt. Die Insel Pharos, die jetzt ein 3300 Fuß langer Steindamm mit dem Lande bei Alexandrien verbindet, soll nach Homer einst eine Tagreise vom Lande abgelegen gewesen seyn, — und so haben wir mehrere Beweise für die mächtigen Wirkungen, welche die durch den Fluß 300 Stunden weit aus Abyssinien herabgeführten festen Bestandtheile des Nilwassers beim jährlichen Uebertreten des Flusses in Aegypten hervorriefen. Diese Erhöhung des Bodens geht so vorschreitend und regelmäßig fort, daß man sie auf etwa 4 Zoll in 100 Jahren berechnete. Rappell fand bei Fatjum am Rande eines ausgetrockneten Kanals horizontale Lager von Nilschlamm bis zu einer Höhe von 60 Fuß. Mag nun auch an einem solchen Orte durch zufällige Umstände die Anhäufung stärker seyn, als auf der Gesammtoberfläche, so geht doch immer daraus hervor, daß die obige Angabe über die Bildung des Bodens keineswegs falsch ist. Dieses wird noch deutlicher, wenn man die bei der alten Weltstadt Theben angestellten Nachforschungen in Betracht zieht. Alle ägyptischen Dörfer und Städte wurden auf künstlichen Schutt-Terrassen erbaut. Diese fand man bei Theben 18 Fuß tief, wo sie dann erst auf horizontalen Nilschlammboden aufliegen, der in unbestimmbare Tiefe hinabreicht. Dieß also ist das ursprüngliche Niveau des Nilthals, als Theben noch nicht erbaut war. Seit der ersten Grundlage der Stadt auf dieser künstlichen Terrasse hat sich das Nilthal um 18 Fuß gehoben. Berechnet man nach der oben angegebenen hundertjährigen Erhöhung des Bodens die Zeit, welche seitdem verflossen seyn muß, so ergeben sich beinahe 5000 Jahre vor Christi Geburt als der ungefähre Zeitpunkt der Erbauung Thebens. Erwägt man nun, daß Theben nicht die älteste Hauptstadt Aegyptens war, sondern Elephantine, so läßt sich ein Schluß machen auf das ungemein hohe Alter ägyptischer Kultur. — Bei diesem bedeutenden Antheile, den der Nil an der Bildung des ganzen Thales gehabt hat, ist gewiß ein näherer Hinblick auf die regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen dieses Gewässers von bedeutendem Interesse. Wenn im äthiopischen Hochlande, wo die Quellen des Nils und seiner Nebenflüsse an den Mondsbergen entspringen, der Schnee dieser Berge schmilzt und mit der Annäherung der Sonne vom Aequator her dort die periodischen Regenzüsse eintreten, was schon im April und Anfang Mai geschieht, schwellen die Flüsse dieser Landschaft an; hunderte von Bächen ergießen sich dann in den See Tzana, der sich dann unmerklich füllt und dem Nil eine große Menge Wasser zuführt. Gegen Ende des Maies erheben sich die Fluthen des Nils selbst; seine immer trüben und röthlichen, aber doch gesunden und wohlschmeckenden Wässer färben sich immer tiefer, bis sie einem Strome von Blut gleichen, beginnen im Juni auch in dem flacheren Unterägypten anzuschwellen und aus den Ufern zu treten, um das ganze Land zu beiden Seiten mit Wasser zu bedecken. Das Anfangs unmerkliche, in drei Tagen nur einen Zoll betragende Steigen der Fluth wird durch drei Monate hindurch immer mehr beschleunigt, bis sie Ende Juli ihre größte Höhe erreicht hat, wo dann die Wassermasse neunmal bedeutender wird als gewöhnlich. Dann beginnt sie wieder zu sinken und kehrt im Dezember in die gewöhnlichen Flußufer zurück. Der zuweilen eintretende Nordwind, welcher nicht nur die Wolken des mittelländischen Meeres nach den ägyptischen Gebirgen hintreibt, sondern auch den freien Abfluß des Stromes hindert, bringt nicht selten eine Störung in diese Regelmäßigkeit. Hat das Wasser seine größte Höhe erreicht, während welcher der Anblick Aegyptens höchst originell ist, indem es einem großen Meere gleicht, aus dessen Schoos Städte, öffentliche Gebäude und Straßen, welche die Verbindungen unterhalten, hervorragen, so werden in Aegypten alle Kanäle geöffnet und der Strom durch dieselben auf die Felder geleitet, um denselben seinen Schlamm und die Befruchtungsstoffe mitzutheilen; nur das Delta und der zunächst dahinterliegende Theil von Unterägypten wird ohne künstliche Kanäle von ihm im eigentlichen Sinne des Wortes überschwemmt. In den ältesten Zeiten war ein Steigen des Wassers von 16 Fuß hinreichend, um die erwartete Fruchtbarkeit zu erhalten; jetzt aber sind einige 40 Fuß dazu erforderlich, dann der ganze Boden des Landes ist durch den seit Jahrtausenden abgesetzten Schlamm bedeutend erhöht worden. Das allmählige Steigen wird an einem besondern Maßstabe, dem Mekias ( nilmesser), welcher bei der Nilinsel Rhodda, Alt-Kairo gegenüber, angebracht und schon in den ältesten Zeiten errichtet worden ist, beobachtet. Steigt der Nil auf 22 bis 23 Dra (ägyptische Ellen), so darf man ein äußerst fruchtbares Jahr erwarten, 18 giebt ein mittelmäßiges, 16 und darunter ein schlechtes, weil dann die wenigsten Felder gewässert werden können, und 24 und darüber ist ebenfalls nachtheilig, weil die Felder dann zu lange unter Wasser stehen. Im Jahre 1833 ist die Ueberschwemmung so schwach gewesen, daß sie Hungersnoth fürchten ließ, obgleich Aegypten seit langer Zeit von dieser Landplage freigeblieben ist. Indessen finden sich doch viele Beispiele davon; eines der ältesten wird im ersten Buche Mosis erwähnt, und im Jahre 427 der christlichen Zeitrechnung war die Hungersnoth so groß, daß ein kleines Meß Korn nach unserm Gelde über 6 Thaler kostete. Das Jahr 695 der Hegira war noch verderblicher für das Land; das Volk war gezwungen, das Fleisch der unreinsten Thiere zu essen, und der Gouverneur von Kairo ließ drei Banditen hängen, die man antraf als sie dem Körper eines von ihnen ermordeten Kindes aßen; ihre am Thore zum warnenden Beispiele aufgehängten Leichname wurden während der Nacht gestohlen und verzehrt; so groß war das Elend. Eine fürchterliche Pest war die Folge dieser Hungersnoth.

Kaum hat im November oder Dezember das Wasser die Fluren verlassen, so wird die Getreidesaat dem Boden anvertraut; zu gleicher Zeit blühen die Narcissen, die Veilchen, die Colocasien, und die Frucht des Dattel- und Sebstenbaumes wird geerndtet. Ausgangs Dezember verlieren die Bäume ihr Laubwerk, Kräuter und Blumen bedecken überall die Erde und geben ihr das Ansehen eines neuen Lenzes. Im Januar säet man Lupinen und andere Fruchtarten, Bohnen und Flachs; der Pomeranzen- und Granatbaum blühet, das Getreide schießt in Oberägypten in Aehren auf und in Unterägypten erndtet man Zucker, Senna und Klee. Im Monat Februar grünen alle Felder, man säet Reis, man erndtet Gerste; Kohl, Gurken und Melonen reifen. Im März blühen die Pflanzen und Stauden; man erndtet das im November gesäete Getreide. In der ersten Hälfte des Aprils ist Rosenernte, man säet Getreide und der Klee gibt einen zweiten Schnitt. Im Mai ist die Erndte für die Winterfaat; Akazien und Lausonien blühen, und Frühfrüchte, wie Trauben, Feigen, Johannisbrod und Datteln werden eingesammelt. Im Juni ist in Oberägypten Zuckerernte. Der Monat Juni bringt das Séen von Mais und Reis, die Erndte des Leins und der Baumwolle und eine Fülle von Trauben in den Umgebungen von Cairo. Im Monat August ist der dritte Kleeschnitt, die Blüthezeit der Sebstume und des Jasmins; Palmen und Weinstöcke sind mit reifen Früchten beladen. Die Pomeranzen-, Citronen-, Tamarinden-, Oliven- und Reisernte zeigt den Monat September an. Endlich im Oktober ist wieder Saatzeit, das Gras erhebt sich hoch genug, um das Vieh zu verbergen, die Akazien und andere stacheligen Stauden sind mit wohlriechender Blüthe bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Oeffentlichkeit.

Aus dem Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Wie die Pflanze des Lichtes bedarf, um sich zu einem wahren organischen Leben zu entwickeln, so bedarf das Leben der Oeffentlichkeit, wenn es sich zu wahrer Gesundheit und Kraft erheben soll. In dem Dunkel wächst nur das Schlechte, was zusammenschrumpft, so wie es von dem Strahle der Sonne berührt wird, und nur in der Finsterniß gedeihet das Böse. Es ist ein unvertilgbarer Zug der menschlichen Natur, das Unrecht

Digitized by Google

doch zu fühlen, wenn auch Erziehung und böses Beispiel es beinahe zum Recht gemacht haben, und sich dessen vor Andern zu schämen. Den Gipfel der Verdorbenheit, wo man sich nicht scheut, sich öffentlich zu Dem zu bekennen, was das Gewissen verdammt, ersteigen nur Wenige, und wenn es geschieht, so ist es ein Zeichen des nahenden Falles. Das Rechte bedarf der Verheimlichung nicht, es gewinnt an Kraft, wenn es von dem Lichte durchwärmt, geläutert und belebt wird. Die Anerkennung, welche es findet, reizt Andere zur Nachfolge, sie weckt den Muth und die Lust zum Guten; denn in der Regel gehört mehr Muth dazu, vollständig das Rechte zu thun, als ein Unrecht zu begehen, schon aus dem Grunde, weil man von den Gewissenhaften, die durch ein Unrecht gekränkt werden, seine unerlaubten Mittel der Rache zu besorgen hat, wohl aber von Denen, welche sich durch die Pflichtmäßigkeit Anderer in ihrem Treiben gestört sehen.

Die Oeffentlichkeit ist die stärkste, ja fast die einzige Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit im Staatsleben; wie aber Wahrheit das Leben des Einzelnen zur Harmonie bringt, so ist sie für den Staat die Grundbedingung aller wahren Würde; Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit sind die drei Kronen des Staats, die drei Grundpfeiler, die drei großen Lichter, welche allein ihm innere Festigkeit, Glanz und Heiligkeit geben. Ohne Oeffentlichkeit aber giebt es keine Sicherheit für die Wahrheit, wie es mit Oeffentlichkeit kein Versteck für die Lüge giebt. Schillers bekanntes Wort: das sey der beste Staat, von dem man am wenigsten spreche, ist eins jener verschrobenen Urtheile, welche das Suchen nach epigrammatischer Schärfe öfters hervorbringt; es möchte eher der Staat Anspruch auf höhere Vollkommenheit haben, welcher die wenigsten Staatsgeheimnisse hat, oder welcher aus dem Handeln seiner Regierung so wenig als möglich ein Geheimniß macht. Es kommt wohl vor, daß das Gelingen eines Plans Geheimhaltung desselben erfordert: das sind aber nur vorübergehende Geheimnisse, welche, sobald sie ihr Ziel erreicht haben, sich kennen zur Publicität aufstehen. So lange eine Unterhandlung im Gange ist, lehnt die Staatsregierung Englands alle Aufforderungen des Parlaments ab, die darauf bezüglichen Papiere vorzulegen, und die entschiedenste Opposition erkennt dieß an; aber so wie die Sache zu Ende ist, müssen alle Papiere vorgelegt werden, und der Minister, welcher dabei noch irgend etwas verheimlichen wollte, würde sich der schwersten Verantwortung aussetzen. Nicht allein die Würde der Regierung, sondern auch die Moralität des Volkes fordert die Oeffentlichkeit. Es ist nicht der Drang der Neugierde, nicht die Sucht, über die Dinge zu sprechen, welche über dem Horizonte der Menge liegen, nicht das Streben nach einer Art von Mitregierung der öffentlichen Meinung, welche das Verlangen nach Oeffentlichkeit unterhält und verbreitet. Aufrichtigkeit erzeugt Vertrauen, macht empfänglich für Belehrung, erweckt das Gefühl, daß man schuldig sey, zu dem Streben und Wirken des Ganzen das Seinige redlich beizutragen, und daß es nicht nur unrecht, sondern auch unklüchtig sey, der Regierung das Schuldige (in Abgaben und andern Leistungen) zu entziehen. In der Oeffentlichkeit bewährt sich die Aufrichtigkeit und die Treue der Regierung, und dann kommt ihr, nach dem alten deutschen Sprichworte: „Treuer Herr, treuer Knecht", die Treue und der gute Wille des Volkes entgegen. Wenn die Völker wissen, wofür sie steuern und dienen, und daß ihr Schweiß und Blut zu gerechten und nützlichen Zwecken verwendet wird, so fehlt es nie an williger Gehorsam. Die höchste Blüthe und Volksentwickelung, die Glanzpunkte in dem Leben der Völker, fallen stets in solche Zeiten, wo die Oeffentlichkeit wenigstens in den Kreisen herrschte, in welchen die Pulse des Volkslebens am kräftigsten schlugen.

Die Oeffentlichkeit ist nahe verschwistert mit Preßfreiheit, kann aber doch ohne sie bestehen, so wie sich auch Preßfreiheit ohne Oeffentlichkeit denken läßt. In England war schon lange Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, in den Verhandlungen des Parlaments und fast der ganzen Staatsverwaltung, ehe die Censur definitiv aufgehoben wurde, und neben voller Preßfreiheit könnte ein strenges System der Geheimhaltung aller amtlichen Verhandlungen und Notizen bestehen. Aber allerdings würde Eines das Andere bald nach sich ziehen, weil sie beide den Hauptzweck haben, alle Theile des Staatslebens mit dem vollen Lichte der Wahrheit zu durchdringen und alles Unrechte an den Tag zu bringen. (Also Preßfreiheit — aber keine Preßfrechheit!)

## Kartoffeljubiläum in Sachsen.

Noch ein Jubelfest steht in diesem Jahre bevor: das erste hundertjährige der allgemeinen Anpflanzung der Kartoffeln in Sachsen. Zu einer solchen Feier wird von Dr. A. G. Moser, Pastor in Sieda bei Eisenberg im Herzogthum Altenburg, durch eine so eben erschienene Schrift eingeladen, welche den Titel führt: „Fromme Lieb' und Freude Feuerklänge. Zum ersten hundertjährigen Jubiläum der allgemeinen Anpflanzung der Kartoffeln als Nahrungsmittel in Sachsen. Nebst Mittheilungen über Kartoffeln und einer Lebensbeschreibung Franz Drake's, des Mannes, unvergleichlich großer Verdienste um Menschenwohl und Menschengluck. Mit einem Bildnisse F. Drake's und einigen Gedichten zur Feier eines allsächsischen Kartoffelfestes für sämmtliche sächsische und ländliche Schuljugend. Eisenberg, Schönicke'sche Buchhandlung." (Preis 8 Gr.) Es enthält diese, gewiß in jeder Beziehung dankenswerthe Festgabe eine Anzahl Gedichte verschiedener Verfasser, Mittheilungen über Kartoffeln (Naturgeschichte u. s. w.) und kurze Geschichte ihrer Einführung und Verbreitung, namentlich in Sachsen, eine biographische Skizze F. Drake's vom Herausgeber, und schließlich einen Anhang von Gedichten nebst Angaben der Melodien zu einer allsächsischen Kartoffelfestfeier, wieder von verschiedenen Verfassern. „Was die Einbringung der Wunderfrucht nach Europa betrifft, so geschah sie zuerst im Jahr 1565 durch John Hawkins, einen Sklavenhändler, und kam zwei Jahrzehnde später durch einen Admiral, Peter Raleigh, der wir jener, sie aus ihrem ursprünglichen Vaterlande Südkolumbia mit nach Irland brachte. Die Frucht blieb in Irland unbekannt und uneingeführt; auf dem Landgute des Ersteren gerieth sie sogar bald wieder in gänzliche Vergessenheit. Der Mann, der Einzige, dem der unsterbliche Ruhm ihrer folgenreichen Einbürgerung gebührt, ist F. Drake. Als derselbe sie 1586 auf einem seiner Eroberungszüge aus Kolumbia mit nach England gebracht hatte, wirkte er daselbst für eine ausgebreitete Betreibung des An- und Fortbaues dieser unschätzbaren Gottesgabe so schnell und kräftig, daß die Bahn ihrer Verbreitung von dieser europäischen Insel aus unglaublich bald auch in andere Ländertheile des Namens ihren Anfang nahm. Aus England kam die neue angepriesene Frucht zunächst in die Handelsstädte Niederlande, von wo aus schon 1688 Proben derselben nach Deutschland verschickt wurden. In Frankreich sie einzuführen, kostete einem gewissen Parmentier viel Mühe. Man speiste sie an der königlichen Tafel zu Paris noch 1615 als etwas ganz Rares. Schwieriger, wo man ihre Blätter noch heute als Tabak gebraucht, erhielt sie 1726 durch Jonas Alströmer. In der Schweiz waren sie 1730 schon ziemlich eingeführt. Gleich ungewiß langsam erfolgte ihre Einführung oder Verbreitung in Deutschland. Theils glaubte man, daß sie nur für's Vieh gut tauglich, den Menschen dagegen Gift wären, theils stand denselben auch wohl jene blinde Abneigung vor dem angerühmten und viel empfohlenen Neuen entgegen. Ins Mecklenburgische kamen sie im Jahr 1708. Im Württembergischen wurden sie 1701 durch einen Nürnberger, Anton Seinert, bekannt. Im Laufe des Jahres 1647 brachte sie ein böhmischer Bauer, Hans Rogler aus Seid, zum Verkauf nach Sachsen, wo sie nachher durch einen sächsischen Bauer eingebracht wurden."

Digitized by Google

## Zur Geschichte der weiblichen Handarbeiten.

Eine englische Dame hat über diesen Gegenstand ein Buch geschrieben und dadurch den anschaulichsten Beweis geliefert, daß man — was bisher als unmöglich galt — ein Bleustrumpf sein und doch den Strickstrumpf lieben kann. Denn der letztere wird von ihr, ebenso wie alle damit verwandte Beschäftigungen, lebhaft in Schutz genommen. Es seyen die Handarbeiten, meynt die Verfasserin, ein des weiblichen Berufes weit würdigerer Zeitvertreib, als das jetzt auch in England in Mode gekommene Lesen von Romanen aus Leihbibliotheken. Das Buch nennt sich: „Die Kunst der Stickerei von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage," doch hat das englische Wort für „Stickerei" (needlework) eine viel allgemeinere Bedeutung, und wird auch von der Verfasserin, die mit den Geweben der Penelope beginnt und mit den Tapisserie-Arbeiten nach Berliner Stickmustern ihr gelehrtes Werk schließt, so verstanden. Als Herausgeberin desselben ist auf dem Titelblatte die „sehr ehrenwerthe Gräfin Wilton" genannt, doch gilt diese Dame nur als Protectrice der Schrift, die dadurch in der fashionablen Welt eingeführt und hier um so mehr Käufer finden wird. Indessen hat das Werk auch einen historischen Werth, da es nach englischen Originalquellen einige recht interessante Schilderungen von dem Leben der Frauen im Mittelalter und in den letzten Jahrhunderten liefert. Die Verfasserin meynt mit Recht, daß die weiblichen Handarbeiten erst im Mittelalter und zwar durch die Klöster eine größere Bedeutung und Ausbildung erhalten hätten. Nonnen, die ihr beschauliches Leben nicht würdiger zu verbringen wußten, seyen die ersten Meisterinnen und Lehrerinnen in der Kunst der Stickerei gewesen. Schon im Mittelalter hätten jedoch die englischen Arbeiten dieser Art einen weitverbreiteten Ruf gehabt, und am päpstlichen Hofe hätten sich die gestickten Gewänder englischer Geistlichen dermaßen ausgezeichnet, daß die Päpste selbst sich Stickereien in England bestellten. Die sogenannten Kragen à la Maria Stuart (ruffs) wurden am Hofe der Königin Elisabeth in solcher Größe getragen, daß eine in vollem Staat an der Tafel sitzende Dame genöthigt war, sich eines Löffels von zwei Fuß Länge zu bedienen. Die Stickereien an solchen Kragen wurden zu ihrer Zeit nicht weniger bewundert, als jetzt die Ausstellungen der Miß Linwood in London, deren Portraits, Landschaften und historische Stücke eine förmliche Galerie von Arbeiten der weiblichen Nadel bilden.

## Vulkane.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Januar (7. bis 8. Febr.) um Mitternacht erfolgte 15 Werste von der Stadt Baku am kaspischen Meere), bei dem Dorfe Bakilchli, ein vulkanischer Ausbruch mit einem unterirdischen Getöse, welches auf 30 Werste weit zu hören war. Den Auswurf der Flammen konnte man auf 40 Werste weit sehen, und bis zum Morgen erschien er wie ein hellloderender Scheiterhaufen. In einem Umkreise von drei Werften wurden Erdschollen ausgeworfen; ein dicker schwarzer Rauch erhob sich gleich einer ungeheuren Säule, wurde gleich einer Gewitterwolke nach der Richtung des Windes fortgetrieben, und hinterließ auf einem Raume von 40 Werften eine Menge kleiner hohler schrotähnlicher Kügelchen, welche aus der verbrannten mit Schwefel gemischten Materie sich gebildet hatten. Am folgenden Tage erlosch zwar die Flamme, allein die Erde wogte noch heftig, und von Zeit zu Zeit erfolgten kleine Ausbrüche. Aus verschiedenen Stellen floß auch Lava hervor, jedoch weit weniger als im Jahr 1830 bei dem Auswurf des Maßafür'schen Berges. Nach dem Ausbruche war die Luft in weitem Umfange mit Schwefel geschwängert. An vielen Stellen hat die Erde so breite Risse erhalten, daß man es nicht wagt, das Vieh dort weiden zu lassen.

## Pot-Pourri.

### Das Leben ein Tanz.

Mein das Jahrhundert ein Tanz! Das Guttenbergsfest hat neuerdings eine „Bürstenabzug-Gallopade", einen „Setz-Cotillons" und eine Preß-Quadrille hervorgerufen! Wann kommt ein „Tourwisier-Walzer" oder eine „Lafarge-Menuette?" Das Jahrhundert macht überhaupt viele Sprünge, und die Musik fehlt auch nicht dazu. Thiers tanzt ein großes heroisch-komisches Solo, die vier Großmächte arangiren eine Quadrille. Rußland wird stark von den tscherkessischen Nationaltänzen in Anspruch genommen. Der ganze Orient ist eine sehr verwickelte Cotillons-Figur. Mehemed Ali hat sich in einen französischen Contredanse eingelassen, der ihn etwas schwitzen macht, und die pyrenäische Halb-Insel taumelt in einem wahnwitzigen Fandange herum. Die Folge wird lehren, wer zu diesen politischen Gesellschafts-Tänzen der Gegenwart die Tanzmusik aufspielt.

### Ein russischer Soldat.

Bei der entsetzlichen Sturmfluth in Petersburg 1824, die so großes Unglück anrichtete, erschien der Kaiser auf dem Balkon des Winterpallastes. Man stattete ihm da Bericht ab von dem, was geschah, und er gab seine Befehle. Da kam ein Soldat, der Schildwache gestanden hatte und mit seinem Schilderhäuschen von der Fluth fortgerissen worden war, in diesem wie in einem Kahne dahergeschwommen. Als er vor dem Winterpallast den Kaiser erblickte, stand er auf seinem zerbrechlichen Fahrzeuge auf und präsentirte vor dem Kaiser das Gewehr. Aber in demselben Augenblick schlug eine Woge über ihm zusammen. Der Kaiser schickte sogleich ein Boot ab; zum Glück konnte der Soldat schwimmen, erhielt sich so auf dem Wasser und wurde gerettet.

### Beschidene Anfrage.

Ein Gläubiger schrieb an seinen Schuldner einen sehr groben Mahnbrief, den er mit den Worten schloß: Ich kenne die Gesetze sehr genau und werde Ihnen eine Klage auf den Hals schicken, an die Sie Ihr ganzes Leben sollen zu denken haben. — Der Schuldner antwortete mit sehr höflichen Entschuldigungen und schließ seinen Brief also: Schließlich bitte ich Sie, da Sie, nach Ihrer eigenen Angabe, die Gesetze so genau kennen, mir gefälligst berichten zu wollen, ob es eine Injurie wäre, wenn ich an Sie schriebe: Er ist der ärgste Grobian, gemeinste Wucherer und unverschämteste Spitzbube, der je, zur Schande der Menschheit, auf zwei Beinen herumgelaufen ist?

## Anekdoten.

Auf einer Reise von Krain wurde der verewigte Kaiser Franz von einem Postillon umgeworfen. Glücklicherweise nahm er keinen Schaden; aber der Postillon in seiner Angst glaubte sich des Todes und wußte nicht Worte noch Geberden zu finden, um sich zu entschuldigen und Gnade zu erflehen. „Hat Gottlob nichts gemacht," sprach ihm der Kaiser tröstend zu, „sey froh, daß du nicht den Kreishauptmann umgeworfen hast."

In Tyrol luden einst den Kaiser Franz die Schützen eines Ortes, die eben ein Schützenfest veranstaltet hatten, ein, sie durch einen Schuß zu beehren. „Dazu bringt ihr mich nicht," sagte der Kaiser, „ich weiß schon, daß ihr das Loch in die Scheibe voraus gebohrt habt."

### Amerikanischer Puff.

Ein New-Yorker Blatt sagt: Ein Mädchen trank aus Irrthum eine Flasche Oel aus, womit man blonde Haare schwarz färbt. Nach einigen Stunden wurde es komplett zu einer Negerin.

### Das Leben.

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sey lustig! — geht es nicht, so sey vergnügt.

Digitized by Google

№ 39.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aegypten. — Erdbeben des Ararat. — Der Cotillon. — Pot-Pourri.

## Aegypten.

(Schluß.)

Dieses ganze Bild des fast unvergleichlichen Reichthums und der großen Mannichfaltigkeit der Vegetation ist, wie gesagt, einzig und allein der Erfolg der Ueberschwemmungen des Nils. Eine unausbleibliche Folge dieser jährlichen Ueberschwemmungen und Schlammniederschläge ist die schon früher angedeutete allmählige Erhöhung des Bodens und diese führt in den Jahren eines geringern Anschwellens des Stromes den Uebelstand mit sich, daß dann die höher hinausgelegenen Ufer eine Besruchtung entbehren müssen. Dazu kommt noch, daß die den fruchtbaren Erdstrich Aegyptens begränzende Wüste nicht nur ein Land der Ruhe und des Todes, sondern auch ein gefährlicher Feind des Thales, wo Thätigkeit und Leben herrscht, ist; ihre Sandwogen reißen, durch Winde aufgetrieben, an verschiedenen Orten allmählich das fruchtbare Land an sich. Das ist das Schicksal des Stromlandes seit manchem Jahrtausend gewesen. Ueberblickt man den ganzen Stromlauf, so kann man sich unmöglich der Vermuthung erwehren, daß einst der ganze Zug der einzelnen fruchtbaren, mitten im Sandmeere gelegenen Flecken (Oasen), der dem linken Nilufer folgt, mit dem Strome in Verbindung war. In dem Maaße, als der Strom nordwärts Land ansetzte, verengerte sich sein oberes Thal, nur einzelne, durch Quellen begünstigte Stellen blieben als Oasen im Sandmeere zurück, welches die Verbindung zwischen ihnen und dem Stromthale abschnitt. Nur die von Klugheit geleitete Hand des Menschen vermag durch Regulirung der Ueberschwemmung nicht nur das jetzige fruchtbare Gebiet Aegyptens in ungeschmälerter Größe zu erhalten, sondern auch wohl ganze Königreiche dem Sandmeere abzugewinnen. Eine historische Schilderung dessen, was von der eben ausgesprochenen Ueberzeugung geleitet, die menschliche Thätigkeit in der Vorzeit entfaltet und errungen hat, würde ganze Bände füllen, aber auch selbst noch in gedrängtester Kürze sehr unsere Leser wenig Interesse darbieten; hier möge uns ein Bild dessen genügen, was Mehemed Ali, zunächst durch seine Herrschaft über den Nil, für die Bodenkultur Aegyptens und dadurch für die gesammten Angelegenheiten seines Volkes geworden ist.

Die dreite Grundlage, worauf der Bau aller Organisationen und Reformen gegenwärtig in Aegypten ruht, ist die Verwandlung alles Grundbesitzes in Staatseigenthum oder Domainenbesitz. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Beziehung des Nils zum Lande. Nicht die Beschaffenheit des Bodens bestimmt in Aegypten den Werth eines Grundstücks, nicht der Fleiß in der Bebauung sichert einen günstigen Ertrag, sondern der Wasserzufluß entscheidet einzig und allein den Werth der Ländereien, weil er die Elemente für das Pflanzenreich mit sich bringt. Der Eigenthümer des Nilwassers ist daher als der wahre Eigenthümer des Grundstückes zu betrachten, weil die Fruchtbarkeit einzig und allein von ihm abhängt. Bei uns in Europa zieht der Landmann einen größern oder geringern Ertrag aus seinem Felde, je nachdem er es mehr oder minder fleißig bestellt; der Erfolg seiner Arbeit hängt freilich von der Witterung ab, aber nur die Vorsehung allein kann ihm den so nothwendigen Regen senden oder versagen, der Mensch ist hierbei ganz ohnmächtig. Nicht so verhält es sich in Aegypten. Die Regierung kann den Lauf der Gewässer verändern, sie kann die Flächen des zu bewässernden Landstriches durch zweckmäßig ausgeführte Wasserbauten vergrößern oder sie durch Vernachlässigung der nothwendigen Maßregeln verringern. Die Regierung hat also die Macht in den Händen, eine dürre Sandwüste in fruchtbares Erdreich, und umgekehrt, von ehemaligen Ablagerungen des Nils gebildete fruchtbare Erdstriche in eine ausgestorbene, unfruchtbare Wüste zu verwandeln. Darum ist es begreiflich, wie das Volk unter solchen Umständen und bei der wichtigen Rolle, welche die Regierung in der Kultur des Landes spielt, daran gewöhnt ist, sich kein Eigenthum ohne Einmengung der Regierung zu denken. Der ägyptische Landmann, der Fellah, hat zu keiner Zeit wahres Eigenthum besessen, und als er es besaß, verlor Aegypten seine Fruchtbarkeit und sein Ansehen. Der Bewohner der Kopte und Araber, entbehrte alle die Eigenschaften, welche zur vernunftgemäßen Bewirthschaftung des Landes erforderlich sind. Der Masse nach ist die heutige Bevölkerung wenig von jenen Schaaren verschieden, die von den Pharaonen zusammengetrieben an den ungeheuren Katakomben und Tempeln arbeiteten und die colossalen Obelisken aus dem Felsen schnitten. Der ägyptische Fellah ist habsüchtig, aber faul; er ist klug, wenn er etwas erlangen will, aber sinkt sogleich wieder in Trägheit und stumpfsinnigeß Hinbrüten zurück, wenn er erlangt hat, was er gedtaucht, und was seine Bedürfnisse für heute befriedigt; der morgende Tag kümmert ihn nicht. An Vorausssicht, an Sorge für die Zukunft, an Ersparung auf unvorhergesehene Fälle ist bei ihm nicht zu denken. Er ist schlau, wenn es gilt, die Vorgesetzten zu übervortheilen, zu betrügen; er läßt Gewonnenes lieber verkommen, als daß er seine Obliegenheiten gegen die Regierung erfüllte; er ist anstellig und gelehrig, aber er hasst das geduldene Leben, das seinem unstäten Herumtreiben Gränzen setzt und ihn an Ordnung gewöhnt, die von der Sitte, von dem Herkommen der Väter abweicht. Alles ist bei ihm ein ewiges Einerlei, Alles geht wie vor tausend Jahren in demselben Geiste fort. Unter solchen Umständen verkümmert der Ackerbau und der Boden wird nur beackert, so weit es zur Leibesnothdurft hinreicht; darüber hinaus keinen Schlag mehr. Der ägyptische Araber weiß, welchen Werth der Nil für das Land hat; aber bei diesem Wissen läßt er es bewenden. An künstliche Ableitung und Vertheilung der Wasser, an den Aufbau der Dämme, an Legung von Kanälen oder Schleusenbau denkt der Mann der Wüste nicht. Daher war der Ackerbau, die Grundlage der möglichen Macht Aegyptens, bei dem Regierungsantritte Mehemed Ali's noch so träge und träger als vor 2000 Jahren. Es galt eine bessere Wirthschaftsmanier, wie sie der Pascha in Europa gesehen, und edlere Produkte einzuführen, so wie das Land und das Volk, so weit es die Natur bisher zuließ, zu europäisiren. Die dadurch nothwendig gewordenen neuen Organisationen machten eine größere Last der Abgaben nothwendig, die das Volk nicht erschwingen

Digitized by Google

konnte, so lange es noch unfähig war, sich die Last der Abgaben durch Thätigkeit zu erleichtern, und in seiner Rohheit nicht begreift, wie es seine Erwerbsmittel erweitern, seinen Wohlstand vergrößern könnte; es blieb an der alten Wirthschaftsmanier kleben, und indem es sich zufrieden fühlte, wenn es das Nothwendigste sich erwarb, trat zwischen die Ansprüche der neuen Regierung an die Fruchtbarkeit und die schlummernden Mittel des Landes und zwischen die Leistungen der Unterthanen, die von dem alten Schlendrian nicht loskommen konnten, eine ungeheure Kluft, an der alle Reorganisationsversuche hätten scheitern müssen, wenn Mehemed Ali nicht die Mittel gefunden hätte, das Volk zu erhöhter Thätigkeit zu zwingen. Das einzige war aber die Erklärung, daß die bisherigen Besitzer des Grundes nur die Nutznießer desselben seyen. Es ist nicht schwer zu zeigen, daß der Augenblick, worin der Pascha diese Maßregel unterzeichnete, derjenige der Wiedergeburt Aegyptens ist. Es ist der Vortheil der Regierung, den Ackerbau in den Händen derer zu lassen, mit welchen sie zufrieden ist. Es ist ihr Vortheil nicht minder, den Bebauer entfernen zu können, sobald er ihren Wünschen nicht entspricht. Aus dem Ersten folgt, daß die große Menge der Fellahs den Grund, den sie bebaut, als ihr in Erbpacht überlassen betrachten darf, und hinlängliche Bürgschaft für die zur Zufriedenheit des Hausvaters unentbehrliche Aussicht auf die Dauer des Erwerbes hat. Aus dem Zweiten ergiebt sich für das Land der Nutzen, daß die Fleißigern und Brauchbaren in die bessere Lage gesetzt und jeder Cultur die zweckmäßigsten Leute zugewiesen werden können.

Die consequente Durchführung jener Maßregel erklärt alle übrigen Einrichtungen; mit ihrem Werthe oder Unwerthe steht und fällt der ganze Staatsorganismus, den Mehemed Ali eingerichtet hat. Er ließ eine Vermessung aller Grundstücke und Anfertigung von Lagerbüchern veranstalten, worin nicht allein der Flächeninhalt, sondern auch die Beschaffenheit der vermessenen Felder bezeichnet wurden. Von der Einziehung zu Staatseigenthum war weder das Besitzthum der Moscheen (Wakf), eine Art Schenkungen, die in früherer Zeit Eigenthümer den religiösen Instituten übertragen hatten, um sich dadurch gleichsam als Lehnsträger der Moscheen von den Abgaben frei zu machen, noch die erbpachtlichen Ländereien (Multezimes) ausgeschlossen; sie wurden vermessen und eingezogen und den Moscheen ihr Bedarf aus der Staatskasse, den Multezimes gegen zeitweilige Pension, die dem ursprünglichen Belaufe ihrer Pension gleichkommt, bewilligt. Die Regierung, als die einzig wirkliche Eigenthümerin des Grundes und Bodens, theilt die kulturfähigen Ländereien unter die Grundbebauer oder Fellahs, die demnach nicht mehr Eigenthümer, auch nicht Besitzer, sondern bloß zeitweilige Nutznießer sind. Es wird nicht bloß bestimmt, wie viele Feddans oder Morgen Landes eine Familie erhalten soll, sondern auch mit welchen Früchten sie ihre Aecker zu bestellen hat. Die Regierung hat alle Bodenerzeugnisse in drei Klassen getheilt; in der ersten steht der Dura (eine Art Sommergetreide), der dem Fellah ungeschmälert zur Nahrung überlassen bleibt; in der zweiten sind Getreide, Gerste, Waizen und die Hülsenfrüchte, von denen der Fellah gewöhnlich die Hälfte oder zwei Drittel der Ernte, seit 1833 aber nur so viel in die Magazine der Regierung liefert, als seine jährlichen Abgaben betragen; in der dritten Klasse stehen alle übrigen Produkte als Reis, Baumwolle, Zucker, Opium, Krapp u. s. w., die alle dem Pascha gehören, der sie nach einem bekannt gemachten Tarife und zwar für einen Preis, der in keinem Falle zwei Drittel des Marktpreises übersteigt, sich den Fellahs einkauft und in seinen Magazinen aufspeichert. Für das, was die Obereigenthümerin des Landes und der Erzeugnisse desselben dem Fellah überläßt, zahlt er als Abgabe den Miri, einen Pachtzins oder eine Grundsteuer, die je nach der Güte des Bodens von 10 auf 16 Francs für den Feddan steigt. Die Bestimmung, welche Anzahl Feddans und mit welcher Fruchtgattung sie zu bestellen sind, und die Aufsicht der Behörden über die pünktliche Ausführung sind streng. Sind z. B. einem Fellah 12 Feddans angewiesen, so muß er zwei davon mit Getreide, drei mit Baumwolle, zwei mit Reis, einen mit Zucker, einen mit Indigo, einen mit Klee und einen mit Dura bepflanzen. Was der Fellah sonst an landwirthschaftlichen Geräthen, an Gegenständen für seinen Hausbalt, an Kleidung und Sämereien bedarf, das erhält er zu festgesetzten Preisen aus den Regierungsmagazinen; der Betrag dafür wird ihm an der Ernte abgezogen. Selbst die Maschinen und Stiere, die ihm zur Bewässerung seiner Aecker erforderlich sind, leiht ihm die Regierung, aber gegen Abzüge von dem Erndtertrage. Außerdem muß der Fellah noch eine, nach den Vermögensumständen verhältnißmäßige Kopfsteuer bezahlen. Selbst das Vieh ist besteuert, und wenn Ochsen und Kühe an die Schlächter verkauft werden, so gehört die Haut noch obendrein der Regierung; wer sich eine Niederlage hält, zahlt jährlich 2 Pfund Sterling. Verbietet dem Fellah von dem ihm überlassenen Antheile am Erndtertrage und von der Viehzucht ein Rest übrig, den er auf den städtischen Märkten in Geld umsetzen möchte, so darf er kein Getreide doch nicht eher zur Stadt bringen, als bis die Magazine der Regierung bis auf den letzten Scheffel ausgekauft sind, und auch dann noch trifft ihn die städtische Consumtionssteuer, die sich auf alle Bedürfnisse des Lebens erstreckt, insofern sie von anders her, als aus den Niederlagen des Paschas zugeführt werden. Kein Gegenstand und wäre er noch so geringfügig, kann verkauft werden, ohne Abgabe zu bezahlen. So selbst es in Aegypten an Brennmaterialien; man verfertigt deren künstliche aus einer Mischung von Stroh und Kuhmist, darf sie aber nicht auf den Markt bringen, ohne eine Abgabe dem Einnehmer zu entrichten. Man nennt dieß eine Apalte. Man darf im Nil nicht fischen, ohne eine Apalte; der Fellah bezahlt eine besondere Abgabe für seine Palmbäume zugleich mit dem Miri; aber er darf die Palmzweige eben so wenig als die bastartige Rinde, aus welcher Taue gewunden werden, verkaufen, ohne eine abermalige Apalte; er darf seine Hühner, seine Eier nicht zum Verkaufe nach der Stadt bringen, ohne eine Apalte; mit einem Worte, es giebt nichts, durchaus nichts, was nicht besteuert, besteuert wäre. Hat endlich der Grundbauer alle seine Pflichten redlich erfüllt, hat er seine Abgaben und den Erndtezetrag in die landesherrlichen Niederlagen richtig abgeliefert, so daß er nach Verlauf von vier Jahren, wenn die Regierung ihre Rechnung mit dem Fellah über das, was er ihr und sie ihm innerhalb vier Jahren geliefert hat, abschließt, mit Zuversicht erwartet, er habe ein Guthaben und dieß werde ihm in Baarem ausgezahlt, so ist seine Hoffnung eine Täuschung. Die ihm zukommende Summe behält die Regierung als Bürgschaft für die Bezahlung der andern Fellah's seines Dorfes zurück, die sich noch im Rückstande befinden, oder sie setzt sie auf Rechnung verschuldeter Fellahs. Diese Zahlungsbürgschaft existirt nicht nur zwischen den Bewohnern eines und desselben Dorfes, sondern erstreckt sich auch auf das zunächst gelegene und lastet zuletzt auf den Provinzen dergestalt, daß ein reicher und sehr betriebsamer Distrikt angehalten werden kann, die Steuern einer ganzen Provinz zu bezahlen, deren Einwohner sich der Müßigkeit und Trägheit überlassen haben. Daher ist das Guthaben der Fellah's, da es niemals eingetrieben werden kann, nur ein eingebildetes.

Zur Rechtfertigung des Principes, aus welchem dieser Zustand der ägyptischen Bauern entspringt, sind schon oben einige Andeutungen gegeben; aber auch ein Blick auf des Landes Vorzeit trägt dazu bedeutend bei. Aegypten wurde in jeder seiner blühenden Epochen ganz ähnlich behandelt und verwaltet, als jetzt; dagegen verfiel das Land und wurde zur Wüste, wenn den Leuten, wo der Grundbesitz in Eigenthum des Anbauers überging. Joseph, der Sohn Jakobs, der Gründer einer blühenden, noch jetzt im Munde des Volks sprichwörtlich gepriesenen Verwaltung, von deren Lebenskraft und riesiger Entwicklung die größten Werke und die vereinigten Stimmen der Monde und Geschichte zeugen, kaufte, wie die Bibel erzählt, dem Volke „Alles Vieh, Pferde, Schafe, Rinder, Esel" um Geld ab, alsdann auch die Ländereien; denn „die Aegypter verkauften ein jeglicher seinen Acker,

Digitized by Google

und das Land ward Pharao eigen, und er theilte das Volk aus in die Städte, von einem Orte Aegyptens bis zum andern, und er gab ihm Samen, zu besäen das Feld, und es war ihm gern leibeigen" (Mosis I. Cap. 47). So sehr aber das Prinzip der Verwaltung mit der Geschichte und dem Charakter des Landes übereinstimmt, so unrichtig, ja gefahrbringend ist die Anwendung desselben im Einzelnen. Zuerst und vor allen Dingen sind der Abgaben zu viele und die Art der Erhebung ist noch nicht gesetzlich so genau umschrieben, daß aller Willkühr der Beamten vollkommen vorgebeugt würde. Der Fellah ist in die Hände der Beamten gegeben, die ihn behandeln, wie es ihnen aus Mangel an Gesetzen und zweckmäßig controlirenden Oberbehörden beliebt. Mehemed Ali bereist zwar alljährlich das Land, um sich mit eigenen Augen von dessen Zustande zu überzeugen; allein auch dieses Auskunftsmittel vermag die despotische Willkühr der Beamten nicht aufzuheben; der Pascha sieht doch nur erst, was er sehen soll, durch die Brille seiner Behörden.

Auf das Prinzip der Verwandlung des Grundbesitzes in Staatseigenthum ist als nothwendige Folge das System der Monopole des Paschas gegründet. Die Regierung empfängt den größten Theil der Abgaben von den Grundbesitzern in Naturallieferungen gegen ein Ablösungsquantum, das sie nach den currenten Marktpreisen festsetzt. Außerdem hat sie sich, vermöge des Rechts, das ihr als Eigenthümerin des Grundes zukommt, auch vorbehalten, daß, um den Fellah von seiner alten und ärmlichen Wirthschaftsmanier abzubringen, ein Theil der Ländereien nach ihrem Befehle auf ihre Rechnung mit einträglichern Fruchtgattungen bebaut werde, doch so, daß sie auch diese Erndten nur gegen bestimmte Ablösungspreise in ihre öffentlichen Magazine einzieht. Für den Fellah geht daraus der Vortheil hervor, daß er jedes Jahr des Absatzes einer Waaren gewiß ist, und daß er bei seiner Unerfahrenheit in den Handelsangelegenheiten keine Gefahr läuft, von den fremden Spekulanten übervortheilt zu werden. Wäre der Handel frei gegeben, so würde einmal aller Zwang, den die Regierung anwenden wollte, um die Landkultur zu heben und zu bessern, zu nichts führen, und dann würde Aegypten die Beute der englischen Spekulation werden. Das Volk würde nicht von der Stelle kommen, wie die englischen Colonien beweisen, die nur für das Mutterland ausgebeutet werden, im Ganzen aber auf ihrer alten Kulturstufe stehen bleiben. Wozu sollte die Regierung ihre Speicher füllen, wenn sie den Inhalt derselben nicht verkaufen dürfte. Ohne Monopole ist das Staatseigenthum an dem gesammten Grundbesitze unmöglich, unhaltbar; die Aufhebung der Monopole würde bei dem dermaligen Zustande und Charakter des Volkes das Land in träge Wüsten verwandeln und auf den Punkt zurückwerfen, auf dem es unter den 24,000 Tyrannen, den Mamelucken gewesen ist. Das Resultat des Monopolsystemes war nicht vollkommene Lähmung des Handels und Ackerbaues, wie Europäer namentlich Engländer glauben machen wollen, sondern Vermehrung der Einkünfte, welche die Regierung zur Hebung der Industrie, zur Errichtung von Fabriken, zur Gründung einer Art Volksunterrichts, zur Verbesserung der Administration und zum Schutze des Landes gegen auswärtige Angriffe verwendet. Vor Mehemed Ali enthielt Aegypten etwa 2½ Millionen Feddans angebautes Land, jetzt enthält es über 7 Mill. Feddans. Die Volksmenge betrug nicht volle 2 Mill., jetzt ist sie dagegen auf 3 Millionen gestiegen. Ganze Stämme, die sonst an den Gränzen herumlagerten und nicht selten raubend und plündernd bis unter die Mauern von Kairo vordrangen, wurden eingelaben und mit Feldern beliehen. Sie entlagten dem unsteten Leben und treiben jetzt Ackerbau, für dessen Entwickelung der Pascha, oder wie ihn die Europäer nennen, der Bierkönig feine, Opfer scheut. Anstatt der gewöhnlichen Früchte von geringerm Werthe, werden jetzt lauter Gegenstände cultivirt, die hoch im Preise stehen, deren Anbau die Fellahs aber, der damit verbundenen größern Sorgfalt und vermehrten Arbeit wegen früher unterließen. Die Kultur des Indigo's, Zuckerrohrs und Reis, der Olivenbäume, der Baumwolle, des Safran, Opium u. a. ist bis ins Erstaunliche erweitert. Neue Artikel, wie der Taback, der Kaffee, die Seide u. a. wurden einheimisch gemacht, auch in anderer Hinsicht für das daumarme Land durch Anlegung bedeutender Baumpflanzungen gesorgt. Die Agenten Ibrahims haben allein für seine Rechnung über 5 Millionen Waldbäume von 25 verschiedenen Arten, und ferner an 600,000 Obstbäume von 41 Arten und 734 Barietäten angepflanzt. Mehr als 20 Millionen Baumstämme sind in Unterägypten gesetzt worden, darunter an 200,000 Maulbeerbäume zur Seidenzucht mit einem Ertrage von jährlich mehr als 100,000 Kilogramm Seide, welche in einer Fabrik zu Kairo mit Erfolg verspönnen wird. Aegypten, wie es jetzt ist, ist gegen das Aegypten, wie es vor 40 Jahren war, fast durchaus umgeändert. Selbst das Klima, wenigstens in Unterägypten, hat sich verändert. Wo es sonst nie oder selten regnete, da kehrt jetzt, in Folge der großen Baumpflanzungen, regelmäßig alle Jahre Regen wieder. Die Veränderung kommt nur allein von der Richtung, welche der Pascha der Kultur gegeben hat. Die Fellahs wären nie auf etwas Aehnliches gekommen. Bei aller ihrer Geldliebe und ihrem Hange, Geld zusammenzuscharren, entbehren sie lieber das Nothwendigste, als daß sie freiwillig ihre Aebrien und Sorgfalt ausdehnen. Sie haben äußerst wenig Bedürfnisse und in diesen kommt die Natur des Landes von selbst entgegen, indem es das Allernothwendigste zu ungemein billigen Preisen liefert. Dreizig Para's geben fünf französische Sous; aber schon zwölf bis fünfzehn Para's, so viel als ½ Groschen, reichen hin, eine Fellahfamilie täglich vor Mangel zu schützen. Man hat gesagt, daß die Anpflanzung einträglicher Früchte und theurer Handelsartikel den Getreidebau so sehr vermindert habe, daß kaum der inländische Bedarf gedeckt werde. In jedem Jahrgange der Zeitungen wird hundertmal wiederholt, eine Theurungsbreche bereits in das alte Land der Pharaonen, weil nicht genug Getreide gewonnen werde und weil der Pascha das wenige Gewonnene für niedrige Preise wegnehme um es dem Volke für unerschwingliche wieder zu verkaufen. Die prophezeihte Theurung ist aber, kleine Schwankungen abgerechnet, nie gekommen, und statt dessen führt Aegypten nach wie vor mehrere hunderttausend Tonnen Getreide jährlich aus. Der Ertrag des Bodens hat gegen sonst um das Dreifache zugenommen und wird noch mehr wachsen, je mehr der Pascha das Lebensprinzip des Landes, den Nil und die Ueberschwemmung desselben, beherrscht. Eine Vernachlässigung dieser wichtigen Sorge wird aber Niemand befürchten, der die Arbeiten dieser Art kennt, die Mehemed bereits ausgeführt hat. Unter allen Werken dieser Art ist der begonnene Bau der Nilschleusen der großartigste. Wo sich der Nil in zwei Arme theilt ließ Mehemed Ali abwärts Dämme bauen, um das große Delta nicht mehr dem Zufalle einer zu hohen oder zu niedern Ueberschwemmung zu überlassen. Jeder der zwei Nilarme soll ein neues und geraderes Bett mit Dämmen erhalten, worüber Brücken führen, die mit Schleusen in den Bogen versehen sind, um den Nil nach Gefallen zu stauen oder fallen zu lassen. Die ganze Anlage, den größten Meisterwerken vergleichbar, wird das Bett des Nil corrigiren, die Schiffahrt erleichtern und dem Delta seine Fruchtbarkeit sichern. In den Jahren 1833 bis 1835 waren mehr als 10,000 Arbeiter, Männer und Knaben, täglich an den Schleusen beschäftigt und die Werkstätten förderten ohne Unterlaß neue Materialien und Instrumente; ganze Regimentee von arabischem Fußvolk, von Ali besoldet, arbeiten unter dem Schalle der Musik, aber noch ist die Ausschicht auf die Vollendung fern.

Man erkennt aus dem vorhergehenden, in welchem Geiste Mehemed Ali reformirt. Das Ziel seines Strebens ist eine auf europäische Erfindungen und Verbesserungen gegründete despotische Macht. Diesem Zwecke wird Gerechtigkeit und Menschlichkeit, wenn sie ihm entgegenstehen, wie Barbarei und alte Gewohnheit unbedenklich geopfert. So wenig im Ganzen dieses

Digitized by Google

Bestreben mit den europäischen Begriffen von Reform übereinstimmt, so großes dürfte Mehemed Ali in seiner Stellung auf diesem Wege für die Civilisation Aegyptens und der benachbarten Länder, von ganz Asien und Afrika und für die Vergrößerung von Europa leisten, zumal wenn ihm ein hohes Alter und das Glück vorbehalten wäre, einen mit gleicher Energie nach gleichem Ziele strebenden Nachfolger zu erhalten.

## Erdbeben des Ararat.

Nach einem Briefe aus St. Petersburg.

„Ich vermuthe, daß die bereits von dem schrecklichen Erdbeben des Ararat gehört haben, welches die Stadt Nachitschewan bis auf den Grund zerstört, alle Gebäude in Eriwan beschädigt und zwei Kreise Armeniens, den Schararschen und Sjurmalinskischen verwüstet hat. Alle Dörfer in diesen beiden Kreisen sind zerstört. Die Erde ist in einem solchen Grade gespaltet, daß alle Aussaat der Baumwolle und des Reises ohne Wasser gedieheu und daher verloren ist. Aber das Wichtigste hat sich in der Nähe des Ararat ereignet. Denken Sie sich: die ungeheure Masse des Ararat hat sich von ihrer Grundlage losgerissen, und auf sieben Werste weit größtentheils Spuren der Zerstörung hinterlassen. Unter anderen ist auf diese Weise das große Dorf Argari, gleich Herkulanum und Pompeji, verschüttet. Dort sind unter den ungeheuren Steinmassen über tausend Menschen begraben. Zu eben dieser Zeit drängte sich eine dichte Flüssigkeit, die sich nachher in einen Fluß verwandelte, aus dem geöffneten Innern des Ararat hervor, füllte diesen furchtbaren Erdfall, und warf von dort die Leichname der unglücklichen Bewohner von Argari, Pferde, Ochsen, Lebensmittel ꝛc. heraus. Die Erdbeben dauerten seitdem in den beiden obenerwähnten Kreisen täglich fort, und durchreisten seitdem gänzlich. Dann fingen sie an seltener zu werden, aber noch jetzt ist der Ararat nicht ruhig; vorgestern Nacht wurde ich durch zwei starke unterirdische Schläge aufgeweckt."

Das Erdbeben des Ararat hat auch in Eriwan viele Verheerungen angerichtet. Die Festungs-Mauer ist beschädigt worden, und viele Häuser eingestürzt. Allein die Stadt ist nicht der einzige und nicht der Hauptsitz der Erschütterung gewesen. Andere Städte, zum Theil in großer Entfernung, viele Klöster und Dörfer in der Ebene des Araxes sollen großen Schaden erlitten haben. Am zerstörendsten aber hat das Erdbeben auf das zwischen Weingärten, Obstkosen- und Nußbäumen reizend gelegene Dorf Argari gewirkt. Es soll ganz zertrümmert, ganz in einen Schuthaufen verwandelt seyn, wohl auch vielleicht durch die vom Ararat herabgestürzte Masse; denn Argari liegt gerade am Ausgange der tiefen, mehrere Tausend Fuß höher hinauf beginnenden Schlucht, deren Wände fast senkrecht stehen. Das schöne Dorf Argari zählte 175 Familien, also ungefähr 1000 Menschen, von welchen keine Spur mehr ist. Merkwürdig wäre es, wenn dieser große Vulkan, der, so weit die Geschichte hinaufreicht, sich ganz ruhig verhalten, nun in der Reihe der thätigen feuerspeienden Berge träte. (N. Bl.)

## Der Cotillon.

Nimmt man einen Cotillon im Durchschnitte zu 20 Paaren an, und die vortanzenden geschmückten Jünglinge bringen nur 10 Touren in Ausübung, so sind dieß 200 Touren, welche abgetanzt werden müssen. Da nun ohne Uebertreibung angenommen werden kann, daß eine Dame, besonders wenn sie bildenden Tanzanstalten besucht hat, einmal ums andere geholt wird, widrigenfalls sie so zu sagen, einen schlechten Cotillon gemacht haben würde, so wird sie praeter propter 100 Touren tanzen, wozu die 10 noch gerechnet werden müssen, welche mit dem Manne ihrer Wahl ex officio tanzt. Ferner die Eröffnungs- und Schluß-Touren, wobei ein förmliches Turnier abgetanzt wird, und endlich die mehrfachen Gast- und Gnadenrollen aus Großmuth für die alternde Reserve-Mannschaft, oder aus Wahlverwandtschaft dem zweiten Aufgebot der Tournachse geschenkt, dieß macht in Summa 120 Touren. Ist nun der Kreis des Cotillon 15 Schritt im Durchmesser groß, so hat er nach Euklid 46 Schritt im Umkreise. Zwei Schritte gehören bekanntlich zu einer Walzerdrehung, und auf jede Drehung kommen wieder 6 Tritte. Man erhält also folgende Gleichung: $6 : 2 \times 46 = 138$. Dieß mit 120 Touren multiplizirt, gibt die Summe von 16,560 Tritten, welche von jeder Dame im Cotillon gemacht werden. Hierbei war angenommen, daß die Dame nur einmal herumtanze. Hat sie aber das Unglück, an einen etwas heißhungrigen Jüngling zu gerathen, der sie in den ersten fünf Minuten nicht wieder losläßt, so geht die Berechnung bis ins Unendliche. Aber wir bleiben bei den aktenmäßigen 16,560 Tritten stehen. Hätte sie nun diese Tritte in einer geraden Linie gemacht, so würde sie $1^1/_2$ geographische Meile, deren 15 auf einen Grad gehen, im Hopsen zurückgelegt haben. Nach den neuesten Bestimmungen der Gesundheits-behörde ist aber bei einem Menschen von der stärksten Constitution die menschliche Lunge nur auf 99 geographische Hops-Meilen berechnet, dergestalt, daß bei jeder Meile $^1/_{99}$ Lunge und bei jeder 90sten Meile der Mensch selbst drauf und wie ein Hecht ausgeht. Eine Dame hat folglich per Cotillon $1^1/_{99}$ neunzigstel Lunge zu, das heißt: ihre Lunge reicht gerade zu 60 Cotillons aus. Rechnet man nun den Tanz-Winter zu 6 Monaten und alle 14 Tage einen Ball, auf dem jedesmal ein Cotillon getanzt würde — (gewiß eine bescheidene Annahme!) — so gibt dieß 12 Cotillons im Winter, und in 5 Jahren ist die Dame todt. Dabei sind die übrigen lungenangreifenden Strapatzen gar nicht einmal gerechnet, z. B. die differenten Russischen Ambos-, Schlittagen und die indifferenten ordinairen Walzerrouden, die sublime Quadrille, und endlich das stetzige Reden mit den Herren, das denn doch bei den Damen auch nicht ganz zu übersehen ist.

## Pot-Pourri.

### Ein Schwimmbuch.

In diesem Augenblicke versammelt sich fortwährend eine große Menschenmenge an den Ufern des Serpentinflusses zu Hyde-Park bei London, um über die wahrlich außerordentlichen Wirkungen eine neuen Erfindung zu urtheilen, welche den Schuh von Schwimmenden vor dem Ertrinken zum Zwecke hat. Der Apparat besteht in einem Hute, welchen man aufsetzt, und dessen man sich als Rettungsrotonne bedienen kann; er kann so ausgebreitet werden, daß man drei, ja selbst vier Mann damit zu retten vermag. Dieser Hut hat die Form der gewöhnlichen runden Hüte, ist sehr leicht, und kostet sehr wenig. Wahrscheinlich dürfte diese Art Kopfbedeckung bei der Handels- und Kriegsmarine bald in Anwendung kommen, und der Fregatkapitän Williams ist bereits mit einer nähern Untersuchung dieser wohlthätigen Erfindung beauftragt.

### Asphalt.

Der als geschickter Chemiker bekannte Apotheker Berg in Stuttgart hat künstlichen Asphalt zu Stande gebracht, und schon mehrere Arbeiten für Privatleute damit geliefert, wie auch ein Trottoir am Redoutenhause mit demselben gepflastert. Der künstliche Asphalt soll dem natürlichen an Elastizität, Härte, Stärke u. s. w. nicht nachstehen, an Wohlfeilheit aber entschieden den Vorrang behaupten.

### Wie man reich werden kann.

Nichts ist leichter (sagt Mr. Paulding), als reich zu werden. Man braucht nur Niemand zu trauen, mit Niemand Freund zu seyn, Interessen auf Interessen, Procente auf Procente zu häufen, alle edleren Gefühle zu ersticken und zwanzig Jahre lang gemein, elend und verachtet zu seyn, dann kommt der Reichthum so gewiß, wie Krankheit, getauschte Hoffnungen und elendiglicher Tod.

Digitized by Google

**Nro. 40.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Mehemed Ali. — Etienne Jacques Joseph Alexandre Macdonald. — Das Mädchen mit den weißen Haaren. — Der Pantoffelmann. — Pot-Pourri.

## Mehemed Ali.

Geschildert von dem deutschen Reisenden Major v. H.
(Aus der Allg. Zeitung.)

Mit dem Bildniß Mehemeds nach einer französischen Original-Zeichnung.

Dieser Mann, den unsere kleine Zeit einen großen Mann nennt, ist wenigstens einer der glücklichsten Ab.nteurer und Empörers, die je gelebt haben. Er hat das Reich der Cabale, der Meuterei, des Verraths und des Mordes zerstört, er hat die Mamelucken geschlachtet, damit sie ihm die Krone nicht streitig machten, er hat die Obergewalt eines hinfälligen Herrschers abgeschüttelt, und eine große Flotte, eine disciplinirte Armee geschaffen, beide gewiß siegreich, so lange sie keinen andern Feind vor sich haben, als ungeordnete Horden. Allein er hat sich den Fluch seines unglücklichen Volkes aufgeladen, denn das Bedürfniß zu leben geht allem andern vor, und dazu hat er ihm die Möglichkeit geraubt. Man schätzte im Alterthum die Bevölkerung Aegyptens auf 7 Millionen, zur Zeit der Invasion unter Bonaparte auf fünf, als Mehemed Ali die Mamelucken vertilgte auf drei, und jetzt ist sie auf zwei, ja Manche behaupten, auf anderthalb herabgesunken. Dieß ist die einfachste Antwort auf die prahlerischen Lobsprüche einer einsichtlosen Verwaltung, die kein Eigenthum anerkennt, und den Menschen dieß als Zweck zur Geldererwerbung behandelt. Was nützt dem armen Volke von Aegypten der chimärische Ruhm seines Fürsten, was seine Besitzung von türkischer Souverainetät, was diese kolossale Flotte, die kostspielige Verwaltung, die geldverschlingenden europäischen Projectenschmiede, Schmarotzer und Panegyristen, die das Geld nach Hause tragen und sich über Mehemed's Leichtgläubigkeit lustig machen? Und daß man diesem Volke verargen, wenn es das Tyrannenjoch nur mit verhaltenem Ingrimm trägt, und seinen Urheber haßt? Und gehaßt ist Mehemed Ali, das fühlt er wohl, und daher sein Schreckensregiment, dem freilich nur ein solches seit Jahrtausenden an das Joch gewöhntes Volk folgen kann. Was finden wir bis jetzt in der Regierung Mehemed Ali's, das nur eine Spur von Recht und Menschlichkeit gegen seine Unterthanen verrieth? Persönlicher Eitelkeit und Befriedigung maaßlosen Ehrgeizes sind die Hebel seines Wirkens, und während in seinen Augen das Land nichts ist, als ein willkührlich auszupressendes Besitzthum, betrachtet er seine Völker als Heerden, die er nach Gefallen scheeren und schlachten kann. Sagt er nicht selbst bei jeder Gelegenheit, daß diese elenden Fellahs noch nicht reif sind für einen bessern Zustand, und daß man sie nur durch Schrecken in Ordnung halten kann? Was aber hat er endlich gethan, um auch nur für die fernste Zukunft einen bessern Zustand zu gründen, einem bessern moralischen Verhältniß die Grundlage vorzubereiten? Was er that, that er nur für sich, ohne zu berechnen, daß sein Monopolsystem Handel und Verkehr, so wie die Wohlfahrt des ganzen Landes zerstören mußte. Er hat eine ungeheure Flotte gebaut, ohne den Handel im Lande zu fördern. Sein Abgabensystem hat die reichen Karawanenzüge seinem Territorium entfremdet, und seine Fabriken finden keinen Absatz als den erzwungenen bei seinen Unterthanen. Die vielen wieder verfallenden Fabrikgebäude zeigen, wie unnütz ihre Anlage war, und der wirklich unverantwortliche Leichtsinn, mit dem man den Projecten einiger unerfahrenen Ingenieure folgte, um an der Spitze des Nil-Delta's Eindämmungen des Stromes zu machen, sind das wahre Bild der Verblendung und der Verschwendung Mehemed Ali's, wie sie zugleich den Maaßstab bilden zur Beurtheilung seiner Rathgeber, die dem eitlen Greise, in jedem Steine, den sie aufbauen, eine Stufe zur Unsterblichkeit zeigen. Alle diese Werke zerfallen nun wieder, und die Millionen Quadern, welche seit Jahren für die Niltperrung mit unermeßlichen Kosten zusammengetragen wurden, bringt man jetzt mit demselben Aufwand in andere Gegenden, um eben so unnütze Werke zu beginnen. Die schönsten Schiffe der Flotte können nicht in See gehen, weil sie von unten verfaulen. Es ist ein Unglück, das sich an die Ferse hochstrebender Geister heftet, daß die Ungeduld sie übereilt, und sie die Ausführung der Werke nicht erwarten können, welche ihnen der Wahn vorspiegelt. Mehemed ist ohne alles höhere Wissen, und seine Räthe größtentheils ohne alle wissenschaftliche Ausbildung. Seine Energie und sein Starrsinn dulden keine Hindernisse, und daher die Verderblichkeit, mit der man ihn falsche Bahnen verfolgen sieht, um noch lebend in die erträumte Ruhmeshalle einzuziehen, die ihm die Geschichte sehr streitig machen dürfte. Hätte Mehemed Ali es über sich vermocht, sich mit d.m Besitze Aegyptens zu begnügen, so könnte er noch bei seinen Lebzeiten eines der glücklichsten Länder auf Erden schaffen, während Syrien und das mühsam bezähmte, in der neuesten Zeit wieder aufgegebene Arabien niemals einen ruhigen Besitz weder für ihn noch für seine Nachkommen versprechen. Er wird noch schlimme Erfahrungen machen, wenn er fortfährt, Syrien mit gleicher Erpressung zu behandeln wie Aegypten, wo er alles Eigenthumsrecht zerstörte, und das Land daran gewöhnen will, die Erzeugnisse seines Fleißes und seines Bodens als Tribut dem Herrscher zu Füßen zu legen. Die armen Araber sind für den Augenblick froh, wenn sie nur das nackte Leben davon tragen, und was man noch an größerem Besitzthum und Anpflanzungen findet, gehört sicher einzelnen Türken oder Europäern. Durch die übermäßige Vergrößerung des Heeres werden fast alle jungen Leute dem Feldbau entzogen, und während Knaben von zwölf und dreizehn Jahren die Waffen tragen, folgen Greise, Blinde, Einjährige und Weiber dem Pfluge. Die nothwendige Folge dieser Entvölkerung ist der Verfall des Ackerbaus, und an den Ufern des Rosettearmes, wie im reichen Delta und in ganz Oberägypten, liegen die herrlichsten Landstrecken und-baut. Welche Mittel wendet aber Mehemed Ali an, um seine Armee vollzählig zu erhalten? Die Abneigung der Araber gegen den Soldatenstand ist so groß, daß sie ihre Kinder oder sich selbst verstümmeln, um ihm zu entgehen. Der Gleichmuth, womit diese Unglücklichen sich Finger, ja Beine amputiren, die herrlichen Zähne ausbrechen, oder ein Auge ausbrennen, ist wahrhaft schrecklich. Mehemed erließ vor einem Jahr den Befehl, daß aus diesen Krüppeln zwei Regimenter gebildet werden sollten, und ich sah schon

Digitized by Google

in Kairo eines dieser einäugigen Faßstoff-Regimenter vor dem Palaste Ibrahims paradiren.

Mehemed Ali bleibt stets Türke, man mag ihm philanthropische Gesinnungen unterschieben so viel man will. Er weicht nur der Nothwendigkeit und Gewalt, und wird sich niemals mit dem begnügen, was man ihm giebt, sondern stets nach mehr streben, und dieses Mehr ist der Thron von Konstantinopel. Seine verherrschende Idee ist ein arabisches Reich, und seine Verbindung läßt ihn ganz verkennen, daß der Westz Syriens und Arabiens sein Untergang seyn wird, während er mit dem reichen Aegypten allein eine bauerhafte Dynastie hätte begründen können. Die Natur weist Aegypten auf den Feldbau hin, und dieser kann acht Millionen ernähren. Anstatt ihn zu fördern, entzieht ihm Mehemed Ali die arbeitenden Hände, und eben jetzt kam wieder Befehl nach Kairo, Holz für drei neue Kriegsschiffe beizuschaffen. Die Verhöhnung alles Eigenthumsrechts erstreckt sich besonders auf das einzige Transportmittel Aegyptens, auf die Nilbarken. Als ich in Kairo war, wurden alle Privatbarken zum Transport des erpreßten Getreides in Beschlag genommen, und das Resultat war, daß sie alle verlassen und zum Verkauf ausgeboten wurden. Dieß ist ein Hauptgrund, weßhalb das Reisen in Aegypten so theuer ist, da Niemand mehr Lust hat, Barken auszurüsten, um sie hernach der Regierung unentgeldlich zum Gebrauch hinzugeben. Man nennt Ibrahim als die Ursache dieser drückenden Maaßregel, allein ihn kann man weniger anklagen, da er noch nicht Regent ist.

Mehemed baut eine Riesenflotte, die aber dem Handel nichts nützt; er baut Kriegsschiffe und vertilgt die Handelsmarine. Sein alles auf's äußerste treibender Fiscus legt Auflagen auf alle Lebensquellen und verschwendet die Schätze des Landes zu wahnsinnigen Vergrößerungsplanen, anstatt Dämme, Brücken, Kanäle und hydraulische Verbesserungen auszuführen, die bei der stets wachsenden Höhe des Bodens immer nöthiger werden. Und er läßt den Hauptgrundsatz der Herrscher Aegyptens, nur Steuern in Producten zu erheben, immer mehr aus dem Auge. Er sorgt auf keine Weise für die Erziehung seines Volkes, und nicht einmal für dessen physische Bedürfnisse. Baumwolle und Zuckerrohr führte er nur für seine Zwecke ein. Aegypten würde alles hervorbringen, mittelmeerische Pflanzt man nicht einmal Kartoffeln.

Man kann nicht läugnen, daß Mehemed Ali durch die Einführung europäischer Heerverfassung seinem Volk einen mächtigen Impuls gegeben, und ihm den Wahn der Ueberlegenheit über Fremde besiegbracht hat. Da er hierin mehr das Wesen als die Form angenommen, so steht er weit über seinem Nebenbuhler, dem verstorbenen Sultan, und nachdem der Erfolg seine Waffen gekrönt, so ist dieser Schritt der Reform mächtig ins Leben gedrungen. Allein seine Zwecke sind nur der Unabhängigkeit und Vergrößerung geweiht, und alle Mittel, die er dazu anwandte, haben sein Land noch elender gemacht. Die kostspieligen Manufakturen, welche in nichts mit europäischen concurriren können, haben das Land ausgesteuelt, und nirgends sehen wir den Anfang zu irgend einer Verbesserung des Ackerbaues, der einzigen Grundlage zur Rettung Aegyptens. Mehemed ist unumschränkter Herrscher im vollsten Sinne des Wortes, er ist allmächtig und kann seine Grundsätze und Ansichten jeden Augenblick zum Besten des Landes ändern. Wenn er je volle Unabhängigkeit verlangt, muß er ungesäumt mit der Reduktion der unverhältnißmäßig starken Armee beginnen, um die arbeitenden Hände der Bebauung des Bodens wiederzugeben. Alles Andere folgt dann leicht. Allein ich fürchte, daß seine raschlose Ruhmsucht sich niemals dazu entschließen wird. Der Tod wird ihn wahrscheinlich bei seinen thörichten Vergrößerungsplanen überraschen, und für das arme Aegypten dürfte nichts gewonnen seyn, als die Blutherrschaft seines Nachfolgers und ein wo möglich noch größeres Elend, als wir bereits vor uns sehen.

Mehemed ist Rumeliote. Die Grausamkeit, womit er in seinen frühern Jahren als Steuereinnehmer gegen das gehetzte Volk verfuhr, die Habgier, welche er als Tabackhändler entwickelte, geben den Schlüssel zu der Gleichgiltigkeit, mit der er den Leiden seines ausgesaugten Landes zusieht. Falsch und doppelsinnig gegen Alle, die ihn beschützten, stürzte und vernichtete er die ritterlichen Mamelukan auf die schändlichste Weise, und die Schwäche der Pforte konnte seiner wachsenden Macht nicht widerstehen. Sein fühlloses Herz führte ihn zu der Ausserung, er möchte zwei Gemälde ausstellen, eins von dem Tode des Herzogs von Enghien und das andere von der Niedermetzlung der Mamelucken, die Welt solle dann entscheiden, welche That den Vorzug verdiente. Seine Eitelkeit gefiel sich immer darin, in Allem mit Napoleon verglichen zu werden. Um die religiöse Freiheit mit der Blüthe des Ritterthums zu vertilgen, mordete er die Wahabiten und plünderte zu Dschedda die Tempel der Araber, die ihn gastfrei empfangen hatten. Er vergiftete die Chefs seiner Armee, welche sich seinen französischen Exercitien widersetzten, und es gelang ihm durch diese einfache Mittel, das große Werk seiner Reform mit Einführung des Bonapartischen Armeregiements zu beginnen. Der Terrorismus hat den Grund zu dieser saubern europäischen Civilisation gelegt, und Blut und Gift sie befestigelt.

Mehemed ist nicht ungeschickt im Organisiren und Verwalten. Er weiß fähige, thätige Männer an die Spitze der Geschäfte zu stellen, allein er weiß nicht sie persönlich zu fesseln, und steht daher ganz allein. Es ist wahr, er hat Sicherheit für Gut und Leben in Aegypten hergestellt, wenn gleich die dazu angewandten Mittel grausamer und barbarischer sind als die Räubereien, welche dieses Land früher so übel berüchtigt machten. Allein er hat das Recht der Plünderung, das er seinen Unterthanen streitig macht, sich selbst anschließlich zugewendet. In ganz Aegypten gibt es Niemand, der sagen kann, daß er ein Eigenthum besitze. Alles gehört dem Pascha. Welche Erpressungen sich aber die bezahlten Scheikhs und die Soldateska hier erlauben, um den armen Fellahs die Früchte ihrer furchtbaren Arbeit zu selbst gemachten Preisen abzunehmen, können alle in Aegypten Reisenden jeden Tag an dem herzbrechenden Geschrei vernehmen, das aus allen Ortschaften ihnen entgegenschallt. Ein Reich, auf Willkür und Grausamkeit gegründet, kann keinen Bestand haben, und Mehemeds blutdürstiger Nachfolger Ibrahim ist am wenigsten geeignet, diese ephemäre Schöpfung vor Zertrümmerung zu retten.

Ich wurde das erstemal in früher Morgenstunde zur Audienz bei Mehemed Ali geladen. Er empfing mich, wie alle Fremden, mit jener Freundlichkeit, die seine Politik ist zur Ersteerung ausländischer Popularität. Ich kann nicht sagen, daß seine Erscheinung den Eindruck auf mich gemacht hätte, welcher uns in der Nähe wahrhaft erhabener Menschen zu ergassen pflegt. Ein kleiner lebhafter Greis, mit sprühenden Augen, gewöhnlichen Gesichtszügen, weißem langem Barte, trippelte unstät, den Säbel auf dem Rücken, vor mir auf und ab; keine Spur von Majestät, mit welcher sonst glücklliche Parvenus geschickt ihre niedere Abkunft zu verkleiden wissen. Er pries seine Gesundheit, die ihm gestattete, so lange zu stehen wie jetzt, nachdem er schon zwei Stunden gestanden so, woran ich den innigsten Antheil nahm. Alles geschieht bei weit geöffneten Flügelthüren, vor denen sich das Gesammel der armseligsten Umgebung bewegt, wie dieß bei allen türkischen Großen der Fall ist. Es ist unmöglich den Mangel an Repräsentation und Würde weiter zu treiben, und hierin selbst liegt etwas Gesuchtes, das aber dem Abgang wahrer Würde peinlich und gemein wird. Er hatte eben Depeschen aus Syrien über eine gegen die Pforte ausgebrochene Verschwörung erhalten. Die Art, wie er dieß in kurz herausgestoßenen Sätzen mittheilte, war auf Effect berechnet, den der eintönig wiederholende Dragoman am wenigsten unterstützte. In Erstaunen versetzte mich das Stillschweigen des neben mir stehenden Repräsentanten der Großmacht, die für Aegypten am meisten eingenommen ist, als der Pascha schneidend mit einem Blicke, welcher an seine eigenen Metzeleien erinnerte, die hämische Bemerkung hinwarf: „dieß sind

Digitized by Google

die Folgen des unseligen Zaubersystems der großen Mächte, wodurch mehr Blut fließt, als durch offenen Krieg." Ein entschlossener Gesandter würde auf diese tadelnde Anspielung die Antwort gewiß nicht schuldig geblieben seyn. Allein viele Consulardiplomaten überbieten sich in kriechendem Benehmen, und sind gewiß nicht geeignet eine große Achtung für die europäischen Gewalten in diesen halbbarbarischen Ländern hervorzurufen. Es ist nichts als eine wahre Commerage, und Alexandria zeigt sich als Krähwinkel. Mehemed verhandelt Alles öffentlich, oder scheint wenigstens in seinem Gespräch ohne Rückhalt. Jeder glaubt sich Vater in seinem Vertrauen — ein Mittel, jeden zu täuschen. Nichts leichter, als täglich Zeitungsartikel in Alexandria zu schmieden, daher auch Europa mit Mittheilungen aus dieser Stadt überschwemmt wird. Der stolze, verschmitzte Parvenu spielt mit diesen Automaten, und ist dabei selbst zu sehr alte Frau, um nicht ihre Fraudsereien gern und geduldig anzuhören. Die ganze Aufwartung kam mir vor wie eine Kaffeepartie; in der man sich Anekdoten mittheilt. Es ist Komödie, aber nicht von der feinsten Natur, was man hier spielt, und der beste Acteur als Intrigant ist immer der alte Mehemed. Lange ermüdende Pausen, die er macht, sollen wahrscheinlich die Coups d'Eclat seyn. Die Beendigung der ganzen Handlung ist eben so ceremenielos als der Anfang. Ich werde das Unnatürliche seines Lachens nie vergessen, das mir am meisten auffiel. Es war das harte, scharf hervorgestoßene Gelächter eines herzlosen Menschen, der sich fremden Unglückes freuen kann, wenn er gewinnt. Man rühmt ihm ja nach, daß er jetzt nicht mehr so viele Menschen schlachte, wie sonst! Möglich, daß er sich früher etwas in Blut übertrunken hat. Daß ihm aber noch nicht alle Lust dazu vergangen, haben wir ganz vor kurzem an Beispielen gesehen, wo reiche Männer verschwinden mußten, damit der reiche Pascha ihre Habe nehmen konnte. Wenn ich ihn so ländelnd herumspazieren sehe, kommen mir die tausend armen Nubier nicht aus dem Kopfe, die er lebendig verbrennen ließ, und die dreißigtausend dieser armen Neger, die er so lang zu Soldaten dressirte, bis sie todt waren; sie schienen mir wie ein Heer schwarzer Cumeniden hinter ihm aufmarschirt, um ihn zum letzten Gerichte abzuholen.

Nirgends wurde der Hattischerif feierlicher und ernstlicher proklamirt, als auf der Citadelle zu Kairo. Der feine Pascha, um zu beweisen, wie sehr er von diesen Humanitätsprincipien durchdrungen ist, errichtete sogleich eine Nationalgarde in Alexandrien, wodurch er wenigstens die Eigenthümer von Gewehren, denen er so ängstlich nachspürt, auffindig machen kann.

Ich verließ den Saal mit der Empfindung, einen Glückspilz gesehen zu haben, der, von einigem Talent und vielen günstigen Ereignissen gehoben, nur groß durch unsere schwache Zeit und durch seine ängstlichen Widersacher erscheint. Mangel an wahrem Adel kann niemals wahre Größe erzeugen. Noch ist sein Gerichtshof nicht ernannt und noch hat er sein Werk nicht vollendet. Die Folge wird zeigen, ob ich ihn falsch beurtheilt, oder ob ich ihm Unrecht gethan habe.

## Etienne Jacques Joseph Alexandre Macdonald,

Marschall von Frankreich und Herzog von Tarent,

war geboren zu Sancerre im Cherdepartement im Jahr 1765, aus einer schottischen Familie, die mit den Stuarts nach Frankreich kam. Im Jahr 1783 trat er als Lieutenant in Dillons Irischen Infanterie Regiment ein. Nach dem Ausbruche der Revolution blieb er im Dienste und wurde bei Jemappes Oberst, bald nachher Brigade-General. Im Jahr 1795 eröffnete er den Feldzug gegen Holland, indem er über die gefrorene Waal ging und drei feindliche Schiffe mit seiner Infanterie eroberte. Während die französische Armee unter Berthier bis zum Jahr 1798 den Kirchenstaat besetzt hielt, war Macdonald Gouverneur desselben und hielt sich mit 6000 Mann gegen 24,000 Neapolitaner und 16,000 Oesterreicher unter Mack. In Folge eines Zwistes mit Championnet nahm Macdonald seine Entlassung. Das Directorium entschied zu seinen Gunsten und vertraute ihm den Oberbefehl über die Armee an. Er hatte Calabrien unterworfen, als Scherers Niederlagen ihn nöthigten, Neapel zu räumen. Nach einem geschickten Rückzuge befand er sich auf dem rechten Ufer der Trebia, Suwarow gegenüber, der 50,000 Oesterreicher und Russen befehligte. Mit 35,000 leistete er diesen einen Tag lang Widerstand und hielt sich noch mehrere Tage, bis sein Kriegsrath, gegen seine Absicht, für den Rückzug entschied. Am 18. Brumaire des Jahres VIII. befehligt er zu Versailles. Nach der Schlacht bei Marengo und dem Feldzug in Graubünden wurde Macdonald als Gesandter nach Dänemark geschickt, wo er bis 1803 blieb. Bei seiner Rückkunft wurde er zum Groß-Officier der Ehrenlegion erhoben. Später kam er in Ungnade, weil er gegen die Verbannung Moreaus in Anklagestand sich aussprach. Erst im Jahre 1809 trat er wieder in Dienst. Bei Wagram wurde er Marschall, nachdem er das durch zweihundert Stücke Geschütz gedeckte Centrum der feindlichen Armee durchbrochen. Im Jahr 1810 erhob ihn der Kaiser zum Herzog von Tarent, worauf er das Commando eines Armeekorps in Spanien übernahm. Im Jahr 1813 nahm er Antheil an den Schlachten von Lützen, Bautzen und Leipzig. In letzter Schlacht durchschwamm er glücklich die Elster, in welcher Poniatowski ertrank. Während des Feldzugs von 1814 befehligte er den linken Flügel der Armee und war bei der Abdankung des Kaisers von Fontainebleau zugegen. Am 4. Juni 1814 wurde er zum Mitglied der Pairskammer ernannt. Im Jahr 1815 erhielt er den Auftrag, die Loire Armee zu entlassen. Im J. 1816 wurde er zum Großkanzler des Ordens der Ehrenlegion ernannt, welche Würde er bis zum Jahr 1831 bekleidete. Der Marschall Herzog von Tarent hinterließ einen 15jährigen Sohn. Die Unterstütze des Gestorbenen werden im Invalidenhause beigesetzt.

## Das Mädchen mit den weißen Haaren.

Nach drei Jahren, die ich verreist, die ich verloren hatte, sah ich sie vor acht Tagen zum erstenmale wieder; es war im Theater. Alle um mich her sahen auf sie — nur ich wagte es nicht. Mich folterte das peinlichste Gefühl, da ich sie wieder erkannt hatte. Thränen, Thränen der Reue traten mir in's Auge.

„Arme, arme Henriette!" rief ich halblaut.

Ein Nachbar zog mich am Ermel und flüsterte mir zu: „Herr, ist's nicht sonderbar, daß ein junges Mädchen schneeweiße Haare hat?"

„Ach," fiel ihm ein alberner Fant in's Wort, saße hier ein junger Dichter — morgen stünde eine rührende Romanze von der Jungfrau mit dem Silberhaar im Journal. Wahrhaftig, das junge Naturwunder könnte einen Poeten begeistern."

Hätte ich einen Dolch gehabt — ein junger Fant weniger lebte jetzt auf der Welt.

Ich wollte aufspringen und fliehen, aber wie mit unsichtbarer Gewalt hielts mich fest auf meiner Bank, ihr gegenüber, zu der ich das Auge nicht mehr aufschlagen mochte.

Endlich hob sich der Vorhang; ich glaube, sie spielten ein lustiges Stück, denn um mich her wurde gelacht. Ich hörte nichts, mein Ohr war allein beschäftigt mich.

Im Zwischenakte plauderten meine Nachbarn wieder mit einander.

„Vielleicht," sagte der Eine, „ist ihr Mann plötzlich gestorben."

„Oder ihr Kind entfiel, da sie mit ihm spielte, ihren Armen, und kam von einer furchtbaren Höhe zerschmettert herab auf das kalte Pflaster der Straße."

„Gewiß, meine Herren," sprach ein Dritter ernst, „alle Ihre Vielleichts sind unwahrscheinlich. Die Dame uns gegenüber kann

Digitized by Google

nicht Wittwe, noch Mutter seyn, das sieht man auf den ersten Blick; sie ist höchstens sechzehn Jahre alt."

„Achtzehn Jahre!" rief ich halblaut.

„Kennen Sie sie denn?" fragte mich mein Nachbar.

Ich schwieg, und er sprach weiter: „Gewiß, wer nur je die Physiognomie der Leidenschaften studirte wird mit mir überzeugt seyn, daß diese Lecken nur Liebesthränen erbleichen ließ."

Meiner selbst nicht mehr mächtig, wandte ich mich zu dem Redenden und drückte ihm die Hand. „Kein Wort mehr," stammelte ich, „ich bin der elendeste, schlechteste der Menschen."

Ich weiß nicht was meine Nachbarn von diesen Ausbrüchen der bittersten Selbstanklage denken mochten, denn eben fiel die Musik mit ihren rauschendsten Fanfaren ein, und der Vorhang hob sich noch einmal.

Ich wandte keinen Blick mehr von Henriette; sie war so jung, so schön, und ich hatte sie so schmählich verlassen! sie war die Geliebte, das Ideal meiner Jugend gewesen, und jetzt — jetzt hatte der Gram um den Treulosen, um den Verräther ihr Haar bleich werden lassen.

Das Theater war zu Ende; willenlos, betäubt, einem Trunkenen gleich, verließ ich es. Einer meiner vertrautesten Freunde ergriff meinen Arm. „Eben habe ich Henriette gesehen," sagte er; „sie hat sich aber sehr verändert."

„Furchtbar, furchtbar verändert!" rief ich aus.

„Und weißt Du, durch welches Unglück?"

„Schweige, ich bitte Dich, ich bin der verächtlichste der Menschen."

„Wie, also Du hast ihr etwa jenes Mittel gegeben?" fragte er lachend.

„Welches Mittel?"

Nun erzählte mir mein Freund, daß Henriette etwa vor einem Monate von einem Charlatan und Wunderdoctor ein Pulver gekauft hatte, um ihr dunkles, braunes Haar aus lauter Eitelkeit schwarz zu färben: es war aber schneeweiß davon geworden.

## Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Säbel und Kanonen die ganze Welt beherrscht, ist das Pantoffelregiment. Dieses Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Munde, den Kanonendonner auf den Lippen, heiß- ses Blei in den Thränen und ohne Patentenzahe ihren Patron doch immer in der Tasche. Da dieses Regiment aus Frauen besteht, so halten sie sehr auf gute Mannszucht und liegen lieber in Garnison, als sie im Felde stehen.

Dieses Pantoffelregiment sucht sich immer seinen Mann heraus, den es leichterlich besiegt; ein solcher Mann heißt in der Conversationssprache ein Pantoffelmann, in der höheren Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutsch: un mari comme il faut.

Wir Du auch seyn magst, lieber Leser, wenn Du schon den Wunderring hast, den man an den kleinen Finger steckt, Du bist entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantoffelchenmann Denn, glaube mir, die gemüthlichste, die sanfteste, die allernachgiebigste Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinste Pantöffelchen des sanftesten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder. Wir stehen alle unter einem Pantoffel; die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin sind zart schattirt und schwer zu unterscheiden.

Indessen giebt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Berufe gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Wir wollen unsere Leser nicht langweilen mit dem Bild eines solchen Pantoffelmannes; jeder kennt dasselbe hinlänglich und die Einleitung ruft Jedem ins Gewissen, wie weit oder wie tief er unter dem Pantoffelregiment lebt.

Im vornehmern Kreise haben solche Geschöpfe noch ihre besondern Bestimmungen. Ein vornehmer Pantoffelmann muß des Morgens den Mops waschen, die Canarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier stimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zusammenlegen, in die Leihbibliothek gehen; der Frau das Pferdefett putzen, die Nachtlampen reinigen und die Visitenkarten in Ordnung stecken; kommt sie nach Hause und er hat Alles gut gemacht, so darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut sich nicht, seinen Kindern eine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geschenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, blos seinen letzten Willen, der zugleich sein erster ist.

## Pot-Pourri.

### Ausbrüten der Hühnereier durch Kapaune.

Nach den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen wird dieß erreicht, wenn man einen einjährigen Kapaun mit Semmeln füttert, welche in schwachen Branntwein getaucht wurden, wodurch der Kapaun in Betäubung gerath. Man setzt ihn in diesem Zustande auf ein gewöhnliches Brutnest, fährt in dieser Fütterung fort, und nach einigen Tagen sitzt er auf dem Neste dreist wie eine Brutthenne. Nun legt man die ausgewählten Eier in das Nest. Der Kapaun brütet bei solcher fortgesetzter Fütterung ruhig die Eier aus, und pflegt dann die Küchlein (Hendel) wie eine Henne. Nach der Ausbrütung hört man mit der betäubenden Fütterung auf. Dasselbe kann man mit Enten-, Gans- und Indian- (Truthühner-) Eiern thun. Man erhält dadurch den Vortheil, daß man zu jeder Jahreszeit junge Hühner oder anderes Geflügel haben, und die Hühner auf andere Weise benützen kann.

### Für Branntwein-Brennereien

ist die Entdeckung gemacht worden, daß Kartoffel-Mehl oder Kartoffel-Stärke durch gehörige Gährung einen sehr reinen und wohlschmeckenden Branntwein liefere. Londoner Branntweinhändlern wurden vor Kurzem Proben davon vorgelegt, welche selbst die Erfahrensten unter ihnen kaum von Franz-Branntwein unterscheiden konnten, denn selbst der Wein-Geruch des Cognacs war durch chemische Beimischung nachgeahmt. Es sind bereits drei Brennereien dieser Art in London angelegt worden.

### Negerglauben.

Die Mitternachtzeitung theilt einen interessanten Brief aus Havannah mit, worin unter Anderm eines sonderbaren Aberglaubens erwähnt wird, der dort unter einem Negerstamme herrscht; „sie bilden sich nämlich ein, wenn sie sich hier erhängen, in ihrer Heimath wieder ins Leben zu kommen, und unter den Ihrigen zu erwachen. Dieser Volksstamm muß immer streng beobachtet werden, da sich Viele das Leben nehmen, und zu diesem Endzwecke alles Zeug, dessen sie habhaft werden können, anziehn, um recht viel mit nach Hause zu bringen. Bei einem frühen Spaziergange fanden wir einen todten Neger an einer Cypresse hängen, welcher 5 Westen, 4 Paar Beinkleider, 3 Röcke u. s. w eines über das andere angezogen hatte. Wir schnitten ihn ab, aber er war schon todt, und wir wünschten Alle, daß er in seinem Vaterlande möchte erwachen können."

### Jubiläum der deutschen Weibertreue.

Dieses Jahr ist gesegnet mit Jubiläen. Auch das 700jährige Jubiläum der deutschen Weibertreue, welche Heldenthat der Frauen von Weinsberg Bürger so schön besang, fällt in dieses Jahr. Man hört aber bis jetzt noch nicht, daß es die Frauen feiern.

Digitized by Google

№. 41.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Präsident von Albi — Die Lage Konstantinopels. — Wilhelm I., König der Niederlande. — Frauentugend. — Pot-Pourri.

## Der Präsident von Albi.

(Eine Geistergeschichte.)

Mag der Herbst auch noch so schön seyn, so scheinen die Abende auf dem Lande dennoch nicht minder lang, und um sie abzukürzen spielt oder musizirt man, oder es werden Geschichten erzählt, wenn die Damen noch arbeiten.

So geschah es auch eines Abends, als wir noch in Renezi waren, jener Besitzung, welche dem Grafen Wilhelm Dubary gehörte, dem Gemahle der Favorite; er hatte sich mit einer reizenden Frau wieder vermählt, als Herr von Catelan, ehemaliger Generaladvokat, und seitdem Pair von Frankreich, ein liebenswürdiger Mann und voll Geist, einige Tage dort zubringen wollte.

„Meine Damen," sagte einer aus der Gesellschaft, „bitten Sie Herrn von Catelan, daß er Ihnen die Geistererscheinung Albi's erzähle." Sogleich rückten Alle näher an einander und trafen Anstalt, sich recht sehr zu fürchten.

„Meine Damen," sagte Herr von Catelan mit der größten Ernsthaftigkeit, „Sie wissen nicht, was Sie verlangen. Diese Erscheinung ist keine Fiction, sondern eine Thatsache. Ich habe sie von meinem Vater und meinen Oheimen, die nicht leichtgläubig waren, oft erzählen hören; sie hat ihrer Zeit Lärm gemacht, denn sie hing mit einem wichtigen Ereignisse zusammen. Der Tod eines ausgezeichneten Mitgliedes bei dem Parlamente von Toulouse war das Resultat davon."

Wie glaubten, daß Herr von Catelan in seiner Eigenschaft als Generaladvokat uns nur eine Einleitung hätte geben wollen, und daten ihn dahar, fortzufahren, und sollten wie auch vor Furcht sterben.

Er begann, wie folgt:

„Der Präsident von Albi, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, hatte ein kleines Landgut, einige Stunden von der Stadt entfernt. Alljährlich während der Ferien brachte er dort einige Zeit zu. Da er die große Landstraße verlassen und Seitenwege einschlagen mußte, bis hier, um nicht während der Nacht zu reisen, in dem Wirthshause zur Post, schickte seinen Bedienten mit dem Wagen voraus, und legte am letzten Morgen die nächste Strecke zu Pferde zurück, begleitet von seinem treuen Gefährten, seinem treuen Jagdhunde Kastor. Kehrte er nach Toulouse zurück, so wurde die Reise im umgekehrten Sinne ebenso gemacht: er schickte Wagen und Bedienten bis zu dem Posthause voraus. Die Ankunft des Präsidenten in diesem Hause war ein Fest: sein langer Zeit war er Beschützer dieser Familie; er hatte die jungen Leute verheirathen sehen, welche ihn als ihre Vorsehung betrachteten.

„Das Jahr, in welchem sich zutrug, was ich erzählen will, langte Herr von Albi zu Pferde an; er hatte Eile, nach Toulouse zu kommen, und wollte nur anhalten, um sich zu erfrischen. Aber er war sehr überrascht, die ganze Familie in Verwirrung und Schmerz zu finden; seit mehreren Tagen war der Herr des Hauses verschwunden und alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Die braven Leute waren sehr froh über die Ankunft des Präsidenten, der ihnen durch seine Rathschläge und seine Autorität beistehen konnte. Er ließ auch sogleich in der That den Führer der marechaussées kommen und gab Befehl, in der Gegend die strengsten Nachsuchungen anzustellen.

„Er sah voraus, daß diese Angelegenheit ihn mehrere Tage aufhalten würde, und schickte daher seinen Diener mit einem Briefe an die Präsidentin ab, um sie über sein Ausbleiben zu beruhigen.

„Alle diese Scheitte hatten Zeit erfordert, und er war ermüdet; aber ehe er sich auf sein gewöhnliches Zimmer zurückzog, ging er, begleitet von seinem Hunde, nach dem Stalle, um zu sehen, ob man auch in der Verwirrung nicht vergessen hätte, für sein Pferd zu sorgen. Als er nach dem Hause zurückkehrte, welches in geringer Entfernung lag, bemerkte er, daß Kastor nicht mehr bei ihm sey; er kehrte um und rief ihn, aber er hatte große Mühe, ihn mitzunehmen; er drängte sich in eine Art von Schuppen, der mit Reißbündeln angefüllt war und hinter dem Stalle lag; hier wollte er nicht fort. Nachdem es seinem Herrn endlich gelungen war, ihn von diesem Orte zu vertreiben, machte er die Thür zu und ging nach seinem Zimmer, um sich schlafen zu legen. Da es noch früh war, wollte er lesen; aber die Müdigkeit überwältigte ihn und es schlief fest ein. Kaum hatte er einige Stunden geschlafen, als ein Alp, ein fürchterlicher Traum ihm aus dem Schlafe aufschreckte. Er hatte im Traume den Gastwirth Franz gesehen, mit Blut bedeckt. Der Geist wollte eben reden, als ein Gebeul des Hundes den Präsidenten erweckte, und so dem Traume ein Ende machte. Er glaubte mit einigem Grunde, dadurch, daß er ausschließlich mit dieser Angelegenheiten beschäftigt gewesen sey, wäre dieser Traum entstanden, und so schlief er wieder ein; aber derselbe Traum zeigte sich ihm wieder, dießmal mit größerer Deutlichkeit, und der Gastwirth sprach:

„„Ich wurde durch einen Stallknecht ermordet, welchen ich im vergangenen Jahre nach einem heftigen Streite, wobei ich ihn der Untreue beschuldigte, fortgejagt habe. Er ist ein Catalonier und bewahrt ein Gefühl der Rache seinem Herzen. Er hat das Verbrechen begangen. Man wird meinen Körper in dem Schuppen hinter dem Stalle, den man nur selten betritt, vergraben finden, man muß tief graben, um die Wahrheit dieser Enthüllung zu entdecken. — Lassen Sie meinem Körper die Ehre eines Begräbnisses erzeigen, und Sie werden dafür belohnt werden.""

„Herr von Albi erwachte auf's Neue, in kaltem Schweiß gebadet. Er war unzufrieden mit sich selbst, denn er schien sich ein Gefühl der Feigheit zum Vorwurfe zu machen, welches seinen Schlaf so brandend, ihm seine Schwäche offenbarte. Er wollte wieder einschlafen, aber noch zweimal wurde er von derselben Vision verfolgt; da er seine Angst nicht beschwichtigen konnte, zündete er ein Licht an, nahm ein Buch und suchte in Erwartung des Tages seinen Geist zu fesseln. Eitle Hoffnung; jedesmal begann er denselben Satz, ohne zu verstehen, was er gelesen hatte. Sein verwirrter Blick ließ sich nicht auf das Blatt fesseln. Der Traum kehrte stets in seine Gedanken zurück, und es war ihm unmöglich, sich mit etwas Anderem zu beschäftigen. Unwillkührlich erinnerte er sich an die kleinsten Umstände; und so fiel ihm

Digitized by Google

auch die Hartnäckigkeit seines Hundes ein, in dem von dem Ermordeten bezeichneten Schuppen zu bleiben.

„Endlich konnte er seiner Unruhe nicht länger widerstehen; er verließ das Bett, kleidete sich an, und sobald der Tag graute, ging er nach dem Stalle, daselbst von seinem Hunde, der laut bellend gerade nach dem Schuppen voraustief. Herr von Albi empfand ein Gefühl des Schreckens, deßn er konnte sich nicht verhehlen, daß er auf dem Punkte stand, verwirklicht zu sehen, was sein Verstand als etwas Unglaubliches verwarf. Wie konnte er, ein gebildeter und vernünftiger Mensch, sich entschließen, übernatürliche Ereignisse zuzugeben? Diese unerklärliche Thatsache schien indeß der Verwirklichung nahe. Sobald er das Benehmen seines Hundes sah, lief er einige Bauern, welche mit ihren Spaten an die Arbeit gingen; er ließ sie geheimnißvoll in den Schuppen treten, und nachdem die Meißblonde bei Seite geworfen worden waren, da nachgraben, wo sein Hund mit den Pfoten kratzte. Man denke sich das Schrecken dieser guten Leute und das Entsetzen des Präsidenten, als man einen halbverwesten Leichnam fand. Der Präsident ließ die Thären verschließen und empfahl den Bauern das größte Stillschweigen, bis man sich des Mörders versichert hätte, damit bei diesem kein Verdacht erweckt und ihm die Mittel geboten würden, sich der Gerechtigkeit zu entziehen.

„Man entdeckte den Stallknecht in einem benachbarten Dorfe. Alle Angaben des Todten wurden genau bestätigt, die Entdeckung aber dem Instinkte Kastors zugeschrieben, denn wie man sich leicht denken kann, sprach der Präsident nicht von dem Traumgesichte, obgleich es ihn sehr beschäftigte.

„Der Mörder wurde nach dem Stadtgefängnisse gebracht, und der unglückliche Franz beerdigt. Nachdem der Präsident dem Leichenzuge beigewohnt und seine Familie getröstet und unterstützt hatte, eilte er nach Toulouse, indem er zurückzukehren versprach, wenn die Sache zum Urtheile käme. Die Geschäfte des hohen Postens, den er bei dem Parlamente bekleidete, hatten bald die sorgenvolle Miene verbannt, die man bei seiner Ankunft an ihm bemerkte; er dachte nur noch selten an diesen merkwürdigen Umstand, aber er dachte daran.

„Als der Prozeß eingeleitet war, begab sich Herr von Albi an Ort und Stelle, um die Sache zu verfolgen, und er sah sich dabei zu häufigen Reisen von seinem Gute nach der Stadt Albi genöthigt. Der Catalonier, der an dem Gastwirth Franz begangenen Mordes überführt, wurde verurtheilt, und der Präsident traf Anstalten zur Heimkehr; um aber seinen Leuten und seinen Wagen näher zu seyn schlief er in dem Wirthshause zur Post. Er hatte seinen Hund nicht bei sich, denn da der Bediente geblieben war, hatte dieser ihn nicht auf seine Stube genommen. Herr von Albi war also allein in seinem Zimmer, als eine neue Erscheinung seine Sinne verwirrte. Dießmal war er zwar weniger erschrocken, denn man gewöhnt sich an Alles, aber es ist dennoch wahrscheinlich, daß der Präsident dem Todten gern die Dankbarkeit erlassen hätte.

„„Sie haben mit ein ehrliches Begräbniß verschafft,"" sagte der Geist im Traume, „„durch Sie erlangte ich Gerechtigkeit an meinem Mörder; was kann ich thun, um diesen Dienst zu vergelten?""

„Herr von Albi verlangte in dem Traume auf seinen Todestag aufmerksam gemacht zu werden. Der Geist versprach es und verschwand.

„Seit diesem neuen Ereignisse, welches man erst lange Zeit nachher erfuhr, veränderte sich der Charakter des Präsidenten; er ward finster, trübe, nachdenkend, ohne je seiner Frau oder seinen vertrautesten Freunden sagen zu wollen, was diese Veränderung bewirkte. Man mußte nichts von einer Zerrüttung seiner Angelegenheiten; er hätte ohne diesen Mangel des Vertrauens, der die Präsidentin, die ihn zärtlich liebte, zur Verzweiflung brachte, in dem Innern seines Hauses der glücklichste Mensch seyn können. Alles, was man versuchte, blieb ohne Erfolg; er behauptete hartnäckig, daß man sich täusche, daß er stets derselbe sey, daß das Alter mehr Ernst und Nachdenken mit sich bringe. In seinen Gewohnheiten hatte sich nichts geändert, nur ging er selten noch auf sein Landgut und schlief nie auf dem Wirthshause zur Post. Aber nur seine Leute und sein Bedienter kannten diesen Umstand.

„Zehn bis zwölf Jahre waren seit dieser Zeit verflossen, und Herr von Albi war wieder heiterer geworden. Indem der böse Eindruck weiter zurücktrat, begann er sich zu vermischen, als der Präsident eines Nachts, nach einem höchst anstrengenden Tage, in festen Schlaf gesunken war, ein vermeintener Traum sich plötzlich deutlicher gestaltete und ihn dem Gastwirth Franz zeigte. Er näherte sich ihm, in sein Leichentuch gehüllt. „„Du hast den Augenblick kennen wollen, wenn Deine letzte Stunde schlage,"" sagte er mit Grabesstimme; — dabei streckte das Phantom den knochigen Arm gegen die Uhr aus, deutete mit dem Finger auf die Stunde der Mitternacht, und sagte: „„In einem Monate an dem gleichen Tage.""

Der Präsident zog heftig an der Klingel, die am Kopfende seines Bettes hing, und man fand ihn in einem Nervenanfalle, beständig unzusammenhängende Worte wiederholend, von denen man nichts verstehen konnte; man schickte in aller Hast nach seinem Arzte, und nachdem ihm dieser Beruhigungsmittel gegeben hatte, verordnete er ein laues Bad. Mehrere Tage lang lag der Präsident bald im Delirium, bald in einer gänzlichen Abspannung. Endlich beruhigte er sich allmälig, und als sein Kopf wieder frei geworden war, bat er seine Frau, ihn mit seinem Schwager allein zu lassen, einem Manne von Geist und Verstand, mit dem er sich unterhalten wollte. Nachdem sich alle Andern entfernt hatten, theilte er seinem Schwager die kleinsten Umstände von dem mit, was ich Ihnen jetzt erzählt habe. Sie können sich denken, daß der Schwager sich anfänglich fragte, ob der Geist des Präsidenten nicht auch durch irgend eine Monomanie geführt wäre. Indeß wurde Alles mit solcher Genauigkeit erzählt, und die Umstände detaillirt; es lebten noch Zeugen der Hauptthatsache; Herr von Albi war kein schwacher Geist; während der zwölf Jahre seit diesem merkwürdigen Ereignisse hatte er so zahlreiche Gelegenheiten gehabt, seine Fähigkeiten und sein scharfes Urtheil als Richter zu zeigen; aber eine fire Idee konnte ihn gleichwol quälen; — sein Schwager mußte daher nicht, was für Gründe er bei einem Menschen annehmen sollte, der so fest überzeugt zu syn schien.

„„Wollen Sie meinem Rathe folgen,"" sagte er, „„so gehen Sie zu Ihrem Geistlichen, er ist Ihr Beichtvater und der Ihrer Familie, ein Mann von Verdienst, ein aufgeklärter Führer.""

„Herr von Albi fand diesen Rath sehr verständig, und ließ den Geistlichen seines Kirchspiels bitten, zu ihm zu kommen. Er erzählte ihm von Punct zu Punct alle Umstände dieser Erscheinung, und wollte dann von ihm wissen, was er von der Sache dächte. Der Pfarrer, der in eben solcher Verlegenheit war, wie der Schwager, vermuthete einen kranken Geist, in einem gesunden Körper, denn bis auf diese Nervenkrisis hatte die Gesundheit des Präsidenten nicht gelitten, sondern nur sein Geist.

„„Die Gottheit,"" sagte der Geistliche, „„kann sich uns offenbaren; ih e Wunder zeigen sich unsern Augen täglich; gleichwohl ist es selten, daß die Todten ihre Gräber verlassen, um mit den Lebenden Verkehr zu halten; da Sie aber von diesem Gedanken ergriffen sind, wäre es verständig, wenn Sie sich den Sacramenten näherten und Ihre Angelegenheiten in Ordnung brächten. Man muß indeß vermeiden, daß die Sache weiter verbreitet wird, denn das könnte die schwachen Geister erschrecken, und durch Leichtgläubigkeit und Aberdheit tausend abgeschmackte Geschichten verbreiten.""

„„Ihrer Frau darf keiner dieser Umstände unbekannt bleiben, denn sie ist eine Frau von Geist und großer Frömmigkeit; Ihren Kindern aber muß man es verschweigen.""

„Der Geistliche, der Schwager und der Arzt verfuhren mit

Digitized by Google

der größten Vorsicht und Schonung gegen Frau von Albi, welche gleich ihnen in dieser Angelegenheit nichts sah, als einen kranken Geist, der geheilt werden müßte. Der Rest war derselben Meynung, aber als Mann von Kenntnissen glaubte er, daß eine so heftig aufgeregte Einbildungskraft böse Folgen herbeyführen könnte, und daß man ihn daher vor allen Dingen zerstreuen, beständig beobachten und seinen Gedanken nie allein überlassen müßte. Je näher die bezeichnete Zeit rückte, desto finsterer und Nachdenkender wurde der Präsident. Sonderbar genug nahm indeß seine Gesundheit nicht ab, und man unterließ nicht, ihn auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Man scherzte selbst zuweilen über die Unfehlbarkeit der Prophezeihung. Der Präsident besaß Charakterstärke, und unterdrückte er seine Angstgedanken in Ordnung gebracht hatte, schien er das Ereigniß mit Ruhe zu erwarten. Man war am Vorabende des verhängten Tages, und er befand sich vollkommen wohl: Seine Frau und seine Freunde fingen segar an, sich vollkommen zu beruhigen, als sie sahen, daß er noch stets derselbe sey. In Folge einer Art abergläubischer Furcht beschloß man indeß, nicht nur alle Uhren im Hause zu stellen, sondern man erlangte es auch leicht, daß auf allen Thurmuhren, die man von dem Hotel des Präsidenten aus hören konnte, schon um 11 Uhr Mitternacht geschlagen wurde. Man gab selbst an diesem Tage ein großes Souper, zu welchem ein Theil der Familie, die vertrautesten Freunde, der Prediger und der Arzt geladen waren. Herr von Albi zeigte sich auffallend unruhig und sah oft nach der Uhr; man scherzte, man suchte ihn und die Gäste durch einige Gläser Champagner zu erhitzen. Der Geistliche selbst vermuthete ihn durch seine heitere Laune. Endlich sah man die Zeiger der Taschen- und Stutzuhren auf Mitternacht deuten. Durch einen sonderbaren Zufall, an welchen man in diesem Augenblicke nicht dachte, war die Uhr in dem Zimmer des Präsidenten nicht vorgestellt worden. Die Stadtuhren schlugen, man füllte die Gläser, und stand auf, um auf die Gesundheit des Präsidenten zu trinken. Er stimmte freudig mit ein; er hatte seine Heiterkeit wieder gewonnen; der Champagner hatte ihn neu belebt. Sehr fröhlich nahm er die Neckereien hin, die man an ihn richtete, und improvisirte selbst einen hübschen Vers über die Thorlnahme, die er erweckt hatte. Das führte ganz natürlich das Gespräch auf das Talent des Herrn von Albi für Poesie, welches er seit mehreren Jahren vernachlässigt hatte. Er konnte sich nicht enthalten, der Gesellschaft von einer kleinen Dichtung zu sagen, welche er über die Krankheit seines Geistes machte, die er aber keinem Menschen mittheilen wollte; allein die Schriftsteller-Eigenthöe will nichts verlieren. Man quälte ihn, das Gedicht vorzutragen; er ließ sich nicht lange bitten, und ging, es aus seinem Schlafzimmer zu holen; Niemand als er hätte es finden können. Er stand auf, nahm ein Licht und ging nach seinem Zimmer. Seine Freunde und seine Familie wünschten sich Glück, ihn wieder heiter und wieder ruhig zu sehen, da hörte man plötzlich einen Pistolenschuß; der Kammerdiener des Herrn von Albi hatte sein Bureau aufgebrochen, um ihn zu bestehlen; von seinem Herrn überrascht, ergriff er ein Pistet und zerschmetterte ihm den Kopf.

„In diesem Augenblicke schlug die Stutzuhr des Zimmers zwölf"

## Die Lage Konstantinopels.

Aus dem achten Bande der allbekannten Geschichte der neuern Zeit von Alison entlehnen wir folgende Stelle über Konstantinopel, die man unter den jetzigen Konjunkturen mit Interesse lesen wird. „Es ist nicht zu verwundern", sagt Herr Alison, „daß Konstantinopel zu jeder Zeit ein Hauptziel menschlichen Ehrgeizes war. In der Mitte zwischen Europa und Asien gelegen, ist es sowohl das natürliche Emporium, wo die Produkte des Ostens und Westens sich begegnen, als die Zwischen-Station, wo die inneren Wasser-Communikationen Europa's, Asien's und Afrika's ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt finden: während die Wogen des mittelländischen und Aegäischen Meeres sämmtliche Produkte Aegypten's, Libien's, Italien's und Spanien's seinem Hafen zuführen, kommen von Norden her, von Donau, Dniester und Wolga getragen, die Agrikultur-Reichthümer Ungarn's, Deutschlands, der Ukraine und Rußland's hier zusammen. Ein unvergleichlicher Hafen, in welchem ein Dreidecker ohne Gefahr den Damm berühren kann, bietet innerhalb einer tiefen, mehrere (englische) Meilen langen Bai Raum genug, um alle Flotten der Welt zu beherbergen; ein breites Binnenmeer, von uneinnehmbaren Thoren geschlossen, gewährt ihrer Flotte den unterordentlichen Vortheil eines sicheren Plages, auf welchem sie sich im Frieden üben kann; schmale, sich schlängelnde Straßen auf beiden Seiten von fünfzehn bis zwanzig Meilen Länge, die von Höhen gekrönt sind, welche natürliche Kastelle bilden, machen diese einzige Metropole für alle Arten von Streitkräften, außer einer Landarmee, uneinnehmbar. Es ist vielleicht die einzige Hauptstadt in der Welt, die niemals von ihrer Größe herabsinken kann, so lange das menschliche Geschlecht besteht oder so lange seine gegenwärtigen Bedürfnisse fortdauern; denn je mehr der Westen an Bevölkerung und Wohlstand zunimmt, und je mehr Asien mit heranzieht oder Rußland in der Civilisation fortschreitet, desto mehr wird der Westen des Ostens und der Osten des Westens bedürfen, und desto größer wird der Reichthum seyn, der von beiden Seiten her die Thore dieser Hauptstadt passiren muß. — Doch die Schönheit Konstantinopel's und die Herrlichkeit seiner natürlichen Lage stehen den Handels-Vortheilen nicht nach, welche die Existenz des byzantinischen Reichs um tausend Jahre verlängerten und die jetzt allein dem türkischen Reich einige Lebenskraft geben. Es ist kaum den größten Historikern und Schildern England's und Frankreich's gelungen, ihre mannigfaltigen Schönheiten darzustellen und wenn der Pinsel eines Gibbon und Lamartine Stoff darin gefunden, ganze Kapitel ihrer unsterblichen Werke damit auszufüllen, so kann ein späterer Schriftsteller unmöglich in der Kürze dieser Aufgabe genügen. Gelegen auf sieben Hügeln, wie Rom und Moskau, vor denen es aber die Vortheile einer maritimen Lage und die erfrischenden Winde des Oceans voraus hat, auf seinen am Rande des Wassers allmälig emporsteigenden Terrassen ein überraschendes Gemisch von europäischen Kuppeln, grünem Laube und orientalischen Minarets darbietend, mit dem ebenen Hafen des goldenen Horns, der, dicht besäet mit allen Segeln Europa's und fünf Meilen lang, doch an seiner Mündung von einer einzigen Kette geschlossen werden kann, und dem blauen Spiegel des Marmormeers, das, mit weißen Segeln und leichten Barken besetzt, an seiner Front sich ausbreitet, gewährt es eine Vereinigung von Prospekten, wie man sie in keinem anderen Theil der Welt wiederfindet. Aber so groß auch der Glanz der Hauptstadt ist, für die wahren Liebhaber der Natur-Schönheiten wird er verdunkelt durch die außerordentliche Mannichfaltigkeit und den Reichthum der Landschaft im Kanal des Bosporus, wo der Strom, der das Schwarze mit dem Marmorameer verbindet, sich zwanzig Meilen lang bald in dieser, bald in jener Richtung zwischen kühnen Hügeln und Vorgebirgen hindurchwindet; dessen eine Küste, bunt glänzend von den lachenden Villa's, schattenreichen Wäldern und hängenden Gärten des Orients, so ist, in die See hinabfällt, daß die Akazienbäume Zweige in die Wege taucht und die größten Kauffahrer mit ihren Segeln die dunkeln grünen Cypressen, welche die Küste anfüllen, fast berühren; während die entgegengesetzte Küste den Charakter wilder Pracht an sich trägt, wo die Dörfer die Wildheit orientalischer Sitten und die Landschaft die unerschöpfliche Fülle der Natur erkennen lassen, wo ein Vierundsechzigst sicher am Fuß der Felsen liegen kann, festgeankert an der Wurzel der stolzen, immergrünen Eiche, deren Zweige mit seinen Masten sich vermischen."

Digitized by Google

## Wilhelm I., König der Niederlande.

Der „Courrier Belge" giebt folgende Notizen über das politische Leben des Königs von Holland: Derselbe befindet sich im 69sten Jahre seines Alters, und ist am 24. August 1772 geboren Am 1. Okt. 1791 verheirathete er sich mit einer Prinzessin von Preußen; 1793 übernahm er bei erfolgter Kriegserklärung Frankreichs gegen die Generalstaaten das Commando der holländischen Armee, in dem Feldzuge von 1794 eroberte er Landrecies, zog sich aber nach der Bataille von Fleurus nach Holland zurück. 1795 schiffte er sich mit seiner Familie nach England ein. Im Jahre 1802 ergriff derselbe Besitz von den kleinen deutschen Fürstenthümern, die seinem Vater als Austausch für seine Rechte auf Holland zugewiesen wurden, und welche ihm dasselbe abtrat. 1806 erbte er Nassau, und commandirte den rechten Flügel der Preußen in der Schlacht von Jena, wurde Gefangener und seiner Staaten beraubt. Hierauf trat er in k. k. österreichische Dienste und focht in der Schlacht von Wagram. Die Periode der allgemeinen Erhebung Deutschlands gegen Frankreich, 1813, gab auch ihm die Regierung der Niederlande zurück; im Jahre 1815 nahm er den Titel als König an, machte die Constitution bekannt, und wurde am 21. Sept. desselben Jahres feierlich eingesetzt. Nach dem Gelingen der belgischen Insurrektion rief er am 5. Okt. 1830 Holland zu den Waffen, erklärte sich aber am 20. desselben Monats mit der Regierung der nördlichen Provinzen zufrieden. Im Jahre 1837 starb die Königin. Die Annahme der 24 Artikel fand am 14 März 1838 Statt, die Unterzeichnung der Ratifikation des Traktats vom April 1819 geschah am 26. Mai 1839. Am 4. Sept. 1840 promulgirte derselbe die Verbesserung in dem Staatsgrundgesetze. — Der Kronprinz, nun im 48sten Lebensjahre, ist am 6. Dezember 1792 geboren.

## Frauentugend.

Es muß nicht wenig überraschen, in einem französischen Modejournal, das mitunter sich wenig delicat in Ausmahl der Mittheilungen für die jungen Damen zeigt, nun auf einmal folgende Stelle zu lesen: „Diese Herrschaft des Geldes und der Ueppigkeit treibt die jungen Mädchen an, mehr scheinen zu wollen, als sie wirklich sind, und die Geltenmachung der Männer und die Schwäche der armen Mädchen lassen bei diesen die quälenden Wünsche aufsteigen, die sie meistens mit ihrer Ehre bezahlen müssen. Diese armen Kinder, welche zu schwach sind, den Verführungen widerstehen zu können, bilden sich ein, daß ihre sittenreinen Gewohnheiten und ihr naives Wesen eigentlich Mängel seyen, weil Sie, meine Herren, nicht daran glauben wollen, oder sich doch so stellen, als glaubten Sie nicht daran; sie machen sich dann über ihre Eltern lustig, die ihnen Tugend und Bescheidenheit predigen, nur um den Männern zu gefallen; sie kleiden sich poetischen Leichtsinn, denn sie wissen, daß die Männer nur für solche Frauen ihre lebhaften Gluth aufbewahren, und so von Schritt zu Schritt, von Toilette zu Toilette kommen sie bis zur Schamlosigkeit der Haltung und Gesinnung, worauf Schande und Elend folgen, zuweilen sogar der Selbstmord..... Glücklicher Weise ist der letztere Fall selten, denn der Tod entstellt das Weib zu sehr und gewährt einen häßlichen Anblick.... Laßt uns daher die Toilette der Frauen etwas geringer schätzen und mehr Liebe für ihre Tugend an den Tag legen; ich bin überzeugt, daß ich alle verheiratheten Männer auf meiner Seite haben werde; ich meine solche Gatten, die nicht jenem Sabiner gleichen, der, als er sah, wie die Römer die Sabinerinnen raubten, wüthend ausrief: „Unsterbliche Götter! Warum habe ich nicht auch meine Frau zu diesem Feste mitgebracht?"

## Pot-Pourri.

### Das Wiesentuch.

In einem Schreiben des kön. preußischen Gesandten am großbritannischen Hof, Frhrn. v. Bülow, an Alexander v. Humboldt, wird unter Anderm die merkwürdige Thatsache berichtet, daß sich kürzlich auf einer von den Ländereien Lord Radnors ein Wiesentuch gebildet habe, welches fünf Morgen bedeckte, und aus einer bisher so räthselhaften Substanz bestand, die in Deutschland hie und da „schlesische Watte", auch „Meteorpapier", genannt worden ist. Ein Bauer hat sich, wie es heißt, aus diesem Zeuge eine Weste verfertigen lassen. Die dem Schreiben beigefügte Probe gleicht einer Tuchprobe, ist oben in Folge der durch die Sonnenstrahlen bewirkten Ausbleichung silberweiß, und unten grün. Der von dem berühmten Ehrenberg vorgenommenen Untersuchung dieser Substanz zufolge, besteht sie aus einem Konserven gewrbe, welches nach vorgenommener Verkohlung in der zurückgelassenen Asche wohlerhaltene Kieselpanzer von neun Bazillarienarten zeigte!

### Für junge Aerzte.

Wird im birmanischen Reiche ein junges Mädchen krank, so schließen die Eltern derselben mit dem Arzte die Uebereinkunft, daß er die Kranke für seine Mühe bekommen soll, im Falle er sie wieder herstellt, daß er dagegen ihren Werth ersetzen muß, wenn sie unter seiner Behandlung stirbt. Daher kommt es denn, daß glückliche Aerzte sehr viele Frauen haben, die sie auf diese Weise verdienten.

### Wie einer mit einem Hause durchgeht.

Ein Eigenthümer in einem der Hauptorte des Arrondissements Chateau-Thierry, der sich seit längerer Zeit nicht mehr in demselben aufhielt, vermiethete sein dortiges kleines Häuschen an einen Mann, über den er die befriedigendsten Erkundigungen eingezogen hatte. Der Miethsmann zahlte den Zins lange Zeit auf das pünktlichste. Der Eigenthümer erhielt das Geld durch die Messagerieen und weil von dem Miethsmanne keinerlei Reklamationen wegen Reparaturen u. dergl. erhoben wurden, hatte er keine besondere Veranlassung, sich über den Zustand seines Hauses persönlich zu informiren. Ueberdieß hatte er wenig Zeit und wohl auch keine große Lust dahin zu reisen, und so möchte er wohl noch lange Zeit sein Eigenthum nicht zu Gesichte bekommen haben, wäre nicht mit einem Male der Zins für zwei Ziele nacheinander im Ausstande und jede schriftliche Mahnung unbeantwortet geblieben. Das aber machte den guten Mann stutzig. Er setzte sich in die Diligence und kam an einem schönen Morgen in der Straße an, in der sein Haus gelegen war. Wir sagen gelegen war, denn das Haus fand sich nicht mehr vor. Der ehrliche Miethsmann hatte es demoliren lassen, das Material verkauft, und nach abgemachtem Geschäfte eiligst einen Ausflug ins Ausland gemacht. Das heißt doch en gros stehlen!

### Die Kapellmeister.

Als einst der alte Kapellmeister Kleinheinz mit dem noch ältern berühmten Salieri ins Theater ging, um der damals neuen Oper Beethoven's: „Fidelio" beizuwohnen, bemerkte Salieri im gebrochenen Deutsch: Beethoven sind ein miraculoso Compositore, er spasir auf die Scala in erste, zweite, dritte, vierte Stock, dann spazieren er auf die Boden, und springen bei kleine Fenestre von Boden erunter; ich begreifen nit, diese Manieral? Ich begreife es auch nicht, erwiderte Kleinheinz, aber so viel ist mir klar, daß wir, wenn wir uns einmal bis zum Boden versteigen, unseren Rückweg ganz ruhig auf der Scala suchen müssen, denn würden wir gleich Beethoven einen solchen Sprung wagen, so brächen wir uns das Genicke.

Digitized by Google

№ 42.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Garde-Zöglinge Napoleon's. — Die Kommunikationsmittel Londons. — Digestions-Tabelle. — Pot-Pourri.

## Die Garde-Zöglinge Napoleon's.

Von Marco de Saint-Hilaire.

An einem Sonntage des August 1811, vor 10 Uhr Morgens, drängte sich eine wogende Menschenmasse an den Gittern des Carrousel in Paris. Napoleon sollte um die Mittagszeit eine jener prächtigen Revuen abhalten, welche die etwas kindische Bewunderung der Pariser stets in hohem Grade erregten. An jenem Tage war die Neugier des Volkes noch lebhafter, als gewöhnlich; denn ein ganz neugeschaffenes militairisches Corps, die Garde-Zöglinge (pupilles de la Garde), das noch Niemand in Paris gesehen hatte — es war erst gestern Abend von Versailles in der Militairschule angekommen — sollte zum erstenmal vor dem Kaiser aufmarschiren.

Das Schicksal, welches Napoleon bis dahin immer hold gewesen, hatte ihm sechs Monate vorher einen Thronerben geschenkt und somit alle seine Wünsche erfüllt. Nachdem er seinem Sohne einen Thron als Wiege und ein Scepter als Spielzeug gegeben, beschloß er, auch eine Leibgarde für ihn zu organisiren, die seinem Alter angemessen wäre. Viele seiner tapferen Soldaten hatten Söhne oder Neffen, die noch zu jung waren, um in die Regimenter einzutreten: Keiner war wohlhabend genug, um diese Knaben in einer Militairschule erziehen zu lassen, und außerdem befanden sich unter den letzteren viele Waisen; denn der Kriegsruhm hat bekanntlich auch seine böse Seite, und mancher Triumph, der die Nation verherrlicht, stürzt viele Familien in Trauer und Herzeleid. Damit nun der Krieg dem unvermeidlichen Unglück, das er über diese Kinder brachte, einigermaßen wieder abhelfe, kam Napoleon auf den Gedanken, ihnen wiedereinzugeben, was sie verloren hatten. „In den Reihen meiner Armee", so sagte er, „sind ihre Väter gefallen, und dafür soll die ganze Armee ihnen Vater und Vormund seyn."

In Folge dessen war am 30. März 1811 ein Dekret erschienen, welches die Organisirung eines Regiments aus zwei Bataillonen jedes zu sechs Compagnien, anbefahl, das den Namen Pupilles de la Garde führen sollte. Dieses Corps sollte auf demselben Fuße erhalten werden wie die junge Garde in Friedenszeiten, den Sold ausgenommen, der geringer war. Jeder in dasselbe aufzunehmende Soldaten-Knabe mußte gesund und wohlgewachsen, jedoch weniger als fünf Fuß hoch seyn und die Spuren der Pocken-Impfung vorzeigen können. Er durfte nicht unter zehn und nicht über fünfzehn Jahre alt seyn, und außerdem war es unerläßlich, daß er lesen und schreiben konnte. Die Uniform bestand aus einem grünen Rocke mit gelben Schnüren, einem Tschako, grünen Pantalons und Kamaschen. Nur die Unteroffiziere hatten das Recht, einen Säbel zu tragen; der Degen war die Waffe der Offiziere. Die Unteroffiziere — Korporale, Fouriere, Sergeanten und Sergeant-Majors — wurden nach dem Rechte der Anciennetät gewählt; die Offiziere aber, vom Secondeur-Lieutnant bis zum Obersten, ernannte der Kaiser auf Antrag des Kriegs-Ministers.

In Versailles wurde dieses Miniatur-Regiment organisirt. Oberst Bardin erhielt das Commando desselben, und der Bataillons-Chef Dibets ward zu seinem Adjutanten ernannt. Die meisten Offiziere wurden unter den Zöglingen der Militair-Schulen von Saint Cyr und Fontainebleau gewählt. Die kleine Infanterie stieg bald auf 4000 Mann oder Männlein; später vermehrte sie der Kaiser in solchem Maaße, daß sie zu Ende des Jahres 1812 acht Bataillone, jedes zu acht Compagnien, zählte. Die Zöglinge hatten einen besonderen Unter-Instendanten, ein Musik-Corps, Pfeifer, Trommler, einen Regiments-Tambour und sogar Sapeurs. Eine einfache Standarte mit den Nationalfarben vertrat bei ihnen die Stelle der Fahne, da der Kaiser seinem Regiment einen Adler bewilligte, bevor es ihn auf dem Schlachtfelde verdient hatte.

Schon waren die vier Regimenter der alten Garde im Hofe der Tuilerieen aufgestellt, als man plötzlich mit Staunen sah, wie ein Regiment kleiner Infanteristen, von denen der älteste kaum 14 Jahre zählte, aus dem Pferdehofe des Pont-Royal debouchirte und in guter Ordnung heranzog. Ihre Haltung war so ächt militairisch, ihr Marsch so regelmäßig, daß sie einem der anwesenden Garde-Corps, wenn man es durch die umgekehrte Lorgenette betrachtete, aufs Haar ähnlich sahen. Voran schritt mit ledernem Schurzfell ein Peloton kleiner Sapeurs, deren glattes Kinn und Knabenhafter Blick mit dem furchtbaren Ansehen, das sie sich zu geben bemühten, wunderlich kontrastirten; dann kam ein Regiments-Tambour von fünf Fuß 2 Zoll, der, als er an seinen Kollegen von der alten Garde, einem wahren Koloß, vorbeikam, seinen Stab wie herausfordernd über dem Kopfe herumschwang. Ihm folgten seine Trommler, die Favorite wirbelnd, jenen berühmten Marsch des alten Garde, der so oft in der Schlacht das Zeichen gab, und hinter ihnen die Spielleute, denen nur die große Trommel und der Haldmond mit den Roßschweifen fehlte, weil keiner stark genug war, so gewichtige Instrumente zu tragen. Nach der Musik kam das Regiment, seine dreitirnen Stabs-Offiziere an der Spitze.

Diese Helden in der Knospe tangirten sich nun dem ersten Regiment der Kaiserlichen Grenadiere, von denen keiner weniger als zwei Dachsparren auf dem Aermel trug, gegenüber in Reihe und Glied. Die alten Krieger lächelten und stießerten einander spaßhafte Bemerkungen zu, bis der Feldmarsch, die Ankunft des Kaisers verkündend, Alles stumm und unbeweglich machte. Napoleon ritt geradeswegs auf die Garde-Zöglinge los, die ihre Reihen geöffnet hatten, stieg vom Pferde, sagte dem Obersten Bardin ein paar Worte und begann darauf in Begleitung des großen General-Stabes die Musterung des Regimentes. Plötzlich faßte er einen Korporal beim Ohr und zog ihn zu sich heran.

„Wie alt sind Sie, Herr Gilbschnabel?" fragte der Kaiser in ziemlich strengem Tone. — „„Mein Kaiser, ich bin am 20. März dieses Jahres, dem Geburtstage des Königs von Rom, dreizehn Jahr geworden."" — „Und warum lachten Sie eben, als ich mit Ihrem Capitain sprach?" — „„Weil es mir Freude machte, Ew. Maj. zu sehen."" — „Und wenn ich Dich nun, sobald ihr wieder in Versailles seyd, auf den Polizeisaal bringen

Digitized by Google

ließe, um Dich zu lehren, daß ein Unteroffizier in den Reihen nicht lachen darf: wie gefiele Dir das?" — „Ich würde mich sehr glücklich fühlen, Sire, weil ich daraus ersähe, daß Ew. Maj. an mich gedacht hätten."

„Der kleine Kauz hat eine Antwort für Alles," sprach Napoleon; und auf ein Zeichen des Major Dübbens trat der Korporal wieder ins Glied.

Nach beendeter Musterung ließ der Kaiser die Zöglinge ein paar Schritte vortreten, stellte sich zwischen sie und seine Grenadiere und sagte: „Soldaten meiner alten Garde! hier hier sind Eure Kinder! An Eurer Seite sind ihre Väter gefallen — Ihr sollt ihnen Vaterstelle vertreten. In Euch werden sie Beides, eine Stütze und ein Vorbild finden. Euer Beispiel wird sie zu tapferen, Euer Rath zu den ersten Soldaten der Welt heranbilden! Ich habe ihnen die Bewachung meines Sohnes anvertraut, wie ich Euch die meiner Person anvertraut habe; und sie werden mich unbekümmert machen wegen seiner, so wie Ihr mich wegen meiner unbekümmert macht. Seyd ihnen Freunde und Beschützer!"

Ein betäubendes Jubelgeschrei: „Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe der König von Rom!" drang aus den Reihen der Garde. Ein Wink Napoleon's hemmte den Strom der Begeisterung; dann sprach der Kaiser, zu den Knaben gewendet: „Und Ihr, meine Kinder; indem ich Euch meiner Garde attachire, gebe ich Euch eine schwere Pflicht zu erfüllen; aber ich zähle auf Euch und hoffe, daß man einst sagen werde: diese Kinder sind ihrer Väter würdig!"

Wiederum ertönte ein ohrenzerreissender Jubel, nur diesesmal aus kleineren Kehlen. Hierauf befahl der Kaiser seinem Adjutanten, dem Grafen Lobau, die Truppen defiliren zu lassen, und das Corps der Garde-Zöglinge marschirte an der Spitze der alten Garde taktfest und in schönster Ordnung vorüber.

Kaum waren die Trommler des ersten Grenadier-Regiments in der Parallele des kaiserlichen Generalstabs angekommen, als ein Soldatenknabe, der ungefähr zehn Jahre zählen mochte, etwas ängstlich auf den Kaiser zutrat und ihm in gewisser Entfernung sein Polizeimützchen reichte, auf dem eine Bittschrift lag. „Aha!" sprach Napoleon lächelnd; „da kommt Einer, der schon Ehrgeiz hat! Das heißt früh anfangen." Darauf sagte er zu einem seiner Adjutanten: „Durosnel, fragen Sie einmal, was der Kleine will." Dieser näherte sich dem Knaben, nahm die Supplik, wechselte einige Worte mit ihm und kehrte zum Kaiser zurück. „Sire, es ist eine Waise." — „„Eine Waise?"" unterbrach ihn Napoleon; „„dann geht die Sache mich an: geben Sie mir das Blatt."" Er entfaltete die Petition eigenhändig und las Folgendes:

An Seine Majestät den König von Rom, in seiner Behausung in den Tuilerieen, in Paris.

Sire! Pierre Mouscadet, eilf Campagnen alt, ausschließlicher Eigenthümer von fünf Wunden und Grenadier zu Fuß im ersten Regiment der alten Garde Ihres hochverehrten Vaters, per den Unterzeichneten im Lager zu Boulogne mit eigener Hand dekorirt hat, ist so frei, Ihnen anzuzeigen, daß er einen Neffen überkommen hat, aus dem er nichts zu machen weiß. Sire, mein besagter kleiner Neffe ist provisorisch nur ein Beistücker der Suite und schon jetzt einer Ihrer größten Bewunderer. Er hat eine blonde Constitution, mißt 1 Metter 33 Centimetres und ist in bester Form geimpft worden. Der Postulant wird zweifelsohne einen guten Soldaten abgeben. Er kann lesen, schreiben und besitzt Kenntniß von dem Rekrete, den man seinen Chefs und insonderheit dem muthmaßlichen Erben des großen Napoleon schuldet. Weswegen ich, der Reklamant, Sie bitte, die Gewogenheit zu haben, meinen Neffen François Mouscadet, Ueberbringer dieses Schreibens, bestmöglichst in das Corps der Garde-Zöglinge zu insinuiren, dessen Depot bekanntlich in Versailles sich befindet. — Sie werden verzeihen Sire, wenn ich nur mit ein paar Kreuzen unterschreibe — ich kann es nicht besser. Im Uebrigen ekudigen Sie sich meinetwegen bei Ihrem Herrn Vater, unserem würdigen Kaiser, von dem ich so obenweg gekannt zu seyn die Ehre habe. Ich ersterbe u. s. w.

† † † Handzeichen des Pierre Mouscadet.

Beim Lesen dieser Supplik hatte Napoleon öfter Mühe, sich des Lachens zu erwehren. Dann las er noch einmal die Aberesse: „An Seine Majestät den König von Rom", zuckte die Achseln und sprach: „Dieser Brief ist aber nicht an mich!"

Der Kleine stand da, wie ein armer Sünder. Napoleon winkte ihm und sagte: „Komm näher, Bürschchen. Du heißst also François und bist ein Neffe des Pierre Mouscadet, der als Grenadier in meiner Garde dient?" — „„Ja, Eure Majestät,"" antwortete der Knabe zitternd und rollte dabei sein Polizeimützchen in den kleinen Händen. — „Nun, so sage Deinem Oheim, er sey ein Einfaltspinsel." — „„Ja, mein Kaiser,"" sprach der Kleine mit niedergeschlagenen Augen. — „Und sag' ihm ferner, daß er, wenn er hinführo wieder um etwas bitten will, an mich allein sich zu wenden hat. Hörst Du?" — „„Ja, mein Kaiser."" — „Dessenungeachtet," fuhr Napoleon fort, „soll sein Brief pünktlich bestellt werden; denn es wäre doch nicht in der Ordnung, wenn Du für die Albernheit Deines Oheims büßen solltest.

Darauf übergab er seinem Adjutanten die Bittschrift und sagte: „Lauriston, führen Sie den kleinen Bittsteller gleich zu dem Könige von Rom, und bringen Sie ihn dann wieder." Der General führte den kleinen François in das Zimmer der halbjährigen Majestät, die, von Wärterinnen umgeben, in ihrer Wiege schlummerte. Frau von Montesquiou legte das Papier ehrerbietigst zu den Füßen des Kindes, das alsbald voll übler Laune und mit großem Gepäcke erwachte. Jetzt faßte der General, der seinen Auftrag genugsam erfaßt zu haben glaubte, den kleinen François bei der Hand und brachte ihn wieder zum Kaiser, der eben die leichte Artillerie vorbeidefiliren sah.

„Nun, Herr Supplikant," fragte Napoleon, „ist Alles gethan worden, was ich gesagt habe?" — „„Ja, Sire."" — „Was hat denn Seine Kaiserliche, Königliche und römische Majestät geantwortet?" — „„Seine Majestät hat nichts geantwortet,"" versetzte François mit unsicherer Stimme. — „Auch gut," bemerkte Napoleon lächelnd; „wer nichts sagt, der willigt ein. Lauriston, Sie werden mir diese Supplik heute Abend wieder vorlegen, damit ich sie signire. Du aber, François Muscadet, geh' wieder zu Deinen Kameraden und sieh' Dich vor, daß Du nicht unter die Pferde der Chevauxlegers gerathst, die ich da unten ankommen sehe." François lief, was er laufen konnte, und war bald im Gewühle verschwunden. Einige Tage später war er der Garde einverleibt!

Unmittelbar nach dieser Musterung begannen die Garde-Zöglinge ihren Dienst bei der Person des Königs von Rom. Die Hofdamen der Kaiserin unterhielten sich viel mit den kleinen Soldaten, die sie allerliebst fanden. Sie wogen ihre netten kleinen Gewehre in den Händen, beklagten sie wegen ihrer Strapatzen und trösteten sie gar liebreich; und so oft eine abgelöste Compagnie in die Militärschule zurückgekehrt war, fanden die Kleinen in ihren Tornistern neben den Kreiseln und Spielbällen, die sie sorgfältig darin verwahrten, auch Chokoladenfelchen, Papilloten und Bonbons von jeder Sorte.

## Die Kommunikations-Mittel Londons.

Das „Ausland" gibt in einer seiner neuesten Nummern folgende anziehende Schilderung Londons von Dr. Gambihler in Bezug auf die enorm gesteigerten Kommunikationsmittel im Innern der Stadt: „Die Riesin aller Städte, die ungeheure Weltstadt, die zu einer Stadt umgewandelte Grafschaft Middlesex ist im Verhältnisse zu den nun in neuester Zeit etablirten Kommunikations-Erleichterungen sehr zusammengeschrumpft, wie selbst das Land das ganze Königreich mit den neu eröffneten Eisenbahnen nur

Digitized by Google

noch sehr klein zu seyn scheint. Ja, in derselben Zeit, welche man sonst brauchte, um London zu umgehen und durchzugehen, kann man nun fast ganz England durchreisen; man denke sich die Reise von Southampton bis York in Einem Tage! Der Dampf hat Wunder gewirkt, unter diesen Wundern ist die sonst nicht einmal geahnte Kommunikations-Erleichterung das Hervorragendste, um so mehr, da die mit Dampf getriebene Art der Weiterbeförderung (locomotion und convenyance) auch die schon früher vertriebene durch die Konkurrenz gezwungen hat, die allerniedrigsten Preise zu setzen, Preise, welche in England in vielen Fällen gerade gleich Null zu halten sind. Einem Gentleman ist eine Pfennig-Differenz nichts, er nimmt sie nie an, und doch ist fast aller Kommunikationspreis in London auf Pfennige gesetzt. Die Eisenbahnstationen, welche von London in den Norden, Süden, Westen, und Osten führen, sind an den äußersten Enden der Stadt. Nach dem Süden an der Vauxhallbrücke, nach dem Norden in Eustonsquare, nach dem Westen in Paddington, nach dem Osten bei Holloway, nach Greenwich an der Londonbrücke, nach Blackwell in Frenchurchstreet. Dahin müssen nun die Bewohner wohlfeil befördert werden, wenn die Reise vom Innern der Stadt bis an den Eisenbahnhof nicht fast theurer kommen soll, als ein hundert Meilen ins Land auf der Bahn. Die Omnibusse, oder Busses kutzweg, die schon früher gegen die Kutschen und Cabriolet-Fuhrwerke in heftige Opposition getreten waren, gingen gleich auf die Sache ein, und sie befördern ziemlich wohlfeil die Passagiere an die Bahnhöfe. Allein sie kamen nun unter sich in Opposition, und das Ende von diesem Bieten und Niederbieten in niedren Preisen war, daß nun die Anzahl von Omnibussen für alle Gegenden der Stadt nur einen Sixpence (18 kr. rhn.) nehmen, so nun die Entfernung, welche sie wolle, kurz oder lang. Man nehme einen Plan von London zur Hand, und betrachte die ungeheure Linie von Mile-end, dem östlichsten Theil der Stadt, bis nach Paddington, dem westlichsten Theil, oder nach Berhall-bridge, dem südwestlichsten Theil — und dafür nur Sixpence! Freilich zahlt der unterwegs Einsteigende, nur in kurze Entfernung bestimmte Passagier ebenfalls so viel, was die Sache etwas ausgleicht. Die anderen Fuhrwerke, coaches, cabs (welche in neuester Zeit eine ganz neue Gestalt angenommen und sich zu vierrädrigen Sänften aus den gestrichenen zweirädrigen Cabriolets umgewandelt haben), sind immerhin noch theurer, allein sie werden weniger benutzt und sind nur vorzüglich zum Dienste von Leuten, die sich mit ambulantem Rendezvous befassen oder die Omnibusse nicht kapsionable genug halten. Die Anzahl der Fahrten dieser nicht in geringer Anzahl fahrenden Omnibusse den Tag hindurch (wozu natürlich ein guter Theil der zum Tag beleuchteten Nacht gehört) geht in das Hundert-, ja Tausendfache, indem sie immer im stärksten Trab, ja oft in vollem Carriere fahren. Zu diesen Omnibussen hat sich aber noch ein eigenes Kommunikations-Mittel in der Stadt gestellt, die zwischen den Themsebrücken hin- und hergehenden Dampfboote, wodurch die allerschnellste Kommunikation in der Stadt wesentlich erleichtert ist. Von Viertelstunde zu Viertelstunde geht von der Londonbrücke bis zur Vauxhallbrücke, ja bis nach Chelsea ein Dampfboot, um den ungeheuer wohlfeilen Preis eines Fourpence (12 kr. rhn.) für den Passagier, jedoch wieder so, daß derselbe Preis, analog mit den Omnibussen, auch für die Mittelstationen gilt, als z. B. von bach den bei der Blackfriarsbrücke und der Westminsterbrücke schwimmenden Bädern, nach dem zwischen der Waterloobrücke und der Westminsterbrücke gelegenen sogenannten Hungerfordmarkte ꝛc. Die Frequenz ist aber ungemein stark, indem ein großer Theil der Bevölkerung beständig auf diesen Schiffen ist. Die prächtigsten Punkte der Stadt werden durch diese Kommunikation verbunden, über welche Erleichterung nur Eine Stimme des allgemeinen Lobes herrscht. Sie bildet mit Sonst einen ungeheuren Gegensatz, wie mir ein 70jähriger Londoner auf einem Spaziergange mit eigenthümlicher Beredsamkeit schilderte. Seine Notizen waren die merkwürdigsten Memoiren der Kulturgeschichte der letzten Jahrzehnte: „kein Prophet, sagte er, hatte den Muth, sich dergleichen träumen zu lassen; kein Prophet hat eben an den Dampf gedacht, dieses von jeher verachtete und zur Bezeichnung der Nichtigkeit gebrauchte Element.“ Für den Länder besuchenden Fremden ist die erleichterte Kommunikation von größtem Belange; er lernt London in einigen Tagen kennen, wozu sonst Wochen nöthig waren. Er kann in einem Tage an alle Hauptstheile der Stadt gelangen, ja noch eine Spazierfahrt von 30 bis 90 englischen Meilen ins Land hinein obendrein unternehmen. Ich will zur Probe eine Tour beschreiben, ich bin selbst gemacht. Ich begab mich Morgens zwischen 5 und 6 Uhr vom Strande (Somersethouse) nach Eustonsquare, dem Anfang der großen Bahn nach dem Norden; ich fuhr bis Werden, 70 englische Meilen, wo ich um 9 Uhr anlangte; um 12 Uhr war ich wieder in London. Ich fuhr nun die ungehrure Strecke zur Londonbrücke mit Omnibus, dort ging ich nach Greenwich, sah mich im Park um, und war um 3 Uhr schon wieder zurück, um nach Chelsea zu gehen, wo ich die alten Soldaten im Spitale betrachtete, und, um nicht der Langenweile zu verfallen, wieder umkehrte und in einigen Viertelstunden schon in Mile-end war, um nach Blackwall auf der mit Seilen beförderten Eisenbahnreute zu gehen und das wegen Schwanggelei in Sequester gelegte Riesendampfboot „the britisch queen“ zu sehen; nach dieser Tour, nach eingenommenem Essen und nach einigem Herumschlendern in den Gassen kam ich noch zeitig genug, um der im Haymarkttheater stattfindenden Vorstellung von Bulwers „Richelieu“, welche Vorstellung gegen 7 Uhr Abends anfing, beizuwohnen. Welches Tagwerk! Von der Möglichkeit, das ganze Land in größter Schnelligkeit zu durchfahren, will ich später Notiz geben, wie ich es in Exfahrung gebracht, da ich alle Bahnen befahren habe. Länder jetzt kennen zu lernen ist Spielerei, während die Möglichkeit einer solchen Kenntniß sonst eine langwierige Sache war. Die Bevölkerung von fast 2 Millionen Menschen (welche Anzahl nach früher beobachteten Verhältnisse nicht zu bezweifeln ist) wimmelt wie ein Bienenhaufen durcheinander; das ganze Heer der Noblen und Fashionables, die jetzt auf dem Lande sind, wird wenig oder gar nicht vermißt; jetzt kann auch der Arme, zu Wasser und Land, in der Riesenstadt fahren, und er erlaubt sich dies Vergnügen, wo es sich thun läßt, und sollte er es sich am Magen absparen. Das ganze Heer der Kinder fährt hin und her, und sollte es nur darum seyn, um einen bequemen Spielplatz zu suchen. Werden vollends noch die Preise auf den Eisenbahnen in das Land geringer werden, so ist des Gewimmels der Bevölkerung durch das Land kein Ende abzusehen. Die Aussichten sind ungeheuer, und übersteigen jetzt alle Bedenklichkeiten der gelehrten Zweifler; Dr. Lardner ist total geschlagen mit allen mathematischen Räsonnements gegen Möglichkeiten, die er als Unmöglichkeiten verschrie, und die sich nun als evidente Wirklichkeiten erweisen. Ist erst noch vollends der Themsetunnel hergestellt, so werden die beiden östlichsten Theile der Stadt, die von der Londonerbrücke so weit entfernt sind, eng verbunden, und es wird zwischen beiden Themse-Ufern sehr lebhaft werden, welche Lebhaftigkeit ein so schmerzlich vermißtes Bedürfniß war. In diesen Theilen lebt eine eigene Welt, welche bei der besagten großen Entfernung der Brücke und bei der Gefahr, die mit Schiffen besetzte Themse mit Kähnen zu überfahren, immer fast getrennt war; wie der Tunnel (welcher bei einer halben Million Pfd. Sterling Kosten der wohlfeilste Bau in ganz England ist) sich öffnet, so ist diese Bevölkerung, ja ganz Kent und Essex verbunden. Auch hier wird sich die Stadt vergrößern, ähnlich den Vergrößerungen an anderen Theilen. Ungeachtet dieser ungeheuren Größe, wird aber bei so erleichterter Kommunikation die Entfernung von mehreren Stunden von einem Ende zum andern nicht mehr gefühlt werden. Es darf das enorme London für die fahrende Bevölkerung nicht größer seyn, als ein Landstädtchen für den Fußgänger.

Digitized by Google

## Digestions-Tabelle.

Englische medizinische Blätter enthalten nachstehende Zusammenstellung von Beobachtungen über die Durchschnittszeit der Verdauung eines großen Theiles der Speisen, die dem Menschen als Nahrungsmittel dienen:

| Speisen. | Art der Zubereitung. | Zeit der Verdauung St. | Min. |
|---|---|---|---|
| Reis | gekocht | 1 | — |
| Sago | dgl. | 1 | 45 |
| Gerste | dgl. | 2 | — |
| Milch | dgl. | 2 | — |
| desgleichen | roh | 2 | 15 |
| Gallerte | gekocht | 2 | 30 |
| Schweinefüße | dgl. | 1 | — |
| Eingeweide | dgl. | 1 | — |
| Hirn | dgl. | 1 | 45 |
| Wildpret | gebraten | 1 | 30 |
| Welsche Stück | gebraten | 2 | 30 |
| desgl. | gekocht | 2 | 25 |
| Gans | gebraten | 2 | 30 |
| Spanferkel | dgl. | 2 | 30 |
| Rindsleber | dgl. | 2 | — |
| Lamm | dgl. | 2 | 30 |
| Huhn | frikassirt | 2 | 45 |
| Frische Eier | hart | 3 | 30 |
| desgl. | weich gesotten | 3 | — |
| desgl. | gebacken | 1 | 30 |
| Eierkuchen mit Früchten | . . . . . | 2 | 45 |
| Stockfisch | gekocht. | 2 | — |
| Frische Forellen und Lachs | dgl. oder gebacken | 2 | 30 |
| Geräucherter Lachs | . . . . . | 4 | — |
| Frische Austern | roh | 2 | 55 |
| desgl. | gebraten | 3 | 15 |
| Rindfleisch | gekocht | 3 | — |
| Beefsteak | geröstet | 3 | — |
| Pökelfleisch | gekocht | 2 | 45 |
| Schweinefleisch | gebraten | 5 | 15 |
| desgl. frisch eingesalzen | gekocht | 4 | 15 |
| desgl. desgl. | roh | 3 | — |
| Hammelfleisch | gebraten | 3 | 15 |
| desgl. | geröstet oder gekocht | 3 | — |
| Kalbfleisch | gebraten | 4 | — |
| Kleines Geflügel | gekocht oder gebraten | 4 | — |
| Enten | gebraten | 4 | — |
| desgl. wilde | dgl. | 4 | 30 |
| Butter | geschmolzen | 3 | 30 |
| Käse | alt und hart | 3 | 30 |
| Rinder- und Kräutersuppe | . . . . . | 4 | — |
| Suppe mit Knochenmark | . . . . . | 4 | 15 |
| Suppe mit Bohnen rc. | . . . . . | 5 | — |
| Grießsuppe | . . . . . | 1 | 30 |
| Hühnersuppe | . . . . . | 3 | — |
| Schinken | gekocht | 5 | 30 |
| Weißbrod | . . . . . | 3 | 30 |
| Mehlspeise, mit Hefe | . . . . . | 3 | — |
| Gedämpfte Aepfel | . . . . . | 3 | — |
| Rohe Aepfel, herbe | . . . . . | 2 | 50 |
| desgl. süße | . . . . . | 1 | 30 |
| Gelberüben | gekocht | 3 | 15 |
| Weißerüben | dgl. | 3 | 30 |
| Kartoffeln | dgl. | 3 | 30 |
| desgl. | gebraten | 2 | 30 |

## Pot-Pourri.

### Ech hooen!

Als Se. königl. Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen, kürzlich auf der Reise von Berlin nach Camenz in Liegnitz begriffen war, ergab sich in letzterer Stadt folgendes drolliges Qui pro quo. Die Ortsbehörde hatte eine halbe Stunde vor der Ankunft des Prinzen den Befehl ertheilt, die Straße für die schnelle Durchfahrt von allen Wagen und andern Hindernissen zu befreien. Nach einiger Zeit kommt die erlauchte Gemahlin des Prinzen nebst ihrem Gefolge in schönen Equipagen angefahren, und gleich hinter dem dritten Wagen fährt ziemlich langsam eine ganz einfache Kutsche von zwei schlichten Bauernpferden gezogen. Das Aufsichtspersonal der Ortsbehörde in der Vermuthung, der Prinz werde seiner Gemahlin auf dem Fuße folgen, ruft dem Fuhrmanne, einem alten Bauer zu, mit der Kutsche sogleich aus dem Wege zu biegen. Der Bauer kehrt sich nicht an diese Aufforderung, sondern fährt gelassen weiter. Die Beamten treten näher, und befehlen in ernsthaftestem Tone: Sogleich auf die Seite zu fahren, da Se. königl. Hoheit der Prinz Albrecht gleich nachkommen würde. Der Fuhrmann giebt den Pferden einen Hieb, deutet zurück und sagt mit wichtiger Miene in seinem Bauerndialekte: „Ech hoeen!“ (Ich habe ihn.) Die Aufseher verstehen ihn nicht und schreien ihm deutsch in's Ohr: Wenn er nicht bei Seite fahren würde, sie ihn mit Gewalt hinwegbringen müßten, da wegen der Ankunft des Prinzen kein Wagen auf der Straße fahren dürfe. Der Bauer erwiedert mit Nachdruck und zurückdeutend: „Ech hoeen“ und fährt weiter. Nun greifen die Aufgebachten in die Zügel der Pferde, um die Kutsche aus dem Wege zu schaffen. Der Bauer ruft immer heftiger: „Ech hoorn, ech hoeen!“ Endlich blickt ein Bürger zufällig in den halbzugedeckten Wagen, und erkennt den darin sitzenden Prinzen. Die Beelegenheit läßt sich nicht beschreiben. Se. königl. Hoheit lieben es, zuweilen in ganz gewöhnlichen Wagen mit Bauernpferden bespannt, zu reisen. (W. Theat Ztg.)

### Alles in Allem.

Der bekannte Dichter des hübschen Liedes: „Als Noah aus dem Kasten war“, August Kopisch, ist am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Er ward durch seine ausgezeichnete Fertigkeit im Schwimmen der Entdecker der weltberühmten blauen Grotte (Grotta azurra) in Italien. Er ist Maler und Erfinder des Pleorama, einer durch mechanische Vorrichtungen und optische Täuschung bewirkten Schifffahrt im Golf von Neapel, welche er gemeinschaftlich mit Sachetti und Langhans in Breslau ausführte. Und derselbe Kopisch, welcher malt, Trinklieder und antike Oden dichtet, und den Dante übersetzt, ist der patentirte Erfinder der Berliner Schnellheizungsöfen.

### Versteckter Heiraths-Gesuch.

In der Leipziger Zeitung las man folgendes Gesuch: „Ein nicht ganz junges Mädchen aus einer gebildeten Familie sucht eine Stelle als Erzieherin. Am liebsten würde sie Mutterstelle bei mutterlosen Kindern vertreten und sich zugleich der Führung des Hauswesens unterziehen. rc. rc.

### Fortschreiten der Industrie.

In der Wiener Zeitung wird ein Automat feil geboten, der jede Meerschaumpfeife braun rauchtz das ist recht hübsch, aber dieses Kunststück ist noch nichts gegen den Automaten, den die Königsberger Zeitung annonciert, der teilt jedes beliebige Paar Stiefeln aus, wenn es auch noch so drückt, und knackt Nüsse auf, ohne sie zu vernichten.

Digitized by Google

**Nro. 43.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Festlieder. — Ehren-Adresse. — Die Huldigung zu Berlin. — Pot-Pourri. — Anekdoten.

## Willkomm,

den

Bürgern Augsburgs von den Bürgern Münchens

dargebracht

bei Gelegenheit der Eröffnung

der

**München-Augsburger Eisenbahn.**

München, am 22. Oktober 1840.

Seyd willkommen, tönt's aus Einem Munde,
Bürger Augsburgs! — Hier ist uns're Hand!
Brüderlich vereint im Städtebunde
Sind wir durch ein neues Friedensband.
Laßt uns Herzen gegen Herzen tauschen;
Fern ist nimmer, was noch jüngst es war:
Nachbarlich soll Lech und Isar rauschen,
Des Gebirgs verjüngtes Ströme-Paar.

Uns're Wege sind in Eins geschlungen;
Zu der alten deutschen Römerstadt,
Schön und glorreich in Erinnerungen,
Führt uns rasch ein zauberhafter Pfad.
Eine Straße wandern wir nun beide,
Seyʼs nach Norden, nach dem fernen Belt,
Seyʼs nach Süden, wo im Brautgeschmeide
Noch das blaue Meer entzückt die Welt.

Darum herrschʼ in zweier Schwesterstädte
Weichbild Einer Seele Jubelton;
Fester knüpfe sich die Freudenkette
Von des Landmanns Hütte bis zum Thron,
Wenn er aus der Würm und Amper Gauen
Zu dem schön-erstandnen Werke eilt;
Inniger erstarke das Vertrauen,
Holde Eintracht walte ungetheilt! —

Seyd willkommen uns, nach deutscher Sitte:
Stellt die alten Wappen in Verein!
Augsburgs Schild erglänz' in uns'rer Mitte,
Immer Gastfreund wird ihm München seyn.
Neue Hallen mag der Kunstfleiß gründen,
Hier wie dort; es blühe der Verkehr!
Die Gewerke sollen sich verbünden:
Keine Trennung, keine Schranke mehr!

Eines Landes Glück und Schmerz zu tragen
Haben wir mit ächtem Bürgersinn;
Einem Herrscher können beide sagen
Von der Zukunft schönerem Beginn; —
Daß in festen Banden sich vermählen
Stolz auf Ihn die Städte Seines Lands,
Dürfen wir vor seinem Thron erzählen,
Wo erblühet seines Ruhmes Kranz.

Seyd willkommen, ruft zum drittenmale,
Bürger der Augusta! unser Herz;
Eure Hand! — Kein Mißton herrschet im Saale,
Hell erklingt die Freude wie das Erz.
Laßt uns feiern diese schöne Stunde,
Huldigen dem Wunderschritt der Zeit!
Zweier mächt'gen Städte ew'gem Bunde
Sey ein treues Lebehoch geweiht!

### Volks-Lied.

Nach der Walhalla-Melodie zu singen.

München, am 22. Okt. 1840.

Freunde, laßt ein Lied ertönen
Unserm alten Bayerland,
Das ein Volk von Heldensöhnen
Seine Heimath hat genannt;
Unserm Fürsten, der uns schützet;
Unserm Recht, das uns vereint
Wenn die helle Waffe blitzet
Gegen unsers Landes Feind.

Einig laßt das Lied erschallen,
Franke und Schwabe, stimmet ein!
An der Donau soll es hallen,
An der Isar, wie am Rhein!
Mit der Treue, blutbegossen,
Laßt uns fest verbunden steh'n:
Heil und Sieg ist uns erschlossen,
Wo die Banner Bayerns weh'n!

Alle Bruderstämme rufen!
Unser **König** lebe hoch!
An des Herrscherthrones Stufen
Volk und Land, sie leben hoch!
Friede, den er weise pflegen,
Blühe sonder Ungemach!
Liebe, die das Herz bewegt,
Zu dem Hause **Wittelsbach!**

**Bayern,** schwört es im Gesange,
Steh ihm hold und treu zu seyn!
Und im vollen Seelendrange
Stimmet Alle freudig ein:
Gruß dem Fürsten, der uns schützet,
Ihm gewiht bleibt Herz und Hand!
Unser Blut, im Kampf verspritzet,
Opfern wir dem Vaterland!

Digitized by Google

**Ehren-Adresse** der HH Professoren der k. Studienanstalt zu St. Anna in Augsburg an den neuernannten Rector Hrn. Prof. und Bibliothekar **Mezger**, bei dessen Installation am 19 Okt. 1840.

Q. B. F. F. Q. S.

## VIRO. SUMME. REVERENDO

INGENII. DOCTRINAE. HUMANITATIS. LAUDIBUS

FLORENTISSIMO. OBSTÄTISSIMO. CUMULATISSIMO

## GEORGIO. CASPARO. MEZGERO

GYMNASII. QUOD. AUGUSTAE. VIND. AD. D. A. FLOBET. RECTORI. AC. PROFESSORI COLLEGII. ANNAEI. PRAESIDI. PRIMARIO. BIBLIOTHECAE. PUBLICAE. PRAEFECTO

QUI. IN. ADOLESCENTIBUS. AD. HUMANITATIS. STUDIA. HOC. IN. GYMNASIO INFORMANDIS. MULTOS. PER. ANNOS. DILIGENTIA. PRÆSTITIT. OFFICIU. OBEUNDI RELIGIOSISSIMA. DOCENDI. RATIONE. ATQUE. ARTE. EXQUISITISSIMA. SUCCESSU PROSPERRIMO. CUJUS. ITA. EST. ANIMUS. ELEGANTIORE. POLITUS. HUMANITATE UT. ARTES. LITERASQUE. INGENUAS. ACCURATIUS. ATQUE. EFFICACIUS. EO TRADAT. NEMO. QUI. NON. VACILLANTIA. ET. QUAVIS. AURA. MOBILIORA OPINIONUM. HUMANARUM. PLACITA. SED. STABILEM. ET. ÆTERNAM. DEI SAPIENTIAM. VITÆ. MAGISTRAM. ET. DUCEM. SECUTUS. TALI. FLAGRAT EVANGELII. DIVINI. AMORE. UT. HUJUS. LUCE. PIETATEM. IN. ANIMIS. ACCENDAT SINCERAM. MINIMEQUE. FUCATAM. QUI. PROMTÆ. AC. PARATÆ. DOCTRINÆ. EXIMIIS. LITERARUM. MONUMENTIS. PRODITÆ. COPIIS. ITA. CONJUNGIT. MORUM GRAVITATEM. ATQUE. ELEGANTIAM. NIHIL. UT. FIERI. POSSIT. UBERIUS. ATQUE FELICIUS. CUI. LATINÆ. ORATIONIS INTEGRITAS. ELEGANTIA. VENUSTAS. DOMI NASCITUR. EA. QUÆ. NULLIUS. NON. ÆQUIPARET. PRÆSTANTIAM. FASTIGIUMQUE VIRORUM. HOC. IN. GENERE. CLARISSIMORUM. CUJUS. MIRA. IN. COGITATIS. SUBTILITAS. IN. REBUS. GRAVITAS. IN. VERBIS. CONCINNITAS. PROXIME. ACCEDIT AD. VETERUM SCRIPTORUM. OPTIMI. CUJUSQUE. NITOREM. ATQUE. EXCELLENTIAM CUJUS. IN. EXSEQUENDIS. CONSILIIS. HONESTISSIMIS. CONSTANTIA. AC. FORTITUDO NON. PONIT. ANTE. SALUTEM. RUMORES. QUI. DENIQUE. SOLERTIÆ. INDUSTRIÆ ELOQUENTIÆ. LAUDIBUS. PLANE. WOLFII. ILLIUS. GYMNASII. AUGUSTANI. IN MAGNIS. OLIM. RERUM. ASPERITATIBUS. STATORIS. AC. SOSPITATORIS. AB IPSO CELEBRATI. PRÆCONIO. ELEGANTISSIMO. IMAGINEM. REFERT. SISTITQUE PRÆSENTISSIMAM

**HUIC. SUMMÆ. INTEGRITATIS. FIDEI. HONESTATIS. VIRO ANIMI. CANDORE. ATQUE. INGENUITATE. INCORRUPTISSIMO COMITATE. ATQUE. URBANITATE. LIMATISSIMO BONI. VERI. PULCRI. ARDENTISSIMO. AMATORI. EXISTIMATORI INTELLIGENTISSIMO AEQUITATIS. ET. VERITATIS. VINDICI. FORTISSIMO. INIQUITATIS ET. SIMULATIONIS. HOSTI. ACERRIMO**

MUNUS. AC. DIGNITATEM. RECTORIS. HUJUS. GYMNASII. A. REGE. BAVARLÆ AUGUSTISSIMO. SUSTINERE. JUSSO. COLLEGÆ. ET. VOLUNTATUM. CONSENSIONE ET. STUDIORUM. COMMUNITATE. CONJUNCTISSIMI. CONSUMMATUM. OMNIBUSQUE NUMERIS. EXPLETUM. VITÆ. HUMANITATIS. STUDIIS. ORNATÆ. EXEMPLAR. IN HOC. VIRO. PRÆCLARO. SIBI. PROPONI. TESTANTES. ATQUE. SPEI. CERTISSIMÆ CONFISI. FORE. UT. EO. RECTORE. ATQUE. DUCE. GYMNASIUM. HOC. AUGUSTANUM PRISTINIS. ET. HUMANITATIS. ET. DOCTRINÆ. EFFLORESCAT. LAUDIBUS. SOLENNIA. MUNERIS. RECTORIS. A. D. XIV. CALEND. NOVEMBR. MDCCCXL SUSCEPTI. RITE. CELEBRANDA. SUMMO. PERFUSI. GAUDIO. GRATULANTUR OBSERVANTISSIME. VIRIQUE. VENERANDI. MERITA. IN. HUNC. LITERARUM LUDUM. GRATA. RECOLENTES. MEMORIA. NUNCUPATIS. PRO. ILLIUS. SALUTE. ET. INCOLUMITATE. VOTIS. FLAGRANTISSIMIS. PER. HUJUS. DIEI. SOLENNITATEM CELEBRITATEMQUE PROSPERA. ATQUE. FAUSTA. QUÆVIS. APPRECANTUR.

Digitized by Google

## Die Huldigung zu Berlin

am 15. Oktober 1840.

Der Huldigungsact ist beendet. Von dem starken, hartnäckigen Regen abgesehen, der gleich nach dem Gottesdienst im Dome begann und fast zwei Stunden anhielt, ist das Fest ohne alle Störung feierlich und gemessen vorübergegangen. Schon um 6 Uhr Morgens strömte die schaulustige Menge von allen Seiten nach dem Lustgarten und drängte sich mit wahrer Todesverachtung nach den Eingängen zu den Tribunen im und am Museum. Erst um 7 Uhr wurden die Eingänge geöffnet. Der ganze Lustgarten, ein Raum von mehr als 300 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, war im Nu gefüllt, als um 7 Uhr mit klingendem Spiele von allen Seiten die Innungen und Zünfte im Geschwindschritt anmarschirt kamen und sich mit einer wirklich bewundernswerthen Ordnung und Präcision an die ihnen angewiesenen Räume begaben. Das Dach des kolossalen Schlosses gedrängt voll Menschen; genau in der Mitte des Daches ein sehr zahlreiches Trompetenchor aus allen Regimentern zusammengesetzt, die in ihren bunten, blitzenden Uniformen als eine ungeheure Krone des Schlosses erschienen. Alle Fenster voller Damen. Die Throntribune erhob sich bis hart unter den Balkon des obersten Steckwerks. Vom Schlosse rechts vor der alten Apotheke, deren Dach aufgebrochen und mit Sprossen bedeckt war, erhoben sich Tribunen, die nur von Damen besetzt waren, was einen sehr freundlichen Eindruck machte. Weniger freundlich aber und nach meinem Gefühl unschicklich erschienen die auf dem Dache der Domes angebrachten Sitzplätze, die auch nur wenig besetzt waren. Zwischen dem Dom und der Börse wieder eine lange Tribune, nur für Damen, für die Angehörigen der Kaufmannschaft bestimmt, und endlich das ungeheure Museum, überall oben auf dem Dache, auf den Treppen und in der Seitenhalle mit Tausenden von Menschen gefüllt. Vor dem Museum war die kolossale Vase sehr hübsch und sinnig mit Blumen, mit Dahlien mosaikartig ausgeziegt, und auf den Bäumen, auf den Laternenpfählen saßen und schwankten zu Dutzenden waghalsige Jungen. Polizei, Gendarmen waren fast gar nicht zu sehen, und außer dem Militair, was nach 8 Uhr zur Abparirung des Lustgartens benutzt ward, waren fast keine Uniformen dort. Dennoch die größte Ordnung; eine bewundernswürdige ruhige, schwatzgekleidete Masse. Die Bürgerschaft von Berlin erschien zahlreich und imponirend. Eine überaus prächtige Fahne ward dem 66 Bürgermeistern vorangetragen, und die Bürgerschaft nahm ihren Platz zunächst vor den Stufen der Throntribune. Mit dem Schlage 9 Uhr begab sich der Zug der Deputirten und der protestantischen Geistlichen aus dem Portal des Schlosses in den Dom. Ihnen folgte in einer mit 6 Rappen bespannten Carosse, von zwei Stallmeistern in rother Uniform auf mitchweißen Schimmeln begleitet die Königin mit ihrem Hofstaate. Ein erschütterndes Hurrah empfing sie, als sie aus dem Wagen stieg. Bald darauf erschien der Zug des Königs auf der Throntribune und begab sich in der im Programm vorgeschriebenen Reihenfolge, die große Freitreppe hinab, in den Dom. Sowie das Volk des Königs ansichtig wurde, brach es in donnernden Hurrahrufen aus, und der fast unabsehbare glänzende Zug schritt feierlich unter herrlich tönendem Glockengeläute in die Pforten des Domes, die hinter ihm geschlossen wurden. Der Gottesdienst und die Huldigungsrede des Bischofs Eylert, die dem Programm zufolge schon um 10 Uhr beendet seyn sollte, währte bis 15 Minuten nach 11 Uhr, und nun erst erschien dem ungeduldig harrenden Volke sein geliebtes Herrscherpaar wieder, das mit endlosem Jubelruf empfangen wurde. Oben auf der Throntribune angelangt, drehte sich der König um, und die Hand am Hute neigte er sich mehrmals gegen das Volk, bevor er sich mit dem ganzen Gefolge in's Schloß zurückzog. Die Königin begab sich, wie sie gekommen war, zu Wagen durch das Portal des Schlosses, durch welches auch sämmtliche Deputirte der Ritterschaft gingen, um im Ritterhause die Huldigung zu leisten. Die protestantische und katholische Geistlichkeit aber (letztere feierte ihren Gottesdienst in der St.-Hedwigskirche) begaben sich nun in die rechte und linke von der Throntribune für sie errichteten Schranken. Während im Schlosse die Huldigung der Ritterschaft vom König angenommen wurde und alle die Tausende des Endes dieser für sie unsichtbaren Feierlichkeit harrten, ergoß sich leider ein so fürchterlicher Regen, daß im Nu der ganze ungeheure Raum und sämmtliche Tribunen mit Tausenden von Schirmen aller Farben bedeckt waren, was denen, die wie ich im Trocknen saßen, allerdings ein neues und interessantes Bild, den Durchnäßten aber wol wenig Unterhaltung gewährte. Endlich nach zwei Stunden erschienen wieder die ersten Pagen und Kammerherren; und das Volk, größtentheils durchnäßt, konnte nicht unterlassen, dieses Zeichen des Wiedererscheinbarwerdens seines Königs mit einem lauten Bravo zu begrüßen. Die Königin, weiß und roth gekleidet, mit einer kleinen Diamantenkrone, im Haar, erschien in der Mitte zweier Damen am Fenster Rechts vom Könige, ganz in der Nähe des Thronsessels. Nachdem der König sich gesetzt hatte und der erschütternde Zuruf endete, auch die Ehrendamen von oben bis unten je zwei und zwei die Stufen der Thronstreppe besetzt hatten, begann der Minister v. Rochow die Anrede an die Stände der Städte und Landgemeinden und an die Berliner Bürgerschaft abzulesen, und gerade als es 1 schlug, war er hiermit zu Ende. Jetzt betrat der Oberbürgermeister, geheimer Justizrath Krausnick, die Thronstufen und beantwortete, etwa auf der achten Stufe stehend, diese Anrede im Namen aller Anwesenden. Das herrliche Banner der Stadt wallte hinter ihm; er sprach, obgleich es sehr stark regnete, ziemlich lange. Vernehmbar aber war in dem Getöse leider kein Wort, und in dieser Beziehung war die Huldigung in Königsberg weit eindrucksvoller. Der König aber erhob sich, als der Oberbürgermeister ausgeredet hatte, in seiner kräftigen ausdrucksvollen Bewegung vom Thronsessel und sprach mit lebhafter Gesticulation und höchst sonorer Stimme, die vielmalige durch Jubelgeschrei hervorgerufene Unterbrechung mit eingerechnet, über zwölf Minuten, gerade als der Regen am stärksten herabströmte und sichtbar auch in den Raum des Baldachins auf die Person des Königs fiel. Nachdem nun der Geheimrath Mathis den Huldigungseid verlesen hatte, erhoben alle die Tausende von Deputirten und Bürgern ihre Rechte und sprachen, immer noch im vollsten Regen (und drüben auf die Höhe auf dem Kopfe), jene Eidesworte (wie ferner dumpfer Donner anzuhören) feierlich nach. Dies beendet, hätte nun der Minister v. Rochow nach dem Programme die Standeserhebungen und Ordensvertheilungen verlesen sollen; da aber der Regen noch immer in Strömen herabfloß, so rief der König dem Minister vor die Stufen des Thrones und gab ihm die Weisung, diese Verlesung zu unterlassen. Der König erhob sich und trat ganz wie in Königsberg, in der einen Hand seinen Hut, in der andern das Lied: „Nun danket alle Gott" unter dem Regenbaldachin vor, das Zeichen zum Anstimmen des Liedes wurde gegeben, und höchst feierlich erscholl vom Dache des Schlosses von dem erwähnten zahlreichen Musikchor aus Hunderten von Blasinstrumenten die einfache herzergreifende Melodie, und König und Volk schlichten vereint, gleichsam getragen von dem Donner der fuchtbar krachenden Kanonen, ihr Gebet zum Herrn. Der Regen dauerte immer noch fort. (Auch in Königsberg ergriff bei der Absingung dieses Liedes.) Und erst als der dritte Vers: „Lob Ehr und Preis sey Gott" begann, brach die Sonne (hier wie in Königsberg) plötzlich auf höchst herrlich überraschende Weise durch und stellte das große seltene Bild einer solchen den Herzen lobpreisenden Versammlung in eine wahrhaft zauberische Beleuchtung. Schließlich ergriffen zog sich der König, als das Lied beendet war, unter Verneigungen und ungeheurem nicht endendem Jubelgeschrei ins Schloß zurück. Um 2 Uhr war diese Festlichkeit beendet. Die ungeheure Menschenmasse aber brauchte noch Stunden, um sich zu entwirren und zu

Digitized by Google

entwickeln. Noch jetzt, es ist fast 5 Uhr, ziehen die Gewerke und Innungen mit klingendem Spiele durch die Gassen.

Bei dem Feste, welches die Stadt Berlin am 17. Oktober dem Königspaare und den Huldigungsdeputirten gab, wurden Ihren Majestäten auch die eben so kostbaren, als geschmackvoll gearbeiteten Geschenke überreicht, welche die Stadt bei dem Hofgoldschmied Hossauer und Hofjuwelier Reiß hat anfertigen lassen. Das Geschenk für Se. Majestät den König besteht aus einem Achilleosschild. Er ist von Silber, und hat 29 Zoll im Durchmesser. Sämmtliche auf demselben befindlichen Figuren und Verzierungen sind von ächtem Dukatengolde. In dem Mittelpunkte der Schildes bemerkt man den Genius Preußens mit dem Panier in aufrechter Stellung. Zu seinen Füßen befindet sich das Wappen der Stadt Berlin. Ein Kranz von Granaten umschließt ihn. Die Umschrift lautet: „Sollte des Landes Frieden je gefährdet werden, rufe Dein Volk, es stehen Alle sche einen Mann!“ Diese Inschrift wird von einem Olivenzweige, dem Sinnbilde des Friedens, umgeben, und dieser wird von einem Kranze von Smaragden umschlossen. Nun folgt ein Tableau von zwölf goldenen, überaus sauber gearbeiteten Figuren, welche die zwölf Stände darstellen, die in folgender Ordnung kreisförmig aneinandergereiht sind: 1) die Theologie; 2) ein Bauer; 3) die bildende Kunst; 4 die Medizin; 5) ein Gewerksmann; 6) ein Kaufmann; 7) ein Hirte; 8) die Poesie; 9) die Jurisprudenz; 10) ein Bergmann; 11) ein Seemann; 12) die Philosophie. Alle diese einzelnen Figuren sind durch zierlich gearbeitete Arabesken mit einander verbunden. Unter der Figur der Theologie befindet sich noch die Unterschrift: „Herr! erhalte uns den segensreichen Frieden.“ Es folgt nun ein Rand von Silber mit ungemein reichen architektonischen Verzierungen, 192 goldenen Rosetten, und in jeder derselben ein Türkis. Auf dem äußersten Rande des Schildes sind 24 große Granaten angebracht, deren jede mit besonderen Verzierungen umgeben ist. Diese stellen die Hauptnägel des Schildes dar. Zwischen jedem derselben befinden sich zwei Topasen, welche die kleineren Nägel vorstellen. Die Rückseite des Schildes, woran sich der Griff u. s. w. befindet, ist mit rothem Sammet gefüttert und mit goldnen Nägeln beschlagen. — Das Geschenk für Ihre Majestät die Königin besteht aus einer silbernen Schaale von zwanzig Zoll Durchmesser. Sie ruht auf einem sehr geschmackvoll ciselirten, mit ächten Steinen besetzten Fuße, der die Form von dem untern Theile eines Palmenstammes hat. Dieser Stamm geht durch den Boden der Schaale, nimmt die Form einer Säule an, und ist mit Palmenblättern eingeaum bedeckt. Am Fuße der Säule befindet sich der Born der Gnade, aus 1300 weißen, lichten Edelsteinen künstlich gebildet. Aus diesem Wasserspiegel tauchen goldene Lilien auf. Goldene Palmblätter, mit Granaten verziert, umgeben den Fuß. Zwischen jedem derselben befinden sich kleine, mit Smaragden besetzte Rosetten. Die Säule wird von sechs goldenen Delphinen getragen. Das Kapital derselben ruht auf drei großen goldenen Adlern mit ausgebreiteten Flügeln. Auf der Spitze steht eine goldene Figur, die Charitas vorstellend, von Genien umgeben, über welche sie die Hände ausbreitet, gleichsam versegenwärtigend das Bild der Landesmutter, welche die Kinder des Landes in ihren Schutz nimmt. Auf dem Boden der Schaale steht man 18 Genien, in sechs Gruppen vertheilt. Zwischen jeder Gruppe befindet sich ein kleiner Tannenbaum. Innerhalb des obersten Randes ist dieselbe mit sardirten Steinen besetzt, die in Form von Blumenbouquets zusammengestellt sind.

## Pot-Pourri.

### Ein Eisenbahnkalb.

Keine Unwahrheit. Im Anfange dieser Woche, so erzählten belgische Blätter, befand sich der Wagenzug auf der Eisenbahn von Brüssel nach Ostende in der Nähe von Melle, als die Locomotive über eine Kuh hinwegging, welche auf der Schiene lag und das Thier in zwei Stücke theilte. Der Kohlenwagen und einige Waggons sprangen dabei über die Schienen und der Zug mußte anhalten. Als die dadurch verursachte Verwirrung sich ein wenig gelegt hatte, hörte man ein Blöcken und fand, zum großen Erstaunen Aller, ein junges Kalb auf der Bahn, das lustig und gesund zu spein schien. Durch den Kaiserschnitt, welchen die Locomotive gemacht hatte, war das Thier an's Tageslicht gebracht worden. Das Eisenbahnkalb, wie man es nennt, wurde vom Bürgermeister in Melle reklamirt und soll, der wunderbaren Geburt halber, nicht geschlachtet werden. (Hört!)

### Thatsachen.

Kleine Männer lieben große, schlanke Weiber, und große Weiber kleine Männer; geschwätzige Leute ziehen die von einem schweigsamen Charakter vor; Gourmands speisen mit größerem Behagen in der Gesellschaft solcher, welche nur wenig essen; die Starken verbinden sich mit den Schwachen; Männer von Geist wählen sich häusliche Weiber; Schriftstellerinnen heirathen gewöhnlich Narren; stolze Charaktere können die nicht leiden, welche ihnen gleich sind; Schurken suchen die Gesellschaft braver Männer; die ausschweifenden Weiber lieben Männer, welche ihre Laster verabscheuen, und tugendhafte Männer huldigen nicht selten den frivolsten Schönen. Der Verführer verfolgt die Pfade des unschuldigen, harmlosen Mädchens, und der unschuldige Jüngling unterliegt den Künsten der Buhlerin. Die Extreme berühren sich — Contraste nähern sich einander und gerade in dem dunkelsten Colorit entdeckt der Maler die feinsten Farben.

## Anekdoten.

In einem Dorfe hinter Landsberg hatte sich bei der jüngsten Huldigungsreise König Friedrich Wilhelm IV. auch der Schulmeister mit seiner Jugend aufgestellt, um seinem König die ehrerbietigste Huldigung darzubringen. Er hatte sich dazu einen neuen Frack machen lassen, der aber noch nicht bezahlt war, und wollte den König mit einer wohl einstudirten Anrede und einem Gedicht begrüßen, das er unter vielem Angstschweiß zu Stande gebracht hatte. So stand er mit dem Gedicht vier Stunden lang, der König aber kam immer nicht. Der Hunger überwannte ihn, er flüchtete sich eilig in sein Haus, um einige Bissen zu sich zu nehmen. Um den neuen Rock zu schonen, zog er ihn aus. Plötzlich hört er ein Geschrei: der König kommt! Er eilt hinaus, und noch gerade recht, um seine Rede zu halten. Darauf greift er in die Tasche nach dem Gedicht, und der König liest, lächelt und spricht zu seinem Adjutanten, indem er ihm das Papier hinreicht: „Da, bezahlen Sie.“ Der Schulmeister hatte in der Eile seinen alten Frack angezogen, und statt seines Gedichts die unbezahlte Schneiderrechnung überreicht.

Ein Rheinländer kam nach Berlin; er ging in ein Weinhaus und forderte eine Flasche guten Wein. Der Käfer brachte ihm das Verlangte. Er schenkte sich ein Glas davon ein; kaum hatte er es aber mit den Lippen berührt, so setzte er es wieder auf den Tisch, und fragte: „Was bin ich schuldig?“ — „15 Sgr.! gnädiger Herr!“ Der Fremde legte einen Thaler auf den Tisch und wollte gehen. Der Käfer rs bemerkend, lief ihm beim Weggehen zurück: „Gnäd'ger Herr! Sie haben sich verseh'n, Das ist ein Thaler, Sie erhalten 15 Sgr. heraus.“ — „Nein, mein Freund, die sind für den, der den Wein austrinkt.“

Digitized by Google

**Nro. 44.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt Der deutsche Rhein. — Die Maroniten und Druſen in Syrien. — Napoleon und der Soldat. — Geſchäftigkeit. — Deutſche Literatur. — Poſt-Pourri.

## Der deutsche Rhein.

Nachſtehendes Lied, ausgezeichnet durch lyriſchen Schwung und durch glühende Vaterlandsliebe, die in ſeinen Strophen lebt, wird dem Dichter — Nicolaus Becker heißt er — viele Herzen gewinnen überall, wo deutſche Geſinnung waltet. Kreutzer hat eine ergreifende Melodie dazu componirt, und wir wollen hoffen, daß es bald Volkslied in ganz Deutſchland werde, wie es in Köln, wo es am 15. Oktober, am Geburtsfeſte des Königs von Preußen, geſungen wurde, die allgemeinſte Begeiſterung hervorrief.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich beiſer darnach ſchrei'n,

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder ſchallend
Im ſchlanke Dirnen frei'n,

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein,

So lang in ſeinem Strome
Noch feſt die Zeſſen ſteh'n,
So lang ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſeh'n,

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,
So lang ein Lied noch lebet
Im ſeiner Sänger Mund.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,
So lang auf ſeinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In ſeiner Sänger Mund.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben,
Des letzten Manns Gebein.

### Deutſchland und Frankreich.

Am 15. Okt. 1840, Morgens 9 Uhr, bringt Preußen ſeinem Könige zu Berlin die Huldigung treueſter ungeheuchelter Liebe dar.

Am 15. Okt. 1840, Abends 6 Uhr, geſchieht in Paris der fünfte Mordverſuch auf den König der Franzoſen.

## Die Maroniten und Druſen in Syrien.

Die Maroniten ſind Chriſten. Sie waren urſprünglich Anhänger Marons, eines ihrer Heiligen, der im fünften Jahrhundert lebte. Da man ſie für Ketzer erklärte, und wegen ihres Glaubens verfolgte, ſo zogen ſie, angeführt von einem Ausgezeichneten Manne, Johann dem Maroniten, in das Gebirgsland von Ketzrouan hinter Tripoli, welches von den Flüſſen Nahr-el-Kebir und Kelb (dem Hundsfluſſe) begränzt wird. Ihre Anzahl beläuft ſich auf etwa 150,000; ſie leben in Dörfern und Weilern, und der Flecken Kanobin, wo ihr Patriarch wohnt, kann als Hauptort des Landes betrachtet werden. Sie bauen vorzugsweiſe Getreide, Baumwolle und Wein, welche in Dſchebail und Tripoli Abſatz finden; ſind fleißig und tapfer, leben mäßig, und ſind in hohem Grade gaſtfrei, beſonders gegen Chriſten. Als die Sarazenen Syrien überzogen fanden die Bekenner des Kreuzes bei ihnen Zuflucht; ſie vertheidigten mit der größten Tapferkeit ihre freien Berge gegen die Angriffe der Feinde, und trugen ihre Waffen bis unter die Mauern von Jeruſalem. Endlich ſetzte ſich Sultan Amurath III. im Jahre 1588 gegen ſie in Bewegung, drang in ihr Gebiet ein, und zwang ſie durch Uebermacht, die Oberherrlichkeit der Pforte anzuerkennen, und einen Tribut zu erlegen. Ihre inneren Angelegenheiten durften ſie jedoch wie vorher nach Gutdünken ſelbſt ordnen, und es wurde ihnen auch freie Religionsübung geſtattet. Ihre Dörfer, von denen jedes ſeinen beſonderen Prieſter und eine Kirche mit Glocken hat, liegen am Abhange der Berge. Die Maroniten ſind, obgleich man ſie nicht als wahre Rechtgläubige betrachtet, in die Gemeinſchaft der römiſchen Kirche aufgenommen worden, und dieſe hat ihnen die Beibehaltung ihres eigentlichen Ritus und der Prieſterehe geſtattet. Auch haben ſie ihren eigenen Patriarchen, der im Kloſter Kanobin wohnt. Die Geiſtlichkeit hat etwa 200 Kloſter inne, iſt fleißig, arbeitſam, befördert den Ackerbau, und ſteht beim Volke in großer Achtung. Kanguinterſchied erkennen die Maroniten nicht an; ſie haben keine regelmäßige Regierung; jede Dorfgemeinde bildet gewiſſermaſſen einen kleinen Staat für ſich ſelbſt.

Die Druſen, deren Anzahl auf etwa 150- oder 200,000 geſchätzt wird, wohnen ſüdlich von den Maroniten. Sie haben das Hochgebirge des Libanon inne, und können mit leichter Mühe 15- bis 20,000 (nach Andern 40,000) Bewaffnete ins Feld ſtellen, wenn man 4000 Chriſten aus den in ihrem Lande zerſtreut liegenden Gemeinden mit einrechnet. Was die Druſen Hauptſächlich von den chriſtlichen und mohamedaniſchen Syrern unterſcheidet, iſt ihre Religion, von welcher man erſt in neuerer Zeit in Europa eine genauere Kunde erhalten hat. Sie glauben an einen einzigen Gott, der ſich zum Letztenmale in der Perſon des ägyptiſchen Kalifen Hakem im Jahre 1030 unſerer chriſtlichen Zeitrechnung zeigte hat. Sie verwerfen die Beſchneidung, und faſten niemals, trinken auch Wein und halten wenig von Beten. Wollen ſie indeſſen beten, ſo iſt es ihnen vollkommen gleichgültig, ob es in einer Moſchee oder in einer Kirche geſchieht. Denn ſie ſind feſt davon überzeugt, daß alle religiöſen Glaubensmeynungen auf Erden zuletzt doch in der ihrigen aufgehen werden, und betrachten darum ſie alle mit der größten Gleichgültigkeit; indeſſen ſtellen ſie das Chriſtenthum doch etwas höher als den Islam. Der Mann darf mehrere Weiber haben, und Heirathen zwiſchen Bruder und Schweſter ſind erlaubt. Sie glauben übrigens auch an eine Seelenwanderung. Die Meynungen über den Urſprung der Druſen als einer politiſchen Gemeinde ſind verſchieden; Manche wollen in ihnen die Iturs der Bibel und die Itureer der Griechen und Römer wiederfinden. Wie dem aber auch ſeyn mag, ſo viel iſt ausgemacht, daß ſie im türkiſchen Reiche allein die eigentlich und einzig freien Leute ſind. Ihre Sitten ſind durchaus einfach; ihre Tapferkeit iſt bewunderungswürdig; dabei halten ſie die Gaſtfreundſchaft hoch in Ehren, haben aber auch die Blutrache. Sie gehorchen einem Fürſten, jetzt dem Emir Beſchir, deſſen

Digitized by Google

Würde erblich ist. Stirbt dessen Familie aus, so wählt das Volk sich ein neues Oberhaupt, das die Oberherrlichkeit der Pforte anerkennt, und jetzt unter dem Vicekönig von Aegypten steht. Der regierende Emir kann weder Krieg ankündigen, noch Frieden schließen, ohne die angesehensten Leute vorher um guten Rath und Bestimmung zu befragen; und in ihrer Versammlung darf jeder durch Geist oder Tapferkeit ausgezeichnete Mann seine Stimme abgeben. Die Priester heißen Othalé, und dürfen nicht heirathen. Sobald Krieg beschlossen wird, erschallt der Ruf: zu den Waffen! von einem Berge zum andern, und findet in allen Dörfern Widerhall. Alles greift nach dem Schießgewehr, und sammelt sich um die Führer. In freiem offenen Felde kämpft der Druse nicht gern, sondern lieber in Gebirgsgegenden, und wie der Tyroler fehlt er, hinter einem Baume oder Felsblock stehend, selten oder nie seinen Gegner. In seinem Lande ist er unüberwindlich. Die Drusen wurden gleichfalls durch Sultan Amurath III. der Herrschaft der Pforte unterworfen. Sie mußten sich verpflichten, ihm einen Jahrestribut zu zahlen, und als Oberhaupt einen ihrer Scheikhs, den sie selbst wählen durften, anzuerkennen, welcher der Pforte für das friedliche Betragen des Volkes und die Bezahlung des Tributs haftete. Das ist der Ursprung ihrer Fürsten, unter denen die Drusen zur Einheit und durch diese zu größerer Macht gelangten. Die Einzelnen Scheikhs leben übrigens oft mit einander in Uneinigkeit, innere Fehden sind nicht selten, und befördern den kühnen, kriegerischen Geist des Volkes. (Mz. Ztg.)

## Napoleon und der Soldat.

„Du bist es, mein Freund?“ sagte Napoleon, als er von einem alten Soldaten der Garde angesprochen wurde. „Was willst Du von mir?“

„Sire, es ist mir ein großes Unglück begegnet.“

„Eine Ungerechtigkeit, ein Ueberspringenwerden, nicht wahr?“

„Nein Sire. Ich habe eine gute Frau zur Mutter, die glücklich und zufrieden von dem Ertrage des Soldes lebte, welchen ihre fünf Söhne ihr zahlten, sämmtlich Soldaten, so wie ich. Sie bewohnte eine Hütte, welche abgebrannt ist, und da ihr jetzt nichts bleibt, als 77 Jahre und Thränen, so ist das doch nicht genug.“

„Du willst nun eine Pension für sie erbitten? Das ist gerecht. Die Mutter eines meiner Braven darf auf mich rechnen. Ich werde mit dem Minister des Innern sprechen. Bist Du zufrieden?“

„Nein, Sire.“

„Der Teufel, Du bist schwierig. Nun, was willst Du denn? Eine Anweisung auf den Schatz?“

„Nein, Sire. Nicht etwa, daß ich Ihre Unterschrift schlecht finde, aber in der Zeit, welche der Commissair dazu braucht, Ihre Anweisung zu registriren, zu stempeln und einzutragen, würde es keine Mutter mehr für mich geben. Hören Sie, mein Kaiser, ich gehe den nächsten Weg. Ich komme, um von Hand zu Hand Geld von Ihnen zu borgen; und damit Sie nicht denken, daß ich Sie betrügen will, habe ich Ihnen hier mein Buch mitgebracht; Sie können die Pension für mein Kreuz einziehen; der Quartiermeister wird sie Ihnen auszahlen.“

„Behalte Dein Buch, mein Tapferer; zwischen alten Bekannten, wie wir sind, genügt das Wort; hier ist einstweilen eine Geldrolle (es waren 1000 Francs), Du magst es mir zurückgeben, wenn Du Oberst bist.“

„Danke, mein Kaiser; aber in Ihrem eigenen Interesse sollten Sie mich zum Corporal ernennen, um so die Zeit der Rückzahlung näher zu rücken.“

Einige Tage später erhielt der alte Soldat die Unteroffizierstressen. (Aus: „Napoleons erste Jahre, von Coston“ Leipzig, Paul Baumgärtner, das viel Interessantes und Neues enthält.)

## Der Herzog auf dem Kutschbock.

In London lassen es sich oft junge Männer herzlich sauer werden, eine Zeitlang „die Löwen“, die ersten Helden der Fashion zu seyn; Opfer an Geld, Zeit, Gesundheit werden dem flüchtigsten Ruhme dieser Art gebracht. — Jetzt ist der löwenhafteste Löwe unter Ihrer Majestät getreuen Unterthanen der Herzog von Beaufort; ein Edelmann, der an excentrischem Wesen und an leidenschaftlicher Liebe zu Pferden seines Gleichen sucht. Der Herzog von Beaufort stammt aus einem Geschlechte, das, wie erzählt wird, eines der vielen Liebesintriguen Carl's II. seine Entstehung verdankt. So mag das königliche Blut, das in seinen Adern fließt, ihm gerechten Ehrgeiz gegeben haben, und da er nicht König der vereinigten Reiche Großbritannien und Irland werden konnte, hat er sich zum König der Kutscher gemacht, was auch ein schöner Theil fürstlicher Gewalt ist. Lange sah man ihn im Hyde-Park und Regentsstreet eine Kutsche führen, und allgemein ward die Sicherheit, Eleganz und merkwürdige Kunst bewundert, mit der er vier schnaubende Rosse vom Bock aus lenkte. Was vielen Andern genug gewesen wäre, genügte seinem Ehrgeiz nicht; besser fahren können, als alle Dandys der Metropole, ist schön, aber schönere Ziele giebt es noch; der Herzog wollte nicht allein der Erste seyn auf Promenaden, auch die Heerstraßen sollten keinen geschickteren Rossebändiger kennen, als ihn. Eines Morgens hielt vor Picadilly eine prachtvolle Stage-Coach; sie war himmelblau angemalt, und trug die Wappen-England's und die Devisen: Dieu et mon droit Honny soit qui mal y pense. Die Kutsche machte die Fahrt von London nach Brighton, und auf einem Schilde vorn war der Name ihres Führers: Herzog von Beaufort, in goldenen Buchstaben zu lesen. Punkt zwölf Uhr-hielt der vornehme Kutscher seinen Sitz; ein gepuderter Lakai in reichgalonirtem Frack reichte ihm Peitsche und Zügel; ein anderer Lakai kassirte von den Reisenden das Geld ein, und überreichte es seinem Herrn, der es zählte und einsteckte; und dann im Galop davon fuhr. Am andern Morgen kehrte er nach London zurück, Tags darauf wieder nach Brighton, und so immer abwechselnd. Es fehlte ihm nie an Kunden, denn alle Passagiere waren seines Lobes voll und versicherten überall, sie seyen nie so rasch und sicher gefahren worden. Daß ein Herzog Kutscher geworden sey, verdreitete sich bald in ganz London; jeden Tag sieht ein bunter Haufe den Herzog abfahren oder ankommen. Sein Wagen ist höchst elegant eingerichtet; alles Lederwerk neu und wie an den schönsten Hofwagen: jedes seiner Pferde ist aus der besten Race, und würde von Stall eines Fürsten zieren. Es ist Mode geworden, sich von dem Herzog von Beaufort fahren zu lassen, und man muß sich schon Tage lang voraus zu einem Platze melden. Besonders sind die Londoner Kleinkrämer, die vor Allem, was vornehm und adelig heißt, bedeutenden Respect haben, darauf versessen, von einem Peer und Herzog nach Brighton gefahren zu werden, und nie war die Straße, die zu diesem königlichen Sommersitze führt, so belebt als eben jetzt. Zwei Mal wird unterwegs angehalten, dann steigt der Herzog ab, tritt in die Taverne, trinkt ein Glas schäumenden Porter, steckt sich eine Cigarre an, und drückt dem Wirthe dafür eine Guinee in die Hand. — Und in England, vielleicht dem Lande der Welt, wo die Aristokratie am höchsten steht, fällt es Keinem ein, der Laune des Herzogs Hindernisse in den Weg zu legen; Niemand findet etwas darin, was seine Familie, seinen Stand beschimpfte. So sehr ist dort die persönliche Freiheit geachtet, so sehr erkennt man Jedem das Recht zu, Ernstes oder Komisches, Wichtiges oder Bedeutungsloses zu treiben, wie es ihm beliebt, und so tief ist man von dem durchdrungen, was unser Dichter wahr mit den Worten ausdrückt: „Was nicht verboten ist, ist erlaubt.“

## Gefräßigkeit.

In Tunkin ist die Gefräßigkeit ein Maßstab der Tapferkeit,

Digitized by Google

und verhilft, wie anderwärts diese, zu Ehren. Wer dort Soldat werden will, muß vorher in einem eigenen Eß-Examen große Appetitproben ablegen, wer am besten in der Prüfung besteht, kommt in die Leibgarde des Königs. — Auch die Siamesen essen viel, und einen Dickbauch haben, was Ersteres voraussetzt, gilt bei ihnen als aristokratischer Vorzug, als Adelsdiplom. Im großen Lande der Stabilität, des regierenden Bambusrohres und der Spitzköpfe, im „himmlischen Reiche", gilt gleichfalls Dickbauch und vornehmer Mann für eins; vor einem umfangreichen Leibe hat man Respekt; er gehört zur obern Repräsentation. Aber die Chinesen essen auch darnach. — Die Geschichte nennt uns manchen berühmten Esser. Um auf die römische zu kommen, der Kaiser Maximin wird absonderlich als großer Esser gerühmt. Er aß — nach Julius Kapitolinus — täglich 40 bis 60 Pfund Fleisch, und trank eine Amphora Wein dazu. Aber dieser, von kräftigen Gothen abstammende Herr war auch darnach, ein Riese, hoher als acht Fuß, und von einer enormen Stärke. Auch vom Athleten Milo wird große Eßfähigkeit gerühmt. Er soll einmal nicht blos einen lebendigen Ochsen auf sich genommen, und über das Stadium getragen, sondern auch einen ganzen gebratenen in sich selber aufgenommen, d. h. gegessen haben. Aber so aß er doch nicht, wie bei jener altnordischen Riesenbegierde gegessen wurde, von welcher die Lieder des Campe Viser in der Edda berichten. Die Braut, ein Mannweib, läuft allein sieben Tannen Aln, und ist sämmtliche Ochsen und Schweine. Ihrem Appetite entspracht ihre Größe. Wie groß sie war, kann der Leser daraus abnehmen, daß man Ellen weit aus der Manner bauen mußte, um sie in den Saal zu bringen, und daß die große Steinbank unter der Wucht ihres Leibes in die Erde sank. Aber noch übertraf diese Frauen-Abnormität an Ekluß und Magenkapazität der Dicke, in den Hausmährchen von Grimm, der zu einer Mahlzeit 300 Ochsen verzehren konnte.

Maximinus aß täglich 60 Pfund Fleisch. Athinus verschlang eines Morgens 500 Feigen 100 Pfirsiche, 100 Melonen, 20 Pfund Muskatellertrauben 100 Grasmücken und 400 Austern. Phagen fraß vor dem Kaiser Aurelius einen Ebr, ein Schwein und 100 Brode, und trank dazu ein kleines Faß Wein. Der Afrikaner Domitius, und Audebente, König von England bot stets am Tische vom vielen Essen. Selbst die Damen tranken bei Gesundheit oft so viele Becher Wein, als der Name Buchstaben hatte. Sison wurde von Tiberius zu Prätor ernannt, weil er sich drei Nächte hintereinander betrank. Flaccus erhielt die Provinz Syrien für eine gleiche Heldenthat.

## Deutsche Literatur.

Der dreißigjährige Leipziger Michaelis-Meßkatalog ist hinsichtlich der Seitenzahl schwächer als seine beiden Vorgänger, er hat nur 296 Seiten, wovon die ersten 275 3675 Titel bereits erschienener Bücher enthalten, die durch 548 verschiedene Verleger herausgegeben wurden. Folgendes sind die Handlungen, welche zur Bereicherung des diesmaligen Kataloges am meisten beigetragen haben: Basse in Quedlinburg 50 Artikel, Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig 45, Hahn'sche Bchdl. in Hannover 44, Manz in Regensburg 39, Fleischhauer u. Spehn in Neuklingen 35, Cotta'sche Bchdl. in Stuttgart 34, Höft in Kopenhagen 34, Kollmann in Leipzig 32, Singer u. Göring in Wien 31, Reimer in Berlin 29, Fr. Fleischer in Leipzig 28; Prinz in Wesel 28, Hoffmann in Stuttgart 27, Weigel, L. O., in Leipzig 27, Brockhaus u. Avenarius in Paris und Leipzig 26, Heckenast in Pesth 26, Voigt in Weimar 26; Schubothe in Kopenhagen 25, Schmidt u. Zollikofer in St. Gallen 24, Ebner in Ulm 23, Mayler'sche Bchdl. in Stuttgart 23, O. Wigand in Leipzig 23, Heinrich'sche Bchdl. in Leipzig 22, Leske in Darmstadt 22, Baumgärtner's Bchdl. 21, Bonnier in Stockholm 21; Duncker u. Humblot in Berlin 21, Polet in Leipzig 21, v. Jenisch und Stage in Augsburg 20, Mauke in Jena 20, Muquardt in Brüssel 20, Brockhaus in Leipzig 19, Ernst in Quedlinburg 19, Franz in München 19, Rüst in Nordhausen 19, Herder in Freiburg 19, Hoffmann und Campe in Hamburg 19, Weber in Leipzig 19, Frinsche in Leipzig 18, Hergt in Kahlenz 18, Köhler in Stuttgart 18, Bandenhöd u. Ruprecht in Göttingen 18, Leopold Voß in Leipzig 18, Paul Baumgärtner in Leipzig 17, Beck in Nördlingen 17, Günther in Lissa 17, Hermann in Berlin 17, Jent und Gaßmann in Solothurn 17, Niemeyer in Hamburg 17, Seidel'sche Bchdl. in Sulzbach 17, Bagel in Wesel 16, Dümmler in Berlin 16, Graß, Barth u. Komp. in Breslau 16, Buchmanns in Leyden 16, Schiesingersche Bchdl. in Berlin 16, Wolff in Augsburg 16, Franke in Leipzig 15, Kollmann in Augsburg 15.

## Pot-Pourri.

### Nur gehorcht.

Francois d'***, vor Kurzem erst brevet, der Zahnt eines französischen Regimentes zu folgen; erkrankte, der Vorbereitungen zum Hochzeitmahle noch ohngeachtet. Auf Befehl des Capitains seiner Compagnie sollte ihm der Sergeantmajor eine Karte für das Hospital ausstellen, und er dann sein Quartier in der Stadt verlassen. Beim Apell ruft der Sergeantmajor: „Francois A**?" — „Hier!" antwortete es aus dem zweiten Gliede, und ein Rekrut tritt vor. — „Wie heißt Du?" — „Francois." — „Nun so komm' mir mir." — „Wohin denn?" — „Ei zum Teufel, in's Hospital." — „Recht gern, wenn's denn sein muß." — Im Hospitale bedient man den Rekruten mit bittern Tränken, er nimmt sie schoppenweise, läßt sich in's Bett legen, und schläft und gähnt vom Morgens früh bis Abends spät. Drei Tage blieb er so im Spitale, bei mageter Kost freilich, aber doch frei von allem Putzen und Exerciren. — Indessen ward es dem Unteroffizier doch allmählig klar, daß es in seiner Compagnie einen Francois A** und einen Francois schlechtweg gebe. Der arme, wirklich Kranke lag in seinem Quartiere verlassen und in heftigem Fieber; man brachte ihn in's Spital. Auch an das Bett des andern Francois trat der Unteroffizier; dieser krank eben mit vielem Eifer eine dinteschmeckende Essenz. — „Bist Du krank?" — Nicht im Mindesten, Herr Sergeant-Major," war die ruhige Antwort. — „Und weßhalb hast Du mir das nicht gesagt?" — „Es heißt ja immer, des Soldaten erste Pflicht sey, zu schweigen und zu gehorchen." — Francois Nro. II. kam bleich und abgemagert aus dem Spitale, in das er blühend und kräftig eingetreten war.

### Wasserrausch.

Die Zeitschrift „der Wasserfreund" berichtet aus Gräfenberg einen sonderbaren Vorfall. Eine Frau, welche Verdruß hatte, und doch in ihrem Kurleiter mehr als 30 Gläser hinabgoß, stürzte besinnungslos zu Boden. Alle Bemühungen blieben ohne Erfolg; endlich schaffte Priesnitz sie in ein Kaltbad, worin er sie ununterbrochen kalt begießen und zugleich abreiben ließ. Dieß dauerte 9 Stunden, dann ließ er die Frau in ihr Bett bringen und mit nassen Tüchern reiben. Kein Lebenszeichen trat hervor, man hielt die Arme für todt. Priesnitz setzte dies Verfahren aber fort, erst am dritten Tage trat ein mäßiger Schweiß ein und die Kranke fühlte sich schmerzfrei und wohl. Priesnitz erklärte diesen Fall für einen Wasserrausch, welchen das jähe Trinken einer solchen Menge verursache.

### Die Ueberraschung.

Am Montage vor acht Tagen sah Herr Lenoir zu Paris mit seiner Frau gerade bei Tische, als ihm ein kleiner Koffer aus Straßburg gebracht wurde, welcher 5 Fr. 90 Cts. Porto kostete. „Ei," sagte er zu seiner Frau, „wohl gar ein Geschenk von Deinem Oheim? Es wäre das erste, das er uns macht." Er fand auf und bezahlte das verlangte Porto mit verdrießlichem Gesichte

Digitized by Google

und öffnete sogleich den Koffer, um nachzusehen, ob das Geschenk auch die 5 Fr. 90 Ct. werth sey. Des Ehemanns Gesicht ward noch länger, als der Inhalt in nichts als einer sehr sorglich einballirten großen Pastete zu bestehen schien. „Da haben wir die Bescheerung!“ rief er: „doch Frau, laß uns nicht weiter davon sprechen, schneide die Pastete an und damit Punktum!“ die Frau gehorcht — — welche Ueberraschung! in der Pastete stecken 1000 Zwanzigfrankenstücke, wie der unter der Pastete liegende Brief besagt, als Abschlagszahlung auf die dermalenst zu erwartende große Erbschaft. Wäre mir lieber, als die beste Ganselober-Pastete.

### Statistisches.

Die unter dem Titel: „Cracas“ alljährlich zu Rom erscheinende Uebersicht des römischen Hoofstaates und des katholischen Episcopats hat für das laufende Jahr so eben die Presse verlassen. Man entnimmt daraus unter Anderm auch Folgendes. Das heilige Collegium besteht aus 54 Cardinälen; davon sind 12 von Pius VII.; von Leo XII. und 32 Gregger XVI. ernählt worden; kein einziger von Pius VI. Ernannter ist mehr am Leben! Unter dem Pontifikate des regierenden Pabstes sind bisher 42 Cardinäle gestorben. Die Uebersicht der Bischöfe der katholischen Welt weiset aus: Patriarchen und 671 Erzbischöfe und Bischöfe; 80 Sitze sind erledigt; 9 Bischöfe haben Coadjutoren; 30 haben Suffragane; und 10 werden durch Administratoren zeitlich versehen. Seit dem Pontifikate Gregors XVI. wurden 17 neue Bisthümer errichtet, und zwar: 1 zu Algier, 1 in Irland, 1 in Sardinien, 4 in dem Königreiche beider Sicilien, 1 in Canada, 1 in Californien, 5 in den Vereinigten Staaten und 3 in Schgamerika. Die von dem heiligen Stuhle in den verschiedenen Welttheilen unter der Leitung des Collegiums der Propaganda errichteten apostolischen Vikariate sind 57 an der Zahl.

### Wie ansteckend die Blattern sind,

ergibt sich aus Folgendem: Ein Mann, Robert Atkinson, wohnhaft zu Lancaster in Pensylvanien, bekam im verflossenen Dezember die Blattern. Während seiner Genesung schrieb er an seinen Bruder, der in Wellsville, Staat Ohio, wohnte, einen Brief auf glattem Papiere und schieß denselben mit einer Oblate. Jener las ihn, er war drei Wochen unterwegs gewesen, und steckte ihn in seine Westentasche. Etwa vier Wochen später bekam er die Blattern und starb, obwohl in Wellsville seit zwei Jahren kein Pockenkranker gewesen war.

### Die Kollegen. — Eine Anekdote von Ludwig Devrient.

Der alte Devrient kam auf einer seiner Kunstreisen in ein sächsisches Dorf, wo ihn der Einbruch der Nacht zum Aufenthalte zwang. Es war seine Gewohnheit, auch in dem unbedeutendsten Ort, der ihm unbekannt war, nach Sehenswürdigkeiten herumzustöbern, deren oft nicht die mindeste vorhanden war. Der Zufall hatte, um den einheimischen Mangel einer solchen zu decken, eine fremde hiethergeführt. Diese Sehenswürdigkeit bestand in nichts geringerem, als einem Marionetten-Theater. Devrient mußte es besuchen. Er trat in den Vorraum der Kneipe, an deren Thür die Kasse stand, und legte auf selbe einen Thaler hin. Die Frau Principalin, die hinter dem Tische saß, blickte bald erschreckt durch den Anblick eines solchen unerwarteten Silberstückes zu dem Kavalier empor, der es hinwarf, und ruft endlich aus: „Ach Herr Je, wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Devrient?“ — „Sie irren nicht, Madame.“ — „Nu, das ist recht schöne, daß Sie uns auch einmal besuchen. Aber stecken Sie doch Ihren Thaler ein; wir Kollegen werden doch von einander nichts annehmen!“

### Das halb.

Bei einer religiösen Versammlung zu Glasgow in Schottland hatte eine Dame ihren Stand auf einer Bank eingenommen, so daß die hinter ihr stehenden den Prediger nicht sehen konnten; wiederholte Ermahnungen, daß sie doch herabsteigen und sitzen möchte, fruchteten nichts. Endlich erhob sich ein achtbarer ältlicher Herr, und sagte ganz ernst: „Ich glaube, die Dame würde gewiß nicht stehen bleiben, wenn sie wüßte, daß sie in jedem Strumpf ein großes Loch hat.“ Dieß hatte die gewünschte Wirkung; sie war im Nu von der Bank, und setzte sich. Ein junger Geistlicher, der die Bemerkung gehört, errötherte bis über die Ohren, und sprach: „Mein Bruder, wie konnten Sie sagen, was nicht wahr ist?“ — „Nicht wahr?“ erwiderte der zur Rede gestellte; „wie wollte sie denn in ihre Strümpfe kommen, wenn sie nicht in einem jeden ein großes Loch hätte?“

### Die General-Versammlung.

Der Banquier Wehmuth in ..... war Vorsteher einer auf Aktien begründeten Anstalt, ein Mann, der sich gern sprechen hörte, und bei allen Gelegenheiten dermaßen haranguirte, daß Niemand zum Wort kommen konnte. Die Angelegenheiten der Anstalt standen schlecht, und es wurde beschlossen, eine Generalversammlung der Aktionäre einzuberufen, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen, doch kein Mensch konnte vor dem Vorsteher dabei zu Worte gelangen; die Zeit verstrich und die ganze Versammlung ging höchst mißmuthig wieder auseinander, ohne etwas beschließen zu haben. — Den folgenden Tag las man in dem daselbst erscheinenden Lokalblatte folgende Bekanntmachung: „Die Ergebnisse der gestern abgehaltenen Generalversammlung der Aktionäre der ..... Anstalt waren so beschränkt, daß kein Aktionär vor Wehmuth sprechen konnte.“

### Austern und Champagner.

In Holland hat man eine Riesenauster gefangen, von der Größe einer Bratenschüssel. Es hatten sich in ihrer Schale noch 30 kleinere Austern, von der Größe eines Thalers bis zu der einer Mundtasse gebildet. Der König, welchem das Monstrum präsentirt wurde, schenkte es dem Naturalienkabinet. — Ein Feinschmecker in Amsterdam war ausser sich über diese verfehlte Bestimmung.

Da wir von den Austern sprechen, so wollen wir zugleich auch den dazugehörigen Champagner nicht vergessen und können dem Freunde desselben die besten Nachrichten von der heurigen Erndte geben. Man glaubt allgemein, daß der dießjährige Wein besser als der vorjährige ist, was viel sagen will, denn der Champagner 1839 ist nach dem des Jahres 1834 der beste des verflossenen Dezenniums; viele stellen den 40ger sogar höher als den von 1834, obgleich er bei weitem weniger Geist enthält, weil er mit einer außerordentlichen natürlichen Süßigkeit eine Feinheit verbindet, wie man es beim Champagner erster Qualität liebt. Was die Quantität betrifft, so übersteigt der Ertrag um ein Viertheil die Erwartungen der erfahrensten Winzer. Am Anfange Juni's waren schon die Weinberge in einem Zustande, der die Weinlese um vier Wochen zu fordern versprach, nur schadete die kalte Witterung im Juli sowie die letzte Hälfte des Septembers. Der Ertrag von 1840 übertrifft den vorjährigen mehr als um die Hälfte. Die Preise gingen herunter, da wegen der Kriegsgerüchte kein Kauf war.

Weißt, warum ich gern trinken thu'
Den Champagner? Ei guck nur zu!
Im Champagner sind Perlen viel,
Die da machen ein lustig Gewühl;
Und trinkt nun Einer den lieben Wein,
Gehören ja all' die Perlen sein!
Sieh', das wissen die großen und reichen Herrn
Und ich auch — d'rum trink' ich Champagner so gern!

Digitized by Google

**No. 45.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Marie Christine's Heirath mit Munoz. — Der Kuß. — Eine gefährliche Seefahrt. — Schauderhafte Mordthat. — Raupenzug. — Post-Pourri. — Des Rheines Hort.

## Marie Christine's Heirath mit Munoz.

Marie Christine war Reichsverweserin von Spanien; sie ist es nicht mehr. Ihr Kopf war den verwickelten spanischen Verhältnissen nicht gewachsen, und doch ist sie eine geistreiche, eine willenskräftige Frau. Ihre Lage wurde täglich mißlicher, denn ihr Herz gehörte nicht Spanien und der kleinen Isabella allein an; noch ein Dritter trat ihr nahe und obzleich Spanien nichts von ihm wissen wollte und die kleine Königin keine Ahnung von ihm haben sollte, so zog sie ihn doch so nahe an sich heran, daß er ihr bald mehr als Spanien und Isabella zu gelten schien. Don Fernando Munoz war dieser Dritte; über Marie Christine's Verhältniß zu diesem Manne ist vielfach die Rede gewesen, aber erst ein Artikel, welcher kurz vor ihrer Entsagung erschien, machte aus dem Palastgeheimnisse ein öffentliches. Daß die in dieser Broschüre enthaltenen Verwicklungen eine Haupttriebfeder in jenem Schritte der Reichsverweserin bildeten, scheint nicht abgeleugnet werden zu können.

Marie Christine's Liebe und Ehe mit Munoz klingt, wie sie ein Madrider Journal darstellt, wie die Epopise eines am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts spielenden Romans, aber die dargelegten Verhältnisse und Thatsachen, oder wenigstens die jetzt noch von keiner Seite der öffentlichen in Frage gestellt worden. Wie dem aber auch sey, ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der neuesten spanischen Zustände liegt darin vor und so möge es uns denn gestattet seyn, den Inhalt jener Schrift unverkürzt und treu mitzutheilen.

Zwei Monate nach König Ferdinands VII. Tode — beginnt der Bericht — ließ sich ans unverkennbaren Anzeichen schließen, daß die Königin Christine ihrer Wirthinn bereits müde sey. Nun stand ihre Vertraute, die Medizin Donna Josefa Balcarcel, in einem Liebesverhältnisse mit dem Garde-du-Corps Don Nicolas Franco. Dieser kam Munoz, als Kamerad und Freund desselben, einige Male in den Palast, wo ihn die Königin sah und sich in ihn verliebte. Er war der Sohn des Kleinhändlers Don Juan und dessen Frau Donna Eusebia in dem Städchen Tarancon, und stand mit auf der Liste derjenigen, welche bei der Truppenreinigung im Jahre 1832, als des Carlismus verdächtig, aus dem Corps entlassen werden sollten. Daß er im Dienste blieb, verdankte er einzig und allein dem glücklichen Zufalle, daß er grade damals von Madrid abwesend und auf Urlaub in seiner Heimath war.

Da Christine das Ungestüm ihrer Liebe nicht sofort laut werden zu lassen wagte, so veranlaßte sie zu dem Zwecke eine romanhafte merkwürdige Reise. Die Woche, während welcher Munoz im Palast den Dienst hatte, benutzend, beschloß sie, auf ihr Landhaus Guita-Pefaers bei Sta. Ildefonse zu gehen und am 17. Dezember 1833 machte sie sich mit Tagesanbruch trotz des schlechten Wetters auf die Reise. Indeß sah sie sich zur Umkehr aus dem Gebirge genöthigt, weil ihre Kutsche zerbrach und die, welche in derselben saßen, in große Gefahr brachte. Die Wege waren ohnedieß durch Eis und Schnee unfahrbar geworden. Die Königin ließ sich jedoch durch diesen Unfall nicht irre machen. Sie bewirbte Leute aus den umliegenden Dörfern zur Fahrbarmachung der Bergwege; diese arbeiteten den Abend und die ganze Nacht hindurch und am folgenden Morgen, den 18. ging die Fahrt von Neuem los, obgleich alle Palastbeamten in Anbetracht der schlechten Wege und der rauhen Jahreszeit die Köpfe schüttelten. Zur großen Verwunderung des Hofes und der Damen, welche den Dienst hatten, reiste sie durchaus ohne alle weibliche Begleitung ab. Marie Christine saß mit dem Generaladjutanten der Garde, Don Francisco Arteaga y Palafax, dem Kammerherrn Carbonelle und Don Fernando Munoz im Wagen und dieser Letztere nahm die gegenüber Platz.

Bald nach der Ankunft auf Quita-Pefaers machte Christine mit Arteaga und Munoz in dem Garten einen Spaziergang; alsbald entfernte sie aber den Adjutanten Arteaga durch einen Auftrag im Innern des Landhauses und blieb mit Munoz allein. Dieser Moment muß, aus den Folgen zu schließen, die bedeutende Erklärung herbeigeführt haben.

Noch an dem nämlichen Tage kehrten sie nach Madrid zurück, und kaum war die Königin in ihrem Zimmer, als ihre Gunst für den Garde-du-Corps Munoz aller Welt, selbst außer dem Palaste, sichtbar wurde. Er wurde zum Gentilhomme de l'intérieur ernannt. Der verstorbene König hatte diese neue Hofstelle zwar kreirt, doch schien sie für eine Frau, welche für ihre allernächste Bedienung Hofdamen, Duennas und Kammermädchen hat, nicht passend und anwendbar.

Noch mehr: der Günstling bekam auf der Stelle einen Prunkwagen, prachtvolle Reitpferde und ein auf Befehl der Königin auf das glänzendste möblirtes Hand. Nach einigen Tagen schon stolzirte Munoz mit Ferdinande VII. Bufennadeln und Ringen; er bekam ein eigenes Zimmer im Palaste, war stets bei ihr zu Tafel und begleitete sie allenthalben. Sie setzten sich allein in den Wagen und benahmen sich überhaupt so ganz und gar als Eheleute, daß sie sogar miteinander über die Nationalgarde in Prado Revue hielten. Daß dieß das Aufsehen, das schon im Publikum war, noch vermehrte, läßt sich denken; es kam sogar zu Anspielungen in den Zeitungen. Am 4. Febr., als am vierzigsten Tage jenes Liebesverhältnisses, brachte die Chronik (ein Madrider Blatt) die Notiz: „Heute zeigte sich die Königin Regentin in einem offenen Wagen; die Pferde lenkte einer ihrer Bedienten; ihr gegenüber saß der Garde-Hauptmann, Herzog von Alagon.“ Diese Nachricht wurde von den Hofleuten wahrhaft verschlungen und verletzte die dabei Interessirten schwer, denn jener „Bediente“ war kein Anderer als Munoz.

Die Königin forderte für diese Beleidigung Genugthuung und da der Minister Martinez de la Rosa, wie der Polizeichef Saltre ihre gehorsamsten Diener waren, so stand ihrem Grollen Hinderniß im Wege: das Journal wurde ohne Weiteres verboten, der Herausgeber, Don Pietro Ximenez de Haro, wurde aus dem Lande verwiesen und dem Redakteur, Don Angel Ignardi, ging es nicht besser.

Christine's Liebe zu dem neuen Günstlinge konnte nicht von

Digitized by Google

der Kirche gewilligt werden; nachdem sie daher kurze Zeit vertraut mit ihm gelebt hatte, kündigte sie ihm an, sie wolle sich mit ihm trauen lassen. Munoz traute seinen Ohren kaum; als er aber sah, der Königin sey es ernst damit, griff er mit beiden Händen zu und bot Alles auf, um das Vorhaben der Königin in's Werk zu setzen.

Munoz Verbindungen beschränkten sich auf der Marquis von Herrera, einen Consulatsschreiber Don Miguel Lopez, Asebedo und auf einen Geistlichen Don Marcos Aniano Gonzalez, welcher sein Landsmann war, sich damals zufällig in Madrid befand, kürzlich erst als Priester ordinirt war und in der kleinen Izaqasse krank lag. An diesen letzten wendete sich Munoz und verhieß ihm eine Ehrenkaplanstelle, wenn er Mittel und Wege fände, sie zu trauen und die Königin, welche sich den Geistlichen der königlichen Capelle nicht anvertrauen wolle, Beichte zu hören.

Man suchte nun bei dem Patriarchen um die nöthige Licenz nach, doch als derselbe von des jungen Geistlichen ungeistlichem Leben hörte und einen geheimen Zweck von Seite der Zwischenhändler vermuthete, so wies er das Ansinnen rund ab, und der Bischof von Cuenca, den man nun anging, weil Gonzalez zu dessen Diözese gehörte, machte es eben so. Aber der Fall war so dringend, daß man sich bereits vor Ankunft der abschlägigen Antwort an den päpstlichen Nuntius, Cardinal Tiberi, wendete. Auch er wollte als schlauer Italiener Anfangs nicht auf die Bitte eingehen, schützte des Bittstellers große Jugend vor u. s. w., bewilligte die Licenz jedoch für diesen einzigen Fall, nachdem ihm die Königin einen eigenhändigen Brief in der Angelegenheit geschrieben hatte.

Diese Angelegenheit wurde am 25., 26. und 27. December verhandelt.

Am 28. um 7 Uhr Morgens, zehn Tage nach der Bekanntschaft des Paares, wurde Donna Maria Christina's von Bourbon morganatische Ehe mit Don Fernando Munoz geschlossen und eingesegnet durch den Priester Don Marcos Antonio Gonzalez; als Zeugen waren zugegen Don Miguel Lopez, Asebedo und der Marquis von Herrera; der Assistent des Priesters war Acisclo Ballesteros. Auch Therese Balcarcel und das Kammermädchen der Königin, Antonia, wußten um die Verbindung. Munoz bat fortan Alles auf, um die, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, zu beobachten und die Verdächtigen unschädlich zu machen. Die Balcarcel wurde von einem Escribano, den sie in ihre Intrigue verwickeln wollte, nach Bayonne entführt, ihr Geliebter, Nicolas Franco, wurde als Oberstlieutenant nach Jorca geschickt und der Kammerherr Carbonnel mußte sich wohl oder übel nach Andalusien zurückziehen.

Die Königin, welche ihres neuen Gemahls möglichst froh werden wollte, zog sich nun, weil Ferdinand Munoz in mehreren Hofzirkeln schon gar nicht anders mehr hieß als Ferdinand VIII. auf die abgelegensten und abgeschlossensten Residenzschlösser zurück. Am 15. März 1834 ging sie nach Aranjuez und von dort am 11. Juni nach Carcavanchet unter dem Vorwande, daß die Cholera in la Carolina ausgebrochen sey, und am 18. Juni ging sie plötzlich nach la Granja, weil sich die Cholera in Mora zeigte.

Von La Granja kam sie am 24 Juni zu Eröffnung der Cortes und ihr außerordentliches Embonpoint fiel, obgleich Alles aufgeboten wurde, es zu verhimlichen, allgemein auf. Noch an demselben Tage bezog sie den Palast Rio Frio, hielt hier bis die zum 16. Juli Quarantäne und kehrte dann nach la Granja, wo sich ihre Töchter befanden, zurück. Die plötzliche Nachricht vom Ausbruch der Cholera in Segovia vertrieb sie hastig am 29. August in die königliche Residenz, wo sie sich ganz zurückzog und sich mit einem bewaffneten Corden umgab. Diese Abgeschiedenheit, zu welcher die Cholera einen so passenden Vorwand gab, kam ihr sehr gelegen, damit sie während der letzten Monate ihrer Schwangerschaft von keinem uneingeweihten Auge gesehen würde.

Am 16. November 1834, also gerade elf Monate nach ihrem Einverständnisse mit Munoz, kam sie zwischen 11 und 12 Uhr Nachts mit Gertrude Magna Victoria nieder; ihre Schwiegermutter, Donna Eusebia, war zugegen und ihre Niederkunft ging so glücklich von Statten, daß sie neun Tage später, am 26., schon wieder zu la Florida über die zweite Schwadron der Garden, welche für ihre legitime Tochter nach Navarra in's Feld rückte, Revue hielt.

Noch in der Nacht ihrer Entbindung ließ die Königin das neugeborne Kind durch den Schloßverwalter Don Louis und den Wundarzt Don Juan Mastillo Threca in einem geschlossenen Wagen in der Nähe von Madrid zu Donna Eusebene, verwittwete Villamil, welcher in la Granja Schloßverwalter war, bringen. Diese Dame zog im nächsten Frühling mit dem Kinde und einer Amme nach Segovia, um in der Nähe der Eltern, welche damals noch auf Reisen waren, zu seyn. Auch die Italiener Dominge Ronchi und Ana wurden ins Geheimniß erzogen.

(Schluß folgt.)

## Der Kuß.

Vor vielen Jahren ging einmal in Norddeutschland eine schöne Herrschaft wegen eines Kusses verloren, und die Sache machte unsägliches Aufsehen. In Schwabenland ist jetzt, wie das „Dampfboot" erzählt, etwas Aehnliches passirt: Da war ein armer Maler, der liebte eine schöne Pfarrerstochter und die Pfarrerstochter liebte ihn wieder zum Sterben. Das war schon recht, aber den Eltern des Mädchens war's nicht recht, denn der Maler hatte kein Geld, und auch wenig Aussicht, sich in kurzer Zeit viel zu erwerben, denn das Sprichwort, daß die Kunst nach Brod gehe, ist ja jedermännigtich bekannt. Die Liebenden bekümmerte das zwar blutwenig, so lange der Mond mit seinen hellen Strahlen ihre Herzen erwunterte, und die Sonne warm auf ihre Küsse herabschien. Auf einmal aber verdunkelte sich der Mond, und die Sonne ward mit Wolken bedeckt, denn es kam ein reicher Freier, ein Kaufherr, der viele Tausende im Vermögen hatte, und dem die schöne Pfarrerstochter in die Augen stach. Die Eltern flüsterten sich von dem Antrage sehr geschmeichelt, und das Weinen der Tochter half wenig oder gar nichts. Den reichen Kaufmann sollte man abweisen, den Mann, der einst, wenn der Vater gestorben, und seine paar Bücher hinterlassen hatte, die ganze Familie zu ernähren im Stande war? nimmermehr. Die Eltern stellten, die Sache der Tochter so oft aus diesem Gesichtspunkte vor, daß diese endlich glaubte, ihren Eltern und Geschwistern, deren Zahl nicht gering war, dieses Opfer bringen zu müssen. Der Maler zwar in Verzweiflung, allein was half ihm das? Der Verspruch war geschehen, und konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Tochter wurde zwar immer bleicher und bleicher, aber der Hochzeittag rückte deswegen doch immer näher und näher.

Der reiche Kaufherr kannte die Frauenzimmer so ziemlich genau, und vermeinte deßhalb mit Präsenten und dergleichen viel ausrichten zu können. Er schickte also bald einen Shawl, bald ein goldenes Ringlein, bald einen Hut, bald ein neues Kleid. Die schöne Pfarrerstochter nahm die Dinge an, aber — wir müssen es zu ihrer Ehre gestehen ohne besondere Freude. Einsmals übergab er ihr auch eine kostbare Chatoulle und Loos zu den andern Präsenten, und dachte nicht weiter daran.

Da begab es sich denn, daß der Kaufherr plötzlich krank wurde. Eine Seuche grassirte in der Gegend, und steckte auch den Handelsherrn an, ohne sich darum zu bekümmern, daß er Bräutigam war und in ein paar Wochen heirathen wollte. Die Krankheit wurde sogar immer schlimmer, und schien endlich einen betrübenden Ausgang nehmen zu wollen. Das rührte die Pfarrerstochter-Braut, und sie entschloß sich daher, mit ihrer Mutter den Kranken zu besuchen. Allein auch dadurch wurde es nicht

Digitized by Google

besser, sondern der Kaufherr starb nach wenigen Tagen, und wurde in allen Ehren begraben.

So weit war die Sache gut, aber es sollte noch besser kommen. Bald las man nämlich in den Zeitungen, daß die Nummer 20,978 das große Loos gewonnen habe, und wer weiß nun das Entzücken unserer Pfarrerstochter? Der Maler, der sich trotz seiner Verzweiflung glücklicher Weise den Tod noch nicht gegeben, obgleich einmal in einem Paroxismus davon die Rede war, wurde wieder aufgefunden, und bald feierte das glückliche Paar seine Hochzeit, zu der auch die Eltern sehr freudig ihren Segen gaben.

So weit war's wieder gut, allein bald sollte es anders kommen. Der Kaufherr hatte nämlich nur einen Vetter, der ihn beerbte, und dieser Vetter war ein leichtsinniger Kamerad, der sein Hab und Gut alles verthan hatte, und auch mit dem reichen Erbe bald fertig war. Nach ein paar Jahren nun, als der Maler und seine Frau längst Kinder auf dem Schooße wiegten, war er fast am Bettelstabe, und wußte sich nicht zu helfen. In seiner Noth wendete er sich an einen Advokaten, und erzählte ihm seine Leidensgeschichte.

Ei, da ist bald geholfen, sagte dieser. Die einmal zu Ihrer Frau Base bestimmt gewesene Frau Malerin muß die gewonnenen 100,000 Gulden herausgeben.

Hierüber werden nun vielleicht die Leser lachen, aber die Sache ist deßwegen doch ganz so gekommen, wie der Advocat vorausgesagt hatte. Es besteht nämlich nach dem römischen Rechte die Verordnung, daß Präsente, die man der Braut macht, ohne einen Kuß dabei zu wechseln, an den Erben zurückfallen, falls der Bräutigam vor der Hochzeit stirbt. Nun war aber kein Zweifel, daß die schöne Pfarrerstochter, die den Kaufherrn nicht recht leiden mochte, diesem bei Uebergebung der Chatoulle mit dem Lotterie-Loose keinen Kuß gegeben haben werde, und darauf fußten der Advocat und sein Mandant. Die Beklagten nahmen natürlich auch einen Advocaten an, und somit wurde die Sache lange hinausgescheben, bis die erste Entscheidung kam; aber diese schlug folglich den Muth der Angeklagten hart darnieder, denn sie lautete gegen sie. Sie appellirten natürlich, und nun hatten sie die Freude, daß das Urtheil der ersten Instanz verworfen wurde. Aber jetzt appellirte der Gegenpart, und die Entscheidung fiel wieder anders aus. So ging die Sache viele Monate und Jahre schwankend hin und her, Hofgerichte wurden aufgerufen und Juristenfacultäten; ganze Fuhren von Acten wurden niedergeschrieben, und die Prozeßkosten beliefen sich bereits auf mehrere tausend Gulden. Die Sache wäre gleich aus gewesen, wenn nur die Pfarrerstochter sich dazu verstanden hätte, zu schwören, den Kaufherrn habe sie bei Ueberreichung jener Chatoulle geküßt. Dazu aber war sie nicht zu bringen, denn sie war stolz vom Gemüthe überzeugt. Endlich nahte der letzte Entscheidungstag, und siehe da, das Urtheil fiel dahin aus, daß der Maler und seine Frau dem Erben des Kaufherrn nicht bloß den ganzen Betrag des Looses herauszubezahlen, sondern auch noch alle Prozeßkosten leiden mußten. So endete dieser berühmte Prozeß. Zum Glück hatte der Maler sich während seines Reichthums einen Namen erworben, so daß er nun seine Frau auch fernerhin mit Anstand ernähren konnte, aber — wir rathen deßwegen doch jedem Mädchen, ihren Bräutigam bei Ueberreichung eines Präsentes recht herzlich zu küssen, damit sie ohne Anstand in ähnlicher Verlegenheit schwören könne.

## Eine gefährliche Seefahrt.

Am 4. Oktober beschlossen zu Scarborough im östlichen England drei Knaben, von denen der älteste fünfzehn Jahr alt ist, um sich ein Sonntagsvergnügen zu machen, ein etwa dreizehn Fuß langes Boot, das nur ein Ruder und ein kleines Segel hatte, und fuhren ins Meer hinaus. Sie mochten sich etwa eine gute halbe Stunde weit vom Lande entfernt haben, als ein anderes Boot ihnen folgte, um, wie sie glaubten, ihnen den Vorsprung abzugewinnen. Einen solchen Triumph wollten sie ihren Gefährten nicht gönnen, spannten daher das Segel auf, und ließen sich vom Winde immer weiter ins Meer treiben. Endlich verschwand das Land. Nachdem sie einige fruchtlose Versuche gemacht hatten, gegen Wind und Wellen anzukämpfen und umzukehren, brach die Dunkelheit ein, und sie wurden immer weiter in die offene See hinausgetrieben. Am andern Morgen sahen sie nichts als Wolken und Wasser, kein Segel war weit und breit zu erblicken, und die Lage der drei Kleinen war um so trauriger, da sie nicht wußten, in welcher Richtung die Küste lag, und weder einen Bissen Brod, noch ein Trunk Wasser an Bord der Barke sich befand. Ueberdieß wurde der älteste, Davis, krank. Die Sonne ging zum zweitenmal unter, und sie hatten keine Hoffnung mehr, dem Tode zu entrinnen. Den ganzen Dienstag wurden sie noch umhergeschleudert, abgemattet durch Angst, Hunger, Durst und Kälte. In dumpfer Verzweiflung legten sie sich nieder und befahlen ihre Seele in Gottes Hand. Am Mittwoch früh war Davis eine Leiche. Die stürmische See hatte sich während der Nacht ein wenig beruhigt; aber erst am Donnerstage erblickten die beiden Knaben, als sie ihrer Auflösung entgegensahen, endlich ein rettendes Fahrzeug. Es war ein nach Amsterdam segelnder Holländer. Der Kapitän nahm die beiden halbtodten Knaben, welche seit Sonntag Nachmittag nichts gegessen hatten, an Bord und ließ sie sorgfältig verpflegen. Um Gotteswillen baten sie ihn, die Leiche ihres Gefährten mit nach Amsterdam zu nehmen, um sie von dort nach Scarborough zu schaffen, aber während sie mit matter Stimme flehten, hörten sie ein Plätschern — es war Davis, den ein Matrose nach Seemannsbrauch in den Wellen begraben hatte. Glücklich kam der holländische Kapitän nach Amsterdam und schickte von dort die beiden Geretteten über London und Hull nach Scarborough, wo man sie längst verloren gegeben hatte.

## Schauderhafte Mordthat.

Am 22. Oktober Nachts ist in der Gegend von Heidenheim ein Schauderentregender Mord vorgefallen: Forstwart Stäkind in Königsbronn ging am Abend dieses Tages in seinem gewohnten Dienstkreise auf den eine Stunde von Königsbronn entfernten Ort Zang, um theils mit dem dortigen Waldschützen eine Jagdpartie auf den andern Tag zu verabreden, theils um Jagdhundschicksch aber um Erzesse in seinen Waldungen zu verhüten. Es war schon ziemlich dunkel geworden, als er den Rückweg nach Königsbronn antrat, er konnte auf keinem andern Weg als durch den Wald nach Hause zurückkehren. Bis zum Saume des Waldes, gleichsam das schreckliche Schicksal ahnend, begleitete ihn der Waldschütz in Zang; hier dankte Stäkind für seine Begleitung, und bedeutete ihm, daß er noch einen Gang durch einen Wald zu gehen gesonnen sey, und wünschte seinem Kameraden ein herzliche „gute Nacht!“ er erinnerte ihn noch, sich morgen ja beim Jagen einzufinden. So verließ ihn sein Begleiter, und wünschte ihm ebenfalls eine glückliche Rückkehr. Stäkind verlor sich im Wald abschlichter Weise, um etwas zu entdecken, das gesetzwidrig war. Lange schon witterte man Spuren von Wilddieben. Er mochte einige Zeit gestreift haben, als er wirklich die Spur solcher Wilddiebe entdeckt haben muß, schändlich — denn es wurde des andern Tages sein auf die scheußlichste Weise verstümmelter Körper aufgefunden. Nicht mit Worten kann diese That beschrieben werden, das menschliche Auge selbst muß auf den Leichnam blicken, und dann wird der Mensch sich fragen, ob dieß Menschenwerk seyn könne. Das lange Ausbleiben des Mannes machte die Frau etwas unheimlich; sie sprach den dortigen Revierförster um einige Nachsuchungen an, denn sie könne nicht anders denken, als ihr Mann müsse in dem schwarzen Dunkel der Wälder verirrt seyn. Der Revierförster, selbst Unglück ahnend, machte sich Morgens mit Tagesanbruch auf den

Digitized by Google

Weg, und nicht lange stand es an, so traf er Süßkind unter einer großen Eiche, bedeckt mit Aesten derselben, und zugleich mit seinem treuen Hunde in seinem Blute todt daliegend. Ein wahrlich unerhörter Fall in unserer Gegend. Süßkind ist erst seit drei Vierteljahren auf dieser Stelle, ein Mann, den Jedermann lieb gewann, und der mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten sich pflichtgetreu ganz seinem Dienste widmete.

## Raupenzug.

Am 17. Juni zeigte sich in Posad Krickow (Vorstadt von Krementschug in Rußland) plötzlich eine so ungeheure Masse von Raupen, daß alle Straßen, Höfe und Gärten davon angefüllt waren. Hierauf zog die ganze Masse nach der Brücke über den Dnieper in die Stadt Krementschug, und zwar in so ungeheurer Zahl, daß die Behörde die Brücke abbrechen ließ. So wie indeß die Raupen auf ihrem Wege das Hinderniß bemerkten, ballten sie sich in Knäule zusammen, fielen ins Wasser, schwammen bis an dem Theil der Brücke am entgegengesetzten Ufer, kletterten hinan und setzten ihren Weg in der angenommenen Richtung nach N. W. fort. Am 18. Juni füllten diese Raupen mehrere Straßen in Krementschug. Die Zäune und Dächer vieler Häuser waren von ihnen bedeckt. Sonderbar war dabei der Umstand, daß diese Raupen auf ihrem Zuge durch die Straßen, in dichten Massen gedrängt, sich in zwei Schaaren sonderten. In der einen derselben waren die größten, in der andern die kleinen, und wenn die Schaaren unterbrochen wurden und ein Zwischenraum entstand, so hielten die vorderen an und warteten, bis die nachfolgenden anstruhten und sich mit ihnen vereinigen konnten. Das Volk drängte sich auf den Straßen, um das ungewohnte Schauspiel zu sehen. Am 19. Juni erschien der Raupenzug bei dem Dorfe Serdjepile, 3½ Meile von Krementschug in solcher Masse, daß alle Versuche zu ihrer Vertilgung fruchtlos blieben. Ein anderer Zug hatte sich nach der Stadt Grabiskf, vier Meilen von Krementschug, gewendet, und am 20. Juni erschienen sie auch an andern Orten oberhalb des Dniper, so daß der Uebergang über den Fluß auf mehreren Punkten geschah. Die Raupen thaten dem Korn keinen Schaden, fraßen dagegen in den Küchengärten die Gemüse, das Gras und besonders schnell die Nesseln. Sie hatten die Größe der gewöhnlichen Kohlraupe und graugelbliche Farbe. (Dieser Raupenzug — bemerkt hiezu die Spenersche Zeitung — ist allerdings ein unerhörtes Ereigniß und er würde kaum glaublich seyn, wenn er nicht amtlich und so umständlich gemeldet würde. Sonst aber ist auch in unsern Gegenden die Raupe des Kohlweißlings in diesem Jahe ungemein zahlreich und so gefräßig erschienen, daß sie fast ohne Unterschied alle Gartengewächse, Blumen ꝛc. selbst die härtesten Kräuter verzehrte.)

## Pot-Pourri.

### Medizinische Beobachtung.

Der berühmte Arzt Thomson hat die Bemerkung gemacht, daß unter allen Fabrik-Arbeitern nur die in Schaafwoll-Spinnereien beschäftigten gesund und rothbäckig aussehen, und wenn sie sich und dürr darin angestellt werden, bald rothe Backen und kräftige, fleischige Muskeln bekommen, während die andern Fabriken das rothe frische Fleisch bleichen und dörren. In England sollt auch schon Mode seyn, daß hohe Familien, wenn sie ihre Töchter zur Bleichsucht, Bleich- und Schwindsucht erzogen haben, diese armen Opfer sinnlichster Erziehung in Wollen-Manufakturen beschäftigen lassen. Man sagt, das Oel, welches bei Verarbeitung der Schaafwolle verbraucht und dessen Ausdünstungen von der Haut der Arbeitenden eingesogen werden, habe medicinische Wirkung. Aehnliches bemerke man bei Fleischern, welche von dem Dufte des Fleisches fetter werden, als die Leute, die ihnen das Fleisch abkaufen und essen.

### Zur Nachahmung.

Eine junge Dame in einer großen Stadt ging aus, ihrem Manne zu dessen Geburtstage ein hübsches Toiletten-Necessaire zu kaufen, das sie Tags zuvor in einem eleganten Waarenlager gesehen hatte. Einige Schritte von dem Laden begegnet ihr ein Kind von sechs bis sieben Jahren mit ausdrucksvollen Zügen, aber in Lumpen gehüllt und bleich vor Hunger und Entbehrungen. Frau von B. spricht die Kleine freundlich an und erhält bald die Geschichte langer Leiden einer unglücklichen Familie; sie vergißt darüber den Zweck ihres Ausganges, läßt sich von dem Kinde in ein elendes Zimmerchen im vierten Stocke eines alten Hauses führen, und sieht dort eine unglückliche Frau und zwei kleine Kinder auf dem ärmlichsten Strohlager. Es waren Mutter und Schwestern der Kleinen. Frau von B. verließ die Armen, nachdem sie sie ersichtlich beschenkt hatte. Statt einer Gabe zum Geburtstage aber überraschte sie ihren Mann mit den Quittungen der Kaufleute, bei denen sie für die arme Familie eingekauft hatte, was diese ihrer dringenden Noth entheben konnte.

### Der Winter vor hundert Jahren.

In einer schlesischen Chronik lesen wir: Es hat wohl nie einen strengeren Winter auf Erden gegeben, als der verflossene (von 1740 auf 1741) war. Kein Zimmer war bei uns zu erheizen; während der Predigt am Sonntage, fror die Flüssigkeit am nahen Fenster zu Eis. Wer dem schneidenden Winde nur tausend Schritte weit entgegen ging, war an allen Gliedern erstarrt und lahm, und bekam Blasen im Gesichte, welche nur dann vergingen, wenn man sie lange mit Schnee einrieb. Wasser vom dritten Stockwerke hinabgegossen, langte als klingender Eiszapfen am Boden an; selbst der Sprichel, den man im Freien auswarf, gefror, ehe er die Erde erreichte. (Körle?!) Todtengräber mußten erst ein großes Feuer anzünden, wo sie ein Grab aufwerfen wollten, denn die Erde war über drei Ellen tief zu Stein gefroren. Wasserröhren, die nicht über drei Fuß tief lagen, froren ein und zersprangen wie fast alle andern Behälter von Flüssigkeit. In Böhmen und Mähren froren alle Teiche bis zum Grunde, und um die armen Fische war es geschehen. Rinder und Schafe erfroren in den Ställen, das Wild in den Wäldern, die Vögel in der Luft. In Schweden erfroren über 3000 Personen, in Ungarn über 80,000 Ochsen. Die Fußbarkeiten der Faßmacht wurden fast überall in Schrecken und Teurigkeit verwandelt.

## Des Rheines Hort.

Ja ja, sie sollen ihn haben
Den Rhein, so weit er fließt;
Doch erst, wenn keine deutsche
Kehle mehr durstig ist.

Ja ja, sie sollen ihn haben
Vom Gotthart bis zum Meer;
Doch erst, wenn alle Fässer
Um guten Rheinstrom leer.

Ja ja, sie sollen ihn haben
Den alten deutschen Rhein;
Doch erst, wann wird gesprungen
Der letzte Römer seyn.

Ja ja, sie sollen ihn haben
Den alten deutschen Rhein,
Wenn Niemand mehr wird singen:
„Gesegnet sey der Rhein!"

Doch sollen sie ihn nicht haben,
So lang noch Reben blüh'n;
Und nähmen sie ihn dennoch,
— Sein Wein beschützet ihn.

Doch sollen sie ihn nicht haben,
So lang noch deutsch man spricht;
Und nähmen sie ihn dennoch,
— Den Namen lassen wir nicht!

Vom Gotthard bis zum Meere
Wallt dann die stolze Fluth.
Nicht „deutscher Rhein" mehr heißt sie,
Dann heißt sie: „Deutsches Blut."

Digitized by Google

**№ 46.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Marie Christine's Heirath mit Munoz. — Das Aegyptische Militairwesen. — Salda in Syrien. — Die unterirdische Herberge zu Petersburg. — Pot-Pourri. — Anekdote. — Die Steckenpferde.

## Marie Christine's Heirath mit Munoz.

(Schluß.)

Im nächsten Jahre wiederholten sich die nämlichen Vorfälle und Scenen. Am 4. Mai 1835 ging der Hof nach Aranjuez, von wo die Königin am 29. zur Schließung der Cortes nach Madrid kam und wohin sie noch an demselben Tag zurückkehrte. Am 8. Juli besuchte sie wiederum Madrid und ging drei Tage darauf in der Absicht nach la Granja; sie wollte abgeschlossener und umsichtiger, als das erste Mal, zu Werke gehen. In dieser Absicht wurde wahrscheinlich auch am 17. Juli die königliche Ordonnanz vom Marquis Valverde, welcher Oberhofmarschall war, abgefaßt; in derselben wurden die allgemeinen Handküsse, wie es hieß, aus Rücksicht für diejenigen, welche dabei zugegen seyn müßten, abgeschafft. Im Palaste wußte man aber bester, was dieß zu bedeuten habe, da die Schwangerschaft der Königin ein öffentliches Geheimniß war.

Jeden Abend begaben sich Christine und Munoz von la Granja auf das Landhaus Quita Pesares, und stets zu derselben Zeit fuhr auch die Gouvernante Castanedo von Segovia in einem bequemen Wagen mit Amme und Kind dahin. So genossen dann die Eheleute ihr Glück an dem nämlichen Orte, wo sie vor zwei Jahren den kühnen Plan zu demselben entwarfen. Diese täglich stattfindenden Zusammenkünfte, der große Wagen der Gouvernante bei der kleinen Victoria, die Späher, welche jedesmal erst den Weg in Augenschein nahmen, bevor der Wagen von Segovia abfuhr und tausend andere schlechterdehlte Nebenumstände machten die Mutterschaft der Königin so offenkundig, daß die Kinder am Wege sogar riefen: Da fährt die Tochter der Königin.

Am 14. August wohnte Christine dem großen Rathe der Minister und Granden bei, welchen Toreno in Madrid nach dem Aufstande der Provinzen hielt; bei dieser Gelegenheit blieb es kein Geheimniß, daß die Königin zum zweitenmale hoch schwanger sey. Am 14. Sept. schoß sie sich im Parde fischfreich ab; den Vorwand dazu bot der Pfarrer Merino, welcher von Soria anrückte. Die Königin beabsichtigte eine noch strengere Abgeschlossenheit, als im vorhergehenden Jahre. Lange Zeit wurden weder Hofdamen, noch Kammerherren vorgelassen und selbst den Infanten ging es mehrere Male, zum großen Verdruß ihrer Schwester, nicht besser.

In diesem Herbste gebar Christine einen Knaben, welcher bald nachher mit seiner Schwester nach Paris gebracht wurde. Diese Mission wurde dem Großvater der Kinder, Juan Munoz und dem Pfarrer Juan Gonzalez Caborelnj, dem Oheim des Beichtvaters anvertraut. Letzterer war in Folge der Gnade, in der sein Neffe bei Hof stand, Sekretär der königlichen Bibliothek geworden und ist jetzt Oberhofmeister der Königin Isabella. Die Reise ward im Januar 1836 unternommen, und als Vorwand diente eine Bücherkommission, welche Caborelnj für die Bibliothek besorgen sollte. Ein bekanntes Handelshaus zu Aranjuez besorgte die Fonds, welche die Erziehung der Kinder im Auslande nöthig machte.

Bei den Ereignissen in la Granja 1836 wurde der Unwillen gegen Munoz und die Camarilla so laut, daß sogar mehr als einmal der Ruf, sie niederzumetzeln, erscholl. Die am meisten Verhaßten wurden nun versteckt und Christinens Gemahl Ferdinand wurde am 13. heimlich durch die unterirdischen Gänge der Wasserleitungen mit Hülfe des Schloßverwalters Dionys Arias gerettet. Munoz hielt sich nun in Madrid verborgen und ward seitdem mit der Königin nicht wieder öffentlich, ja nicht einmal im Palaste selbst gesehen: er hielt sich in völliger Verborgenheit in dem Zimmer, welches unter dem Namen „Munoz Käfig" bekannt ist.

In der Mitte des Aprilmonats 1839 kam Christine mit einem todtgebornen Töchterchen nieder, und seit der Zeit wurden die Vorsichtsmaßregeln und das Versteckenspielen mit einer solchen Gewandtheit ausgeführt, daß nichts Bestimmtes mehr zu ermitteln war.

Ein beständiges vertrautes Verhältniß, so viele unvermeidliche Hindernisse bei den Kindbetten, so viele Vertraute, dieß Alles, sagen wir, konnte nicht geheim bleiben und die Minister müssen es gewußt haben. Obgleich ihnen die Furcht vor Ungnade und die Aengstlichkeit tausend Schlösser an den Mund legten, so faßten die Räthe der Königin doch zweimal den Entschluß, diesem Verhältniß ein Ende zu machen. Im Jahr 1834 vereinigte sich das Cabinet zu diesem Zwecke und wollte mit Christine über diesen für des Landes und der Königin Isabella Schicksal so wichtigen Gegenstand verhandeln; aber man ließ es bei Geschwätz und Studentenwitzen. Als es sich nämlich darum handelte, welcher Minister die Anrede an die Königin übernehmen sollte, schob der eine den Auftrag dem andern zu, weil Niemand ihre Gnade aufs Spiel setzen wollte. Martinez de la Rosa meynte, Zarco del Valle solle die Bolzen abschießen, denn er eigne sich als galanter Kriegsmann am besten dazu, ein so delikates Thema, ohne zu verletzen, zur Sprache zu bringen. Zarco lehnte die Zumuthung ab und meynte, Garelly's jesuitische Gewandtheit sey für diesen Fall wie gemacht. Der Justizminister hingegen versicherte, Niemand eigne sich besser dazu, über Liebe zu sprechen, als ein romantischer Dichter. Garelly und Zarco del Valle, welche nacheinander endlich der Königin in dieser Angelegenheit einige schüchterne Vorstellungen machten, fielen auf der Stelle in Ungnade und ihre Nachfolger hüteten sich fortan, von Dingen, welche über ihren Horizont gingen, zu reden; das Wohl des Landes und Isabellas kam bei diesen Rücksichten nicht in Betracht.

Christine's Ehe mit Munoz hat über Spanien so großes Unheil gebracht, daß jetzt guter Rath theuer ist. In den Salons des Palastes wurden Sinnlichkeit und Gemeinheit heimisch; eine Familie ohne Erziehung und Bildung war der Königin rechte Hand und die Camarilla war ein Zufluchtsort von Krämergeist und Borniertheit. Die arme Isabella ist jetzt Jahre alt und kann weder lesen noch schreiben*); sie hat auch noch nicht einen Lehrer von

*) Der Castellano dagegen sagt, daß die beiden Kinder der Königin, Isabella und Luise Fernanda, mit der spanischen Grammatik, den

Digitized by Google

Fach und was sie im Umgange mit den Munez und durch deren Bildung profitirt, wird alles seyn, was sie weiß, wenn sie in zwei Jahren vermählt werden sollte. Eine jämmerliche Krämerin, ein Mädchen, das im Gemürzladen aufwuchs und Verwandte von ähnlicher Qualität, ist das eine Umgebung, welche eine Königin von Spanien erziehen und bilden kann? — Die Camarilla besteht aus folgenden Personen: Munoz Eltern; deren Tochter Alexandrine, Kammerfrau; Don Josep Munoz, Rechnungsführer der Erbschaft; Don Marcos Aniano Gonzalez, Beichtvater Christine's, Ehrenkaplan, Administrator des Don Sueets, Pfründner von Lerida und Decan der Havanna; Don Juan Gonzalez Caborelaz, Afrancesado, Gouverneur der Königin Isabella; Don Seravin Valero, Sohn des Schulmeisters in Taranson, Administrator von Bistas-Alegre; Don Miguel Lopez de Arebade, Münzmeister; Don Antonio Garcia del Castillo, Afrancesado, Administrator der Casa-de-Campo (königlichen Villa), del Alcazard, von Sevilla u. s. w.; der Exjesuit Munoz und andere von ähnlichem Caliber. Eine Königin, welche in solcher Gesellschaft lebt, mit solchen Leuten gemeinschaftliche Sache macht, mit ihnen auf die Erbschaft ihrer Tochter loswirthschaftet, kann eine solche Königin dem Throne und Staate gemäß seyn? — Die Habgier, die natürliche Folge eines solchen Lebenswandels, ist heillos; Vergeudung der Geschmeide, der Gemälde, der Kostbarkeiten, Verkauf alles dessen, was im Palaste Gelbeswerth hat, unanständige Papierspekulation im Namen des Schatzmeisters Gaviffa; Käuflichkeit und Corruption, um von den Ministern und allen Contrahenten enorme Summen zu erlangen — dieß Alles haben wir mit eigenen Augen gesehen. Die Affaire des Merkurs, welche Toreno so großes Mißfallen zu Wege brachte, wurde nicht blos ihm, sondern eben sowohl Christine rapportirt, und eben deshalb hat Niemand über diese Affaire reine Wahrheit erfahren können."

Die Broschüre fordert nun die spanische Nation zum Urtheile über diese Thatsachen auf, und schließt mit den Worten:

„Ist die Ehe der Wittwe Ferdinands VII. eine ausgemachte Sache — und ist sie bis zur Evidenz erwiesen — so liegt auch die gesetzliche Unmündigkeit zu Tage, daß sie fortan mehr Regentin, und Vormünderin seyn kann. Unsere Gesetze haben diesen Fall vorgesehen: sie gestatten mehr, daß die Vormünder das Erbtheil des Minderjährigen, den sie unter Tutelle haben, durchdringen, noch daß die Mutter, welche sich zum zweiten Male verheirathet, länger Vormünderin ihrer Kinder erster Ehe bleiben darf." *)

(Münch. Unterh.-Bl.)

## Das Aegyptische Militairwesen.

Von einem Brittischen Offizier.

(Nach einer brieflichen Mittheilung aus Alexandrien, vom 16. August 1840.)

Das erste militairische Institut, dem wir einen Besuch abstatteten, war das Kavallerie-Instructions-Depot zu Ghisé bei Kahira, welches noch jetzt unter der persönlichen Leitung des Obersten Varin steht, eines französischen Offiziers, der früher Adjutant des Marschalls St. Cyr war. Diese Anstalt, wo vorzugsweise solche junge Leute, die zu Offizier-Stellen bei der Kavallerie ausgewählt waren, Unterweisung empfangen sollten, ist ganz nach dem Muster der zu Saumur eingerichtet. Als der Herzog von Ragusa dieses Depot besuchte, belief sich die Zahl der in der Reitschule befindlichen Eleven nur auf 360; jetzt hat man sie auf mehr als 600 gesteigert: Rekruten für die nicht kommandirten Offiziere sind hinzugekommen; auch sind Lehrer der Fechtkunst, des militairischen Zeichnens, Musiklehrer, französische und arabische Sprachmeister angestellt worden.

Die Unterrichts-Methode in allen Gegenständen ist natürlich die französische, obschon sämmtliche Exercitien-Meister Türken oder Aegypter sind. Die Leute sitzen im Allgemeinen fest im Sattel, allein ihre Evolutionen sind mangelhaft: wenn sie eine Schwenkung ausführen, oder wenn eine Kolonne zu einer Linie sich formt, geht allemal viel Terrain verloren. Sie plaudern und zanken sogar bisweilen in Reihe und Glied miteinander, und dem Kommando wird nicht rasch genug Folge geleistet. Ihre Pferde haben ein kräftiges; stattliches Ansehen, aber an Feuer und Ausdauer bleiben sie hinter den englischen und ächt arabischen Pferden weit zurück. Jedes Pferd kostet der Regierung 600 bis 1000 Piaster (6 bis 10 Pfd. Sterl.); der Sattel ist eine Art von Mittelding zwischen dem modernen Türkischen und einem altmodischen Husaren-Sattel; Gebiß und Zügel sind nach französischen Mustern. Die Huf stecken in einer Art Hemmschuh, der nur dem Strahl gegenüber einen Raum von der Größe eines Schillings frei läßt. Zum Futter giebt man den Pferden gehacktes Stroh und Gerste. Die Mannschaft wird im Gebrauche des Karabiners, des Pistols, des Säbels und der Lanze geübt; ihre Uniform ist grün, mit gelbem Besatze und rothen Aufschlägen; Kopfbedeckung das albekannte Fez. An den Füßen tragen sie eine Art hessische Stiefel mit krummen Spornen.

Wenn das Exerzieren vorüber ist, so sitzen die Leute auf dem großen Platze hinter dem Gebäude ab und lassen ihre Pferde sich verkühlen. Nach einigem Hin- und Herführen bringt man sie in den Stall und läßt sie noch eine Zeit lang gesattelt, ehe sie gestriegelt werden — eine Sitte, die unter den Türken allgemein ist. Die Lehrzeit bei der Kavallerie dauert drei Jahre. Die Ställe, Reitbahnen und übrigen Gebäude sind vortrefflich und machen Mehmed Ali viel Ehre. Die Thierarznei-Schule zu Abu Seabet, deren Lehrer Franzosen sind, liefert der Kavallerie geschickte Thier-Aerzte.

Die Artillerie-Schule zu Tura, welche unter dem spanischen Obersten Seguera einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hatte, ist jetzt drinahe ganz demolirt: die Batterieen hat man nach Ramla bei Alexandrien, zwischen der Küste und dem Kastell Abukir, geschafft, wo 50 Stück Kanonen beisammen stehen. Die polytechnischen und Ingenieur-Schulen haben Fortgang; es sind ihnen aber neulich viele Lehrer entzogen worden, weil man ihrer in Syrien sehr bedarf.

In den Gießhäusern und Gewehrfabriken von Kahira herrschte große Thätigkeit. Den Tag vor meinem Besuche war ein schöner Zwölfpfünder gegossen worden, und ein Achtpfünder befand sich in der Bohrmaschine. Viele Geschütze von ähnlichem Kaliber, auch Vierpfünder, lagen im Arsenale; auch sah ich einige Mörser von 9 Zoll und Haubitzen von zwölf bis 24 Zoll Durchmesser. Man hat englische und französische Modelle; aber die letzten werden allgemein zu Feldstücken und Belagerungs-Geschütz verwendet. Bei der Marine sah ich jedoch nur brittisches Geschützlaffetten für die Feldstücke und Munitionswagen werden in Kahira nach französischen Mustern fabrizirt und braun angestrichen. Die für Schiff-Kanonen bestimmten Protzwagen u. s. w. zimmert man auf den Werften von Alexandrien; das Holz ist eine Art Rüster aus Albanien. Man versicherte mir, daß in einer Woche zwei bis drei Kanonen und 150 bis 200 Flinten gefertigt werden können. Die Flintenlauf- und Flintenschlösser-Manufaktur in Kahira ist ein vorzügliches Etablissement und läßt in den Details der Arbeiten, vom Schmieden der rohen Eisenstangen bis zum letzten Bohren und Poliren des Laufes, nichts zu wün-

*) Der A. Allg. Z. wird über dieses Aktenstück, das in Spanien grosses Aufsehen macht, aus Paris geschrieben: Die Broschüre, welche seit Kurzem in Spanien erschienen und alle Privatverhältnisse der Regentin Christine aufdeckt, ist in Paris verfaßt worden, und zwar nach Mittheilungen, welche Niemand geben konnte, als die Infantin Donna Carlota. Der Graf von Parsent spielte dabei die Mittelsperson. Seit langen Jahren waren die beiden Schwestern Todfeindinnen, und so wird also ihre Zwietracht historisch.

Anfangsgründen der Geographie und Naturgeschichte sehr wohl bekannt seyen und aus dem Spanischen in's Französische, wie umgekehrt, sehr gut übersetzen könnten. — Ueberhaupt scheint Manches in obigem Berichte mit sehr starken Farben geschildert und übertrieben zu seyn! D. Red.

Digitized by Google

schen übrig. Das Eisen kommt größtentheils aus Schweden und Großbritannien. Die Gewehrkolben sind meist aus Birnbaumholz; bei den Schäften und Anpassen der Schlösser, besonders an den Karabinern, geht man sehr nachlässig zu Werke. Die Gewehre sind leicht und handlich; die Länge des Laufes beträgt 40, die des Kolben 14 franz. Zoll. Die Bajonette werden vermittelst einer französischen Feder an die Mündung des Laufes befestigt und ohne Scheide getragen: Klinge und Pfanne derselben sind bereit; die letztere ist von Erz. Feuersteine bezieht man theils aus Europa, theils bedient man sich des quarzigen hellen Feuersteins, der in den kreidigen Kalkstein-Lagen Aegyptens gefunden wird. Jedes Gewehr kostet mit Schloß und Bajonett 135 Piaster (ungefähr 1 Pfd. 7 Sh.). Die aus Europa eingeführten Gewehre werden in Aegypten mit 144 Piastern bezahlt. Man zeigte uns Modelle der neuesten französischen Verbesserungen in der Structur des kleinen Gewehrs in den Modell-Zimmern; auch sahen wir daselbst eines der langen, geraden, rappierähnlichen Schwerter der französischen Kürassiere, die Mehemed Ali jetzt bei seiner Reiterei einführt.

Die Pulver-Fabrik zu Bulak hat ein hölzernes Triebwerk; die Räder, welche diese Maschinerie in Gang setzen, werden von Ochsen umgedreht. Das ägyptische Schießpulver ist nicht so gut gekörnt, wie das englische und läßt nach dem Verbrennen einen bedeutenden Niederschlag zurück; doch hat es große Vorzüge vor demjenigen Pulver, das die indischen Muhamedaner bereiten.

Die Waffen im Zeughause zu Alexandrien sind zierlich angeordnet und werden im besten Stande gehalten. Hier und in den Manufakturen zu Alexandrien steht man einige tausend Waffen-Gestelle mit Flinten, Karabinern, Pistolen, Bajonetten, Enterbeilen, Hirschfängern u. s. w.

Die jungen Leute in den nautischen und Militair-Schulen werden ganz auf Kosten der Regierung unterrichtet, gekleidet, beköstigt und logirt. Wir machten uns mit der innern Einrichtung dieser verschiedenen Anstalten bekannt und haben allen Grund, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu rühmen, mit welcher man das körperliche Wohlseyn der Zöglinge bedenkt. Es giebt auch Elementarschulen für künftige Civil-Beamte: eine solche besindet sich zu Gehenna in Ober-Aegypten. Sie enthält 250 Knaben, lauter Söhne arabischer Feldbauern, die hier im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache und in der Arithmethik Unterricht empfangen. Wer einen gewissen Grad von Schuldbildung erlangt hat, der kommt in die höheren Institute zu Kahira und Alexandrien. Alle diese Knaben erhalten die jetzige vorgeschriebene Kleidung — Nisami — welche ihren Form nach zwischen dem orientalischen und europäischen Costüm die Mitte hält: sie besteht aus einer knapp anliegenden Weste, einem Paar Beinkleidern, die oben pauschig und von den Knieen abwärts eng sind, rothem Gürtel und Tragband und einem Paar Pantoffeln von gleicher Farbe. Der Stoff ist im Sommer ein weißer Kattun, im Winter aber ein rothes Tuch. Neben ihren täglichen Rationen Brod, Reis und Oel erhalten sie wöchentlich zweimal Hammelfleisch. Alle Zöglinge hatten ein reinliches und gesundes Ansehen.

Die Leistungen der Ingenieure und des Artillerie-Corps gründlich kennen zu lernen, hat es mir an Gelegenheit gefehlt; ich kann nur sagen, daß sich die Plan-Zeichnungen und mathematischen Kenntnisse einiger Eleven sehr rühmenswerth befunden habe. Es giebt ein Regiment Sappeurs und Mineurs, sechs Regimenter Artillerie zu Fuß, zwei Regimenter reitende Artillerie und einen Wagen-Train. Die Artillerie ist von 12 auf 18 Batterieen vermehrt worden. Die regelmäßige Kavallerie zerfällt in 16 Regimenter, zusammen ungefähr 12,480 Mann.

(Schluß folgt.)

## Saïda in Syrien,

welches die Verbündeten in Besitz genommen haben und jetzt befestigen, ist die alte hochberühmte Stadt Sidon. Diese Stadt liegt zwischen Saint Jean d'Acre und Beyrut, 9 Myriameter von der ersteren und 2 Myr. von der letztern dieser beiden Städte. Ein kleiner Fluß, genannt Aoula, der vom Anti-Libanon herabströmt, nähret die Brunnen der Stadt, deren Bevölkerung ungefähr 6000 Einwohner beträgt, eine Mischung von Muselmännern, katholischen Griechen, Maroniten und Lateinern. Gegenwärtig umgibt ein bloßer, schlecht gebauter Mantel, der keinem Angriff widerstehen kann, die Stadt von der Landseite und endigt im Hafen, wo man, mit Ausnahme bei der Einfahrt, nur 2 Fuß Wasser findet. Ehemals war dieser Hafen gut und hatte eine große Tiefe, allein der Emir Fakr-el-Don ließ ihn ausfüllen, um ihn den Galeeren des Sultans zu verschließen, so daß die großen Schiffe gezwungen sind, bei einer kleinen Felsen-Insel, die in einer Entfernung von 1 Kilometre nord-nordwestlich liegt, Anker zu werfen. Rechts vom Hafen findet man ein großes Schloß, oder vielmehr einen Haufen arabischer Wohnungen, mit einem durch einige Kanonen vertheidigten Thurme über demselben. Einer der Gründe, welcher die Verbündeten hat bewegen können, sich in Saïda zu befestigen, liegt in der Leichtigkeit seiner Verbindung mit Beyrut, und darin, daß Saïda der nächste Landungspunkt bei Saint Jean d'Acre von der Nordseite ist. Allein der Hauptvortheil, den die Verbündeten aus dieser Stellung ziehen können, hängt von einem andern Umstande von der höchsten Wichtigkeit ab. Saïda liegt an der Heerstraße, die von Damascus durch die Kette des Anti-Libanon nach dem Meere führt; Damascus liegt ungefähr 12 Myriameter entfernt, und auf der Straße, wo man Städte oder Dörfer findet. Alle übrigen Straßen, die vom Meere nach Damascus führen, sind viel länger, schwieriger und weniger besucht als jene, die von Saïda ausgeht. Herren dieser Stellung, könnten die Engländer zugleich, wenn sie durch die Mitwirkung der Gebirgsbewohner stärker wären, nach Damascus marschiren, und von dort betrachtete Corps abschneiden, die, am Litorale hinziehend, die Stellungen Ibrahim Pascha's in dem Falle benutzen könnten, wo er dem durch die Engländer zur See und durch die Gebirgsbewohner zu Lande angegriffenen St. Jean d'Acre Hülfe bringen wollte.

## Die unterirdische Herberge zu Petersburg.

Diese unterirdische Herberge befindet sich unter einer schönen Säulenreihe von jonischer Ordnung auf dem Heumarkte. Man stelle sich zwei bis drei gewölbte geräumige Höhlen vor, die sich auf Mauern, Pfeilern und Bogen stützen, die von Rauch ganz schwarz sind, deren dicke Dünste durch den Rauch einer daher brennenden Lampe und durch die glühenden Ausdünstungen eines ungeheuren Ofens noch vermehrt werden, dessen Oeffnung gleich dem Krater des Vesuvs zur Ferne Wirbel ausspeit. Man könnte den Raum unendlich, gränzenlos nennen, eine solche Dunkelheit herrscht darin. Schütten von Stroh, die sich in bestimmten Entfernungen befinden und an die gastfreundlichen Mauern gelehnt sind, erwarten Jeden, der hier von seinen Arbeiten ausruhen und sich dem Schlafe überlassen will. Die Fallthüre dieses finstern Aufenthaltes öffnet sich gefällig und bietet jedem ermüdeten Vorübergehenden eine Freistätte an. Dieser unterirdische Ort ist die allgemeine Schlafstelle von St. Petersburg, d. h. der Handarbeiter, Landleute, die zu Markte kommen, und anderer Personen der arbeitenden Klassen, die sich von allen Seiten dahin begeben, entweder weil sie kein nächtliches Lager haben, oder weil sie sich die Mühe ersparen wollen, in ihre Hütten zurückzukehren, die oft 5 bis 6 Werste entfernt liegen, um dadurch Zeit zu gewinnen und ihre Kräfte zu schonen, wenn sie den andern Morgen in der Nachbarschaft ihre Geschäfte fortsetzen wollen. Die Aufnahme entspricht der Art, wie man ausgelassen wird; man macht keine Umstände. Der Thürsteher empfängt die Kupfermünze aus den Händen der nächtlichen Gäste, und sobald sich die Kopeken auf dem Boden der Chatoulle befinden, sind die neuen Ankömmlinge unten im

Digitized by Google

östern Reihe. Bei den Dünsten der Dunkelheit und der Finsterniß ist nicht leicht eine bequeme Stelle zu suchen. Gegen fünf Uhr Morgens steht man den Schlund sich öffnen; eine dicke Dunstsäule von allen Arten Ausdünstungen kommt langsam heraus. Tausend Gestalten, wovon die eine immer sonderbarer als die andere aussieht, steigen aus dem Schooße dieser Schattenwelt herauf, die getrunken dem Lichte das wieder überliefert, was der nächtliche Abgrund von lebendigen Geschöpfen enthielt. Ein Restaurateur bietet denjenigen, die aus der andern Welt zurückkommen, Sorbet an, das in großen Kupfertöpfen kocht und einen einladenden Geruch verbreitet, eine Art frischer Kuchen bratetet dieß Lieblingsgetränk, das viele Liebhaber findet, weil die Wirthshäuser noch verschlossen sind. Die neuen Bewohner der sublunarischen Welt verstigen sich an ihre Arbeiten und keiner ist so neugierig gewesen, sich nach dem Namen, der Herkunft oder der Beschäftigung dessen zu erkundigen, der an seiner Seite schnarchte. Es ist überdieß bei dem Russen Nationalgewohnheit, kein Wort zu sprechen, wenn er sich des Abends niederlegt. Blos wenn er aufsteht, bricht er das Stillschweigen.

## Pot-Pourri.

### Für Haushaltungen.

Man hat seit Kurzem angefangen, die Früchte der wilden Kastanien mit Nutzen beim Waschen als Seife anzuwenden. Das Verfahren ist sehr einfach. Die reif abgefallenen Kastanien werden rein abgeschält, und der weiße Kern in einem Mörser zerstoßen. Das Mehl wird auf die Flecken der Wäsche gestrichen, und diese verschwinden beim Waschen völlig.

### Wetterprophezeihungen.

Im Bamberger Tagblatt liest man: „Wenn meine in dem vorigen Jahre übersandte Prophezeihung in Betreff des Wetters und der Fruchtbarkeit in vielen Punkten unrichtig war, so wird mir doch Niemand absprechen können, daß dieselbe in der Hauptsache, was nämlich die Fruchtbarkeit betraf — Gott sey Dank — eingetroffen ist. So will ich denn auf gut Glück meine Vermuthungen wiederholt bekannt machen. Der Winter tritt spät ein, bringt viel Schnee und wird im Ganzen genommen mehr gelinde als streng seyn. Man wird lange Jahre keinen angenehmeren Frühling erlebt haben, und der Sommer wird sehr heiß werden. Obgleich es aber öfters an Regen fehlen wird, so werden doch alle Getreidearten mit Ausnahme einiger Hülsenfrüchte in reichlichster Fülle gerathen. Wein wird es nicht nur viel geben, sondern er wird auch vortrefflich seyn. Nur der Hopfen wird in vielen Gegenden mißrathen. Dagegen mögen sich die Bienenzüchter freuen, so viel Honig und Wachs werden dieselben lange Jahre nicht erhalten haben. Für das Einweffen dieser Vorhersagung verbürge ich mich so wahr ich bin: Der alte Schäfer.

### Die unverhoffte Einladung.

Vor einigen Tagen reisten die in Geschäften noch seit der Huldigung in Berlin anwesenden Deputirten von Rathenau ab. In Potsdam anlangend, beschließen sie, hier etwas zu verweilen, und namentlich Sanssouci zu besehen. Dort begegnet ihnen der König; er redet sie an und fragt nach ihrem Namen und den Zweck ihres Kommens. Sie stellen sich ihm als die Deputirten von Rathenau vor, die auf der Heimreise begriffen sind, und die Gelegenheit benutzen, um Sanssouci kennen zu lernen. „Schön, meine Herren", entgegnet Se. Majestät, „nehmen Sie Alles recht genau in Augenschein, ich werde Befehl geben, daß man Sie herumführe." Mit diesen Worten entfernt der König sich, kehrt aber nach einigen Schritten wieder um und sagt: „Gehen Sie nachher nicht gleich fort, und essen Sie heute Mittag eine Suppe bei mir." Die Deputirten, bestürzt über diese unverhoffte Einladung, erlauben sich die Bemerkung, daß sie in Reiseklei dern sind, und daher unmöglich.... „Thut nichts" fällt Se. Majestät ihnen in die Rede, „gemeen Sie sich gar nicht, wir sind ganz undter uns."

## Anekdote.

Ein junger eitler Mann, den das Glück zum Obersten gemacht hatte, unterhielt sich bei einem Feste mit zwei jungen Damen, und lächelte und lachte immerfort, um ihnen seine blendend weißen Zähne sehen zu lassen. Als er sich endlich abwandte, fragte die Eine: „Ob denn wohl dieser junge Mann Pulver gerochen hat?" — „O ja, Zahnpulver!" versetzte die Nachbarin.

## Die Steckenpferde.

Von

**Ludwig Hub.**

(Aus dessen so eben in Frankfurt erschienenen gesammelten Gedichten.)

Schon seit langen, langen Jahren,
Wenn auch wechselnd die Gestalt,
Sind der Steckenpferde Schaaren
Hochbeliebt bei Jung und Alt.
Ja, so viel auch Menschen wohnen
Auf der kinderreichen Erd',
Unter allen Himmelszonen,
Jeder hat sein Steckenpferd.

Bettelmann und Kronenträger,
Kamtschadale, Britte, Mohr,
Alterthümler, Sonntagsjäger,
Dichter, Philosoph und Thor,
Vogelfänger, Pfeifenmarren,
Leckermäuler, wohlgenährt,
Sammler blanker Silberbarren,
Jeder hat sein Steckenpferd.

Und weil wir den all' hienieden
Freund' von Steckenpferden sind,
Laßt den Nachbar auch in Frieden,
Wenn er seinen Ritt beginnt;
Ruhig zieh' er seine Straße,
Die sich ihm als gut bewährt.
Rümpfet vornehm nicht die Nase:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Sagt man euch von Menschenkindern,
Die ein Käfer hoch entzückt,
Und von jenen frohen Findern,
Die ein Kieselstein beglückt,
Hört ihr, wegen was für Sachen
Mancher fleht den heim'schen Herd,
Dann bezähmet euer Lachen:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Jener steckt sein Geld in Pfeifen,
Dieser hat Gemälde gern;
Jener liebkos, umherzu schweifen,
Dieser haßt die weite Fern';
Jener greift zum Gläschen selten,
Das ein And'rer täglich leert;
Keinen müßt ihr tadelnd schelten:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Wenn im kühnen Selbstvertrauen
Der Franzose schwadronirt,
Wenn die schönsten deutschen Gauen
Lamartine flugs reclamirt,
Wenn im Feuer des Poeten
Er nach außem Ruhm begehrt, —
Laßt die guten Leutchen reden:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Einer kann ein Liedchen singen,
Glaubt schon Virtuos zu seyn;
Wieder Andere verdringen
Ihre Zeit mit Bibelein;
Noch ein And'rer wähnt, als Dichter
Hab' er einen hohen Werth;
Setzt da nicht gleich strenge Richter:
Jeder hat sein Steckenpferd.

Selbst der Autor, der im Leben
Hundert Verse kaum gemacht,
Trägt, um sie herauszugeben
Bändchenweise, gleich Bedacht;
So ging mir's denn auch! Mein Büchlein
Ward für fertig heut erklärt.
Richtet's mild und denkt an's Sprüchlein:
„Jeder hat sein Steckenpferd."

Digitized by Google

№ 47.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Aegyptische Militairwesen. — Emie Beschir. — Der Wunsch des Eremiten von Gauting. — Schillers-Fest in Leipzig. — Post-Pourri. — Anekdote. — Heut zu Tage.

## Das Aegyptische Militairwesen.

(Schluß.)

Die erste wirksame europäische Dressur erhielt die Infanterie des Vice-Königs durch den Obersten Seves (jetzt Soliman Bei), der anfänglich bei der unglücklichen Villeneuveschen Schwadron Dienste that. Diesem tapferen und unternehmenden Offizier vertraute Mehemed Ali zuerst das sauere Stück Arbeit, ein Corps von ungefähr 300 zügellosen Mameluken, die zur Leibgarde des Pascha's gehörten, einzuschulen. Der Letztere sah wohl ein, daß dieser Plan, wenn er an den Mameluken sich ausführen ließe, bei den milderen Aegyptern noch bessern Fortgang haben würde; außerdem rechnete er sehr auf das moralische Gewicht von Leuten, die in solchem Ansehen standen, wie die Ersteren, da er den großen Plan hatte — den er auch wirklich ausführte — seine ganze Armee nach französischen Mustern zu organisiren. Das Offizier-Corps der neu disziplinirten Armee war anfänglich aus diesen Mameluken und aus Türken zusammengesetzt; aber nachmals sind auch arabische Fellah's zu ihrer eigenen Ehre und zum Frommen des Dienstes unter die Offiziere aufgenommen worden, und die Race der tscherkessischen Sklaven ist jetzt selten im Lande.

Das regelmäßige Fußvolk ist seit Marschall Marmont's Besuch von 30 Regimentern auf 34 gebracht worden, und zu jedem Regimente gehören vier Bataillone, jedes von 800 Gewehren. Die ganze Infanterie von der Linie, etwa zwei Regimenter ausgenommen, befindet sich in Oberägypten, Sennaar und Syrien. Sie ist viel besser als die Marine-Truppen und die Milizen eingeübt. Der Fußgänger marschirt besser und handhabt sein Gewehr sicherer; wenn es aber auf die Evolutionen ankömmt, so bemerkt man hier dieselben Mängel wie bei der Reiterei.

Die Besoldung eines Gemeinen, unabhängig von seinen Rationen Brod, Reis Oel, Holz und Fleisch (zweimal die Woche), so wie von seiner Montirung, beträgt nach Maßgabe seiner Fortschritte 15 bis 30 Piaster monatlich; ein Kerporal erhält 40 Piaster, ein Sergeant 50; ein Seconde-Lieutenant 250; ein Premier-Lieutenant 300; ein Capitain 500. Die Feld-Offiziere und Obersten beziehen monatlich 1000 bis 8000, die Generale (Miriewa's) 16,000 Piaster. Dienstthuende Offiziere haben außer ihrer Besoldung noch eine Ration, die ihrem Range entspricht.

Die Miliz oder Nationalgarde ist wie das regelmäßige Fußvolk bewaffnet und equipirt, steht ihm aber in jeder Hinsicht weit nach; und das darf Einen nicht Wunder nehmen, wenn man erwägt, wie kurze Zeit sie erst existirt, und aus was für Leuten sie gebildet ist. In diese Miliz werden die Handeltreibenden und arbeitenden Klassen, der Janhagel und sogar viele von den Dienstboten angesessener Europäer, kurz Alles, was eine Flinte tragen kann, aufgenommen: nur die Christen, Juden und Kopten sind militairfrei. Ich habe viele arme Teufel, die einöstig, verstümmelt, aufsässig, oder von der Elephantiasis aufgeschwollen waren, noch genau untersuchen sehen, ehe man ihnen ankündigte, daß sie der Ehre, hinter Trommel und Pfeife zu marschiren, nicht würdig befunden seyen. Die National-Garde bekommt weder Sold noch Ration, noch irgend sonst eine Entschädigung, man denke sich also ihren Eifer, der Sache Mehemed Ali's zu dienen!

Der Bestand der National-Garde wird auf 20,000 Mann berechnet. Ich halte diese Angabe für etwas übertrieben, da ich in Kahira nie mehr als 4000 und in Alexandrien nie über 2000 Mann unter Waffen gesehen habe.

Außer den angeführten Truppen-Gattungen giebt es noch irregulaire Truppen — Beduinen, afrikanische Araber, Albanesser — die nach ihrer eigenen Manier fechten und im Ganzen etwa 27,000 Mann stark seyn mögen.

Die Flotte besteht gegenwärtig aus: 12 Linienschiffen, im Durchschnitt zu 100 Kanonen; 5 Fregatten zu 60 Kanonen; 5 Korvetten; 3 Schooners; 2 Kuttern und 3 Briggs. Ich habe keine großen Schiffe auf dem Stapel gesehen, wohl aber eine Flotille von 80 bis 100 großen Böten. Im See-Arsenale war sehr wenig Bauholz. Die Geschütze der Linienschiffe sind 30- oder 36Pfünder; die der Fregatten 24Pfünder; die der Korvetten 24- und 18Pfünder; und die Briggs 10Pfünder — fast alle von Eisen. Sämmtliche Linienschiffe liegen jetzt im Hafen von Alexandrien; einige kleinere Fahrzeuge befinden sich an der syrischen Küste.

Die Marine ist jetzt auch mit fünf Dampfböden bereichert, worunter dem „Nil", einem großen und schönen Fahrzeug von 1000 Tonnen und 220 Pferdekraft, der erste Rang gebührt. Dieses hat gegenwärtig vier 32Pfünder und zwei 84Pfünder an Bord. Die volle Zahl der Mannschaft ist 152. — Das Dampfboot „Bulak", von 120 Pferdekraft, führt zwei 6Pfünder und etwa 60 Mann; der „Miß" (Aegypten), von 45, und ein viertes Dampfboot, von 20 Pferdekraft, führen keine Kanonen. Die beiden letztgenannten sind von Eisen.

Erst neulich hat man ein fünftes Dampfboot, an dem über $1^1/_2$ Jahre gezimmert worden, in Suez vom Stapel gelassen. Es ist von einem englischen Ingenieure gebaut, hat 60 Pferdekraft und faßt etwa 320 Tonnen. Dieses Boot — gleichfalls ohne Kanonen — ist zu der projektirten Fahrt zwischen Suez, Dschidda und Kosseir bestimmt.

Fast alle Matrosen der ägyptischen Flotte werden als Marine-Soldaten im Gebrauch des kleinen Gewehrs geübt, sie kommen zu diesem Zwecke jeden Morgen in der Nähe des See-Arsenals ans Land. Ich habe ein Corps von ungefähr 2500 Mann auf dem Paradeplatz im Peloton- und Glied-Feuern sich üben und linien, Quarrés und Kolonnen bilden sehen. Sold und Ration, Montur und Equipirung sind bei ihnen so ziemlich dieselben, wie bei der regelmäßigen Infanterie. Auf ihre Verpflegung wird viele Sorgfalt verwendet: die Wohnstuben sind reinlich und komfortabel, die Hospitäler luftig und mit verständigen arabischen Wundärzten wohl versehen; die Speisen sind gesund und gut zubereitet. Bethenachtete Männer erhalten besondere Wohnungen im See-Arsenale.

Die Gesammtzahl der Marine-Soldaten des Pascha's — auf den Schiffen und im Arsenale — wird auf 18,400 Mann berechnet: sie sind rührige, gewandte und lebenslustige Leute, der Nation nach größtentheils ägyptische Araber: allein sie bedürfen

Digitized by Google

gehörerer Erfahrung, als ein gelegentlicher Ausflug nach Syrien und Kleinasien ihnen geben kann.

Wir schließen mit einer Tabelle der muthmaßlichen Stärke des ganzen ägyptischen Heeres, eingerechnet die Kontingente und die irregulairen Truppen:

| | | |
|---|---|---|
| Streitmacht in Aegypten | 42,000 | Mann. |
| " " Syrien unter Ibrahhim. . . . | 94.000 | " *) |
| " " Nubien und Sennaar . . . | 40,000 | " |
| " " Hedschas, unter dem jungen Ibrahim Pascha . . . . . | 15,000 | " |
| | 191,000 | Mann. |
| Seesoldaten, mit Einschluß der Mannschaft auf der türkischen Flotte . . . . . | 37,700 | Mann. |
| Miliz oder Nationalgarde . . . . . | 20,800 | " |
| Total-Summe . | 249,500 | Mann. |

Man will aus guter Quelle wissen, daß die Hälfte in Sennaar, Nubien und Hedschas stehenden Truppen, wenigstens ihrem größten Theile nach, auf dem Rückmarsche sind. Die Truppen in Aegypten haben rückständigen Sold von beinahe zwölf Monaten zu fordern. In Hedschas, Sennaar und Syrien bezahlt man das Militair regelmäßiger, damit keine Empörung ausbreche. Das Budget des ganzen Militairwesens soll über $1^1/_4$ Million Pfd. Sterl. betragen. (U. S. J.)

## Emir Beschir.

Der Emir Beschir, dessen Laufbahn nun beendigt seyn dürfte, ist 1763 geboren, und wurde 1789 mit dem Oberbefehl über die Drusen bekleidet, nachdem er seinen Oheim, den Emir Yussuf, Fürsten der Drusen ermordet hatte. Als er zur Gewalt gelangte, ließ er auch mehrere Kinder Yussuf's umbringen, der doch sein Wohlthäter gewesen war. Bald der Bundesgenosse, bald der Gegner des wilden Dschezzar Pascha, vermochte der Emir die Franzosen weder zu bekämpfen, noch sich für dieselben zu erklären, als sie St.-Jean-d'Acre belagerten. Nachdem ihn die Anhänger des Emir Yussuf aus dem Gebirge vertrieben, floh er nach Aegypten, und im Jahr 1807 erhielt er durch den Schutz des damals schon mächtigen Mehemed Ali den Oberbefehl in dem Gebirge zurück. Im Jahr 1810 wurde der Emir Beschir, als Bundesgenosse Abdallah's, des rebellischen Pascha's von St.-Jean-d'Acre, sein Neuem durch einen kaiserl. Ferman seiner Würde beraubt. Er flüchtete sich zum zweitenmale zu Mehemed Ali, der am Ende des Jahres 1823 die Pforte um Begnadigung des Emirs ersuchte, und dieselbe erlangte. Trotz der Dankbarkeit, die er Mehemed Ali schuldig war, erklärte sich der Emir doch erst für ihn, als Ibrahim Pascha nach dem Siege von St.-Jean-d'Acre Abdallah Pascha gefangen genommen hatte. Da trat der Fürst von Libanon auf die Seite Mehemed Ali's, weil er nach den Traditionen der orientalischen Fürsten den Finger Gottes in diesem Siege erblickte; wahrscheinlich aus demselben Grunde verließ er Mehemed Ali, als er dessen Macht durch die vereinigten Türken und Engländer erschüttert sah, dieß mal aber fand er weder Schutz noch Hülfe bei seinen zahlreichen Bundesgenossen, und ist jetzt nur ein Verbannter oder Gefangener. Der neue Fürst, der Emir El Kassim, ist ein Nachkomme des Emir Yussuf.

## Der Wunsch des Eremiten von Ganting. **)

(Ein Heirathe-Antrag.)

Ich habe in einer schönen Gegend im bayerischen Walde, umgeben von Bergen und schönen Wiesen, durchschlängelt vom Re-

*) Wo sind aber waren die 94,000 Mann, die in Syrien stehen sollten? Ibrahim Pascha führte 4000, Soliman 3000, Osman eben so viel; in Baalbek und in den Festungen standen höchstens 15,000 Mann. Das sind aber zusammen nur 25,000; es müßte denn seyn, die übrige Mannschaft habe aus den davongelaufenen Gesindel bestanden.

**) Diesen in Münchener Blättern enthaltenen Aufsatz glaubten wir seiner Originalität wegen im „Sammler" nicht fehlen lassen zu dürfen.

genfluß, in einem reizenden Thal, wo die Stadt Cham mit ihren alten Thürmen, und mehrere Burgen alter Ritter, und Thürme und Ruinen aus dem grauen Alterthum die Ansicht mit poetischem Gefühle fesseln, eine Hofmark mit einem neuen Schloß und viele schöne große Zimmer, Wälder, Jagden, Fischereien, Wiesen und Aecker zum Erbschafts-Geschenk erhalten. Allein wie artig es auch in Kammereck sein mag, um nach Virgil, Horaz und Delille die Fabeln über die Freuden des Landlebens zu lesen, so finde ich es doch sehr langweilig, in den schönen Zimmern Niemand wie mich zu finden, und selbst in den Spiegeln nur mich allein zu sehen. Ich habe also beschlossen nach dem Beispiel anderer Narren mich zu verheirathen, und weil man sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, und es eine Lotterie sey, so will ich versuchen, mich der Himmel mir zu geben beschließen hat, und welche Schöne mir der Glücksgabe zuwirft. Ich will daher durch die Zeitung meine Wünsche allen Mädchen anzeigen.

Diejenige, welche ich heirathe, muß von sechszehn bis zwanzig Jahre alt seyn, schöne Haare, schöne Zähne, und schöne kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Eltern abstammen und ihr Ruf ohne allen Makel seyn. Sie muß sich sehr schön und einfach in Seide oder Sammt kleiden, aber durchaus in keine andern Stoffe, auch darf sie keine Ohrengehänge, Ketten, Ringe oder dergleichen Unsinn tragen, auch keine Pantoffeln, Hauben, Bänder, falsche Haare u. d. gl. und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Kühgang anderer Menschen zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmack machen lassen und tragen, unbekümmert, was der Weiber Modepöbel darüber sagt. Sie muß reiten und fahren können, oder es erlernen. Sie darf nie sticken, weil dieses Fingerspiel eine Maske gegen die Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, das dumme einfältige Geklimper anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern die Besuchenden langweilet. Sie ist im Hause und über alle Ehrhalten unumschränkte Herrin; so wie ich selbst Vergnügen daran finde, mich nach ihrer vernünftigen Laune zu fügen, da mir das dumme sklavische Gehorchen, und die Unterthänigkeit, worin die Kirche den Keim zu allem Streit und Mißvergnügen gelegt hat, höchst zuwider sind. Sie muß mich aber überall auf Reisen und wo ich hingehe begleiten, weil es in meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den Tag und ganzen Abend umherzulaufen, und in Wirthshäusern zu schwelgen, indem die Frau allein zu Haus der Langweile übergeben ist. Dann darf sie nicht, wie es in den meisten Ehen geschieht, ihre Weiblichkeit vergessen, und sich herablassen, ihrem Mann zuerst zu liebkosen, wie manches schöne, edle Weib gezwungen ist zu thun, um ihren Tölpel bei guter Laune zu erhalten. Alles, was oben mit dem Worte muß gesagt worden, ist nicht Unterthänigkeit, sondern Contrakt, Uebereinkunft, und ganz allein zu ihrem höchsten Vortheil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in russischen oder preußischen Staats-Obligationen dreißig tausend Gulden, wovon sie aber die Zinsen jährlich nach ihrem Willen verzehren muß, weil nichts abscheulicher ist, als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf nach Absprache nie tanzen, weil ich meine Frau nicht wie eine Närrin umherhüpfen sehen will. Wenn sie Vermögen hat, so will ich es nicht angeheirathet haben, sie kann damit machen, was sie will, so wie mit den Zinsen ihrer Morgengabe; es dürfen die Zinsen nur nicht nach den Grundsätzen der Geizigen capitalisirt werden, weil es nichts Dümmeres in der Welt geben kann, als für Andere zu sparen. Die Freuden des Lebens in ewiger froher Laune zu genießen, ist mein Grundsatz und Lebensweisheit.

Ich will nun auch von mir sprechen. Nach dem Kalender bin ich 70 Jahre alt, nach den Kräften aber erst 25. Immer froher Laune suche ich die Freuden überall, wo die strengste

Digitized by Google

Ehre es erlaubt. Wenn es nun ein schönes Mädchen gibt, welches sich mit einem alten Mann, der noch frisch auf den Knochen ist, zu Pferd, zu Haus und auf Reisen herumtaumeln will, so kann sie mir schreiben und ich komme bis auf hundert Stunden von München, aber nicht weiter, um sie zu sehen und mich sehen zu lassen, wobei ich dann auf mein Ehrenwort verspreche, daß ihr Name nie genannt werden wird.

München, im Schwarzen Adler, am 15. Nov. 1840.

**Theodor Frhr. v. Hallberg zu Broich,**
Commenthur des Michaeli-Ordens, Ritter des St. Anna-Ordens, Frd.-Obrist-Hauptmann am Rhein und der Maas.

## Schillers-Fest in Leipzig.

(Leipzig, 11. November). Mit begeistertem Gefühl nahm eine sehr zahlreiche Versammlung in den schönen Sälen des Hotels de Pologne an dem Schillerfeste — dem ersten in Leipzig — am Vorabende von Schiller's Geburtstage Theil. Herr Lorbing hatte die musikalische Leitung übernommen; mit der Tonkunst führten Rede, Dichtung und Gesang den Reigen. Das Orchester war mit einem Altar unter einem schön drapvirten Himmel geziert; Schiller's Büste stand auf einem der Altäre, und eine Lorbeerkrone wand sich um die Stirn des größten Dichters unserer Nation. Nach Maria v. Weber's Jubel-Ouverture gab Herr R. Blum in seiner Festrede, die mit Goethe's Nachruf an Schiller begann, eine die Hörer tief ergreifende Charakteristik des großen Dichters, und der allgemeinste Beifall unterbrach ihn durch begeisterte Zustimmung bei der Stelle, wo der Redner des strebenden Altingshausen Zuruf: Seyd einig, einig, einig! auf die Feuerprobe unsers deutschen Nationalwillens gegen Ueberziehung des Vaterlandes durch fremde Gewalt mit kräftigen Worten anwandte. Mad. Dessoir recitirte das Gedicht: die Weltalter, und bedeutete die Büste Schiller's; die Herren Schmidt, Lorbing, Berthold und Pögner sangen die Hymne von Herrn Julius Hammer, komponirt von Herrn Schmidt: ein geistvoller Erzähler, Hr. Frd. Gustav Kühne, führte seine Zuhörer in Schiller's Wohnung zu Weimar und an sein Grab; Gedichte von Ungenannten, eines aus Dresden — auf einem Weinberge zu Loschwitz, wo Schiller gelebt hatte, an seinem Schreibtische gedichtet, begleitet von einer Weinrede und einem Tischtrunke dortigen Gewächses — und ein anderes aus Altenburg trug Herr Oberzollinspector Göz vor; dann sangen Mad. Düringer, Dem. Günther, die Herren Schmidt und Pögner Schillers Lied: Das Mädchen aus der Fremde, von Herrn Lorbing als Quartett komponirt; hierauf folgte die Scene aus Don Carlos: Posa (Herr Düringer) und Philipp (Herr Wallrabe) mit dem Schlußworte: Gedankenfreiheit! das Lied an die Freude, wo die Versammlung in den Chorgesang einfiel, beschloß die sinnvoll geordnete Feier.

Freude beseelte auch die Festfasel, an welcher gegen 300 Personen Theil nahmen; Herr Düringer sprach den Toast auf Schiller und die herrlichen Schöpfungen seines Genius; Herr Dr. Seeburg den Toast auf die Preßfreiheit, welche der Vernunft gebühre. Dichter und Sänger feierten im anmuthigen Wechsel Schillers Andenken; vor allen unser treffischer Sänger Schmidt; das von ihm komponirte Volkslied: „Sie sollen ihn nicht haben, den deutschen freien Rhein", tönte aus begeisterter Brust durch die weiten Säle hin. Als nun der Pokal mit dem Rebensafte, den eine Verehrerin des Dichters in Dresden aus ihrem Schillersweinberg zu Loschwitz gespendet, die Tafeln umkreist hatte, ward eine Sammlung zu einer Gedenkfasel für das Haus, das Schiller einst in Gohlis bewohnte, veranstaltet. Am 10. November, des Dichters Geburtstage, wurden im hiesigen Theater Schillers „Räuber" bei sehr vollem Hause aufgeführt, welcher Darstellung ein mit Beifall aufgenommener und von Wilhelm Gerhard gedichteter Prolog vorhergieng. Mad. Dessoir sprach denselben als Germania.

# Pot-Pourri.

## Gemeinnütziges.

Die großherzogl. hessische Zeitung schreibt: Folgende Mittheilung von einem Sachkundigen, dem Inspector des großh. Naturalienkabinets, Herrn Dr. Kaup, ein bewährtes Mittel gegen eine große und schädliche Plage, die Verheerungen der Motten, enthaltend, dürfte von allgemeinem Interesse seyn, weßhalb wir öffentliche Blätter besonders darauf aufmerksam machen. Sie lautet: „Straßburger Naturalienhändler besaßen seit etwa 30 Jahren das Geheimmittel, Pelz und Federn vor den allgemein verhaßten Motten zu schützen. Da das Mittel höchst billig, probat, und der menschlichen Gesundheit ganz unschädlich ist, so halte ich es für meine Pflicht, dieses Arkanum zu veröffentlichen. Es ist pulverisirter Eisenvitriol. Von dem Zweckgemäßen habe ich eine 12zöllige Erfahrung; so lange stehen nämlich in der Darmstädter Sammlung Vögel von Straßburg, die völlig von Motten und andern Insekten unangetastet geblieben sind, während andere Vögel, selbst solche mit Arsenik konservirt, mehr oder weniger angegriffen worden sind, und ein beständiges Nachsehen erforderten. Man wendet dieses Mittel an, indem man das Pulver zwischen die Haar und Federn auf den Grund der Haut streut. Der Eisenvitriol, wie man ihn bei Materialisten das Pfund zu 6 bis 8 kreuzer kauft, muß jedoch etwas getrocknet werden, damit er leichter zu pulverisiren ist. Es wird sich der Mühe verlohnen, dieses Mittel auch bei Läschern, bei Roßhaaren in Kanapee's, in Stühlen, wollenen Waaren u. s. w. zu versuchen."

## London

erstreckt sich jetzt von Bethnalgreen bis Turnhamgreen in einer Länge von 10 englischen Meilen, und von Kentishtown nach Brixton in einer Breite von 7 engl. Meilen. Es nimmt eine Oberfläche von 20 englischen Geviertmeilen ein, und zählt 10,000 Straßen, Gassen und Plätze mit 200,000 Häusern und 2 Mill. Menschen, welche wöchentlich allein mehr als 4½ Mill. Pfund Fleisch verbrauchen.

## Musik bei der Bestattung der Ueberreste Napoleon's.

Thiers hat sich viele Mühe gegeben, die Bestattung Napoleon's in Frankreich so feierlich als möglich zu machen und war namentlich auch für die Musik bedacht. Unter soll einen berühmten Marsch komponiren, und man hat ihm fünfhundert Musiker zur Disposition gestellt. An Rossini aber schrieb er: „Mein lieber Rossini, ich weiß, daß Sie ein Stabat componirt haben, das vollkommen für die Ceremonie der Beisetzung der Ueberreste des Kaisers Napoleon passen würde. Sie werden sich, wie ich zu hoffen wage, nicht weigern, Ihren Namen den Huldigungen beizugesellen, die Frankreich diesem großen Gedächtniß bringen will. Sie würden dadurch ein würdiges Zeugniß davon ablegen, daß Sie ein Land noch nicht vergessen haben, das Sie stets bewundert und eben so sehr, als es Sie liebt, bedauert, Sie verloren zu haben. Durch die günstige Aufnahme meiner Bitte, würden Sie mir ein kostbares Andenken an unsere frühere Freundschaft geben. Genehmigen Sie mein lieber Rossini, den Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung und meiner aufrichtigen Anhänglichkeit. A. Thiers."

## Rangstreit.

Kaiser Karl V. entschied — wie Friedrich II. von Preußen in einem Briefe an den Grafen Solms in Berlin vom 21. Jan. 1780 erzählt — einen Rangstreit der Hofdamen über den Vortritt dahin: daß die größte Närrin vorausgehen solle.*) Eine solche Entscheidung mußte aber nothwendig die Quelle neuen Zwistes werden über den Nachtritt. Da also Rangstreitigkeiten gar oft an

*) Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte von J. D. E. Preuß. (Berlin 1832.) 3. Bd., S. 143., Note 2.

Digitized by Google

Höfen zumal, vorkamen und vorkommen mußten, so gab es kein anderes Mittel dagegen, als Rangordnungen. Aus diesen, so wie aus mancherley andern Entscheidungsquellen hat sich nach und nach ein eigenes Rangrecht gebildet, worüber Johann Christian Hellbach, fürstlich schwarzburg-rudolstädtischer Rath, ein Handbuch herausgegeben hat, in welchem die Literatur und Theorie nebst einem Promtuar über die praktischen Grundsätze desselben, ingleichen die neuesten vorzüglichern Rangordnungen im Anhange enthalten sind. (Ilmenau 1804.) Aus diesem Buche erfährt man, daß die churfächsische Rangordnung noch 1751 sogar in Reime gebracht worden sey, z. B.:

Damit ein Jeder lerne frei,
Wie jetzt der Rang bei Hofe sey,
So seh' er diese Ordnung an,
Die Alles deutlich zeigen kann.

Der Premierminister sprach:
Mir folgt der Obermarschall nach;
Nach General-Feldmarschalls Gang
Kömmt Cabinetsminister Rang;
Die Conferenzminister sein
Nehmen die fünfte Classe ein,
Nebst dem Obermeister vom Stall
Und auch der älteste Hofmarschall u. s. w.

## Alt und Neu.

In einer Gesellschaft, welche gern soupirt, erbot sich ein munterer Alter zu Bezahlung der besten Flasche Weins Demjenigen, welcher einen passenden Schluß zu den nachstehenden Strophen finden würde:

„Mein Freund sey alt, alt sey mein Wein,
Alt mag mein Haus, alt meine Hausfrau syn;
Alt sey mein Kleid, veraltet mein Gesicht,
Alt mein Geschmack in Prosa, im Gedicht.
Alt sey mein Geld, alt meine Dienerschaft,
Veraltet selbst die Freud' und Lebenskraft;
Was mich umgibt sey alt in Lieb' und Treu';
Doch Eines — Eins begehr' ich immer neu.
Nun rathet was dieß sey, wer Lust zu rathen hat,
Das Eine ist und bleibt . . . . . .“

Jeder versuchte sich im Rathen; Keiner konnte das Rechte finden. Die Endigungen in ....at, als Spinat, Magistrat u. s. w. wollten sämmtlich nicht passen; selbst der Schluß: „Die Lust zur edlen That“, fand keinen rechten Beifall. Endlich wurde der Preis Demjenigen zuerkannt, der eingedenk des Spruchs:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist,“

die leere Stelle der pathetisch lautenden Strophen ganz lakonisch mit den Worten ausfüllte: — der Hering am Salat.

## Das war pfiffig!

Drei Fischer beschäftigten sich am Ufer der Seine, dem Hause eines Herrn M* gegenüber, mit Fischen. Sie schienen ganz zu ihrem Geschäfte geschaffen; um 10 Uhr Vormittags am Ufer angekommen, saßen sie mit der bewundernswerthen Geduld eines Anglers noch um 5 Uhr Nachmittags da, unbeweglich, den Arm ausgestreckt. Herrn M* schien ihr Anblick sehr zu ergötzen. Mehrere Stunden bereits sah er ihnen durch's Fenster zu, endlich ging er sogar zu ihnen hinab. „Nun meine Herren, wie gehts mit dem Angeln?“ — „Nicht schlecht,“ erwiederte der Eine, „nicht schlecht; jetzt eben schnappt einer an.“ — „Ich sehe nichts,“ erwiederte Herr M*. — „Glauben Sie nur. Zweifeln Sie an meiner Geschicklichkeit? Sie ahnen gar nicht, was für einen Fisch ich jetzt eben gefangen habe,“ sagt der Fischer — „Einen Weißfisch?“ — „Nein.“ — „Einen Gründling?“ — „Nein.“ — „Also was?“ — „Sie selbst, mein Herr; Sie schulden dem Herrn M* so und so viel, und ich bin ein Gerichtsdiener, und habe einen Verhaftbefehl gegen Sie. Wollen Sie die Güte haben, mir nach Versailles zu folgen?“ — Herr M*, der bisher allen Nachstellungen der Gerichtsdiener zu entgehen gewußt hatte, sah sich gefangen, und folgte dem gewandten Fischer.

## Anekdote.

In einer Gesellschaft kam das Gespräch auf Religion. Einige äußerten sich sehr leichtsinnig und unzierlich. Ein ehrwürdiger Mann saß stumm und im Nachsinnen versunken. — Was halten Sie davon? fragte ihn einer der vorlautesten Spötter. — „Meine Religion besteht darin — erwiederte er kalt und ernst — ich fürchte Gott, und nach ihm Diejenigen, die ihn nicht fürchten.“

## Heut zu Tage.

(Scherzgedicht von J. W. Neuffer.)

Die allerschlimmste Plage
Liegt wohl, in dieser Welt,
Im Ausdruck: Heut zu Tage,
Der Bitt'res meist enthält.

Viel Unheil und Vergehen
Entsprießen oft daraus,
Wie wir fast täglich sehen
Im wüsten Weltgebraus.

Es wird damit entschuldigt
Wohl manche Schurrerei,
Und oft damit geduldigt
Der frechsten Narrethei.

Spricht einer Pohn der Sitte,
Uns folgt dem Laster roh',
Tönt's in Pallast und Hütte:
„S ist heut' zu Tage so.“

Die Frau spricht zu dem Manne:
„Es muß heut' Fete seyn,
Den Geiz mir nun verbanne,
Und sorg für guten Wein:“

Und spricht er tief bekümmert:
„Durch ew'ge Gasterei
„Wird unser Glück zertrümmert,
„Es folget bitt're Reu' — “

Antwortet sie mit Lachen:
„Mach' dir doch keine Pein
„Das sind jetzt Modesachen,
„S muß heut' zu Tage seyn.“

Die tollen Spectanten
Ergreift jetzt wahre Wuth,
Hat man nicht reiche Tanten,
So schwindet Ehr' und Gut.

Die Mutter spricht zum Kinde:
„Schon wieder auf den Ball,
„Zu viele Luft ist Sünde,
„Und führt zum Tugendfall.“

Sie sagt: „o Mutter, bitte,
„Geheimenraths geh'n auch,
„S ist heut zu Tage Sitte,
„Ich übe nur den Brauch.“

Ein Knabe von zehn Jahren,
Er rauchet schon Tabak,
Und ist schon wohl erfahren
Im feinen'schen Schnak.

Mag auch der Lehrer eifern,
Mit bitt'rem Ach! und O!
Papa sagt: „Laß ihn geifern!
„S ist heut zu Tage so.“

Noch kaum der Schal' entlaufen,
Fängt man schon an zu frei'n,
Muß Shawls und Uhren kaufen
Für's holde Liebchen ein.

Und schreit man: „Welch ein Wandel!
Du wirst ein Höllensohn.“
Es bessert nicht den Handel,
'S ist heut zu Tage Ton.

Ist Mark auch die Pupille,
Und sieht man wie ein Aff,
Es trägt dennoch die Brille
Ein sechzehnjähr'ger Schalk.

Und sagt man: „lieber Kleiner,
„Das steht ja gar nicht fein,“
So spricht er: „wegen meiner,
„S muß heut zu Tage seyn.“

Ein Knabe im Theater
Besteigt der Kritik sich,
Spielt den gelehrten Kaiser,
Und tadelt fürchterlich.

Und frägt man solch ein Kärrchen:
„Warum den Lärm, mein Sohn?“
So brummt das kleine Herrchen:
„S ist heut zu Tage Ton.“

Der Schuster und der Schneider
Sieht aus wie der Baron,
Sogar der Hausknecht leider
Spricht jetzo Hochdeutsch schon.

Und forschet man im Leben
Nach jeglichem Tumult,
Es wird sich klar ergeben:
Das heut zu Tag' ist schuld.

Digitized by Google

**Nro. 48.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleons Grab auf St. Helena. — Aden und die Adener. — Speisezettel beim Lordmayor-Schmause in London. — Denkwürdiges aus der Lyoner Ueberschwemmungs-Periode. — Pot-Pourri. — Der Deutschen Tracht.

## Napoleons Grab auf St. Helena.

Folgendes ist der Auszug eines an Bord des Astrolabe, am 9. September 1840 geschriebenen Briefs:

„Am 7ten d. M. ankerten wir zu Sanct Helena.

„Es herrschte Aufregung auf dieser Insel; denn da man die Brigg und die beiden Schiffe erwartete, welche die Ueberreste des berühmten Gefangenen holen sollen, so glaubte man, daß alle Segel, welche am Horizont erschinen, die erwarteten Schiffe seyen.

„Es wurden uns zu Sanct-Helena nur zwei Tage gegeben, und Du kannst leicht vermuthen, daß ich sie benutzte um ein Grab zu sehen, welches man bald hier nicht mehr suchen wird.

„Es ist nur eine Stunde von James-Town (dem Ankerplatze) bis zum Grabe; obgleich aber der Weg so gut unterhalten wird als möglich, so ist er doch sehr schwierig; er hat viele Krümmungen und windet sich zickzackförmig längs den steilen Seiten der Berge und der Felsen hin, die man erklimmen muß. Von der Höhe eines Berges herab schaut man in ein enges und tiefes Thal, welches ehemals Bol Punsch des Teufels hieß, und jetzt das Thal des Grabes heißt; wir gingen hinab, und als man zu mir sagte: „Hier ist es," suchte ich immer noch. Ich hatte mir ein äußeres Aussehen, wenigstens eine Schildwache vorgestellt. Indessen ergriff der Wächter seine Schlüssel, machte ein hölzernes Gitter auf, welches das Grab umringt, und wir befanden uns in dem engen Raume, der das ganze Eigenthum desjenigen ausmacht, welchem einst beinahe Europa gehörte.

„Wir gingen auf einem grünen, wenig getretenen Rasen, der seine volle Frische hatte, und wir lehnten uns an ein durch seine Einfachheit ausgezeichnetes Gitter; meine Augen schauten immer, und ruheten auf einer großen Steinplatte, die auf dem Boden liegt, und in die nichts eingegraben ist. Diese Platte ist leer und kahl; sie hat so viel zu sagen, daß sie stumm bleibt; sie thut wohl daran.... Auswendig stehen um die Einfassung herum einige schwarze Eibenbäume; über dem Grabe stehen Trauerweiden, deren Zweige mager und dürr sind. Innerhalb des Gitters, bei der Platte, die Napoleons Asche bedeckt, erhebt sich ein Busch Lilien und ein Geraniumstock, die von der Hand der Mad. Bertrand gepflanzt sind und gleichsam dastehen als ein Beweis der Freundschaft und der Ergebenheit. Der Wächter erlaubte mir, eines dieser Blätter abzubrechen.

„Ehe wir den Platz verließen, tranken wir Wasser von der Quelle, an welcher Napoleon sich fast jeden Tag zu erfrischen pflegte. Wir gingen ungefähr zweihundert Schritte hinab, um bei Mad. Cobett auszuruhen, wo er gewöhnlich ausruhete und schwatzte. Diese Dame zeigte uns mehrere Sachen, die sie zum Andenken an ihn besitzt, und rühmte seine Güte. Von dort bei gieht man sich nach Longwood, der Wohnung des Verbannten, die jetzt in eine Mühle verwandelt ist, und in die man nicht gehen darf, als wenn man dem Eigenthümer zum voraus 3 Schilling bezahlt. Als wir die Zimmer besichtigten, die sogar auch zur Zeit ihres Glanzes sehr armselig waren, sagte man zu uns: „Hier stand Napoleons Bett," und an seinem Platze sieht man zwei Pferde; es ist ein Stall!

„Die Anhöhen werden alle durch Forts beherrscht; auch an der Küste stehen deren viele, und man zählt eben so viele Kanonen, als die Besatzung Leute hat, das heißt 400; während Napoleons Gefangenschaft waren 4000 Mann da; gegenwärtig beläuft die sämmtliche Bevölkerung der Insel, bestehend aus der Garnison, den Europäern, den Sklaven, meistens als von vermischtem Gebirt, und einigen Chinesen, sich nicht auf mehr als diese Zahl, und gewiß wird sie nur abnehmen können, wenn einmal Napoleons Ueberreste nicht mehr da sind. Der kommerzielle Einfluß Sanct-Helenas wird auch die Wirkung davon verspüren, vielleicht in noch stärkerem Maaße, da gegenwärtig jedes Schiff, welches mit Passagieren vom Kap kommt, den Stipulationen dieser letzteren gemäß zu James-Town landen muß. Sein Handel mit China hat jetzt schon ein Ende. Uebrigens ist alles übermäßig theuer.

„Ich muß diesem Briefe noch beifügen, daß die französische Expedition mit Ungeduld erwartet wird. Eine englische Gesellschaft-Brigg ist aus England gesandt worden, um der Ceremonie beizuwohnen. Alle nöthigen Vorbereitungen, um dem französischen Prinzen Napoleons Körper zu überliefern; sind beendigt; wir haben den nahe bei dem Grabe, unter einem Zelte, die Apparate vereinigt gesehen. Man hofft den Körper herausziehen zu können, ohne das ungeheure Stück Granit in die Höhe zu heben, welches das Grab bedeckt: denn die Engländer wollen das Grab erhalten so wie es ist; sie hoffen, daß auch ein leeres Grab immer noch, wo nicht zahlreiche Pilger, doch wenigstens einige Neugierige anlocken werde, welche die Pflege werden sehen wollen, wo der in der ganzen Welt berühmte Mann gewohnt hat und gestorben ist. Ich glaube aber, daß es schwer seyn werde, das Monument unangetastet zu erhalten.

„Napoleon liegt in vier Särgen; zuerst einer von Zinn, dieser in einem andern von Acajouholz, welcher in einem dritten Sarg von Blei eingeschlossen ist, während das Ganze in einem vierten Sarge von Acajouholz steht. Das Grab ist 12 Fuß tief; auf dem Boden machte man Mauerwerk, und der Sarg wurde auf vier Pfähle gestellt, um ihn von der Feuchtigkeit zu bewahren; darüber ist ein breiter Stein, nachher vier Fuß dickes Mauerwerk, darauf Erde und endlich bedeckt eine breite Steinplatte das Ganze. Da man fürchtet, daß der äußere Sarg beschädigt seyn möchte, so hat man einen andern verfertigt, um ihn zu ersetzen.

„Ich habe den Leichenwagen gesehen, der den Körper vom Grabe nach James-Town führen soll; er ist lang, von viereckiger Form, auf vier Rädern ruhend, und oben darüber steht ein durch vier Säulen unterstützter Dom, auf welchem ein Trauerfederbusch wehet. Das Ganze ist behangen mit schwarzem Tuche, welches Fransen von Kerzen zieren. Er wird durch vier, ganz in schwarzen Flor gehüllte Pferde gezogen werden.

„Ich war glücklich genug, um zu gleicher Zeit, als ich den Wagen betrachtete, mich in Gesellschaft zweier Ingenieurs zu befinden, wovon der eine jetzt beauftragt ist, den Körper herauszu-

Digitized by Google

heben, und der andere im Jahr 1821 die Beerdigungsarbeiten geleitet hat. Diese Herren hatten die Güte, mir die verschiedenen Sachen zu erklären, welche ich so eben beschrieben habe."

## Aden und die Adener.

Die Halbinsel Aden ist von dem festen Lande durch einen niedrigen Landrücken von ungefähr 1300 Fuß Breite getrennt; sie hat im Ganzen ungefähr zwei englische Quadratmeilen Flächenraum und wird durch den Gipfel und Krater eines unter dem Meere befindlichen Vulkans gebildet. Die Felsen derselben sind eine Messe zerspitterter Lavaklippen, welche an einigen Stellen bis zur Höhe von 1800 Fuß aufsteigen. Das Ganze sieht gerade so aus, wie ein Abschnitt vom Gipfel des Aetna, den man ihm bei ungefähr drei Viertel der Höhe des Berges abgenommen und in das arabische Meer gesetzt hätte. Gerade im Krater liegt die Stadt Aden und jetzt das englische Lager. — Gegen eine regelmäßige Macht ist Aden uneinnehmbar oder könnte es doch gleich gemacht werden. Ein kleines Außenwerk würde die Landenge vertheidigen, und einige den zwei oder drei Landungsplätzen, welche die Halbinsel nur hat, gegenüber aufgestellte Kanonen könnten ohne Schwierigkeit die Ausschiffung jeder regelmäßigen Macht verhindern. Diese natürliche Festigkeit gegen europäische Taktik schützt sie jedoch nicht vor Ueberfällen der Araber: gegen diese sind auch Batterien und Bastionen vergebens, und die Engländer sind seit ihrer Besitznahme von Aden häufig von ihnen heimgesucht worden. Einen Angriff mit großer Macht über die Landenge zu unternehmen, fällt den Arabern gar nicht ein. Schiffe und Barken, welche der Artillerie einen Zielpunkt darbieten könnten, haben sie nicht und bedürfen ihrer nicht. Die höhere Kriegskunst findet an ihnen keine sichtbare Gegner; denn sie machen ihre Angriffe in der Regel während der Nacht, durch die Beschaffenheit des Bodens und die Dunkelheit ihrem Feinde verborgen.

Wenn ein nächtlicher Ueberfall beschlossen worden ist, waten oder schwimmen diese kräftigen und kriegerischen Barbaren vom nächsten Ufer aus bis zu den der Besatzung unzugänglichen oder unsichtbaren Felsenränderu. Ihre einzige Waffe ist ein kurzes, starkes, gewichtiges Schwert, welches sie in den Zähnen tragen, um es vor dem Seewasser zu bewahren. Für Leute, welche schwimmen und tauchen können, wie Enten, würden Böte und Barken nur lustige Unterbrechungen seyn; Leitern wären nur ein Hinderniß für diejenigen, welche behend sind wie die Gemse, wenn der Weg über Felsen und Abgründe geht. In der Mitte von Felsen, welche jedem anderen Fuße unzugänglich sind und deren Farben, indem sie mit der der geschwärzten Einpringlinge übereinstimmen, sehr dazu beitragen, ihre Gegenwart zu verbergen, sammeln sie sich in Haufen. Sobald sie ihre Mannschaft für hinlänglich zahlreich halten, erheben sie mitten in der Nacht, die ihre Bewegungen verbirgt, ein wildes Geschrei und stürzen sich auf die Vorposten oder das Lager der Besatzung, ehe das geringste Zeichen ihrer Annäherung gegeben oder Maßregeln, ihrem Angriffe zu begegnen, ergriffen werden können.

Ein solcher Ueberfall fand am frühen Morgen des 20. Mai 1840 statt.

Zwei- bis dreihundert Araber, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, hatten sich eine Zeitlang hinter einem schwarzen, steilen Felsen in der Nähe der sogenannten türkischen Mauer versteckt gehalten. Beim Eintritt der Ebbe setzten sie sich in Bewegung, und trotz dreier Wachpöste, aller Schildwachen und hellem Mondscheine, umgingen sie unbemerkt die eine Flanke der Engländer. Nachdem sie bereits in's Lager eingedrungen waren, wurden sie durch eine Schildwache der äußersten Flanke entdeckt, welche ein Haufen derselben anrief und, da keine Antwort erfolgte, Feuer gab.

In einem Nu war der Hügel Dschebel Huddid, welcher hinter dem Außenwerke auf der Linken des Lagers liegt, von ihnen bedeckt, und sie eröffneten von dort aus ein heftiges Feuer in das Werk. Die Offiziere und die Verstärkungs-Mannschaft, welche seit drei Wochen allnächtlich herausgesandt worden war, um eben diesen Angriff zu begegnen, schlossen in Zelten hinter dem Außenwerke, am Fuße des genannten Hügels. Beim ersten Lärm eilten sie in das Werk, und da die Soldaten ihre Gewehre geladen und zur Seite hatten, waren sie fast im Augenblicke zum Widerstande bereit. Der Angriff wurde mit einem tüchtigen und, obgleich fast aufs Gerathewohl geschossen wurde, doch wirksamen Gewehr- und Kartätschenfeuer erwidert. Die Araber verließen bald den Hügel, eilten jedoch zunächst einer gleich Anfangs ins Lager eingedrungenen Abtheilung nach, um mit dieser gemeinschaftlich zu plündern. Obgleich die Zelte von dem Außenwerke nur 80 Yards entfernt waren, der Fuß des gedachten Hügels aber nur 110 und der Gipfel desselben 70 bis 80 Yards weiter zurückliegt, ließen die Araber sich doch durch das fortwährend auf sie gerichtete Feuer der ganzen Besatzung des Außenwerkes (180 Mann, mit Einschluß der Artillerie) nicht abhalten, alle Kästen, sogar die Medizinkasten, aufzubrechen und Alles, dessen sie habhaft werden konnten und was ihnen von Werth schien, zusammenzuraffen, um es mit sich fortzuschleppen, ungeachtet manche Zelte, besonders das des Beschlshabers des angegriffenen Postens, durch die Kugeln der Engländer ganz zerrissen und viele der Plündernden schwer getroffen wurden, so daß nachher der Boden mancher Zelte ganz mit ihrem Blute getränkt und überschwemmt war.

Ungefähr anderthalb Stunden nach dem Beginn des Gefechtes zogen die Araber wieder ab, und drei mit Soldatenkleidern und Lebensmitteln beladene Pferde, viele Betten, die Sopha's und Musketen einer Abtheilung von ungefähr vierzig indischen Infanteristen, welche dieselben in den Zelten zurückgelassen hatten, auch alle Kochtöpfe der Europäer, nebst einer Menge anderer Sachen, führten sie als Beute mit sich, ohne weiter daran behindert zu werden. Denn obgleich die Zahl der auf dem Kampfplatze befindlichen Engländer über 500 in einem Berichte angegeben wird, scheinen diese doch keinen Versuch gemacht zu haben, die Araber mit dem Bajonette zu verfolgen oder ihnen den Rückzug abzuschneiden. Vielleicht war man über die Zahl der Feinde zu ungewiß, um in der Dunkelheit einen Ausfall zu wagen; auch sollen die englischen Truppen in ihren ostindischen Feldzügen beim Gefechte mit dem Bajonett gegen andere Stoß- und Hiebwaffen häufig im Nachtheil gewesen seyn. Der Verlust der Araber an Todten und Verwundeten ist den Engländern nicht genau bekannt geworden, schien jedoch bedeutend zu seyn. Auf dem Kampfplatze hatten die Araber nur zwei der Ihrigen todt zurückgelassen, die übrigen aber alle mit sich fortgenommen. In einem ungefähr vier englische Meilen von Aden entfernten Dutzab sollen sie sie nun begraben und einen der Häuptlinge nach ihrer Hauptstadt gebracht haben, um ihn dort zu bestatten. Man sagte auch, daß einer der hauptsächlichsten Anführer der Araber, der die Seele der früheren derartigen Unternehmungen gewesen war, tödtlich und mehrere andere Angesehene schwer verwundet seyen. Die Engländer hatten nur sieben Verwundete, davon nur zwei schwer.

Die eingedrungenen Araber waren übrigens nur eine Abtheilung eines größeren Haufens von über vierhundert Mann, welche jedoch nicht angriffen, sondern in einiger Entfernung geblieben waren und sich bei der Flucht der Eingedrungenen mit diesen zurückzogen.

Zwar hatten diese bis wilden Anfälle bisher immer mit der Niederlage der Angreifer geendet. Aber diese Art von Angriffen ist für regelmäßige Soldaten so ermüdend, und dem Charakter der Araber so angemessen, daß diese die Hoffnung auf Erfolg noch nicht so bald aufgeben werden und noch eine ganze Reihe empfindlicher Züchtigungen erforderlich seyn wird, um sie von der Ueberlegenheit ihrer Gegner zu überzeugen. Die Engländer müssen daher fortwährend auf ihrer Hut seyn. Um sich gegen ihre Ueberfälle zu sichern, ist die Besatzung von Aden dem beschwerlichsten und gefahrvollsten Dienste unterworfen. Die wildesten Hö-

Digitized by Google

hen und freiesten Felsspitzen müssten allmählig mit Wachen besetzt werden. Diese Standpunkte der Schildwachen scheinen sich weit mehr für Jäger zu eignen, um von da aus das schlüchterne und furchtsame Gebirgswild zu belauern, als für Krieger eines regelmäßigen Heeres, welche die Annäherung menschlicher Feinde bewachen. (Aus: asiatic Journal, nach dem Mag. f. d. Lit. d. A.)

## Speisezettel beim Lordmayor-Schmause in London.

Immer geben die Journale den Speisezettel des Lordmayor-Schmauses in London, und so ähnlich sich derselbe auch stets sieht, so fährt man doch fort, ihn mitzutheilen. Wir schließen daraus, daß es viele Leute geben mag, die so etwas gern lesen, und beshalb wollen wir denn auch nicht zurückbleiben. Das letzte Fest in Guildhall war in jeder Hinsicht prächtig. Die folgenden Speisen wurden an der Haupttafel des Lordmayors, dann an fünf Obertafeln, an sieben kleineren, an vier Tafeln im Saale selbst und noch an mehreren Tafeln in dem alten Hofe der Kingsbench, servirt. Dieß war der Speisezettel: 250 Schüsseln Schildkrötensuppe, eine jede Terrine faßte 5 Pinten; 200 Fischen Sorbet; 60 Schüsseln mit Fischen, 30 Entrees, 4 mit welschen Hähnen mit Austern, 60 mit Hühnern, 60 Schüsseln mit verschiedenem Gestügel, 46 Kapaunen, 50 französische Pasteten, 60 Taubenpasteten, 537 Schinken, 43 Schüsseln mit Zungen, 2 Viertelsstücke von Ochsen, 2 vom Lamme, 3 Schüsseln mit Ochsenrippen, 15 Schüsseln mit Rindfleisch in verschiedener Weise bereitet, 6 Schüsseln mit Spargeln, 60 mit Kartoffeln und anderem Gemüse, 48 mit Hummern und Krabben, 140 Gelées, 50 Blancmangers, 40 Torten und Cremen, 30 mit Orangenkuchen, 40 mit verschiedenen Gebäcken, 20 Körbe mit eingemachten Früchten, 60 Schüsseln mit kleinen Pattiffeurien, 56 mit Salat, 80 mit gebratenen welschen Hähnen, 6 Rehe, 80 mit Fasanen, 24 mit Gänsen, 40 mit Rephühnern, 15 mit wilden Enten. Das Dessert bestand aus 20 Schüsseln mit Trauben; 250 mit Gefrornem, 50 mit Aepfeln, 100 mit Birnen, 60 mit Biscuits, 75 mit Haselnüssen, 80 mit getrockneten Früchten, 50 mit eingemachtem Ingwer, 60 mit glacirten Orangen, 30 mit Früchten in Branntwein. Getrunken wurde Borbeaux, Champagner, Madera, Porto und Xeres.

## Denkwürdiges
### aus der
## Lyoner Ueberschwemmungs-Periode.

Zu den wunderbarsten und in naturhistorischer Hinsicht bemerkenswerthen Epsioden bei dieser Ueberschwemmung gehört gewiß das Zusammentreffen der einander feindesten Thiere auf demselben Punkte, wo sie die gemeinsame Noth, wie einst in der Arche Noahs, vereinigt hatte. Auf einer eingelnen, ringsumher von einer Wasserfluth umgebenen Sandinsel, schreibt man aus dem Süden, bemerkte man in tiefem Schweigen und in der friedlichsten Eintracht wilde (?) Stiere, Pferde, Schaafe, Füchse, Kaninchen und besonders eine große Anzahl Schlangen; an einem andern Orte waren einige Personen, um sich vor dem andringenden Wasser zu retten, auf Bäume geklettert, ihnen nach kamen mehrere Schlangen, die, trotz des Abwehrens der menschlichen Flüchtlinge, in deren Kleider hineinkrochen und sich daselbst verbargen, ohne ihnen zu schaden. Ein schaudererregendes Gefühl bemächtigt sich des Menschen beim Lesen solcher Scenen.

Der „Courrier de Lyon" erzählt folgende Thatsache: „In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag standen zu Lyon vier Artilleristen Schildwache beim Damm des Grand-Camp, der plötzlich brach. Diese Militairs fassen sich bei der Hand und schließen sich an einander an, um der Gewalt der Gewässer zu widerstehen, die auf allen Seiten sie umströmen. Sie erreichen ein erstes Haus, das ohne Einwohner und geschlossen war, ziehen sich gegen ein anderes, in einiger Entfernung gelegenes Haus zurück, vereinigen ihre Anstrengungen, um die Thür einzuschlagen, und steigen auf das Dach, wo sie die Nacht zubringen. Am andern Morgen ist der Kommandant der Wache besorgt wegen des Schicksals seiner Soldaten, er läßt einen Schiffmann kommen, dessen Namen wir leider nicht kennen, und der schon tausend Beweise von Aufopferung und Unerschrockenheit gegeben hatte; diesen ersucht er, die Artilleristen aufzusuchen, und versprecht ihm zur Belohnung die Summe, die er selbst begehren wird: „Das Geschäft ist gefährlich, mein Kommandant! doch werde ich umsonst gehen, aber für Geld nicht." Der Schiffmann begehrt fünf Minuten, um seine Vorbereitungen zu machen; darauf wirft er sich in seine Barke. Nach sechsstündigen Nachsuchungen und unerhörten Anstrengungen, mitten auf dieser überschwemmten Fläche, durch welche Ströme fließen, die jeden Augenblick ihn zu verschlingen drohen, erblickt dieser wackere Mann die Militairs auf dem Dache, und führt sie gesund und wohlbehalten nach dem Grand-Camp zurück. Der Offizier giebt ihm seine Börse. „Ich kann sie nicht annehmen, mein Kommandant! ich habe Ihnen gesagt, daß ich dieß nicht für Geld thue! Da jedoch meine Kräfte erschöpft sind, so zeigen Sie mir nur etwas zu Trinken!" Der General Aymard hat die Thatsache dem Minister berichtet, der sich bestimmt wird, eine eines so edlen Herzens würdige Belohnung zu ertheilen. Ein anderer Schiffmann hat die Dächer eines ganzen Quartiers von Serin besahren, um die Einwohner zu retten."

Die Bedrängnisse der unglücklichen Lyoner werden durch allerhand abergläubische Sagen noch gesteigert. So erzählt der Eine, daß vor einigen Monaten zu Grenoble eine alte Frau auf einem Kirchthurme erschienen sey, mit zwei Flaschen in der Hand, die eine mit Wasser, die andere mit Blut gefüllt: das Wasser bedeute die Ueberschwemmung, das Blut einen Krieg. — Zu Fourvières, berichtet eine andere dieser abergläubischen Sagen, sah man in der Nacht die Kapelle, wie bei einem großen Feste beleuchtet, und das Bild der heil. Jungfrau knieend, die göttliche Barmherzigkeit zu Gunsten der Stadt anflehend. — Noch abenteuerlicher ist die Erzählung von einer weißen Frau, die sich Nachts auf den Höhen in der Nähe des Forts zeige. Sie geht an einer Schildwache vorüber, das erste Mal mit einem Becher voll Wasser. Der Soldat ruft: Wer da? Keine Antwort; die Erscheinung verschwindet. Bald aber kommt sie wieder, eine Fackel in der Hand mit dreifarbigem Lichte. Den Neuem ein „Wer da?" ohne Antwort. Sie kommt das dritte Mal, ein Brod in der Hand. Auch jetzt schweigt sie. Das vierte Mal trägt sie ein flammendes Schwert. Der Soldat ruft noch einmal an und droht zu feuern. Die weiße Frau steht still und antwortet mit traurig-ernstem Tone: „Der Becher mit Wasser, das war die Ueberschwemmung; die Fackel, die war die Pest; das Brod, das war die Hungersnoth; das Schwert, das ist der Krieg. Wehe! Wehe!" Und sie verschwand. Noch viel anderer ähnlicher Unsinn macht dem Volke die Köpfe schwindeln.

## Pot-Pourri.
### Fürst Pückler und die Abyssinierin.

Von dem Fürsten Pückler erschien in diesen Tagen der erste Band eines „südöstlichen Bilderssals." Der „Verstorbene", der sich später zu einem „Semilasso" umgewandelt hatte, tritt uns auf dem Titel dieser neuesten Skizzen und Notizen als „der Vergnügling" entgegen, der mit einem Phantaluspasse die Länder durchreise, vom Aufgang zum Niedergang, und Alles durch sein Zauberglas sehe.

In einer Rede, die der Superintendent in Muskau zum Gedächtniß der verstorbenen Abyssinierin des Fürsten Pückler-Muskau am 8. Nov. in der Schloßkirche zu Muskau hielt, theilte derselbe nachstehende Angaben über das Leben und die Schicksale der Verstorbenen mit: „Machbuba stammt aus dem Hochgebirge Süd-Abyssiniens, wo ihr Vater Beamter an einem kleinen Hofe war. Als Machbuba ungefähr 11 Jahre zählte, ward ihr Va-

Digitized by Google

terland mit Krieg überzogen, ihr Vater und ihre Brüder getödtet und sie mit einer ältern Schwestern in die Sklaverei geführt. Letztere verkauften die Sieger auf dem Sklavenmarkte zu Gondar, erstere, die weiter geführt wurde, kaufte vor ungefähr fünf Jahren der Fürst Pückler in einer kleinen Stadt in Ober-Aegypten. Die Verblichene zeichnete sich durch Sanftmuth und einen unverdorbenen kindlichen Sinn, durch Treue und Anhänglichkeit an Alle die, welche ihr nahe standen, so vortheilhaft aus, daß ihr Tod allgemeine Trauer erregt. Sie starb in dem Alter von ungefähr 16 Jahren."

### Kartoffel-Jubiläum.

Um das Maß der dießjährigen Jubelfeste voll zu machen, wird nächstens in der Nähe von Leipzig auch ein Kartoffel-Jubiläum statt finden. Der Besitzer des für die Leipziger durch seinen Park so anziehenden Rittergutes Machern, Herr Schnetger, und ein anderer Gutsbesitzer, haben bereits die Freunde der edlen Kartoffeln zu einem Jbdiefeste im Gasthofe zu Machern eingeladen, um Franz Drake, dem unsterblichen Verpflanzer der Kartoffel nach Europa, dem Gott der Verehrung darzubringen. Nach der Parole: „Nichts als Kartoffel," soll das Mahl durchgängig aus Kartoffelsuppe, Kartoffelbrod, Kartoffelpudding, Kartoffelsalat, Kartoffelbrei, ganzen Kartoffeln, Kartoffelstückern, Schmerkartoffeln, und zum Dessert aus Kartoffeltorte, Kartoffelkuchen und Kartoffelliqueur bestehen; daß man der Kartoffel-Klöße nicht vergesse, versteht sich in Sachsen von selbst. Man hat urkundlich ermittelt, daß im Jahr 1740 der Pfarrer zu Neuenhof bei Grimma die ersten Kartoffeln in jener Gegend pflanzte.

### Kurze Heirathsgeschichte.

Der holländische Admiral Bombell war Anfangs Hofknecht bei dem Gutsbesitzer von Bombell im Schleswigschen, entlief wegen allerlei Händel, und machte rasch sein Glück auf der holländischen Marine. Da schrieb er einem armen Dienstmädchen zu Emerlef: „Meine liebe Grethe! Wenn Du noch gesinnt bist wie damals, als ich mit Dir zugleich in Bombell diente, so komm zu mir nach dem Haag, und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig holländischer Admiral. Nil de Bombell, zuvor Nis Ipfen, Dein getreuer Bräutigam." Die Magd packte rasch ein, reiste, kam im Haag an, und ward Frau Admiralin.

### Der nützliche Dieb.

Ein Freund hinterbrachte kürzlich dem Grafen L. einen Beweis, daß sein Hausintendant ihn bestehle.

„Der Mensch bereichert sich," sagte er, „auf Deine Kosten. Es ist abscheulich!"

„Das weiß ich lange," erwiederte der Graf.

„Warum aber jagst Du ihn nicht fort?"

„Weil ich ihn brauche. Seit fünf Jahren, daß ich den Spitzbuben im Dienste habe, lebe ich flott, und mein Einkommen genügt vollkommen für meine Ausgaben. Er weiß, daß ich die Ordnung nur bis zu einem gewissen Grade liebe, und seine Rechnungen niemals nachsehe, unter der einzigen Bedingung, daß er die Capitalien niemals angreife. Nun weiß er es sehr geschickt so einzurichten, daß ein jeder von uns Beiden seinen Theil hat. Wie er es macht? das ist seine Sache. Der Spitzbube versteht sich trefflich darauf, meine Gelder zu placiren, meine Grundstücke zu verpachten, und die Pächter und Miether geschickt zu steigern. In allen Ränken und Schlichen gewandt, fängt er nach links und rechts Projesse an, die er alle gewinnt, und ich bin niemals so reich gewesen, als jetzt, wo ich mich bestehlen lasse. Hätte ich an der Stelle meines jetzigen Intendanten irgend einen ehrlichen musterhaften Mann, der nur für mich arbeiten würde, so wäre ich schon ruinirt, oder ich hätte meinen Luxus bedeutend einschränken müssen. Da nun aber mein Vermögen zum Theil auch das seinige ist, so legt er es mit Sorgfalt und Talent, ja mit einem Eifer und mit einer Behutlichkeit darauf an, es gut zu verzinsen: das persönliche Interesse leitet ihn. Darum würde ich nicht um Alles in der Welt ihn aus meinem Dienste entfernen, und ich fürchte nur stets, daß er bald Geld genug haben wird, um meine Dienste verlassen zu können.

### Der Kreml in Moskau.

Zur Verschönerung Moskaus vermehren sich die Bauten auf unglaubliche Weise. Wo seit dem unglücklichen Brande noch hölzerne Häuser und Brandstätten sich befanden, prangen die prachtvollsten Gebäude. Am kaiserl. Pallast, im Kreml, der vor vier Jahren bis auf den Grund abgetragen wurde, beschäftigt man seit jener Zeit täglich 300 Arbeiter, er wird unverbrennbar erbaut, sogar der Dachstuhl wird aus Eisen verfertigt, nur der getäfelte Fußboden aus Eisen-, Ceder- und Mahagoni-Holz wird brennbar seyn. Die Heizung des Palais wird aus dem Kellergewölbe durch 230 Metall-Röhren, durch alle Gemächer und drei große Säle geleitet. Die Vergoldung der Röhren-Klappen wird — laut Accord, mit 80,000 Rubel bezahlt, und die Vergoldung der drei hohen Kuppeln, die den Pallast nach der Parade-Fronte zur Moskwa-Seite schmücken werden, kostet 200,000 Rubel. Die Bauleute nennen es: Wunderschloß. Nicht weit davon entfernt, soll ein Palais zur Wohnung des Thronfolgers erbaut und auf demselben ein Wintergarten, dem in St. Petersburg in der Eremitage gleich, worin sich Obstbäume und Blumen befinden, angelegt werden.

### Ein Trost.

„Ich werde glücklich sterben," sagte ein Mann auf dem Sterbebette zu seiner Frau, die pflichtmäßig weinte, „wenn du mir versprechen willst, nicht den Gegenstand meiner fortwährenden Eifersucht, deinen Vetter zu heirathen." — „Darüber sey ganz ruhig, lieber Mann," schluchzte die Frau, „ich habe mich mit seinem Bruder versprochen."

### Zur Notiz!

Der ehrwürdige vielbesungene Vater Rhein soll eine Adresse an die deutschen Dichter geschickt haben, die Bitte enthaltend, sie möchten doch keine Gedichte mehr an ihn richten, er hätte in letzter Zeit durch den anhaltenden Regen ohnehin Wasser genug in sich aufgenommen: wollten sie übrigens mit ihren Ergießungen fortfahren, so müßte er wirklich davonlaufen.

## Der Deutschen Tracht.

Wir tragen zwar Röcke vom Engelsmann
Und Höschen gemacht für den gallischen Hahn,
Doch tragen wir auch ein Herz im Leib,
Das schlägt nach Treu' für Ehre und Weib.

Wir tragen nicht Schild und Panzer mehr,
Und dennoch schreiten wir fest einher;
Wir tragen die Kraft in unserm Schwert,
Wie's uns der alte Herrmann gelehrt.

Wir tragen auch schreckige Farben am Kleid,
Wie's unsere schrecklichen Ahdharn freut;
Doch brauset das Blut in uns noch so roth,
Wie wir es getragen zu Varus Tod.

Und tragen wir fremd Geschmeide noch,
So tragen wir doch kein fremdes Joch;
Den frei und selber der Deutsche steht,
So in der Schlacht, so bei dem Gebet.

Wir tragen wohl Hütchen zierlich gemacht,
Wie fremde Laune sie eben ersacht.
Doch weht uns fremde Laune zur Wuth,
Dann tragen wir alle nur Einen Hut!

(Eingesandt.) L. Scharrer.

Digitized by Google

№ 49.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Medaillen-Diebstahl in der königl. Bibliothek zu Paris. — Ein Liebesabenteuer in Athen. — Zur Genealogie Europas. — Ludwig Philipp als Improvisator. — Pot-Pourri. — Anekdote. — Lebensregel.

## Der Medaillen-Diebstahl in der königl. Bibliothek zu Paris.

Von Gisquet.

Aus dessen kürzlich erschienenen Memoiren.

Am 6. November 1831 wurde mir gemeldet, daß in der vergangenen Nacht die Medaillen-Sammlung der königlichen Bibliothek gestohlen worden sey. Augenblicklich begab ich mich in Begleitung der fähigsten Polizei-Beamten an Ort und Stelle. Ein Blick genügte, um uns zu zeigen, daß die Diebe von einem Hause aus eingedrungen waren, das an das alte Schatzgebäude gränzte. Sie waren in das fünfte Stockwerk gestiegen, wo die Thür eines Zimmers, das nach der Treppe hinausging, nur durch eine Klinke geschlossen war. Von dort aus waren sie auf einer Dachrinne auf das Dach des zweiten Hauptgebäudes der Bibliothek gelangt. Hier hinunten sie acht bis neun Fuß hinauf, zerbrachen das Fallenfster eines Dachzimmers, öffneten die Thür desselben mit Nachschlüsseln und gingen den Boden entlang. Die Eröffnung anderer Thüren führte sie in einen Gang, von dem aus sie in die italienische Galerie gelangten, die sich um den großen Bibliothek-Saal herumzieht. Noch eine kleine Treppe, und sie befanden sich vor dem großen Saale, der im ersten Stocke des Gebäudes gelegen ist.

Das Medaillen-Kabinet liegt nördlich von dem Saale; beide trennt eine starke eichene Thür und ein Glasverschlag. Die festschließende eichene Thür bot die meisten Schwierigkeiten. Die Diebe beheten in die Füllung mit einem Bohrer Löcher, welche einen Kreis von sechs Zoll Durchmesser bildeten; mit einer Handsäge lösten sie dieses Stück dann gänzlich heraus. Dadurch gelang es ihnen, das Schloß und die Riegel zu öffnen. So in das Kabinet eingedrungen, blieb ihnen nur noch die leichte Aufgabe, den Widerstand der Glasthür zu besiegen.

Das außerordentlich reiche Medaillen-Kabinet wird durch ein großes Fenster erleuchtet, welches nach der Straße Richelieu hinausgeht. Aus diesem ließen die Diebe an einem Seile ihren Helfershelfern die entwendeten Gegenstände hinab und flüchteten sie selbst nach vollbrachter That.

Die Säge, die Blendlaterne und das Seil befanden sich bei meiner Ankunft noch an Ort und Stelle. Die Polizei-Beamten betrachteten sie aufmerksam und prüften sorgfältig den Ausschnitt der Thür. Hierauf sagten sie mir, ihnen wären nur drei Menschen bekannt, welche diesen Diebstahl begangen haben könnten. Dieß wären Fossard, der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt war, sich dieser aber durch die Flucht entzogen hatte, Dreuillet, ein Freund des Vorigen, der zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, aber begnadigt worden war, und Drouhin, als Dieb und Hehler gleich berüchtigt. Ich fragte sie, worauf sich ihre Meynung stütze. „Bemerken Sie gefälligst, Herr Präfekt," war ihre Antwort, „wie kunstmäßig die Löcher gebohrt sind, wie sie alle gleich weit von einander entfernt sind und ganz horizontal gehen. Wie regelrecht ist sodann das angebohrte Stück ausgefägt! Dazu bedurfte es ausgewählter Werkzeuge, einer geübten Hand. Betrachten Sie ferner die Blendlaterne; sie ist faß ein Gegenstand des Luxus und war mit einer Wachskerze erhellt. Gewöhnliche Diebe gebrauchen in solchem Falle nur ein Talglicht. Sehen Sie ferner die Handsäge und das Seil an, das, trotz seiner geringen Dicke, von außerordentlicher Stärke ist. Alle Werkzeuge sind auf das vollkommenste angefertigt und von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit. Es giebt nur sehr wenige Diebe, welche eine solche Auswahl treffen und eine so bedeutende Ausgabe auf's Spiel setzen können. Dazu kömmt noch die ausnehmende Schlauheit, welche erforderlich ist, um so viele Schwierigkeiten zu beseitigen. Diese Gründe bestätigen uns in der Ueberzeugung, daß eines der bezeichneten Individuen Antheil am Diebstahl hat."

Es versteht sich wohl, daß ich augenblicklich Befehl gab, Alles aufzubieten, um sie zu entdecken. An demselben Tage meldete man mir, daß durch einen sonderbaren Zufall Fossard festgenommen worden sey. Dieß war in jedem Fall ein wichtiger Fang. Fossard ging ganz ruhig in Paris umher, als er von Cco-Lucas, ehemaligem Beamten der Sicherheits-Polizei, der seit drei Jahren nicht mehr im Dienst war, bemerkt wurde. Dieser erinnerte sich seines früheren Handwerks. Anfangs erkannte er Fossard nicht, aber seine Aehnlichkeit mit einem Verbrecher, der ihm früher unter die Hände gekommen war, fiel ihm auf. Von einer plötzlichen Eingebung geleitet, folgte er ihm, und als sie vor einer Wache vorüberkammen, ließ er ihn anhalten, um seine Zweifel aufzuklären. Fossards verlegene Antworten und seine Weigerung, seine Wohnung anzugeben, bestärkten ihn in seinem Verdachte. Er wurde nun, ohne daß man wußte, wer er wäre, nach der Polizei-Präfektur abgeführt. Dort wurde er erkannt.

Die Anwesenheit dieses schlauen Diebes in Paris gab der Vermuthung, daß er bei dem Medaillen-Diebstahle betheiligt sey, faß Gewißheit. Ich schickte den Divisions-Chef Decosimo zu ihm; wir glaubten schon, den Thäter und die gestohlenen Gegenstände in Händen zu haben, aber daran fehlte doch noch Einiges. Ich hatte befohlen, diesen Menschen so vorsichtig wie möglich auszuholen. Fossard läugnete Alles, obgleich man ihm vorstellte, daß in seinen Verhältnissen das Eingeständniß ihm keinen Schaden bringen könne. Er beharrte dabei, daß er keinen Antheil am Diebstahl habe. Diese Zähigkeit verscheuchte indeß keineswegs meine Zweifel.

Um die verlorenen Gegenstände, die auf mehr als eine Million geschätzt wurden, obgleich der Goldwerth nur 220,000 Fr. betrug, wieder zu erhalten, ließ ich ihm eine Geldbelohnung anbieten und sagte dann das Versprechen einer Milderung seiner Strafe. Aber er blieb unerschütterlich. Mit beuchlerischer Verstocktheit ließ er mir sogar für meine Anerbietungen Dank sagen und bedauerte, daß es nicht in seiner Macht stände, sie zu verdienen.

Da ich verzweifelte, aus ihm etwas herauszubringen, gab ich Befehl, ihn nach Bicêtre abzuführen, damit er mit dem nächsten Transport nach Brest abgehen könne. Doch empfahl ich die sorgfältigste Aufsicht. Fossard blieb mehrere Monate in Bi-

Digitized by Google

zeitre, ohne daß man etwas entdeckt hätte. Er wurde also nach Brest abgeführt. Er schien so arm, daß die Gefangenen derselben Kette für ihn zu einem Paar Beinkleider und zu Holzschuhen sammelten. Wenige Tage später erfuhr ich, daß Fossard in der Gaunersprache zwei Briefe an zwei seiner Freunde geschrieben, in denen er ihnen auftrag, ihm 25,000 Fr. nach Brest zu senden. In dem einen gab er ihnen Anleitung zu einem Diebstahl in einer Kirche, der in zwei bis drei Monaten stattfinden sollte und bei welchem er selbst zugegen seyn wollte. Diese Erkundigungen bestimmten mich, ihn einer noch strengeren Aufsicht zu unterwerfen.

Um dieselbe Zeit, d. h. im Juni 1832, erfuhr ich, daß Fossard und Drouillet in sehr engen Beziehungen zu einer gewissen **Dame standen, welche sich die Vicomtesse von Nays nannte und** welche, wie es hieß, von den Dieben ein Jahrgehalt von 6 — 10,000 Fr. erhielt.

Frau von Nays war öfter auf die Polizei-Präfektur gekommen, um mir ihre Schützlinge zu empfehlen. Sie that, als ob sie mit den Herren Barthe, Montalivet, Delaborde und anderen angesehenen Personen genau bekannt wäre, welche sie sogar bloß bei ihrem Namen nannte. Wenn man sie sprechen hörte, so hätte man glauben sollen, daß die Mildthätigkeit ihr ganzes Leben ausfülle. Sie forderte Anstellungen für diesen und jenen Leute. Sogar den Unglücklichen, die im Kerker schmachteten, wollte sie Trost bringen. Sie suchte deren Lage zu verbessern, und ich glaube, daß es ihr gelungen ist, einigen Verbrechern eine Milderung ihrer Strafe zu verschaffen. Diese Dame suchte mir einen Streich zu spielen, der mich hätte lächerlich machen können, wenn ich in die Schlinge gegangen wäre. Eines Tages kömmt sie zu mir und sagt: „Herr Präfekt, ich habe eine große Bitte an Sie und glaube, daß sie zu liebenswürdig sind, um sie mir abzuschlagen. Die Herren August Périer, Montalivet, Delaborde und andere meiner Freunde haben eine Einladung bei mir für die nächste Woche angenommen. Der Tag ist noch nicht bestimmt; Sie mögen es selbst thun." Ich hatte sie noch nicht durchschaut. Da ich sie aber nur als Bittstellerin kannte und für interessant hielt, so schlug ich ihre Einladung aus. Am folgenden Tage sprach ich mit Herrn August Périer davon, der mir sagte, daß er die Dame gar nicht kenne. Ich konnte mich später des Lachens nicht erwehren bei dem Gedanken, daß, wenn ich die Einladung angenommen hätte, der Polizei-Präfekt in Gesellschaft der Herren Drouhin, Drouillet und anderen Gesindels gespeist haben würde.

Nicht lange darauf wurde mir die Vicomtesse als Freundin Fossard's bezeichnet. Ich ließ sie nun beaufsichtigen, und ich wurde bald benachrichtigt, daß sie für sich und ihre Kammerfrau welche die Frau Drouhin's war, einen Paß nach Brest genommen. Sie reiste ab, aber einer meiner Agenten folgte ihr in der Diligence. Am Abend ihrer Abreise wurde mir gemeldet, daß ein Theil der Medaillen in Barren geschmolzen worden, und daß Frau v. Nays zur Bestreitung der Reisekosten eine solche im Werthe von 1500 Fr. erhalten. Zugleich erhielt ich die Ueberzeugung, daß Drouillet an dem Diebstahl Theil genommen, und daß der Bruder Fossard's einen Theil der Medaillen besitze. Beide wurden eingezogen. Drouhin, der ebenfalls als Hehler mehrerer gestohlener Gegenstände bezeichnet war, wurde festgenommen, als er Paris verlassen wollte. In seinem Koffer fand man 17 Goldbarren.

Fossard's Bruder wurde endlich zum Geständniß gebracht: sein Bruder und Drouillet hatten den Diebstahl verübt. Die Gerichte erhielten so die nöthigen Aufschlüsse. Unterdeß erfuhr ich, daß die Hälfte der Medaillen geschmolzen und bei der Brücke des tourelles in die Seine geworfen worden sey. Es wurde fast Alles durch Taucher heraufgebracht. Die Nachsuchungen in dem Keller von Fossard's Bruder führten ebenfalls zur Entdeckung von etwa dreißig Barren, welche, verbunden mit den bei Drouillet und Drouhin gefundenen, so wie mit dem Gewichte der in den Strom versenkten Medaillen und der Barre der Frau von Nays, dem Gewichte der gestohlenen Gegenstände gleichkamen. Die Barren bildeten ungefähr die Hälfte des Gesammtgewichts.

Frau v. Nays wurde nach Paris zurückgebracht; die Briefe, die man bei ihr fand, bestätigten ihre Mitwissenschaft, aber nicht ihre Mitheilnahme. Sie wurde in Freiheit gesetzt. Fossard wurde durch die Assisen zu ewiger Galerrenstrafe, Drouillet zu zwanzigjähriger und Fossard's Bruder zu zehnjähriger Gefängniß verurtheilt.

## Ein Liebesabenteuer in Athen.

(Aus dem Tagebuche eines bayerischen Offiziers in Griechenland.)

„Ja unzweifelhaft ist's, daß ein fahrender Ritter ohne Dame sein, und weniger noch, ist ihnen so widerwärtig eigen, als dem Himmel Sterne zu haben." (Don Quixote.)

Es fing gerade an, mir recht langweilig in Athen zu werden, die Trümmer der Vorzeit hatte ich mir genug angesehen, unter den Säulen des Parthenon schlief ich jetzt schon sechs Wochen, den kahlen Hymettos mit seinem röthlichen Schilfen im Abendlicht hatte ich reichlich bewundert und mein früheres sehnsüchtiges Verlangen, nur einmal den Rednerstuhl des die Kampfeslust erregenden Themistokles betreten zu können, zur Genüge befriedigt; jetzt sehnte ich mich auf meinem cekropischen Kalkfelsen nach einer andern Unterhaltung, mein Inneres verlangte Mittheilung, ich vermißte das gesellschaftliche in Deutschland so wohlthuende Leben, an das ich von Jugend auf gewohnt war und besonders den Umgang mit dem besseren Theil der Frauenwelt, der eine so schöne Blume in dem Kranze unseres Lebens ist und über die Seiten des Mannes seinen Blüthenstaub lagert. Wohl waren wir bei einigen nordamerikanischen Missionären und bei einer englischen Familie, Namens Finley, eingeführt, allein meine Neugierde wollte griechische Schönheiten kennen lernen, jene Schönheiten, wie sie in den Gesängen der Vorzeit unvergänglich leben, und dazu hatte sich seit sechs Monaten keine Gelegenheit geboten; sie flohen uns Fremdlinge wie scheue Rehe; wenn wir uns einer tanzenden Gruppe, die an Sonn- und Feiertagen so häufig sind, nähern wollten, da stoben die jungen Mädchen mit dem Geschrei „heida! heida!" (fort, fort) auseinander, nur die alten Dummen mit ihren mürrischen, gelben, runzlichen Gesichtern blieben sitzen. Man erzählte sich damals wunderliche Dinge, die man von den armen Mädchen von uns glauben gemacht hatte, um sie von uns abzuschrecken; ob diese Mittel angewendet wurden, weiß ich nicht; das Resultat der Furcht lag jedoch vor Augen.

Von den Propyläen aus hatte ich schon öfter mit meinem guten Perspektiv in einer der niedern Hütten, von Lehm gebaut, wie sie sich am Fuße der Akropolis anlehnen, ein niedliches Hydriothemmädchen erblickte, die gewöhnlich im Hofraume, der von einer ziemlich hohen, gegen die Neugierde schützenden Mauer umgeben war, auf einem Teppich saß und sich mit weiblicher Arbeit beschäftigte. Das Mädchen schien mir immer schöner, je länger ich durch das Fernrohr sah; blickte sie auf, so bildete ich mir ein, sie blicke nach mir. So oft ich auch an dieser Hütte vorbei ging, fand ich sie immer geschlossen und nie sah ich Jemanden. Zuweilen sah ich durch mein Fernrohr einen kräftigen jedoch bejahrten Hydrioten auf dem Teppiche neben dem Mädchen sitzen, es schien mir der Vater zu seyn. Hochgewachsene Seelente gingen dann, wenn der Vater da war, aus und ein, außerdem sah ich sie oft wochenlang allein, und nur von einem alten Diener und zwei ältern Frauen umgeben. Das Mädchen war in seiner Einsamkeit so kindlich froh, daß ich oft stundenlang, bis mein Auge durch das scharfe Glas geblendet war, ihrem Thun und Treiben zusah.

Die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen zwischen den hohen Säulen auf mein Marmorlager und weckte mich aus dem Schlafe; ich sprang auf und kletterte über die Marmorblöcke und Schutthaufen auf mein Observatorium, die Propyläen; allein

Digitized by Google

heute verlagte mir mein Fernrohr den Dienst, ich mochte am Glase wischen wie ich wollte, der Hof des Hydrioten war leer und das Mädchen nirgends zu entdecken. Es wird ich es acht Tage hintereinander, ja ich stellte einen Cabaten auf, der mir sogleich rapportiren sollte, wenn er eine menschliche Gestalt in dem Hofraum erblicke — Alles war vergebens, die Hütte war verlassen und meine seligen Phantasiestcdume zerstört. — Etwa ein Monat später wurde ich von meinem Commando auf der Akropolis abgelöst, erhat mir einige Wochen Urlaub und fuhr vom Piräus aus mit einer eben fegelfertigen Brazzera nach Regina. Hier hatte ich einige griechische Freunde, die mich herzlich aufnahmen; allein die Zeit verstrich rasch und mein Urlaub ging bald zu Ende, ich mußte nach Athen zurück. Mein Freund Phyladeps sorgte für eine Schiffsgelegenheit.

Es war im August Abends, als ich nach dem Molo ging, um mich einzuschiffen; hier war reges Leben, die Jonier schauselten sich in ihren Feluken und sangen ihre Barcarole, um eine Barke von Samos hatten sich fröhliche Kinder des Dionysius versammelt, der goldgelbe Saft der Samier machte sie lärmend, der Wind strich frisch durch die Masten, die Matrosen waren mit Einpacken beschäftigt. Da brachte mir ein stattlicher Seemann ein Glas des jungen braufenden Samiers zu mit den Worten: „Zu deinem Wohlsepn!“ ich ergriff das Glas mechanisch und trank, mit der üblichen Erwiederung: „Deiner Schönen!“ Als ich das Glas zurückreichte, sah ich ihn genauer an und siehe! es war mein Hydriote, der Vater jenes verschwundenen Mädchens. Fast hätte es mich verwirrt; doch ich bedachte, daß er mich nicht kennen konnte, gab ihm treuherzig die Hand und sagte: „Gehen wir zusammen nach Athen?“ — „Ja Herr,“ erwiederte er, „du hast einen Platz auf meiner Brazzera, du bist der einzige Fremde am Bord! Phyladeps hat dich empfohlen, ich nehme sonst Niemanden auf, da ich meine Familie bei mir habe.“ Da ging mir ein Stern in der Brust auf, gerne hätte ich meine Freude laut werden lassen, doch ich kannte den leicht erregbaren Argwohn der Griechen, dankte mit dem ruhigsten Gesichte, ließ mir noch ein Glas Samier reichen, um meinem Schiffspatron die Höflichkeit zu erwiedern, nahm von meinen Freunden Abschied und fuhr mit der Feluke nach der Brazzera. Da saß denn richtig mein liebliches Mädchen in der Pupa auf einem bunten Teppich und grüßte freundlich den Vater und betrachtete neugierig mich, den Fremden. Der Vater rief ihr zu: „Agathyzza breite noch eine Matte aus, daß der Herr sich darauf ausstreckt.“ Agathyzza erröthete und folgte dem Befehl ihres Vaters, ihre Dienerinnen halfen ihr.

(Schluß folgt.)

## Zur Genealogie Europa's.

Es gibt gegenwärtig in Europa 21 Dynastien, die im Besitze sämmtlicher Throne und Fürstenstühle sind; von diesen bestehen zwölf ganz, drei theilweise protestantische Häuser, von welchen eins theilweise sich zum griechischen Glauben bekennt; und sechs ganz und zwei theilweise katholische Häuser. Sollte sich daher im deutschen Bunde ein corpus catholicorum bilden, so würde es von 34 Stimmen nur 6 haben, da auch in den freien Städten die evangelische Glaubensform vorherrscht. Von den 52 Regenten sind 4 Kaiser, 13 Könige, 3 Königinnen, 1 Kurfürst, 7 Großherzoge 10 Herzoge, 1 Herzogin, 1 Landgraf, 11 Fürsten und der Papst. Die ausgedehntesten vollständigsten Titel führen die Kaiser von Oesterreich, Rußland und der Türkei und die Könige von Preußen und Spanien. Die Genealogie der Familie Buonaparte nimmt 7 enggedruckte Duodez-Seiten ein. Morganatische Ehen sind nicht selten; die aus bürgerlichem Stande abstammenden Gattinnen sind Töchter von Beamten, Gutsbesitzern, Kaufleuten und zwei Gärtnerstöchter. Die Fälle, wo Prinzessinnen bürgerliche Männer geheirathet haben, sind nur sehr selten. Unter den souverainen Häusern ist Lippe das an männlichen Mitgliedern zahlreichste, es zählt 41.

Torquato Tasso soll aus der ursprünglich italienischen, altadeligen Familie von Thurn und Taxis abstammen. Der Fürst Metternich ist Vater von 14 Kindern und drei Ehen, von welchen nur noch 6 am Leben sind; er ist zugleich Grund von Spanien I. Klasse und neapolitanischer Herzog von Portella. Mit dem Jahre 1701 wurde in den beiden Linien der Fürsten Reuß nicht mehr von eins zu zählen angefangen; mit 1801 sollte es ebenfalls geschehen, aber nur in der jüngern Linie geschah es, die ältere zählte fort, deren jetzt regierender Fürst Heinrich LXXII. ist. Der Fürst Gustav v. Verde (geb. 1802) ist Gouverneur von Arkadien. Von den 30 Sultanen, die von Mahomed II. (1451) bis zum jüngstverstorbenen Mahomed II. regierten, starb einer in feindlicher Gefangenschaft, einer blieb im Kriege und neun wurden bei Empörungen ermordet. Die von Frang von Sickingen abstammende Linie Sickingen zu Sickingen erlosch mit dem letzten Grafen Franz, geb. 1760, gestorben am 25. Nov. 1834, auf dem Sauerberger-Hofe im Sauerthal bei St. Goarshausen; noch lebt dessen Schwester, geb. 1757. In den 100 Jahren von 1725 bis 1825 haben 10 Regenten auf dem russischen Thron gesessen; wohingegen vom Jahre 1701 bis zum Jahre 1801 den preußischen Thron nur 5 Regenten besessen haben.

## Ludwig Philipp als Improvisator.

Nicht unerwartet finden vielleicht unsere Leser die Nachfolgende „Improvisation“ von Ludwig Philipp (damals, d. h. eigentlich vor der Revolution, Herzog von Chartres) am Vorabende des Sieges von Jemappes (unter Dumouriez's Oberbefehl, am 6. November 1792), im Kriege einiger freyen Offiziere gedichtet, und auf die Rückseite einer Landkarte niedergeschrieben. Das Original theilte vor einiger Zeit die „revue Retrospective“ mit; wir lassen es hier mit einer Uebersetzung folgen:

La Gourmandise et la Tendresse
Sont mes deux péchés capitaux:
Si mon coeur est pour ma maîtresse,
Ma bouche est pour les bons morceaux.
De beaux yeux, une bone table
N'enflamment petit à petit;
Et pres d'une voisine aimable
J'ai toujours meilleur appetit.

Si j'aime à rencontrer ma Belle,
J'aime à trouver un beau couvert:
Car j'ai le coeur tendre et fidèle
Et l'appétit toujours ouvert.
De désir et d'amour exirême
Je sens tout mon coeur frissonner,
Quand je puis dire: „Je vous aime“,
Et „je vais faire un bon dîner.“

Zeinschmeckerei und Zärtlichkeit,
Die Sünden drücken mein Gewissen;
Zur Liebe ist mein Herz bereit,
So wie mein Mund für gute Bissen.
Ein lechrer Tisch und schöne Augen
Bezaubern Magen und Gemüth;
Und hübsche Nachbarinnen taugen,
Zu reizen meinen Appetit.

Willkommen mir mein Liebchen sey,
Doch auch die Tafel mit Gedecken;
Denn zärtlich ist mein Sinn und treu,
Und leicht mein Appetit zu wecken.
Vor Freuden und vor Liebe zittert
Mein Herz, wenn ich mein Mädchen seh',
Und ist vor Sehnsucht ganz erschüttert,
Erwartet mich ein fein Diner.

Digitized by Google

# Pot-Pourri.

## Englische Subsidien.

In zweiundzwanzig Jahren, von 1793 bis 1814, belief sich die ganze Summe der Subsidien und Unterstützungen an Geld, welche England Mächten des Festlands zahlte, 578,712,500 Gulden. Die beiden Jahre, in denen es galt, der Weltherrschaft Napoleons ein Ende zu machen, die Jahre 1813 und 1814, kosteten der englischen Nation allein an 200 Millionen Gulden. Rußland erhielt seit 1793 an Subsidien 109 Millionen, Oesterreich 120, Spanien und Portugal 121, Preußen 42, Schweden 47, Sardinien und Sizilien 40, die deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges, Hannover mit inbegriffen, 38 Millionen. Die Staatsschuld, die vor Ausbruch des Krieges von 1793 sich erst auf 3 Milliarden belief, war 1816 zu 11 Milliarden und 150 Millionen Gulden angewachsen. Im gleichen Verhältnisse schwollen die öffentlichen Abgaben an; sie betrugen 1793 nur 300 Millionen Gulden, 1815 aber 1 Milliarde und 337 Millionen, wovon die Zinsen der öffentlichen Schuld, so wie die Armentaxe mit bestritten werden. Die Armentaxe betrug im Jahre 1811 schon 133 Millionen Gulden.

## Zwei merkwürdige Wanduhren

sind kürzlich von der ostindischen Kompagnie dem Kaiser von China zum Geschenk gemacht worden. Sie sind von englischen Künstlern verfertigt, und zwar in Form eines Wagens, in welchem eine Dame sitzt. Die rechte Hand stützt sich auf den Wagen; unterhalb derselben befindet sich eine Uhr von der Größe eines Schillings, die 8 Tage lang geht, ohne aufgezogen zu werden. Auf dem Finger der Dame sitzt ein niedlicher Vogel; die ausgebreiteten Flügel sind mit Diamanten und Rubinen besetzt: wenn man einen derselben berührt, flattert der Vogel umher. Der Körper dieses Vogels, in welchem sich die Federn befinden, ist nicht dicker als den 16ten Theil eines Zolls. In der linken Hand der Dame befindet sich eine goldene Röhre, an deren Rand sich eine runde Büchse, und an dieser eine zirkelförmige Verzierung von Diamanten, die sich alle drei Stunden dreht. Ein doppelter Regenschirm erhebt sich über dem Haupt der Dame, und wird von einer kleinen canelirten Säule getragen; ein Glöckchen schlägt die Stunden, obgleich es mit der Uhr gar nicht zusammenzuhängen scheint. Zu den Füßen der Dame ruht ein Hund, vor welchem zwei Vögel von kostbaren Steinen sich niederlassen, und den Wagen begleiten, der sich nach allen Richtungen mittelst einer verborgenen Feder bewegt, während ein Kind ihn vorwärts zu schieben scheint. Blumen, Zierrathen, ein geflügelter Drache, mit Juwelen besetzt, vollenden das wahrhaft bewundernswerthe Kunstwerk.

## Ein Jagdfreund.

Der Herzog von Krafton, einer der reichsten Cavaliere Englands, war ein vollendeter Jagdnarr. Auf seinen Gütern war eine Pastorstelle leer und ein armer Kandidat meldete sich mit den vortrefflichsten Zeugnissen. Der Herzog sah die Papiere durch und sagte: „Ich kann Ihnen noch gar nichts sagen, aber begleiten Sie mich morgen Früh auf die Jagd." Am andern Morgen zog man aus, und im selbigen Augenblicke, als das Wild aufsprang, fiel der Herzog in einen schlammigen Wassergraben; der Kandidat aber hielt sich keinen Augenblick auf, ihm zu helfen. Er rief dem Herzog zu: „Liegen Sie still, Durchlaucht!" sprang mit einem gewaltigen Satze über ihn weg, rannte einen kleinen Abhang hinauf, und erlegte das Thier glücklich. Indeß hatte sich der Herzog aufgerafft, war ihm nachgelaufen, und reichte ihm nun, triefend von Schlamm, wie er war, die Hand. „Sie sind mein Mann, rief er, einen solchen Eifer liebe ich. Sie können ihre Stelle noch heute beziehen."

## Ein muthiges Mädchen.

In der kleinen Wochenschrift, Mehebiny, berichtet das „Siebenbürger Wochenblatt", daß sich dieser Tage Nachtschwärmer jenseits wohnenden Geistlichen dringen in dessen, bloß von seinem Weibe und einer vierzehnjährigen Tochter bewohntes Haus drei Räuber ein, bemächtigten sich der Mutter, und trachten unter Mißhandlungen und der Drohung sie umzubringen, von ihr das Geständniß und die Herausgabe ihrer Baarschaft zu erpressen. Da ergreift das unbescholtene Mädchen ein Messer, und, mit Blitzesschnelle auf zwei der Räuber, welche die Mutter festhielten, losspringend, verwundet sie dieselben tödtlich, während der dritte Räuber, im Auffuchen der Baarschaft begriffen, von dem plötzlichen Fall seiner Kameraden und dem Hülferuf des Mädchens erschreckt, die Flucht ergreift, und so dem Mädchen Zeit läßt, der Mutter beizuspringen. — Die Regierung, von der hochherzigen und muthvollen That des gedachten Mädchens in Kenntniß gesetzt, hat beschlossen, demselben zur Aufmunterung solcher aufopfernden Kindesliebe eine Belohnung und öffentliche Belobung zu gewähren.

## Singen oder Sterben.

Ein Pariser Blatt erzählt: An einem der letzten Sonntag-Abende, so gegen die Dämmerung, stand auf dem Boulevard, da, wo die Spaziergänger in dichten Schaaren vorüberzuziehen pflegen, ein armes Mädchen, eine Kleine von etwa zwölf Jahren, die mit unsicherer und schwankender Stimme die ersten Vers einer Romanze sang, die von einer Negerin erzählte, die außerdem, daß sie schwarz war, noch einiges andere Unglück hatte. Elende Kleidungsstücke schützten die Kleine nur dürftig vor der unbedauglichen Schärfe des Herbstabends; sie war roth und ihre Stimme versagte mehr als einmal. Neugierige und Mitleidige umstanden sie; es war das erste Mal gewiß, daß die arme Kleine öffentlich sang, und ein hülfloses Kind hat etwas, das unwillkührlich zur Theilnahme aufruft. Es war schon mancher Sous in die Schaale gefallen, die das Kind vor sich hingestellt hatte; auch ein Paar Frankenstücke glänzten darin. Die Kleine wollte eben den zweiten Vers von der unglücklichen Negerin anfangen, da unterbrach sie ein Polizei-Commissär, denn alles öffentliche Singen auf den Straßen ist polizeilich verboten.

Die Kleine sollte sagen, weßhalb sie das so bekannte Gebot übertreten habe. „Ach, Herr," schluchzte sie, „die Mutter ist krank, sehr krank vor Hunger und Elend — da dachte ich nun, ich muß singen, oder die Mutter muß sterben, und so hab' ich gesungen."

Die Geschichte erzählt nicht weiter, ob der Polizei-Commissär menschlich war, ob nicht. Da man immer von seinem Nebenmenschen das Beste vermuthen muß, so wollen wir annehmen, daß das kleine Mädchen nicht mehr habe singen dürfen, daß aber die Mutter deßhalb doch nicht vor Hunger gestorben sey.

## Anekdote.

Hodn's a g'sehen, daß d' ganze Nordbahn is vor G'richt g'laden word'n? fragte ein Wiener seinen Vis à vis im Kaffeehause. Jo; entgegnet der Befragte: S'is a fotrich G'schichten. Des wird a langen Prozeß geb'n!

## Lebensregel.

Willst Du leben als ein Weiser,
O so höre meinen Rath,
Iß und trink' und küß' und scherze
Spät und früh und früh und spat!
Nimm ein Beispiel an der Sonne,
Sie befolget meinen Rath:
Morgens, Abends trinkt und küßt sie,
Trinket Düfte, küßt die Saat.

Digitized by Google

№ 50.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Kind der alten Garde. — Ein Liebesabenteuer in Athen. — Der Prozeß Lafarge und der todte Hund. — Königs-Anekdote.

## Das Kind der alten Garde.

Nach einer französischen Anekdote.

Es mochte einige Monate nach unsern glorreichen Julitagen seyn, als ich mich eines Abends bei einem unserer berühmten Generale der Kaiserzeit befand. Obgleich es keiner der Tage war, an denen er seine wöchentlichen Gesellschafts-Cirkel um sich zu versammeln pflegte, so hatten sich doch einige Personen, größtentheils vertraute Freunde, zufällig dort eingefunden. Wir saßen um den Kamin in traulicher Unterhaltung, unter Erinnerungen entschwundener Tage, als man Herrn Louis Jacquot meldete und gleich darauf sahen wir einen Marine Offizier von ausgezeichneter Haltung eintreten. Die Einfachheit seines Namens kontrastirte so auffallend mit der Eleganz seines Wesens und sein Empfang von Seiten des Generals und dessen Gattin war so herzlich, daß der junge Mann die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden erregte: Aller Blicke ruhten prüfend auf seiner Person, und dieses Examen rigorosum fiel ganz zu seinen Gunsten aus, denn — Herr Louis Jacquot war ja ein bildhübscher junger Mann von höchstens 22 bis 23 Jahren. Er hatte jenen gesund-braunen Teint, den das Seeleben hervordringt, dieß offene feurige Auge, diese entschiedene Miene, kurz, die unverkennbaren Anzeigen eines „Braven," wie wir Soldaten zu sagen pflegen. Seine Toilette war nicht weniger bemerkenswerth als seine Person. Obgleich es schwer seyn möchte, eine außergewöhnliche Eleganz in der einfachen Uniform unserer Marine Offiziere zu entfalten, so saß hier der Herrn Jacquot doch so nett, zeichnete knapp anliegend die schönen Formen seiner Gestalt so vortheilhaft, als man es nur wünschen konnte. Der junge Offizier mußte etwas ungewöhnlich Interessantes an sich haben, denn die Beobachtung, welcher Jeder ausgesetzt ist, der in ein Gesellschaftszimmer tritt, weilte auf ihm länger und theilnehmender, als dieses bei gewöhnlichen Menschen im Fall ist; und sonderbarer Weise haftenen nach bewährter Kritik, Aller Augen auf einem Stück seiner Uniform, welches mit den übrigen Zierden derselben sehr im Mißverhältniß stand. Er hatte nämlich an seinem linken Aufschlag, den er in der Hand hielt, eine alte, höchst abgenutzte und verblichene Kokarde. Der General bemerkte bald den Punkt, der die Blicke seiner Gäste so sonderbar gefesselt hielt, machte seine Gemahlin durch einen Augenwink darauf aufmerksam, welchen diese mit sanftem Lächeln erwiederte und Herr Jacquot ward roth, aber, und über! Es ward dieß aber keineswegs das Roth der Scham und Verwirrung, sondern das eines bescheidenen Verlegenheit, was ihn um so hübscher machte, je seltener es heut zu Tage bei unsern jungen Herrchen zum Vorschein kommt. Der General, der ihn so verlegen sah, legte ihm gütig die Hand auf die Schulter, mit den Worten: „Du bist und bleibst mein braver Junge, Louis!" und die Generalin reichte ihm liebevoll die Hand hin, die Jacquot mit inniger Achtung und Kindlichkeit, an die Lippen drückte. Diese kleine Scene hatte uns alle lebhaft interessirt; Niemand aber dachte daran, um eine Erklärung zu bitten. Indessen, der Eintritt des jungen Mannes hatte die Unterhaltung abgebrochen und Jeder schien in Verlegenheit, sie gleich wieder anzuknüpfen, als ein alter Artillerie-Offizier, welcher den ganzen Abend schweigsam in einem Winkel gesessen, sich plötzlich erhob, und mit rauher Soldatenstimme den General fragte: „Das also ist Dein Louis und dieß hier die ächte Kokarde?" — und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er den Hut aus der Hand Jacquet's und betrachtete ihn aufmerksam; man hätte glauben mögen, er wolle ihn küssen; und wie er so die Kokarde anstarrte, rollten ihm zwei dicke Thränen in den grauen Schnurrbart. Dieses Letztere erregte nun vollends die Neugierde der Gesellschaft; man stand auf, man untersuchte die musterhafte Kokarde und wagte es endlich, den General um eine Aufklärung zu bitten. „Ach!" sprach dieser, „das ist eine ganz einfache Geschichte." — „Den Teufel auch, Freund; eine herrliche Geschichte!" rief lebhaft der alte Artillerie-Offizier. Man bat nun dringlicher um die Erzählung, und die Generalin selbst schloß sich den Bittenden an. „Ei nun," sagte der General, „wenn es Die selbst, liebes Kind, nicht zu langweilig ist das Längstbekannte nochmals mit anzuhören, und wenn Herr Louis Jacquot" — fügte er lächelnd hinzu, „nichts einzuwenden hat, als Held seiner eigenen Geschichte jugegen zu bleiben, dann ich's erzuleiden." Der Kreis der Zuhörer rückte näher zusammen und der General begann:

„Bei der Zusammenkunft Napoleons und Alexander's zu Erfurt, wünschte der Erstere dem Russenherrscher seine Truppen im glänzendsten Schmuck der Parade vorzuführen; es ward demnach eine große Revue der sämmtlichen Garde-Regimenter anberaumt. Napoleon durchritt mit sichtlichem Wohlgefallen die Reihen seiner alten Garde; plötzlich hielt er vor einem Grenadier an, welchem eine furchtbare Narbe schräg über das Gesicht lief. Einen Augenblick betrachtet er ihn mit freudigem Stolz, und den langen Schnurrbart des Soldaten fassend, zeigte er ihn dem Kaiser Alexander mit den Worten:

„Was meynen Sie zu Soldaten, die solchen Wunden noch widerstehen können?"

„Was meynen Sie aber, Sire, zu Soldaten, welche diese Wunde schlugen?" erwiederte Alexander mit glücklicher Geistesgegenwart.

„Diese sind todt!" sprach der Grenadier mit tiefem Tone, sich so ohne alle Umstände in die Unterhaltung der beiden Monarchen mischend.

Alexander wandte sich bei diesem Ausruf des Soldaten mit höflichem Lächeln zu Napoleon: „Sire, Sie sind überall Sieger!"

„Meine Garde gibt mir den Sieg!" rief Napoleon zu seinem Gaste, warf dem Grenadier einen tiefbewegten Dankblick zu und ritt weiter die Linie entlang, unter jauchzendem Zuruf seiner schlachtgestählten Krieger!" —

Einige Tage nach jener Revue ging Napoleon im Quartier der Garde allein spazieren; vielleicht waren seine Gedanken mit neuen Riesenplänen beschäftigt, vielleicht auch mit jenem alten Grenadier, der ihn so glücklich aus der Verlegenheit gezogen hatte, als er diesen selbst plötzlich erblickte. Er saß auf einem Steine und ließ auf seinen über einandergekreuzten Beinen ein munteres

Digitized by Google

Kind von vielleicht anderthalb Jahren schaukeln. Der Kaiser trat freundlich zu ihm heran und ohne sich im Mindesten in seinem wunderlichen Wärteramt stören zu lassen, sprach der alte Grenadier zu ihm:

„Pardon, Sire! daß ich so vor Ihnen sitzen bleibe; aber wenn ich aufstände, würde hier mein kleiner Jacquot schreien wie der Teufel und so ein Kindergeplärre ist keine angenehme Musik; das würde Ew. Majestät vielleicht inkommodiren."

„Da hast Du Recht;" sprach Napoleon, „Du heißest Jacquot?"

„Jacques, um Ew. Majestät zu dienen; und deßwegen nennt man den Kleinen Jaquot."

„Es ist also Dein Sohn?"

„Ja, mein Kaiser! wenn man so will. Seine Mutter war die Frau unserer braven Sergeanten Dubois, genannt der Kugelfresser, weil er bei jeder Gelegenheit so einen Bleivogel ins Fleisch wegbekam. Allerdings nur Lappereien, die schnell abgeschüttelt waren, und ihn nie abhielten munter dabei zu seyn, sobald die da drüben Ew. Majestät zu einer Partie Billard mit eisernen Bällen invitirten. Na, Sie wissen sich ja des braven Dubois zu erinnern, mein Kaiser?"

„Ja doch, Plaudrerasche! Weiter nur!"

„Pardon, Sire!" — Madame Dubois also war eines solchen Mannes vollkommen werth, die brave Marketenterin in der ganzen Armee, nicht wie manche andere bei der Bagage, wenn's los ging, sondern da, wo's auch im Winter heiß war. Vor einigen Monaten, da bei Eylau, hatte unser armer Dubois seine letzte Pille erwischt; die war aber verteufelt grob und zerschmetterte ihm beide Beine. Wir hatten eben, um den Konkretanz nicht zu verderben, ein wenig en arrière figurirt; das brave Weib aber riskirte ein Solo en avant und war gerade dabei, ihrem Manne das letzte Stündchen mit einem Schluck Branntewein zu versüßen, als sie ein verdammter Baschkir beraubansirt und die Kindertodtschtigkeit begriff, ihr mit seiner Kosakenlanze den Gnadenstoß zu geben. Nun, ich denke, ich habe ihm die Rechnung honett quittirt; meine gute Klarinette trug gerade noch weit genug, um sein Hallunkengesicht mit einer französischen Pille zu plombiren! — Späterhin, wie Sie der andern Gesellschaft dort den Retour-Paß so höflich visirt hatten, und es für uns weiter nichts zu thun gab, als ihnen glückliche Reise zu wünschen, machte ich mich mit einigen Kameraden auf, um nachzusehen, ob für unsern armen Freund nicht noch Hülfe möglich sey. Wir durften nicht sehr lange suchen, denn das Spitzler dieses kleinen Schreihalses da lockte uns bald an Ort und Stelle. Wie fanden sie Beide festvereint im Tode wie ehemals im Leben. — Mein armer Dubois! — Pardon Sire! — Da sehen Sie, der kleine Wildfang gafft mich auch verwundert an, daß mein Schnurrbart bei heiterem Himmel naß wird!"

„Die Thräne da verschönert noch Deine Narbe, mein Alter."

„Nun denn, also: Der Kleine hier stak damals in einem Sack, festgebunden auf dem Rücken seiner todten Mutter und zappelte und spektakelte darinn herum, wie ein Kavallerist zu Fuß, der in einem Sumpfe steckt. Der Magen mochte ihm wohl so leer seyn, wie der Tornister eines geplünderten Todten. Da haben wir anderen ihn gehörig adoptirt und ich, als der beste Freund seines verstorbenen Vaters, ward zum spezjellen Ehrenpaten einer Kinderwärterin avancirt: und wie Sie sehen, Sire, ziehe ich mich nicht schlecht aus der Affaire. So recht, mein Junge! tra la la la la! — Pardon, mein Kaiser!"

Innig gerührt betrachtete der Kaiser die wunderliche Gruppe. „Aber Jacquot," begann er dann, „Du weißt doch, daß ich von nun an der Vater dieses Kindes syn werde?"

„Nein, nein, Sire! Es ist ganz gut so. Sehen Sie, die Anderen da drüben haben schon dafür gesorgt, daß Sie eine ganze Bande solcher kleinen Brodkrefler auf den Schultern haben. Es ist also billig, daß wir Ihnen auch ein wenig tragen helfen!"

„Ja, ja Sire! Lassen Sie uns nur unser Kind! Wir wollen es schon gut halten!" ertönte es rings im Kreis der durch die Scene herbeigelockten Krieger.

„Schon gut, schon gut!" rief lächelnd der Kaiser. „Die ganze Welt weiß es ja, daß Euch alten Brummbären Niemand Widerstand leisten kann. Ich bekenne mich also für überwunden."

Und: „Vive l'Empereur!" erscholl es hundertfältig in die Lüfte.

„Aber" fuhr der Kaiser fort, als der Jubelsturm sich gelegt, „mein Alter, ich bin noch in Deiner Schuld."

„Wie das?"

„Für die Antwort, meyne ich, die Du neulich statt meiner dem Kaiser Alexander gabst." — Und lächelnd drohte er ihm mit dem Finger.

„Ah bah, Sire! Habe ich was Dummes gesagt?"

„Nein, wahrhaftig nicht; und eine Belohnung hast Du redlich verdient. Also, was wünschest Du?"

„Meine Treue! Sire! ich wüßte nichts; was ich brauche, habe ich. — Doch — ja: Wenn Sie durchaus so befehlen: da — schenken Sie hier dem Kleinen etwas. Das wird ihm Glück bringen."

„Recht gern," erwiederte Napoleon und fieng an in seinen Taschen zu suchen. Jacques war aufgestanden und hatte sich, den Kleinen auf dem Arm, vor ihn hingestellt. Der Kaiser sucht und sucht in allen Taschen, einige Goldstücke gleiten ihm durch die Finger — nein, das ist nichts, — durch Gold — das wußte er wohl, hatte er die Liebe seiner Soldaten nicht erworben. Nichts findet sich als seine goldene Tabatiere, welche er endlich mit etwas verlegener Miene hervorzieht.

„Was Teufel, mein Kaiser!" platzte Jacques heraus, das „ist eine kuriose Patronatsche für einen so jungen Konfektbitten. „Pulver wird er allerdings daraus riechen lernen; aber nicht das „rechte!"

Napoleon mußte laut lachen. „Meiner Treue, Du hast recht, alter Brummkater! Also auf morgen; es soll Dir unvergessen bleiben!"

Schon will der Kaiser sich zum Weitergehen wenden, als er sieht, daß ihm Jemand am Hute zupft. Er blickt verwundert in die Höhe und sieht, daß der Kleine, welcher auf dem Arm des herkulischen Grenadiers saß, sein Händchen unter des Kaisers schwarze Hutgarafe gebracht hatte und an der bunten Kokarde spielte. „Sehen Sie, Sire!" rief lachend Jacques, „der Kleine ist klüger als wir Beide. Ein ächtes Franzosenkind! Die drei Farben sind ihm das Liebste. Er macht's wie Ew. Majestät: er nimmt, was ihm gefällt!"

Ei nun, erwiederte Napoleon, „wenn er's nimmt, mag er's auch behalten!" — und selbst löst er der Kaiser die Kokarde vom Hute und gab sie dem Kinde. Jacques läßt es auf dem Arme tanzen: „Nun, Jacquot! zeige auch Sr. Majestät, daß Du schon sprechen kannst!" Jubelnd klatschte der Kleine in die Händchen und stammelt mit seinem Kinderstimmchen: „Vive l'Empereur!" und rings im Kreise tönt ihm aus den rauhen Kehlen seiner Pflegeväter ein donnerndes Echo nach! — —

Wohl manchen langen, mühseligen Marsch legte unser Jacques seit jenem Tage zurück. Von Paris nach Madrid, von Madrid nach Wien und weiter und weiter; focht bei Moskau und an der Beresina, bei Leipzig und Montmirail und begleitete seinen Kaiser nach Elba. Und alle diese Strapatzen machte der kleine Jacquot mit, bald neben den riesigen Grenadieren herstrippelnd, auf dem Bagagewagen, bald auf dem Rücken seines Erziehers. Gar stolz trug er den kleinen Kindersäbel, verstand es gar bald, die Soldatenkappe verwogen auf's linke Ohr zu rücken, trommelte trotz allen Kataplans und blies die Querpfeife wie eine Nachtigall. Oft noch erinnerte sich Napoleon des Pflegkindes seiner alten Garde, und manches Lächeln von ihm, wenn sein Blick ihn zufällig beim Kanonendonner unter den Reihen seiner Braven

Digitized by Google

herumkrappeln sah, belebte und erstarkte den kriegerischen Geist des Knaben. Jacques lebte ihn seinen Kaiser lieben, wie man seine Mutter, wie man sein Vaterland liebt und immer kräftiger wuchs der Knabe unter der Pflege der alten Soldaten heran. — Nur war der Grenadier in Vergessenheit über die Art, wie der Kleine seine Kokarde tragen sollte, um dieß kostbare Heiligthum vor dem Verderben zu bewahren. Nach vielem Kopfzerbrechen kam er auf den luminösen Gedanken, sie in ein Medaillon fassen zu lassen, welches der Knabe an einer Schnur auf der bloßen Brust tragen mußte. —

Wenige Jahre reichten hin, Frankreich auf den höchsten Gipfel des Ruhmes und der Macht zu bringen, — und noch weniger es in's Verderben zu stürzen! Auf den klutgetränkten Feldern von Waterloo sah Jacques seinen Kaiser zum letztenmale, Er hatte, im unbewußten Vorgefühl des verderblichen Tages, den Kleinen am Morgen der Schlacht in einem Gehöfte, woselbst die Ambulancen etablirt wurden, einer Bäuerin in Obhut gegeben. Die nächste Morgensonne fand den armen Knaben, der in der Nacht seiner Pflegerin entlaufen, auf dem Schlachtfelde weinend neben dem mit Wunden bedeckten Leichnam seines treuen Erziehers. Mitleidige Bauern, denen das Einscharren der zahllosen Schlachtopfer anbefohlen worden, entdeckten noch einige leise Spuren von Leben in ihm und gerührt durch den kindlichen Schmerz des heldenhaften Knaben gelang es ihrem edlen Bemühen nach langer und sorgfältiger Pflege, dem braven Grenadier ein sechtes Leben wieder zu geben. Wankend am Stabe, sein Ehrenkreuz und seinen kleinen Jacquet zu alleinigen Begleitern, pilgerte der alte Jacques seiner fernen Heimath zu, die alte Brust zerrissen von tiefen Wunden und von Trauer um seinen gefangenen Kaiser.

Louis, welcher damals 8 Jahre zählte und anfing zu begreifen, was Unglück sey, hat uns nachmals oft erzählt, wie so treu es ihn geschmerzt habe, wenn sein tapferer Pflegvater, der ehedem Tagemärsche von 15 bis 20 Stunden mit Gewehr und schwerem Tornister ohne sonderliche Ermüdung zurücklegt, nun nach kaum wenigen Stunden Weges schon kraftlos auf der Landstraße zusammensiel. Von Tag zu Tag wurde der Veteran schwächer, die Märsche kürzer und kürzer. Oft brachten sie die Nacht in elenden Hütten und Ställen zu. Jacquet suchte sorgfältig jeden Strohhalm zusammen, um dem geliebten Erzieher ein erträgliches Lager zu bereiten oder ihn zu bedecken; und Nachts bewachte er liebevoll seinen Schlaf. Nie dachte er daran, selbst den wüthendsten Hunger zu stillen, bevor er nicht die ihn und wieder von der Barmherzigkeit der Wirthe erbettelten kargen Lebensmittel dem theuern Vater vorgelegt.

Eines Tages aber wurde Jacques so schwach, daß er unter einem verlassenen Schuppen, der dicht an der Landstraße lag, fast ohnmächtig zusammenbrach. Von wüthenden Schmerzen übermannt, kann der unglückliche noch kaum die Worte hervorstammeln: „Jacquet! um Gottesbarmherzigkeit, nur einen Tropfen Branntwein, oder ich sterbe!" — Das arme Kind weint bitterlich, setzt sich vor den offenen Schuppen an die Landstraße, und versucht es, die Mitvorübergehenden der Vorübergehenden anzusprechen. Vergebens! — Landsleute, Franzosen gingen Mitleidslos am sterbenden Krieger vorüber, der für sie so oft dem Kugelregen getrotzt, für sie aus so vielen Wunden geblutet. — „O Frankreich, Frankreich! wie lohnst du deinen Heldensöhnen!" rief der General sich selbst unterbrechend, indem er sich eine Thräne des Zorns und des Mitgefühls aus dem Auge trocknete.

„Da flößt der höchste Jammer" — fuhr er nach einer Pause fort, da flößt der höchste Jammer unserm Louis einen Gedanken ein, wie nur ein so kindlich-frommes Gemüth ihn empfinden, wie nur ein solches Unglück ihn erwecken konnte. Er wirft sich auf die Knie, nimmt das Medaillon von der Brust, hebt es zwischen seinen gefalteten Händen zum Himmel empor und ruft schluchzend: „O Du lieber Vater da oben, gieb doch meinem armen Vater hier einen einzigen Tropfen Branntwein!" — Laut weinend wiederholt er unverdrossen dieselben Worte viele Male. Ein vorübergehender Offizier hört das sonderbare Gebet, nähert sich dem Kinde, fragt, der Knabe erzählt mit kindlicher Einfachheit die Geschichte und endigt mit den Worten: „Vater Jacques hat mir zwar verboten, mich je von dieser Kokarde zu trennen; er hat mir gesagt, daß sie mich beschützen, daß sie einst mein Glück machen würde, und lieber wollt' ich ja einen Arm verlieren, als meine liebe Kokarde; aber wenn Sie mir nur jetzt einen Sous geben wollen, um Vater Jacquet Branntwein zu kaufen, so nehmen Sie sie hin!" Tief gerührt erwiederte der Fremde: „Noch hat Dein Vater Freunde, welche gern ihr Vermögen mit einem alten Kriegsgefährten theilen. Führe mich schnell zu Vater Jacques." — Nun, dieser Mann, meine Freunde, war...."

„Dieser wohlthätige edle Mann" — unterbrach hier der junge See-Offizier den Erzähler, — „dieser edle Mann nahm mich in seine Arme, mich, den armen zerlumpten Bettelknaben. Er ließ Jacquet auf sein nahes Schloß bringen, pflegte ihn, gab ihm das Leben wieder, schenkte seine Existenz und ließ das arme Waisenkind wie seinen Sohn erziehen, und jeden Tag noch überhäuft er mich mit neuen Wohlthaten!" Thränen strömten dem jungen Kriegsmanne über das frisch blühende Antlitz, er umarmt stürmisch den General, die Generalin, und wendet sich endlich, mühsam Fassung erringend, mit den Worten an den tiefbewegten Zuhörerkreis: „Und dieß, meine Herren, ist der Schluß der Geschichte."

„Noch nicht, Louis!" ruft der General, „noch fehlt etwas! Du vergissest, daß ich Dir versprach, Dir an dem Tage die Kokarde wieder zu geben, wenn Du Die die Epauletten so verdient haben würdest, wie wir die unsrigen erworben. Bei der Eroberung von Algier erklimmte sich mein braver Louis, mit Stolz darf ich ihn so nennen, sein geliebtes Eigenthum wieder, von wo ihn mir sein Kapitain als Flottenlieutenant zurückschickte!"

„Und Gott sey Dank!" — ruft der alte Artillerie-Offizier, „die Kokarde prangt an seinem Hute, von wo die heiligen Farben nie wieder verschwinden mögen." — Und den Jüngling an seine Brust schließend, flüsterte er ihm mit thränenerstickter Stimme zu: „Vive l'Empereur!" —

## Ein Liebesabenteuer in Athen.

(Schluß.)

Da ein vorreiliges Gespräch bei den Griechen Alles verderben kann, so schwieg ich und trat zurück. Die Braggera hatte indeß gelichtet, die beiden Schwalbenflügel faßten Wind und ihr Kiel schnitt leicht durch die steigenden Wellen. Ich hatte mich indeß auf meine Binsenmatte gelegt, und nur verstohlene Blicke nach Agathyza geworfen, doch sie sah mich nicht an; jetzt kam auch ihr Vater, den sie Capitän Nicolai nannten; er setzte sich freundlich zu mir; ein Mattrose brachte die Tzibnckia, und als unsere Tabackswolken sich vermischten und er mir die Ziza reichte, sagten Vater und Tochter freundlich: „Seyd willkommen!" und ich trank in vollen Zügen auf das Wohl der lieblichen Agathyza. Wir plauderten lange und viel, der Capitän kam auf das Lieblingsthema der Griechen, die Zeiten des letzten Krieges zu sprechen, ich war ein um so gewaltigerer Zuhörer, da ich eigentlich an ganz was anders dachte; allein Agathyza, die wahrscheinlich oft schon die Thaten ihres Vaters gehört, legte sich auf die Schalter ihrer Dienerin und entschief. Der Capitän wurde endlich auch müde, er betrachtete noch einmal mit prüfendem Auge den Horizont und sein Taktwerk, der alte Steuermann antwortete, ohne gefragt zu seyn: „In einer Stunde haben wir Bora, der Wind greift zu hoch in die Segel." Nicolai erwiederte nichts, legte sich um und schlief. Doch ich, obgleich ich mich auf der Matte ausgestreckt hatte, konnte nicht schlafen; meine Phantasie war zu geschäftig; die Nähe dieses lieblichen Hyperionsmädchens brachte mein Blut in Wallung und mir die wunderlichsten Bilder vor die Seele. So sah ich denn zu den Millio-

Digitized by Google

nen von Sternen empor, ließ mich schaukeln und fühlte mich recht selig. Da rief der in der Prora Wache haltende Mattrose dem Steuermann zu: „Einen Strich rechts, wir sind am Hafen.“ Nicolai sprang auf, Agathyzza wurde wach, rieb sich die schönen Augen, und sagte freundlich: „Sind wir in Piräus?“ Ich bestätigte es und sagte ihr, es thue mir leid, mich von ihnen trennen zu müssen. Sie sah mich groß an, lächelte und schwieg. Da faßte ich Muth, erzählte ihr, daß ich sie schon länger kenne, und sie schon öfter von der Akropolis aus betrachtet habe. Agathyzza fragte rasch: Hast du mich in Aegina wieder erkannt?“ — „Auf der Stelle!“ rief ich fast etwas zu laut, so daß sich Nicolai nach uns umsah. Ich schwieg sogleich und Agathyzza stand auf, und machte sich etwas zu schaffen. Wir waren jetzt gelandet und verließen sogleich die Brazzera, da der Tag nicht mehr ferne. Ich grüßte den Capitän Nicolai und seine Tochter und wollte meine Wanderung durch den Oelberg antreten; kaum war ich um die wenigen Fischerhütten, welche damals in dem Piräus standen, herum gegangen, da schlüpfte die alte Duenna der lieblichen Agathyzza zwischen den Bretterhütten hervor, sah mir scharf in's Gesicht und sagte: „Agathyzza läßt dich grüßen, wir kennen dich auch und haben dich oft gesehen. Nimm dich in Obacht!“ Mit diesen Worten eilte sie wieder zurück.

Ich kam in Athen in einem Zustand an, den man nicht wohl anders als mit einem gelinden Wahnsinn vergleichen kann, ich dachte an nichts als an Agathyzza, und so halbbetrunken es war, so rief ich doch einigemale an der Hydriotenwohnung vorbei, bis die Alte mit einmal begegnete und ohne aufzusehen sagte: „Reite nicht mehr.“

Da ging ich in die Gärten von Badiffa und holte mir einen Blumenstrauß in welchem das bedeutungsvolle Basilicum mitten in die Blumen hineingebunden war; dieses Bouquet warf ich am Abend, als ich wußte, daß sie allein im Hofe saß, über die Mauer.

Es verging manche qualvolle Woche, ich sah und hörte nichts von Agathyzza. Ich wohnte damals an dem Abhange, auf welchem der Theseus-Tempel steht, in einem kleinen niedrigen Häuschen und wartete mit Sehnsucht auf den Seewind, der die glühende Luft kühlen und uns Labung bringen sollte. Da kam ein Kaabe, sah sich furchtsam um, fragte mich endlich: „Bist du der Offizier, welcher mit Nicolais Brazzera von Aegina herüberfuhr?“ Als ich es bejahete, gab er mir ein Rohr und flog fort. Um den Stiel desselben war ein Streifen Papier gewickelt, auf welchem ganz klein die Worte standen: „Zwei Stunden, nachdem der Tambour geschlagen.“ — Ich verstand, was es sagen wollte, und jubelte und jauchzte. Kaum konnte ich den Abend erwarten, und war froh, daß am Mittag ein Freund aus Nauplia ankam, mit dem ich in den Ruinen herumstieg und dem ich tausenderlei Dinge vorschwatzte. Es war nach der Apoina (Mittagsessen), da wollten wir die Burg besteigen, und der Zug meines Herzens verursachte, daß ich den Weg an dem Hydriotenhäuschen vorbei einschlug; da stand gerade Agathyzza, was sonst nie der Fall war, auf der Stiege, die zum platten Dache emporführt; wir Beide waren im Gespräch, und mein Begleiter in seiner fröhlichen Laune machte dem Mädchen ein tiefes Compliment. Agathyzza wurde roth und verschwand schnell; da lachte mein Freund laut auf, so erschrocken ich ihn auch in die Seite stieß. Er sah mich erstaunt an und meinte: „Soll man nicht über die närrischen Weibsbilder lachen, die wie die Narren laufen, wenn sie gegrüßt werden?“

Es war Abend geworden, in banger Erwartung zählte ich die Minuten, bis die Zeit heranrückte, wo ich gehen durfte. Jetzt war es Zeit, vorsichtig schlüpfte ich durch die engen Gäßchen, und kletterte über Ruinen; damit ja das Abenteuerliche nicht fehle, hatte ich mich mit Waffen versehen, und ließ meinen griechischen Diener in der Ferne folgen. Alles war still, als ich ankam, das Pförtchen geschlossen, ich stand eine Weile überlegend, was ich thun sollte; endlich wagte ich es, leise an die Pforte zu klopfen. Da rief eine Stimme halblaut, die ich für Agathyzzens erkannte: „Wer ist es?“ — „Der Offizier,“ antwortete ich. Darauf ertönten deutlich die Worte: „Du hast mich verrathen, du hast mich verlacht, ich sehe dich nie mehr, mache dich eilig fort!“ Ich mochte bitten, so viel ich wollte, mir zu öffnen, ich würde mich verantworten, es half nichts, ich erhielt keine Antwort als: „Mache daß du fortkommst.“

So mußte ich denn liebeskrank mit meinen zertrümmerten Hoffnungen in der Brust abziehen, fluchend auf meinen Freund, der mir dieses Mißgeschick bereitet, und so endigte mein erstes und — so viel ich weiß, auch letztes Liebesabenteuer in Hellas. Agathyzza sah ich nie mehr.

## Der Prozeß Lafarge und der todte Hund.

Die Experimente über die Wirkungen des Arseniks sind seit dem Prozeß Lafarge sehr in der Mode in Paris, und die schöne Welt mischt sich diesweilen unter die gelehrte Welt, um diesen höchst interessanten Demonstrationen beizuwohnen. Man will gern bei Gelegenheit vom Arsenik mitsprechen können. Da den Chemikern keine Experimente an Menschen gestattet sind, so sind sie bei ihren Operationen auf Hunde angewiesen, und sie consumiren seit einiger Zeit eine sehr große Menge derselben. Der Handel mit diesen unglücklichen Bestien hat einen großen Aufschwung genommen; jeden Morgen schleppt man mehrere Dutzende ins Amphitheater. Unter dieser Anzahl befinden sich freilich mehrere vagabundirende Hunde, aber auch einige ehrbare! anständige Hunde, denn die Lieferanten der Wissenschaft sind eben nicht sehr gewissenhaft. — Nun hielt vor einigen Tagen einer der berühmtesten Chemiker vor einem glänzenden Auditorium seine Vorlesungen. Der Lehrer war bei der Arbeit, mit einem Scharfell über dem Rock und einem Secir-Messer in der Hand; um ihn Hunde verschiedener Racen gereiht, einige todt, andere sterbend, andere bei vollter Gesundheit. Von Zeit zu Zeit theilte der Chemiker einem dieser letzteren eine Dosis Arsenik zu, dann setzte er einen Cadaver oder mehrere vielmehr einen lebenden aus, um der Wirkung des Giftes nachzuspüren. Das entzückte Auditorium lieh ihm seine ganze Aufmerksamkeit. Plötzlich öffnet sich die Thür und eine Dame stürzt herein, mit den Worten: „Gebt mir meinen Hund zurück! Er ist hier! Man hat seine Spur verfolgt.“ — Bei diesen Worten hört man ein klägliches Gebell; es war Fox, ein reizender Mops, welcher seine Gebieterin, die Baronin de R..., erkannt hatte . . . Aber ach! es war zu spät! In dem Augenblick, wo ihn die Baronin in ihren Arm nahm, stieß der unglückliche Mops seinen letzten Seufzer aus. Man hatte ihm 30 Gran Arsenik verschlucken lassen . . . . — Wir versuchen nicht, die herzzerreißende Scene zu malen, welche seinem Hinscheiden folgte. Das Drama wird indeß damit nicht zu Ende sein, denn die Baronin hat bereits die Zuchtpolizei aufgefordert, die Manen ihres Fox zu rächen. Wir dürfen auf einen interessanten Prozeß rechnen.

## Königs-Anekdote.

Auf dem Ritterfeste in Berlin (am 18. Okt. d. J.) schmeckte ein Lieutenant in den Genüssen eines wohlbestellten Büffets. Hut und Degen hatte er auf ein daneben stehendes Tischchen abgelegt. Plötzlich geht der König vorüber. Der Lieutenant geräth in Verlegenheit, spendet den Bissen, den er im Munde hat, schnell hinunter und greift nach Hut und Degen. „Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,“ sagte der König lächelnd, den Besitzerin auf die Schultern klopfend, und ging vorüber.

Digitized by Google

**№ 51.**
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Trauerfeier bei der Beisetzung von Napoleons Ueberresten. — Napier. — Aussprüche Mehemed Ali's. — Deutschland's und Frankreich's Naturgränzen. — Erfinder. — Der Papst und die Kardinäle. — Pot-Pourri. — Anekdote. — Das fixirte Element.

## Die Trauerfeier bei der Beisetzung von Napoleons Ueberresten.

Am Dienstag, den 15. Dec., 9 Uhr Morgens, werden die Schiffsleute der Belle-Poule den Sarg bei Courbevoie*) landen und denselben unter den Leichenwagen stellen, der Tags zuvor in den vor dem Landungsplatz erbauten Tempel gebracht werden wird. Im Augenblicke des Abganges des Zuges wird die Artillerie eine Salve von 21 Kanonenschüssen feuern. Bei der ersten Salve wird sich der Zug in Bewegung setzen und folgenden Weg einhalten: die Brücke von Neuilly**), die Straße von Neuilly, den Triumphbogen de l'Etoile, die Avenue de Neuilly, die Place de la Concorde, den Pont de la Concorde, den Quai d'Orsay, die Esplanade der Invaliden. Während des ganzen Zuges wird von Minute zu Minute ein Kanonenschuß abgefeuert werden, und ein Musikcorps wird Symphonieen und Leichenmärsche abwechselnd aufführen. Das Spalier wird von der Brücke von Neuilly an bis zu dem königlichen Hotel der Invaliden von Bataillons der Nationalgarde und der Armee, die nicht in dem Zuge verwendet, gebildet werden. Auf dem ganzen Wege werden, im Augenblicke, wo der Leichenwagen vorüberkommt, die Truppen die militärischen Ehren erweisen. Der Zug ist nach dem unten folgenden Programm geordnet. Das militärisch-musikalische Gymnase wird auf dem Platz der Invaliden Leichensymphonieen spielen. Der Wagen wird an dem Haupthor des königlichen Hotels der Invaliden unter einem Trauerportieus Halt machen. Eine Salve von 21 Kanonenschüssen wird seine Ankunft ankündigen. Der von den Schiffsleuten der Belle-Poule getragene Sarg wird den ersten Hof des Hotels durchziehen, unter dem Thor Ludwig's XIV. hindurchgetragen und unter einer vor dem Portal der Kirche errichteten Leichenhalle beigesetzt werden. Die die 86 Fahnen der Departements tragenden Cavalier werden sich im ersten Hofe zur Rechten und linken vor der Facade des Hotels in Reihen aufstellen. Auf zwei Amphitheatern, die in der Cour royale und den obern Galerieen errichtet sind, werden die alten Militärs der kaiserlichen Garde und die mit Billets versehenen Personen Platz erhalten. Im Dom wird sich der Katafalk erheben. Der König und die Königin, so wie die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses werden der Feier beiwohnen. Das Innere des Doms wird von den Mitgliedern der Pairskammer, die auf der Estrade zur Rechten, und von den Mitgliedern der Deputirtenkammer, die auf der zur linken Platz erhalten, eingenommen werden. In gleicherweise sind den Deputationen der Staatskörper Estraden aufbewahrt. Herren und Damen werden nur in großer Trauer zugelassen werden. Personen in Costume und Uniform werden einen Flor am Arm und Degen tragen. Der Degen des Kaisers, der auf den Sarg gelegt ist, wird von dem General Bertrand auf dem Credenztisch getragen werden. Der Sarg wird unter der Leichenhalle von dem Erzbischof von Paris und seinem Clerus empfangen werden. Nach der Besprengung mit Weihwasser wird er von den Unteroffizieren der Nationalgarde und Armee bis zum Eingang des Doms getragen werden, wo der König sich befinden wird, um die Leiche des Kaisers Napoleon zu empfangen, die ihm von dem Prinzen von Joinville übergeben werden wird. Der Sarg wird demnächst auf den Katafalk erhoben werden. An den vier Ecken werden sich die Marschälle von Frankreich, der Admiral und der Generallieutenant Bertrand, die die Zipfel des Leichentuches gehalten haben, niederlassen. Die Leichenfeier wird von dem Erzbischof von Paris gehalten werden. Der Segen wird von dem Erzbischof von Paris und vier Bischöfen während des de profundis gesprochen werden. Eine achte Salve von 21 Kanonenschüssen wird das Ende der gottesdienstlichen Feier bezeichnen. Während dieser Feier werden das Katafalkschiff und die andern Schiffe des Convois, mit aufgezogenen Tauen erflaggen, im Seinebassin, den Invalidendom gegenüber, vor Anker liegen und von Viertelstunde zu Viertelstunde Artilleriesalven abfeuern. Nach der Feier wird eine Ehrenwache an den Katafalk gestellt werden. Am 16. und den folgenden Tagen wird das Publikum zum Besuch der Kirche zugelassen werden.

Bei der Trauerfeierlichkeit wird in der Kirche des Invalidenhauses das Requiem von Mozart ausgeführt werden. Alle Maßregeln sind ergriffen worden, um dieses Meisterwerk auf eine der Feierlichkeit würdige Weise zu executiren. Es werden 150 Musiker und 150 Sänger und Sängerinnen mitwirken. Die Solostimmen sind vervierfacht und folgendermaßen vertheilt worden: Sopran, die Damen Grisi, Damoreau, Persiani und Dorus-Gras: Alt, die Damen Pauline Garcia, Eugenie Garcia, Albertazzi und Stolz; Tenor: die HH. Duprez, Rubini, Alexis Dupont und Massol; Baß: die HH. Lablache, Tamburini, Levasseur und Alisard. Das Ganze wird von Herrn Habenek geleitet werden. Die Composition der militärischen Märsche, welche die kaiserliche Leiche begleiten werden, ist den HH. Auber, Halevy und Adam übertragen worden.

Marschall Gerard hat an die Nationalgarde von Paris unterm 8. Dec. einen Tagesbefehl erlassen, worin die verschiedenen bei dem Trauerzuge am 15. Dec. zu beobachtenden Verfügungen enthalten sind. Wir entheben ihm nachfolgende Ordnung des Trauerzugs: „Bei dem ersten, von der zu Neuilly aufgestellten Artillerie abgefeuerten Kanonenschuß wird der Zug in folgender Ordnung aufbrechen: die Gendarmerie des Seinedepartements; die Municipalgarde zu Pferd; zwei Schwadronen des 7ten Lancierregiments; der Generallieutenant Plagkommandant von Paris, mit seinem Stab und den in Urlaub befindlichen Offizieren; ein Bataillon Linieninfanterie; die Municipalgarde zu Fuß; die Sapeurs-Pompiers; zwei Schwadronen des 7ten Lancierregiments; zwei Schwadronen des 3ten Cuirassierregiments; der Generallieutenant Commandant der Division und sein Stab; die Offiziere aller Waffen, die zu Paris bei dem Kriegsministerium und dem Kriegsdepot angestellt sind; die Special- und Militärschulen von St. Cyr; die polytechnische Schule; die école d'application d'état major; ein Bataillon leichter Infanterie; zwei Batterien Ar-

*) Courbevoie, Dorf, ½ Lieue unterhalb Paris, am linken Seineufer.
**) Neuilly liegt am rechten Seineufer, ungefähr zwei Lieue von Paris.

Digitized by Google

tillerie; ein Detachement des ersten Bataillons der Jäger zu Fuß; die sieben Compagnien des im Departement der Seine cantonnirenden Genie-wesens; die vier Compagnien der veteranen Unteroffiziere; zwei Schwadronen des 5ten Cuirassierregiments; vier Schwadronen der Nationalgarde zu Pferd; der Marschall Obercommandant und sein Stab; die zweite Legion der Nationalgarde der Banlieue; die erste Legion der Nationalgarde von Paris; zwei Schwadronen der Nationalgarde zu Pferd; eine Kutsche für den von St. Helena kommenden Caplan; die in Paris befindlichen Generale der Land- und der Seearmee, sowie alle Generale von dem Reformirbedarf oder en retraite; das Corps der Trauermusik; das Schlachtpferd; ein Peloton von 24 decorirten Unteroffizieren aus der Nationalgarde zu Pferd, aus dem Corps der Linienmilitärs und der Municipalgarde, unter einem Capitän des Generalstabs der Nationalgarde; ein vierspänniger Wagen für die Commission von St. Helena; ein Peloton von 24 decorirten Unteroffizieren der Infanterie der Nationalgarde, der Linieninfanterie und der Municipalgarde, der Sapeurs-Pompiers unter einem Capitän des Generalstabs der Nationalgarde zu Fuß; die Marschälle von Frankreich; 80 Unteroffiziere mit den Fahnen der Departements: Sr. k. Hoh. der Prinz Joinville und sein Stab; die 500 mit dem Körper des Kaisers gekommenen Seeleute (diese Abtheilung soll das Gitter des Körpers bis zu dessen Ablieferung im Hotel der Invaliden bilden; sie wird den kaiserlichen Wagen umgeben und in zwei Reihen marschiren, die sich auf jeder Seite der ganzen Länge nach erstrecken werden); der Trauerwagen; zwei Marschälle, ein Admiral und der Generallieutenant Bertrand zu Pferd werden jeder eine an dem kaiserlichen Sarge befestigte Ebenschnur halten; die vormaligen Adjutanten und Civil- und Militäroffiziere des Hauses des Kaisers; die Präfecten der Seine und der Polizei, die Mitglieder des Generalconseils, die Maires und Adjuncten von Paris und den Landgemeinden, die sich dem Zuge anschließen werden; die alten Militärs der kaiserlichen Garde, die sich in Uniform einfinden und sich zuvor angezeigt haben; die Deputation von Ajaccio; die Militäre en retraite in Uniform."

## Napier.

Commodore Napier, der jetzt in Alexandria Winter-Quartiere bezogen hat, ist ein außerordentlicher Mann. Vordem, als Befehlshaber einer Fregatte, ward er immer als eine Art tollgewordner Lord Cochrane betrachtet, aber es ist „Methode in seiner Tollheit," denn er ist gewandt und berechnend. Toll ist er in der Luft, mit der er bei jeder Gelegenheit sich dem Rachen der Kanonen entgegenstürzt; es ist ihm niegend so wohl, wie im Gewühl und der Gefahr des heißesten Gefechts, Mann gegen Mann. Mit einer höchst excentrischen Persönlichkeit verbindet er einen raschen unbeugsamen Unternehmungsgeist. Als er sich im Jahre 1833 um die Parlamentsstelle für Portsmouth bewarb, schilderte er seine bisherige Laufbahn. Charles Napier ist am 6. März 1786, als der Sohn des ehemaligen Schiffskapitäns Napier, in dem Markfleccken Falkirk (Grafschaft Stirling) geboren. Vor 25 Jahren befehligte er die Brigg Recruit in Westindien und hielt sich 24 Stunden lang unter den Kanonen dreier französischer Linienschiffe. Diese flohen vor einem britischen Geschwader, dessen nächstes Schiff, ausser der Recruit, 5 — 6 Meilen weit entfernt war. Napier wurde durch Sir A. Cochrane sogleich befördert. Bei der Belagerung von Martinique steckte er die englische Flagge auf Fort Edward auf, wodurch viel Blutvergießen verhindert und die Belagerung bedeutend abgekürzt wurde. Hier wurde er zum Capitänmale verwundet. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland wurde er von der torystischen Admiralität ausser Activität gesetzt und diente nachher als Freiwilliger bei der englischen Armee in Portugal gegen die Franzosen. Zum Kommandanten des Schiffes Thames ernannt, kreuzte er in den mediterranischen Gewässern und brachte hier über 100 Kanonenboote und Handelsschiffe auf, rannte mit der Thames und der Fury erst auf den Hafendamm von Ponza und nahm die stark befestigte Insel, ohne einen Mann zu verlieren. Auf dem Curvalus versetzt, trieb er zwei französische Fregatten auf den Strand von Corsika. Als dem Mittelmeer wurde der Curvalus in die nordamerikanischen Gewässer versetzt. Napier vollführte in dem amerikanischen Kriege mit Kapitän Gordon folgende That: Sie führten ihre Fregatten durch eine Menge Hindernisse den Potomak hinauf bis an die Stadt Alexandria, wo sie die Magazine zerstörten und dem Feinde tausendfach Abbruch thaten. Auf ihrer Rückkehr hatten sie eine in den Strom vorspringende hohe Landspitze ganz nahe zu passiren. Hier waren, hinter Strauchwerk gedeckt, 4 bis 5000 Amerikaner aufgestellt, die durch ein einziges Pelotonfeuer die ganze Mannschaft beider Fregatten wegzublasen hofften. Gordon und Napier gingen aber nicht so leicht in die Falle. Als sie sich dem gefährlichen Punkte näherten, legten sie ihre Schiffe auf die Steuerbordseite, was die Wirkung hatte, die Mündungen ihrer Backbordkanonen zu erhöhen. Ueberdies wurde die Mannschaft durch unburchdringliche Mauern aufgehäufter Hängematten, Segel u. s. w. vor dem Flintenfeuer geschützt; die Kanonen wurden zweifach geladen, mit Kartätschen, Flintenkugeln, gehackten Eisen, Nägeln u. s. w. Damit wurde das Strauchwerk des Ufers schaff gefegt, und die Amerikaner flohen ohne ihre gehoffte Beute auseinander. Napier selbst jedoch entschlüpfte nicht ganz gesfrei. Allen Dersfett verachtend, sprang er auf eine exhöhte Stelle des Quarterdecks, um sich dem Feinde mit anzusehen, und erhielt hier in den Hinterhals eine Musketenkugel. Eine Folge dieser schweren Wunde ist die vorgebeugte Haltung seines Kopfes, was die Persönlichkeit des tapfern Kapitäns nur noch eigenthümlicher macht. Seine spätern Thaten sind wohl bekannt, namentlich seine in 12 Minuten bewerkstelligte Wegnahme der Flotte Dom Miguels. Mit gleichem Geiste hat er seinen jetzigen Dienst angetreten. Die Einnahme von Sidon soll er an Admiral Stopford in den lakonischen Worten gemeldet haben: „Sidon ist unser. Ich bin sehr staubig und sehr hungrig. Napier." Er befehligt jetzt das Linienschiff Powerful, 84 Kanonen, mit dem Rang eines Commodore.

## Aussprüche Mehemed Ali's.

Von den Engländern dürfen wir gewiß jetzt am wenigsten eine parteiische Beurtheilung zu Gunsten Mehemed Ali's erwarten. Daher sind noch einige Aeußerungen, die ihm das neueste Heft des militairisch-navalen United Service Journal in den Mund legt, als authentisch zu betrachten. Ein britischer Offizier, der eine Unterredung mit dem Vicekönige von Aegypten hatte, theilt nämlich nachstehende Bemerkungen von ihm mit, die, wie er hinzufügt, wörtlich übersetzt sind: „Ueberhein Sie über mich nicht nach dem Maßstabe Ihrer Kenntnisse. Vergleichen Sie mich vielmehr mit der Unwissenheit, die mich umgiebt. Wir können nicht auf Aegypten dieselben Gesichtspunkte wie auf England anwenden. Jahrhunderte waren erforderlich, um sie zu dem zu machen, was Sie sind, — ich dagegen habe nur erst wenige Jahre für mich. Bei Ihnen giebt es eine große Zahl intelligenter Leute, die ihre Regierung begreifen und deren Werk unterstützen; ich finde sehr wenige, die mich nur verstehen und meinen Gedanken nachkommen. Ich werde oft betrogen und weiß, daß man mich betrügt; viele Andere werden freilich auch betrogen, aber sie wissen es nicht. Ich suche Jeden auf, der mich belehren kann. Lesung und Thätigkeit sind Alles. Während der Speisen, Empörung sprachen Oberst D. und Herr M. mit mir und empfahlen mir, Geschichte zu studiren, um die Kunst des Regierens zu lernen. Ich bin zu alt, um Geschichte zu studiren. Mein Sohn schrieb mir und bat um Instructionen für die jetzige Lage, in der er sich befand. Ich dachte, die beste Instruction ist: ich gehe selbst. Und ich ging wirklich nach Jaffa und machte der Empö-

Digitized by Google

cung bald ein Ende. Das war praktische Regierung." — „Die Engländer haben viele Entdeckungen gemacht, aber ihre beste Entdeckung war die Dampfschifffahrt. (Ich entgegnete ihm, der Engländer sind die Dampfschiffe sey ein Nord-Amerikaner gewesen.) Hätten die Nord-Amerikaner nicht Väter gehabt, wie Ihr, so würden sie niemals so thätige Kinder gewesen seyn." — „Ich bin nicht so glücklich gewesen, selbstständigen Unterricht zu genießen. Ich war 47 Jahre alt, als ich lesen und schreiben lernte. Ich bin niemals auf Reisen gewesen und habe daher nie ein civilisirtes Land als das meinige gesehen. Darum bilde ich mir auch nicht ein, das jemals leisten zu können, was Ihr im Stande seyd, zu thun, und die Höhe zu erreichen, zu welcher Ihr gelangt seyd." — „Was hilft es uns, Euch nachzuahmen, wenn wir Euren Geist nicht haben? Wenn ich hier des Obersten Campbell Brinkleider anziehen wollte (hier sah er den sechs Fuß hohen Obersten an), würde ich darum auch so groß erscheinen und seyn, wie der Oberst Campbell ist?" (Mag. für die Lit. d. Ausl.)

## Deutschland's und Frankreich's Natur-Gränzen.

Ueber diesen jetzt von politischen Blättern und Rednern so oft berührten Gegenstand ist hier (Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung, 1840) eine Flugschrift von 16 Seiten erschienen, die zunächst an ein Wort Friedrich's des Großen erinnert. Dieses Wort befindet sich in den Considerations sur l'état actuel de l'Europe, die Friedrich als Kronprinz (im J. 1736) geschrieben und worin er die Berge des Elsaß als die deutschen Thermopylen und Bollwerken als das ehemalige Pyhrik der Deutschen bezeichnet. Hieran anknüpfend sagt der Verfasser Nachstehendes über Natur-Gränzen: „Natur-Gränzen können ihrer Natur nach zweierlei Art seyn: Höhen und Tiefen, oder trockene und nasse. Die tiefen und nassen Gränzen sind entweder Meere oder Flüsse. Breite Meere trennen nicht blos Völker, sondern selbst die entferntesten Menschenstämme, z. B. die sogenannten Rothhäutigen oder Bewohner der beiden Amerika östlich vom schwarzen afrikanischen und westlich vom hellen Malaischen Menschenstamme; aber sind sie von Inselstetten durchzogen, so befördern sie den geselligen Verkehr, wie die ausgedehnte Verbreitung des erwähnten malaischen Stammes von Hinterindien westlich bis nach Madagaskar, östlich bis zu den Sunda-Inseln, Philippinen, Karolinen und australischen Ketten von Neuguinea bis zur Osterinsel bewiesen. Das Meer wird hier eine Kette von Sunden, welche leicht überschifft werden. Flüsse sind noch leichtere zu überschiffen als Meere und Sunde, da sie schmaler sind und in höheren Breiten während des Winters sogar zufrieren und zur breitesten Brücke werden. Ein Fluß ist also eine schlechte Naturgränze, er müßte denn sreattig breit und in niedrigen Breiten seyn, wie der Amazonenstrom und Mississippi gegen ihre Mündungen. Der Fluß befördert vielmehr den Verkehr der Völker, und nicht blos dieselben Völkerstämme, sondern auch dieselben Städte, haben sich auf den gegenüberliegenden Ufern angesiedelt, wie London, Paris, Wien, Dresden, Berlin. Dagegen haben sich die Völkerstämme bis an die Gebirge gezogen, und Pyrenäen, Alpen, Karpaten waren von jeher nicht blos Wasserscheiden, sondern auch Völkerscheiden romanischer, germanischer und slavischer Stämme. So sind also nicht Flüsse, sondern Gebirge als ächte und rechte Natur-, Völker- und Sprachgränzen zu erkennen, und bis an den Fluß des Wasgau und an die Stufen des lothringischen Jura hört man die deutsche Zunge, so daß Arndt sehr richtig singt:

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es seyn,
Das wackre Deutscher nenne Dein.

Gebirge sind aber nicht blos als schwer zu übersteigende Hindernisse für Heere eine gute Naturgränze, sondern mehr noch als Trennungen der Handels- und Lebensverhältnisse. Seit die größten Gebirge von breiten, bequemen Kunststraßen durchzogen sind, haben sich die Schwierigkeiten der Verghindernisse sehr vermindert. Dagegen bilden Gebirge Trennung der Handelswege durch die Flüsse, wo nach Bergenberg's Berechnung „400 Meilen Wasserfracht nicht theurer sind als 3 Meilen Landfracht." — Natürlich ist dieß nur als Erwiederung der oft in französischen Zeitungen vorkommenden Behauptung vom Rhein als natürlicher Gränze Frankreich's zu betrachten. Im Uebrigen aber ist unser ungenannter Verfasser sehr friedlicher Natur und denkt nicht an Eroberungen. Wer er eigentlich ist, sagt er und mit dem letzten Worte seiner Vorrede, die mit der Bemerkung schließt, es sey dieß ein Wort zu den Nachbarn über die Gränze. (Mag. für die Literatur des Auslandes.)

## Erdbeben.

Die Berliner Voss. Zeitung berichtet aus Rußland: In einem Aufsatze über das Erdbeben in Armenien und die durch dasselbe veranlaßten Verwüstungen am Berge Ararat, von dem Naturforscher G. v. Helmersen, liest man Folgendes: An der Stelle, wo St. Jakob und Achurik standen, sind nun jetzt nur einen ungeheuern Steinhaufen, der tausend Menschen mit ihren Wohnungen, Feldern und Gärten begräbt. Nur 107 von Achurik Bewohnern, die während des Erdbebens nicht im Dorfe waren, entgingen dem Tode. Dem heftig erschütternden Ararat, in dessen Nähe der Boden wogte, stürzten mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit ganze Massen von Eis und Felsblöcken herab und verschütteten alles, was ist auf ihrem Wege antrafen. Das Eis, plötzlich in warme Luft versetzt, zerschmolz, vermengte sich mit Sand und Schutt und überfluthete alle Gauen auf zehn Werste weit. Am 24. Juni, um 9 Uhr, erfolgte ein zweiter, nicht minder heftiger Stoß von entsetzlichem Getöse begleitet. Das Eiswasser, mit Lehm und Sand beladen, überfluthete die ganze verschüttete Strecke noch einmal und erreichte sogar die Felder der Dörfer Aranäch, Sübagars und Dschufurlück. Das Tartarendorf Sübagars liegt nach Parrots Angabe 25 Werste (3¼ geogr. Mail.) vom Ararat, und wenn die Schlammströme bis in seine Nachbarschaft drangen, so muß die Menge des herabgestürzten und geschmolzenen Eises sehr groß, und mithin die Erschütterung des Berges außerordentlich heftig gewesen seyn. Einer der und zugekommenen Berichte schließt mit der merkwürdigen Nachricht, der Ararat habe seine Form verändert, die beiden Gipfel seyen verniedrigt und gebnet. Ist dem nun wirklich so, so muß; nach Parrots Darstellungen zu urtheilen, der große Ararat, der sich 13,530 Fuß über die Ebene des Araxes erhob, wenigstens ein Viertel dieser Höhe und mithin fast Alles Eis verloren haben. Könnten wir eine treue Abbildung des heutigen Ararat mit den Darstellungen Parrots vergleichen, so würde das wahre oder Falsche jenes Berichtes sogleich zu erkennen, und im Falle seiner Richtigkeit das Maß für die Größe der Zerstörung gegeben seyn. Ein so großer Verlust an Höhe könnte aber nur Folge eines Einsturzes, nicht eines Herabrollens allein seyn. In eben diesem Berichte wird die furchtbare Verwüstung einem vulkanischen Ausbruche am Ararat zugeschrieben. Diese Meynung, so heißt es darin, werde dadurch bestätigt, daß ein Lavastrom am Berge bemerkt wurde, und das Getöse unglaublich groß war. Die Nachricht über diesen Lavastrom ist aber sehr unbestimmt, daher Zweifelhaft, und da keiner der andern Berichte Feuer-Erscheinungen, Rauch, Flammen und glühender Massen erwähnt, so möchte ein Ausbruch zu bezweifeln, und die Verwüstungen am Fuße des Ararat nur die Folge heftigen Erdbebens seyn. Was man für Lava hielt, war, da ihres geschmolzenen glühenden Zustandes nicht erwähnt wird, wahrscheinlich nur ein Schlammstrom, eine lava d'acqua, wie man sie in der Champagna von Neapel zu nennen pflegt, also eine Masse ähnlich derjenigen, die Herculanum und Pompeji begrub,

Digitized by Google

welche nicht von einem feurigen Strome oder lava di fuoco, sondern von einem wäßrigen Schlammstrome bedeckt wurden.

## Der Papst und die Kardinäle.

Der heilige Vater, der 258ste Papst nach dem amtlichen Verzeichniß, ist am 18. September 1765 geboren, wurde den 21. Februar 1831 erwählt und vier Tage nachher gekrönt. Unter den Kardinälen sind 9 von Pius VII., 12 von Leo XII., und 36 von Gregor XVI ernannt, ohne sechs in petto gehaltene zu rechnen. Den Pius VIII. wurden nur wenige ernannt, und diese alle sind gestorben. Also besteht bei Weitem die Mehrzahl aus Ernennungen binnen der letzten zehn Jahre. Zweiundvierzig sind unter dem gegenwärtigen Pontifikat gestorben. Fünfzig der lebenden Kardinäle sind Italiener, dreißig aus dem Kirchenstaat, neun aus den sardinischen Staaten, nur vier aus dem Königreich beider Sizilien, eben so viele aus der Lombardei. Nur sechs sind Nicht-Italiener — Verhältniße, welche von den frühern sehr weit abweichen. Literarisch-berühmt sind außer Sr. Heiligkeit noch die Kardinäle Mai und Mezzofanti. Nur zwei römische Fürstenfamilien haben gegenwärtig Kardinäle: Giustiniani und Berberini. Der älteste ist 85, der jüngste 39 Jahre alt. Er verdankt seine schnelle Beförderung seiner Verwandtschaft mit Leo XII., welcher den gegenwärtigen Papst zum Kardinal ernannte (restituzione del Capello, wie Galeffi unter Pius VII.). Nur neunzehn sind unter 60 Jahre alt.

## Pot-Pourri.

### Oekonomisches.

**Brod vor Schimmeln zu bewahren.** Wenn der Teig geknetet wird, so gieße man unter das Wasser, womit man den Teig anfeuchtet, hundert Tropfen Lavendelwasser.

### Eine gute Wirthin.

Graf Hagen hatte seine Finanz-Angelegenheiten ein- für Allemal in zwei Perioden eingetheilt: in ausgebende und einnehmende; er gab nämlich aus, wenn er eingenommen, und nahm ein, wenn er ausgegeben hatte. Aber nun traf es sich einmal — und was trifft sich im Leben nicht Alles? — es traf sich, daß die Zeit der Ausgabe der der Einnahme den Rang abgelaufen hatte. Die Sache mußte geordnet werden. Aber wie? — Auch darin wußte sich unser Graf zu helfen. Die Gräfin trat eben ins Zimmer. — „Ah, Liebe, Sie kommen wie gerade recht! — Sie theilen gewiß meine Meynung, wenn ich sage, daß man heut zu Tage auf Ersparniß denken muß? — Wohlan, ich werde Sie mit einem allerliebsten Einfall überraschen. — Diese Bedecke und Servietten kosten enorme Summen — ein todtes Capital" — „Und?" — „Neusilber beträgt etwa nur den vierten Theil, und wird bei mir doch für ächt gehalten. Ich werde es also umsehen." — „Recht gut, Lieber, so habe ich auch gedacht und dieß längst schon besorgt."

## Anekdote.

Als Paul der Erste eines Tages in St. Petersburg über eine Brücke ritt, traf er auf einen Offizier, der Halt machte, und ihn mit schuldiger Ehrfurcht begrüßte. Der Kaiser erkannte die Uniform. „Dieser Mann", sagte er zu seinen Hofleuten, „gehört zu meinem Nichtswisseregiment." „Aber, Sire!" antwortete der Offizier, „ich weiß Alles." „So sol Sie wissen Alles, wirklich? nun, das wollen wir sehen. Wie viele Nägel bedurfte es, um die Bretter dieser Brücke festzuschlagen?" „Dreiundfünfzig Millionen neunhundert siebenundneunzig Tausend einhundert und zwölf." Ganz richtig! — aber wie viele Fische gibt es in der Newa von dieser Brücke bis Kronstadt?" Sechshundertzweiundvierzig Millionen, achthundertzweiundreißig Tausend, dreihundert und siebenundneunzig. „Wissen Sie das gewiß?" „Ganz genau, sonst würde ich es Ew. Majestät nicht gesagt haben!" — „Gut, das dachte ich mir auch, ich habe gern Antwort auf meine Fragen, ein Offizier muß Alles wissen." — „Das versteht sich, und der Kaiser?" — „Weiß Alles!" — „Wollen Ew. Maj. mir eine Frage gestatten?" — „Nun?" — „Wie heiße ich?" — Graf Valowski!" — „Mein Rang?" — „Kapitän der Garde." — „Tausend Dank Ew. Majestät!" Diese Anekdote erzählte ein französischer Emigrant, ein Augenzeuge der Begebenheit und Bekannter des Sekondelieutenants Krasanow, der so durch Unverschämtheit und eine Laune des Selbstherrschers Graf und Hauptmann der russischen Chevaliergarde wurde.

## Das fidele Element.

Wo auf Erden ich muß wallen,
Muß die Erde lustig seyn,
Wo mein frohes Lied wird schallen,
Zieht die Freude willig ein;
Denn es ist doch der Student,
Ein fideles Element!

Bin der Freude mächt'ger Hebel,
Der aus vollen Kräften pumpt;
Und doch spricht verhaßter Pöbel:
„Seht, das liebe Herrchen lumpt!"
Denn die schnöde Welt verkennt
Das fidele Element.

Ich bin Held bei Burschikosen,
Ich bin Krämer ohne Geld,
Handle nur mit frischen Rosen,
Und verkauf' im Saal die Welt;
Beim Commerce bin ich patent,
Ein fideles Element!

Meiner Taschen leere Räume
Füllen noch mit seltner Macht
Meines Wirthes schönste Träume,
Denn er sieht sie Tag und Nacht.
Das ist etwas von Magie,
Die kapirt so Mancher nie!

Was du willst, das kannst du kneten
Aus dem luft'gen Element;
Nur kein Ding zu festen Ketten,
Denn ich nenne mich Student,
Kenne aller Völker Brauch,
Und, wenn's seyn muß, trink' ich auch.

Lobt mir Durst nach Ruhm doktrinen,
Messet nur den Ruhm nach Durst!
Was die Menschen fühlen, binden,
Was sie trennen, ist mir Wurst;
Unbesorgt durch's Leben rennt
Ein fideles Element!

Heute schwing' ich hoch den Schläger
Und das Glas in freier Hand;
Morgen bin ich Würdenträger,
Häng' ein Kreuz an's Burschenband;
Doch mein Titel, der mich nennt,
Bleibt: Fidèles Element!

P. Schurer.

Digitized by Google

№. 52.
Neunter Jahrgang.
1840.

# Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Sultan Abdul Meschid. — Der Admiral Sir Robert Stopford. — Erdbeben. — Zeitungsschreiber in den Vereinigten Staaten. — Eine kurieuse Heirath. — Der Mondsüchtige. — Post-Pourri. — Deutsches Sylvesterabendblied für 1841.

## Sultan Abdul Meschid.

Von dem Maler Kretschmer aus Danzig sind wieder Briefe aus Konstantinopel daselbst eingetroffen, welche Folgendes mittheilen: Nachdem er in Aegypten den Auftrag erhalten hatte, Mehemed Ali zu malen, der sich aber von dort durch die drohenden Kriegserklärungen vertrieben sah, war er nach Konstantinopel gegangen, und hier ward ihm die Auszeichnung zu Theil, den Sultan zu portraitiren, was bis jetzt noch keinem Maler gewährt worden ist. Die gewissermaßen vertrauliche Annäherung eines jungen Künstlers an ihr so selten aus dem Schatten des Harems hervortretende türkische Majestät hat etwas so Eigenthümliches, daß es nicht uninteressant seyn dürfte, Einiges darüber mitzutheilen. Kretschmer wurde dem Sultan am 15. Okt. zum erstenmale vorgestellt; der preußische Gesandte Graf v. Königsmark, hatte ihm hiezu den Secretair Feste als Dragoman mitgegeben. Im Serail angelangt, vergingen mehrere Stunden im Warten. Endlich eröffneten sich, schreibt Herr Kretschmer, die Flügelthüren, und der Beherrscher der Gläubigen stand vor mir. Er trug einen blauen Rock mit rothem Kragen, beinahe nach dem Schnitt der Uniformen unserer Kavallerieoffiziere. Auf seiner Brust hing der Nischan, sein Orden, zusammengesetzt von strahlenden Brillanten. Die Stickerei des Oberrocks prangte von Gold und Brillanten. Mit einer nachlässigen Haltung, mich mit den Augen fest anblickend, nahm er Platz und ließ mir wissen, daß er hoffe, ich werde in diesem ersten Bilde, welches von ihm gemacht werde, seinen Erwartungen von meiner Kunst entsprechen. Ich begann meine Arbeit und hatte vollig Zeit, die interessante Physiognomie des jungen Monarchen zu studiren: sie ist minder schön und geistvoll, etwas von Blattermarben entstellt, die Farbe bleich, und scheint eher einem jungen Manne von 22 Jahren, als einem Jünglinge von 18 Jahren anzugehören; der Kinnbart ist schon ziemlich stark, der Schnurrbart erst im Wachsen. Aber ein seelenvoller Zug von Herzensgüte und Weichheit der Empfindungen, die sich darauf ausdrückt und sich sogar in seiner leisen Sprache andeutet, die aber ein höchst anziehendes Organ zeigt, gewannen mich im ersten Augenblick, sie nahmen mich später, als ich ihn länger beobachtet hatte, gänzlich für ihn ein. Seine Unterhaltung war durchaus ungezwungen; er, der nie in ein näheres Zusammenseyn mit einem Europäer getreten war, als höchstens mit den Gesandten, die er doch auch nur in kurzen, ceremoniösen Audienzen gesprochen hatte, schien an der Art und Weise unserer Unterhaltung Gefallen zu finden. Seine theilnehmenden Aeußerungen gingen so weit, daß er sich nach meinen Eltern und deren Stand und Verhältnissen genau erkundigte. Er fragte: ob ich es ihnen geschrieben, daß ich ihn male, und als ich dieses bejahte, meinte er: Nicht wahr, dieß wird Ihren Eltern viel Freude machen? Bei den spätern Sitzungen ward er immer herablassender gegen mich und ich suchte bescheiden, die Unterhaltung nicht allzulang zu lassen, weil es so allein möglich war, mich den ernsten Arbeiten und den großen Herrschern darzustellen, sondern die Pflege des liebenswürdigen jungen Fürsten; so wie er sich gewöhnlich gibt, aufzufassen. Er klagte zuweilen über die Ermüdung von Staatsgeschäften, die er doch so gern trage, wenn es ihm nur gelänge, sein armes Volk zu beglücken. Als er erfuhr, daß in Preußen Jeder und auch ich Soldat sey, äußerte er, seine Soldaten wären schon brav, sie schlügen sich in Syrien jetzt sehr gut, weil sie in dem Erzherzog Friedrich und dem Commodore Napier gute Anführer hätten; ihnen solche zu verschaffen, müsse seine erste Sorge seyn. Alle Aeußerungen des jungen Monarchen zeugten von einer hohen Liebe für sein Volk und von einer nicht gewöhnlichen Umsicht und selbst von einer genauen Kenntniß der Staatsgeschäfte, welche die vortrefliche Bildung bekunder, die ihm sein Vater hatte geben lassen. Sein Bestreben, sich von den europäischen Zuständen, Einrichtungen und Sitten zu unterrichten, giebt die vortheilhafteste Idee von seinen Geistesanlagen. Alles, was ich von ihm hörte, berechtigte mich zu der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft seines Landes, wenn erst die politischen Verwirrungen gelöst sind, welche jetzt das kräftige Einschreiten des Herrschers zur Bildung des Volkes und die eigene geistige Entwickelung der Unterthanen hemmen." Hr. Kretschmer hat sich bei den wiederholten Sitzungen sechs Stunden in Anwesenheit des Sultans befunden; das Porträt ist ähnlich und zur Zufriedenheit des Großherrn ausgefallen; der Maler hat die Erlaubniß erhalten, es für sich zu copiren und wird nach seiner Rückkehr eine Lithographie davon veranstalten.

## Der Admiral Sir Robert Stopford

ist am 5. Febr. 1768 geboren als der dritte Sohn des Grafen v. Courtown. Er trat sehr frühe in die Marine, und diente zuerst an Bord des Prince George unter dem Contre-Admiral Digby, auf der amerikanischen Station. Im Jahr 1790 ward er Post-Capitän, und bekleidete als solcher die Fregatte Lowestoffe im Kanal. Als Befehlshaber des Acquilon von 32 Kanonen nahm er am 1 Juni 1794 an der siegreichen Seeschlacht Lord Howe's gegen die Franzosen Theil. Im folgenden Herbste segelte er als Befehlshaber des Phaëthon in dem Geschwader, das die Prinzessin Caroline von Braunschweig nach England geleitete. Er diente dann in der Flottenabtheilung des Admirals Cornwallis, trieb das französische Schiff Echouë auf den Strand, und nahm in Gesellschaft des Affon die Daphne und Flore. Im Jahr 1798 kreuzte er unter Sir John Borlase Warren auf der Höhe von der Insel d'Yen (Vendée), und nahm und zerstörte eine Reihe von Caper- und Transportschiffen und Kanonenboten. Im Jahr 1799 nahm Stopford, als Befehlshaber des Linienschiffes Excellent, den Cutter l'Actethuse und mehrere Handelsschiffe, und diente dann eine Zeit lang in den westlichen Gewässern. Im Jahr 1804 diente er im Mittelmeer unter Nelson, mit dem er auch im Jahr 1801 den Zug gegen Kopendagen gemacht. Im Jahr 1806 ward er in der siegreichen Seeschlacht unter Sir John Duckworth auf der Höhe von San Domingo verwundet. Im Jahr 1808 stieg er als Contre-Admiral zur Kanal-Flotte, in welcher Eigenschaft er durch seine Theilnahme an dem Versuch gegen die französische Flotte auf der Rhede von Aix, einen Angriff im baskischen Meer-

Digitized by Google

dusen u. s. w. sich den wärmsten Beifall des Oberbefehlshabers Lord Gambir und eine Danksagung des Parlaments erwarb. Im Jahr 1812 ward er Vice-Admiral, 1815 ein Ritter-Commandeur des Bath-Ordens, und seitdem hat er den Rang eines Admirals von der rothen Flagge erlangt. Aus seiner im Jahr 1809 geschlossenen Ehe leben ihm mehrere Kinder.

## Erdbeben.

Herr F. Carvella, Dr. der Medicin und Professor der Chemie auf der Insel Zante, stattete der Redaktion der Gazzetta di Venezia nachstehenden Bericht über das jetzt verheerende Erdbeben ab:

„Zante bietet den Anblick einer bombardirten Stadt dar; nur sehr wenige Häuser sind von den furchtbaren Erbstößen am 30. Oktober, Morgens 9 Uhr 40 Minuten, verschont geblieben. Wohin wir unsere Blicke wenden, liegen die Häuser in Trümmern, oder man muß deren Einsturz jeden Augenblick erwarten. Ueberhaupt giebt es fast in einzigen Gebäude, welches nicht starke Risse bekommen hätte. Weit größer ist das Unglück noch auf dem Lande. Schöne und bevölkerte Dörfer sind gänzlich vernichtet und die noch stehenden haben stark gelitten. Die meisten Landhäuser in der Nähe der Stadt sind nicht mehr. Zur Nachtzeit wurden Tausende von Menschen ihren Untergang gefunden haben; in der Festung ist auch nicht eine Kaserne, nicht ein Haus stehen geblieben, und die ganze, aber doch der größte Theil der Garnison wäre unter den Trümmern begraben worden; doch Gott Lob! man zählte in der Stadt und in den Dörfern nur 8 Todte und 30 mehr oder minder schwer Verletzte. Unter den Todten befinden sich zwei Knaben aus England. Ich vermag den Schrecken der Einbildung mischen und Fremden im Augenblicke der Katastrophe nicht zu schildern. Alle liefen bewirrt durch einander, und dann eilte Jeder, nach seiner eigenen Familie zu sehen. Jeder fürchtete irgend ein theures Opfer unter den Trümmern seines Hauses zu finden. Wie durch ein Wunder sind in einer Schule, wo die Mauern einstürzten und das Dach mit sich niederriß, die drei versuchten Knaben glücklich durch einen engen Raum entronnen, welchen das Schicksal frei gelassen hatte. Auch ich war in der größten Gefahr. Von einem Krankenbesuche zurückkehrend, befand ich mich in jenem schrecklichen Momente in einer sehr engen Gasse, wo beyde die hohen Häuser zu wanken begannen. Ich fing an, aus allen Kräften zu laufen, um den nahen freien Platz zu erreichen; aber das Erdbeben war der Art, daß ich gleich einem Trunkenen hintaumelte. Hinter mir stürzten die Mauern zusammen. Nach dem ersten furchtbaren Stoße war die Erde einige Tage fortwährend in Bewegung. Es verging keine Viertelstunde, wo nicht mehr oder minder heftige, mehr oder minder lang anhaltende Erschütterungen erfolgt wären. Nach und nach nahmen sie jedoch an Zahl ab, und es traten dann Pausen von einigen Stunden ein. — Die Bewegungen werden indeß, wie wir aus früherer Erfahrung wissen, 30 — 40 Tage anhalten. Der heftigste Stoß dauerte 20 — 25 Sekunden, in der Richtung von Süden nach Norden und in wellenartiger Bewegung von unten nach oben. Diejenigen, welche sich auf dem Meere befanden, sahen die Insel plötzlich mit einer Staubwolke bedeckt. Die Erschütterung wurde gleichzeitig, aber weniger heftig in Cephalonia, Missolunghi, und wie es heißt, sogar in Corfu verspürt. Es war der schönste und heiterste Tag, den man unter diesem Himmel haben kann. Das Barometer zeigte 18½ Z. und behauptete sich auf dieser Höhe bis heute; das Thermometer stand 18° Fahrenheit. Viele hatten, von dem einladenden Wetter angelockt, eine Landpartie unternommen; aber ein Moment zerstörte ihr Vergnügen. Kaum war die erste Angst vorüber, so bemächtigte sich Aller ein fromes Gefühl: die Kirchen füllten sich mit Menschen. Viele beichteten öffentlich und verlangten das heilige Abendmahl, in dem Gedanken, daß die letzte Stunde ihres Lebens gekommen sey; Abends und an den folgenden Tagen wurden mehrere Processionen abgehalten. Die Reliquien unseres Schutzpatrons wurden aufgestellt, und man sah Tausende jeden Ranges und Standes vor denselben hinstürzen und um Hülfe flehen. Ein allgemeines Fasten war angeordnet, welches von der Bevölkerung, ja selbst von jenen beobachtet wurde, welche sich über gewisse Zeen erhaben halten. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe (2 Uhr Nachmittags), verspürt man einen neuen, sehr starken Stoß. Ich glaube, dieses Erdbeben rührt von einem unterirdischen Vulkan her, welcher in der Nähe von Zante seyn muß. Bekanntlich befinden sich in dem sogenannten Thale von Chieri, im südlichen Theile der Insel, Naphtaquellen, deren schon Herodot Erwähnung thut. Diese haben sich allmählich geschlossen. In einem andern Theile sind Schwefelkalkhügel, wo man einige Tage früher in verschiedenen Erdabschnitten ein Getöse vernahm, das dem Rachall von Kanonenschüssen ähnlich war, und dieses Getöse dauert auch jetzt noch fort, mitunter so stark, daß keine Unterhaltung begleitet oder gefolgt wird. Die Anwohner versichern, daß das Erdbeben hart begonnen und sich mit Blitzschnelle gegen Norden hingezogen habe. Von dem daselbst befindlichen Berge Scopo stürzten mehrere Felsstücke herab, alle Gebäude in jener Richtung brachen zusammen, und so ging es immer weiter, bis die Stöße den entgegengesetzten Theil der Insel, am Cap Schinari, erreicht hatten. Hier waren die Stöße auch minder heftig, und sie richteten nicht so großen Schaden, wie bei uns und in den Dörfern der Ebene an. Unsere Annalen erwähnen in einem Zeitraume von hundert Jahren fünf starker Erdbeben, und auf jedes folgte gewöhnlich ein dritten Jahrzehend ein neues. Jenes, welches ich im Jahre 1820 erlebte, war zwar auch sehr stark, doch, so wie die Folgen, in keinem Vergleiche mit dem jetzigen. Dieses soll sogar das im Jahre 1791 übertroffen haben. Man schätzt den Schaden auf mehr als 1½ Millionen Thaler an. Wir müssen der Vorsehung besonders danken, daß das Wetter fortwährend sehr schön ist, so daß man vor dem Beginne der rauhen Jahreszeit wenigstens die Häuser nothdürftig machen und die Hütten in den Dörfern herstellen zu können hofft.

## Zeitungsschreiber in den Vereinigten Staaten.

Die „Allgemeine Zeitung“ enthält einen Aufsatz: „Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten,“ aus welchem wir Folgendes mittheilen wollen: „Das Zeitungsschreiben und Parteiführen hier zu Lande ist eine Sache, welche den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Rede an der Wahl hat zum Beispiel der Redacteur, von zwanzig oder dreißig Parteigängern umringt, auf seinem Sessel, und scharrt einleitende Artikel. Neben ihm liegen zum geladene Pistolen (wie gesagt) vor ihm Cartousen, Schmähschriften und schuß bis hundert, auch zweihundert Wahlzettel. Nun wird zuerst mit der Scheere gearbeitet. Man nimmt aus den Wahlzeitungen das jenige heraus, was zur Politik der Partei paßt, vergißt aber alles Günstige und verschweigt aber vorzugsweise alles, was den Gegnern einen höhern Standpunkt anweist, und pflegt sodann Rücksprache mit den Führern. Diese berichten nun, was in diesem oder jenem Staatstheile, in dieser oder jener Grafschaft vorgefallen, wie sich dort durch diesen oder jenen Fall die öffentliche Meynung geändert habe, was das Volk in Lebensfrage bestyt hat oder verlieren könnte, wie man hier auf seine Gegner, dort auf seinen Eigennutz und wieder an einem andern Platz auf seine Ehrentriebe wirken könnte u. s. w. Plötzlich verbreitet sich der Redakteur und geberet Ruhe. Es ist dies der Moment der Inspiration, in welchem er neue Artikel liefert — die Virginer für alle ihm vorgestellten Wahlzettel. Gleich nachher laufen neue Berichte ein — neues Nach, neue Karfunkeln, neue Paragraphe. So geht das Ding bis spät in die Nacht hinein, wenn der Redakteur nicht etwa abgerufen wird, um an

Digitized by Google

diesem oder jenem Orte eine Rede zu halten. Gibt es eine Volksversammlung, so darf der Redakteur darauf rechnen, von seiner Partei, insofern er ihr hülfreiche Hand geliehen, mit Hurrahs und Ehrenbezeugungen überhäuft zu werden; die Gegenpartei dingegen wirft ihm, wie voraussehbar, die Fenster ein. Gibt er selbst zur Versammlung, so sieht er zu, daß er bei seinem Auftreten als Redner von den handfestesten Kerls seiner Partei, die man rank and file (Reih' und Glied) nennt, umgeben ist, und während er mit einer Hand deklamirt, hält er nicht selten die andere am Pistol, das er auf Anrufen seiner Freunde in der Tasche hat. So angefaßt mußte es Hr. Grund machen, der in der doppelten Eigenschaft als Anführer einer deutschen und amerikanischen Partei bei seinen politischen Predigten unter den Irländern und Fabrikarbeitern nicht selten mit Backsteinen, faulen Eiern u. s. w. begrüßt wurde, und oft in der Mitte einer Rede begriffen war, während der Gegenpartei sich anschickte, das Gerüst, auf welchem er stand, umzuhauen und zu zertrümmern. Offen ungeachtet hielt er drei bis vier Proben Tag und Nacht in Bewegung, und verbrieitete in den letzten sechs Monaten eine halbe Million Pamphlete. Im Innern von Pensylvanien wollte man wechselsweise ihn lebendig schinden oder aus lauter Freude über seinen Eifer den Damen überantworten, während er bei seinem Auftreten in New-York ein ganzes Bataillon von ungefähr 2000 freiwilligen Amerikanern fand, die ihn gegen jeden Angriff der Gegenpartei sichergestellen bereit waren. — Dieß ist das Leben eines Politikers und Zeitungsschreibers in den Vereinigten Staaten, und wer es dort zu irgend einer hervorragenden Stellung bringt, der bezahlt diese Auszeichnung mit seiner Ruhe, seiner Gesundheit und nicht selten mit seinem Leben."

## Eine kuriose Heirath.

Die Weltgeschichte hat Beispiele aufzuweisen, daß Schauspielerinnen, Sängerinnen, überhaupt weibliche Wesen, welche der Bühne angehörten, durch Heirath in äußerste Lebensverhältnisse gekommen. Leipzig schmückte sich in dieser Beziehung Einiges geleistet zu haben, und die Gräfin Reuß, die ehemalige Sonntag, ist ein lebender Beweis für das Obengesagte. Aber die glänzendste Heirathsparthie hat sich die vor zwanzig Jahren, weltberühmte Primadonna Fabri erfungen, der noch die Pasta und Pelaroni als zweite Sängerinnen zur Seite standen. Sie ist die Schwiegertochter des Groß-Moguls von Indien. Das Glück dieser Frau hat nur ein Schiffbruch herbeigeführt. Für die italienische Oper nach Canton in China verschrieben, besaß die Sängerin das von Neapel dahin abgehende Schiff. Ein Sturm warf dasselbe an die indische Küste, und nur ein Wunder rettete das Leben der Sängerin. Zufälliger Weise befand zur selben Zeit der Sohn des Groß-Moguls an dem Theil der Küste, welcher die arme hülflose Sängerin aus den Wogen empfing, gegen die Tippo Saib befreigenden Engländer. Er findet die von allem entblößte Fremde, und sie sehen und lieben nur Eins. Es sprach schlecht Englisch. Sie nur Italienisch. Wie sich also verstehen? Aber der Gesang ist eine allverständliche Weltsprache, und kaum hatte sie einige Coloraturen emporklingen lassen — fiel die ganze indische Armee, an der Spitze der Sohn des Mogul zu ihren Füßen. Im Triumphe wurde die Sängerin nach der Hauptstadt geführt, und hier erklärte der junge Mogul dem alten, er werde nie ein anderes Weisen sein Weib nennen als diese Fremde. Der alte Mogul fand sich durch den Liebesrig und die herrliche Stimme des Mädchens bewogen, die Mesalliance Heuratheste fahren zu lassen, und bald war das Band, welches der Zufall hingeworfen, fest um zwei glückliche Herzen geschlungen. Das die interessante Sängerin dem jungen hübschen Mogul die Hand zu reichen nicht einen Augenblick zögerte, versteht sich von selbst, wenn man den Charakter eines Mogulz zu würdigen weiß. Später bewog die berühmte Frau ihren Gemahl, Indien zu verlassen und ihre Heimath, den sonnigen Italien zuzusteuern. Auch darein willigte der zärtliche Gatte, und Beide lieben jetzt in der glückseligsten Ehe, gefegnet durch einen hoffnungsvollen Sohn, in einem herrlichen Pallaste zu Castellamare bei Neapel. Der Schiffbruch, oder wie man Schwiegerschwester des Großmoguls werden kann, wäre ein prachtvoller Stoff für einen Baudevillefchreiber.

## Der Mondsüchtige.*)

Eine kleine Strecke oberhalb Gondorf, im Moselthale, erhebt sich auf dem felsigen Ufer des Flusses ein einfaches steinernes Kreuz mit der Inschrift: Nickel Oswalde. Lange stand ich davor und sann nach, zu welchem Zweck es der fromme Spender wohl hierher gesetzt haben mochte, als ein ehrlicher Bauer den schmalen Pfad heraufklimmte. Ich stumme nicht, ihm meine Neugierde zu offenbaren, und er kramte auch alsbald mit jener Gutmüthigkeit, welche den Bewohnern des schönen Moselthales fast ohne Ausnahme eigen ist, den Schatz seines Wissens aus.

„Es mögen wohl weit über hundert Jahre sein," begann er, „als da oben auf dem Felsen ein netter Hof stand. Der Besitzer war ein alter, geiziger Mann, der, sagt man, aus Trier hierher gezogen sein soll. Er hauste droben, und bekümmerte sich um keine menschliche Seele, weder in Gondorf noch Lehmen. Im Anfang sprachen die Leute wohl manchmal über ihn, aber endlich, da er Keinem etwas zu Leide that, verger man ihn beinahe ganz. Der Müller in dem Gondorfer Thal, nach dem Maifeld zu, war fast eben so ein Kauz, wie sein Nachbar auf der Höhe, nur munkelte man von ihm allerlei weit bösere Sachen. Viele wollten ihn manchmal zur Nachtzeit begegnet sein; ein paarmal wurden etliche Reisende erschlagen, und wer weiß was mehr. Plötzlich hieß es in Lehmen, auf der Gondorfer-Höhe spuke es. Von dem Lubentinusfeste aus Cobern heimkehrende Bauern wollten auf dem Fel on um Mitternacht eine weiße Gestalt gesehen haben. Der Herr Pastor verwies den Leuten ihren Aberglauben, allein es hatten es zehn und noch mehr Menschen gesehen, und so beschloß er, selbst in einer mondhellen Nacht an Ort und Stelle die Sache zu prüfen. Die Leute hatten wirklich nicht gelogen; die weiße Gestalt erschien auf dem Felsen, als aber der geistliche Herr genauer hinsah, erkannte er in ihr Niemand anders, als den Fremden, der vor Kurzem hierher gezogen war. Er kehrte nunmehr in das Dorf zurück, und den andern Tag war es in der ganzen Gegend bekannt, der Herr Oswaldo sei mondsüchtig. Das mußte auch der böse Müller erfahren haben, denn er stellte sich alsbald am Abhang des Felsens auf die Lauer. Sein raubgieriger Sinn trachtete nach dem Gelde des Nachtwandlers. Er wußte, daß dieser das Haus ganz allein bewohnte, und glaubte, sich leicht durch die offene Thüre einschleichen zu können. Die erstaunte er, als er das Hofthor wohl verschlossen fand. Seine Wuth stieg mit jedem Augenblick; kein wandrer der Mondschütze sorgenlos an dem furchtbaren Abhang des Felsens. Ein einziger Stoß konnte ihn auf ewig verstummen machen. Der Müller war bald entschlossen; wurde Oswaldo von dem Felsen hinabgestürzt, er hatte keinen Zeugen seiner Unthat, und wer wußte, was der Gemordete an baargeldigem Hab und Gut besessen? Leise schlich er sich hinter den Wandelnden, riß ihm mit der Linken den mächtigen Schlafsfeldum aus der krampfhaft geballten Faust, und stürzte mit der Rechten den Schlafkrunkenen den Felsen hinab, daß seine Glieder zusammenkrachten an dem spitzen Gestein zerschellten. Dann eilte er ins Haus zurück, zündete einen Kienspan an, und begann nach den verborgenen Schätzen zu suchen. Bald fand er reichere Ausbeute, als er gehofft. In einer wohlverschlossenen Truhe lagen, für sein Auge, unermeßliche Schätze gehäuft. Hals- und Armspangen von Mit-

*) Aus dem so eben erschienenen Werke: „Das Moselthal. Sagen, Forschen und Geschichten, gesammelt und herausgegeben von Fr. Mosl. Nebst einem Handbuch für Reisende. Koblenz, Verlag von J. Hölscher. 1840."

Digitized by Google

Erſt wollte er im Uebermuth den Tanz
Allein mit den Kriegsmächten tollkühn wagen, —
Beim Ernſte der Quadrupel-Allianz
Muß freilich die Kriegsflamme er vertagen.
Dafür ſetzt durch das Jus canonicum
Oeſtreich und England, Syrien in Flammen,
Bei des Geſchützes hölliſchem Gedrumm
Stürzt Beirut und dann Acre flugs zuſammen.

Der dritte König Friedrich Wilhelm ſchied
Von ſeinem Volke, den erhab'nen Seinen,
Und Preußens Schutzgeiſt tief erſchüttert ſteht
An ſeiner Gruft man heiße Thränen weinen.
Doch Friedrich Wilhelm, nun der Vierte, ſchwur,
Die Nation nicht minder zu beglücken,
Es ſoll auf ſeines Herrſchens reicher Flur,
Sein Volk die Blüthe des Geſammtwohls pflücken.

Mit Oeſterreich aufs Innigſte vereint,
Europa will die Ruhe Er erhalten;
Die Friedensſonne, die noch immer ſcheint,
O möchte ſie wohlthätig ferner walten!
Der deutſche Bund macht kräftig ſich bereit —
Was ſichert fremder Kriegeluſt ihr Mißlingen;
Wenn die Marſeillaiſe ſie auch ſchreit,
So werden wir, nicht blos ein Liedlein ſingen.

Dein Tagwerk haſt du lebensmüdes Jahr
Bei uns höchſt lob- und dankenswerth vollendet,
Und dem Pallaſt, dem Heerde, dem Altar —
Dasjenige, was ihm gebührt, geſpendet; —
Und darum lege dich zur ſanften Ruh, —
Allein vorher noch ſey es deine Sache,
Dem Herrn Succeſſor anempfehle du,
Daß er, wo möglich, — es noch beſſer mache

Zuvörderſt ſoll er unſerm Vaterland
Erfreuliches im reichſten Maaße bringen,
Und feſt der Eintracht ſchönes Blüthenband
Um jeden Stand, um jedes Alter ſchlingen. —
Geſegnet ſey der König auf dem Thron,
Den jede ſelt'ne Herrſchertugend ſchmücket,
Und der mit feſter Hand die Nation
Beharrlich und gerecht fortan beglücket.

Der Name **Ludwig** bleibe Bayerns Hort!
Er, welchem alle Herzen höher ſchlagen;
Wo er gebietet, und ſein Königswort,
Des Reiches Glück und Ruhm muß hochauf ragen.
Heil bringe der erhab'nen Königin,
Dem Königshaus mit hehrem Glanz umgeben,
Des Landes Wohlfahrt bleibe ſein Gewinn,
Hoch, lange und geſegnet ſoll es leben!!

Nebſt dieſem gieße es ſein Füllhorn aus
Nicht ſparſam auf Auguſta's weite Hallen;
Wohlthätig laſſe es auf jedes Haus
Vom Segensthau ein Portiönchen fallen; —
Vorzüglich unſerm erſten Conſul ſey
Im Lichtzgewand geſegnet ſein Erſcheinen,
Er, der parteilos, kräftig ſtrebt und frei,
Mit unſrer Liebe unſer Glück zu einen.

Es einet uns nun mit der Reſidenz,
Das ehrne Band, vollſtändig uns beſchieden;
Schon trieb es, wie der blumenreiche Lenz,
Der Eintracht, der Verſchwiſ'rung holde Blüthen;
O möchten ferner lieblich ſie gedeih'n,
Daß wir uns durch und durch verbrüdert wähnen;
Denn mit den braven Münchnern eins zu ſeyn,
War längſt Auguſta's Wunſch und ſtilles Sehnen.

Es ſoll der Fleiß und die Kunſtthätigkeit
Die Fittige weit ausgedehnt entfalten;
Das Merkantil ſich heben weit und breit
Und ſich dieß Jahr zum höchſten Flor geſtalten;
Das Kriegsgeſpenſt, es bleibe feſt gebannt
In dunkler Kluft, daß es ſich nicht kann regen,
Die Friedensſonne leuchte jedem Land,
Und jedem Haupt der Menſchheit, klar — ihr Segen.

An Neuigkeiten wird es deßhalb nicht
Der „**Abendzeitung**“ und dem „**Sammler**“ fehlen,
Wenn ſie die Novitäten-Kränze flicht
Aus aller Länder Zweigen, kaum zu zählen.
Vor allem webt ſie ihren Dank hinein
Für ihre hochverehrten Abonnenten,
Die im geſchätzten zahlreichen Verein
Ihr gerne folgten, ſich nicht von ihr trennten.

Der Aushängſchild macht nicht des Wirthes Werth,
Nur was im Innern er pflegt aufzutiſchen; —
Der Wirth, der hier mit Ihnen gern verkehrt
Traktirt die Gäſte nicht mit faulen Fiſchen.
So kommen Sie! denn ſein Hotel iſt hier
Neu, weit und endlos dabei ſein Beſtreben —
Wie bisher auch auf endloſem Papier
Den Schatz an Abonnenten zu erheben.

Digitized by Google